Es war, roman von Hermann Sudermann

Hermann Sudermann

Digitized by Google

THE GIFT OF

Digitized by Google

838
S94ew

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger
Stuttgart und Berlin

Die nachstehend verzeichneten Romane und Novellen sind auch in Leinwand gebunden zu beziehen

Preis für den Einband 1 Mark

	Geheftet
Andreas-Salomé, Lou, Aus fremder Seele. Eine Spätherbstgeschichte. 2. Auflage	M. 2.—
—„— Fenitschka. Eine Ausschweifung Zwei Erzählungen	M. 2.50
—„— Ma. Ein Porträt. 3. Auflage	M. 2.50
—„— Menschenkinder. Novellencyklus. 2. Auflage	M. 3.50
—„— Ruth. Erzählung. 4. Auflage	M. 3.50
—„— Im Zwischenland. Fünf Geschichten. 2. Aufl.	M. 3.50
Anzengruber, Ludwig, Wolken und Sunn'schein 2. Auflage	M. 3.—
Arminius, Wilhelm, Der Weg zur Erkenntnis	M. 3.—
—„— Yorks Offiziere. Historischer Roman	M. 3.50
Bertsch, Hugo, Die Geschwister. Mit einem Vorwort von Adolf Wilbrandt. 9. Auflage	M. 2.50
Bobertag, Bianca, Moderne Jugend	M. 4.—
Böhlau, Helene, Salin Kaliske. Novellen. 2. Aufl.	M. 3.—
Bourget, Paul, Das gelobte Land	M. 3.—
Boy-Ed, Ida, Die Lampe der Psyche. 2. Auflage	M. 4.—
—„— Um Helena. 2. Auflage	M. 3.50
—„— Die säende Hand. 3. Auflage	M. 3.50
—„— Die große Stimme. Novellen. 3. Auflage	M. 2.—
Bülow, Frieda v., Kara	M. 4.—
Burckhard, Max, Simon Thums. 2. Auflage	M. 3.—
Busse, Carl, Die Schüler von Polajewo. Novellen	M. 2.50
Ebner-Eschenbach, Marie v., Erzählungen. 4. Aufl.	M. 3.—
—„— Božena. Erzählung. 6. Auflage	M. 3.—
—„— Margarete. 5. Auflage	M. 2.—
— Moriz v., Hypnosis perennis. Ein Wunder des heiligen Sebastian. Zwei Wiener Geschichten	M. 2.—
Eckstein, Ernst, Nero. 7. Auflage	M. 5.—
Ertl, Emil, Mistral. Novellen	M. 3.—
Fontane, Theodor, Quitt. 2. Auflage	M. 3.—
—„— Unwiederbringlich. 4. Auflage	M. 3.—

Digitized by Google

	Geheftet
Fontane, Theodor, Vor dem Sturm. 6. Auflage	M. 4.—
Fulda, L., Lebensfragmente. Zwei Novellen. 2. Aufl.	M. 2.—
Gleichen-Rußwurm, A. Freiherr v., Vergeltung	M. 3.50
Grimm, Herman, Unüberwindliche Mächte. 2 Bde. 3. Auflage	M. 8.—
Haushofer, Max, Planetenfeuer. Ein Zukunftsroman	M. 3.50
Heer, J. C., An heiligen Wassern. 17. Auflage	M. 3.50
—„— Der König der Bernina. 18. Auflage	M. 3.50
—„— Felix Notvest. 8. Auflage	M. 3.50
—„— Joggeli. Die Geschichte einer Jugend. 7. Aufl.	M. 3.50
Heilborn, Ernst, Kleefeld	M. 2.—
Herzog, Rudolf, Der Graf von Gleichen. 3. Auflage	M. 3.50
—„— Die vom Niederrhein. 4. Auflage	M. 4.—
Heyse, Paul, Buch der Freundschaft. 7. Auflage	M. 3.60
—„— Kinder der Welt. 2 Bände. 22. Auflage	M. 7.20
—„— Neue Märchen. 4. Auflage	M. 4.—
—„— Marthas Briefe an Maria. 2. Auflage	M. 1.—
—„— Meraner Novellen. 10. Auflage	M. 3.50
—„— Novellen vom Gardasee. 4. Auflage	M. 4.50
—„— Im Paradiese. 2 Bände. 13. Auflage	M. 7.20
—„— Der Roman der Stiftsdame. 12. Auflage	M. 3.60
—„— Moralische Unmöglichkeiten u.a. Novellen. 3. Aufl.	M. 4.50
—„— Unvergeßbare Worte und andere Novellen 5. Auflage	M. 3.60
Hillern, Wilhelmine v., 's Reis am Weg. 3. Aufl.	M. 1.50
—„— Ein alter Streit. 3. Auflage	M. 3.—
—„— Der Gewaltigste. 3. Auflage	M. 3.50
—„— Ein Sklave der Freiheit. 3. Auflage	M. 5.—
Höcker, Paul Oskar, Väterchen	M. 3.—
Hopfen, H., Der letzte Hieb. Eine Studentengeschichte 4. Auflage	M. 2.50
Huch, Ricarda, Erinnerungen von Ludolf Ursleu dem Jüngeren. 5. Auflage	M. 4.—
Junghans, Sophie, Schwertlilie. 2. Auflage	M. 4.—
Kaiser, J., Wenn die Sonne untergeht. Novellen 2. Auflage	M. 2.50
Kirchbach, Wolfgang, Miniaturen. Fünf Novellen	M. 4.—
Kossak, Margarete, Krone des Lebens. Nordische Novellen	M. 3.—
Langmann, Philipp, Verflogene Rufe. Novellen	M. 2.50
Lindau, Paul, Der Zug nach dem Westen. 10. Aufl.	M. 4.—

Digitized by Google

	Geheftet
Lindau, Paul, Arme Mädchen. 8. Auflage	M. 4.—
—„— Spitzen. 7. Auflage	M. 4.—
Loti, Pierre, Japanische Herbsteindrücke	M. 3.—
Mauthner, Fritz, Hypatia. 2. Auflage	M. 3.50
Meyer-Förster, Wilhelm, Eldena. 2. Auflage	M. 3.—
Meyerhof-Hildeck, Leonie, Töchter der Zeit Münchner Roman	M. 3.—
Muellenbach, E. (E. Lenbach), Abseits. Erzählungen	M. 3.—
—„— Vom heißen Stein	M. 3.—
—„— Aphrodite und andere Novellen	M. 3.—
Petri, Julius, Pater peccavi!	M. 3.—
Prel, Karl du, Das Kreuz am Ferner. 2. Auflage	M. 5.—
Proelß, Johannes, Bilderstürmer! 2. Auflage	M. 4.—
Riehl, W. H., Aus der Ecke. Sieben Novellen. 4. Aufl.	M. 4.—
—„— Neues Novellenbuch. 3. Auflage. (6. Abdruck)	M. 4.—
—„— Am Feierabend. Sechs neue Novellen. 4. Aufl.	M. 4.—
—„— Kulturgeschichtliche Novellen. 5. Auflage	M. 4.—
—„— Geschichten aus alter Zeit. 3. Aufl. (6. Abdruck) Erste Reihe	M. 3.—
—„— „ „ „ „ Zweite Reihe	M. 3.—
Saitschick, Robert, Aus der Tiefe. Ein Lebensbuch	M. 2.—
Schunsui, Tamenaga, Treu bis in den Tod Historischer Roman	M. 3.—
Seidel, Heinrich, Leberecht Hühnchen. Gesamtausgabe 2. Auflage (11.—15. Tausend)	M. 4.—
—„— Vorstadtgeschichten. Gesamtausgabe. Erste Reihe	M. 4.—
—„— „ „ Zweite Reihe	M. 4.—
—„— Heimatgeschichten. Gesamtausgabe. Erste Reihe	M. 4.—
—„— „ „ Zweite Reihe	M. 4.—
—„— Von Perlin nach Berlin. Aus meinem Leben Gesamtausgabe	M. 4.—
—„— Phantasiestücke. Gesamtausgabe	M. 4.—
Skowronnek, Richard, Der Bruchhof. 2. Aufl.	M. 3.—
Stegemann, Hermann, Stille Wasser	M. 3.—
—„— Der Gebieter	M. 2.50
Stratz, Rudolph, Der weiße Tod. 8. Auflage	M. 3.—
—„— Buch der Liebe. Sechs Novellen. 2. Auflage	M. 2.50
—„— Der arme Konrad. 3. Auflage	M. 3.—
—„— Die letzte Wahl. 3. Auflage	M. 3.50
—„— Montblanc. 5. Auflage	M. 3.—
—„— Die ewige Burg. 4. Auflage	M. 3.—

Digitized by Google

	Geheftet
Stratz, Rudolph, Die thörichte Jungfrau. 5. Auflage	M. 3.50
—„— Alt-Heidelberg, du Feine ... 6. Auflage	M. 3.50
—„— Es war ein Traum. Berliner Novellen. 4. Aufl.	M. 3.50
Sudermann, Herm., Frau Sorge. 76. Auflage	M. 3.50
—„— Geschwister. Zwei Novellen. 26. Auflage	M. 3.50
—„— Der Katzensteg. 57. Auflage	M. 3.50
—„— Im Zwielicht. Zwanglose Geschichten. 29. Auflage	M. 2.—
—„— Jolanthes Hochzeit. Erzählung. 27. Auflage	M. 2.—
—„— Es war. 38. Auflage	M. 5.—
Telmann, Konrad, Trinacria. Sizilische Geschichten	M. 4.—
Voß, Richard, Römische Dorfgeschichten. 4. Auflage	M. 3.—
Wereschagin, W. W., Der Kriegskorrespondent	M. 2.—
Widmann, J. V., Touristennovellen	M. 4.—
Wilbrandt, Adolf, Fridolins heimliche Ehe. 3. Aufl.	M. 2.50
—„— Meister Amor. 3. Auflage	M. 3.50
—„— Hermann Ifinger. 6. Auflage	M. 4.—
—„— Der Dornenweg. 4. Auflage	M. 3.50
—„— Die Osterinsel. 4. Auflage	M. 4.—
—„— Die Rothenburger. 6. Auflage	M. 3.—
—„— Vater und Sohn und andere Geschichten. 2. Aufl.	M. 3.—
—„— Hildegard Mahlmann. 3. Auflage	M. 3.50
—„— Schleichendes Gift. 3. Auflage	M. 3.—
—„— Die glückliche Frau. 4. Auflage	M. 3.—
—„— Vater Robinson. 3. Auflage	M. 3.—
—„— Der Sänger. 4. Auflage	M. 4.—
—„— Erika. Das Kind. Erzählungen. 3. Auflage	M. 3.50
—„— Feuerblumen. 3. Auflage	M. 3.—
—„— Franz. 3. Auflage	M. 3.50
—„— Das lebende Bild u. andere Geschichten. 3. Aufl.	M. 3.—
—„— Ein Mecklenburger. 3. Auflage	M. 3.—
—„— Villa Maria. 3. Auflage	M. 3.—
—„— Familie Roland. 3. Auflage	M. 3.—
—„— Große Zeiten und andere Geschichten. 3. Aufl.	M. 3.—
Wildenbruch, E. v., Schwester-Seele. 13. Auflage	M. 4.—
Worms, Carl, Du bist mein. Zeitroman	M. 4.—
—„— Thoms friert. 2. Auflage	M. 4.—
—„— Die Stillen im Lande. Drei Erzählungen	M. 3.—
—„— Erdkinder. 3. Auflage	M. 3.50

Digitized by Google

Es war

Roman

von

Hermann Sudermann

Achtunddreißigste Auflage

Stuttgart und Berlin 1904
J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger

Alle Rechte vorbehalten

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Seiner

lieben Freundin und Frau!

Dresden, den 8. November 1894.

148987

I.

Die Mittagssonne brütete auf dem glattgestampften Vorplatz der Station. —

Schläfrig nickte der alte Schimmel vor dem gelben Postkasten, welcher zu jeglichem Zuge aus dem Städtchen nach der Bahn herüberwackelte. Auch ein paar Hotelwagen — braungrau, die Räder bedeckt mit altem Straßenlehm — kamen klirrend die staubige Allee dahergezogen, an deren jenseitigem Ende zwei nüchtern rote Türme ihre kreuzbewehrten Spitzen in das Tiefblau des Julihimmels bohrten.

Schon meldete das dunkeltönige Glockensignal, daß der Zug die benachbarte Station verlassen habe . . .

Der Vorsteher setzte die rote Mütze auf, das Büffettfräulein wischte den Staub von den Käseglocken, und zwei Briefträger schoben den Gepäckkarren über den knirschenden Kies.

„Wieder einmal keine Katze drinnen," brummte der Restaurateur, durch das Fenster des Wartesaals die auffahrenden Hotelwagen musternd, „wozu hält man das Bier eigentlich kalt, wenn's doch keiner säuft?"

Die Mamsell nickte nachdenklich und scheuchte die Fliegen von einem Stapel alter trockner Waffeln. —

Da kam ein offener Landauer, mit zwei feurigen Braunen bespannt, auf der Allee herangebraust.

Das Gesicht des Wirtes verklärte sich.

„Die Stoltenhöfer," rief er, nach seiner Mütze greifend, „den Jungens ihr Urlaub ist alle."

In kunstvollem Bogen steuerte der Wagen um die harrenden Gefährte herum und hielt vor den Stufen der Hintertreppe.

Einer der beiden Kürassieroffiziere, welche den Rücksitz des Wagens innehielten, richtete sich langsam in seiner ganzen blonden Hochstämmigkeit empor, kletterte gemächlich hinaus und schob mit brüsker Handbewegung den Wirt zur Seite, der sich beflissen gefühlt hatte, seine guten Dienste anzubieten. Der andre, ebenso blond, ebenso hochstämmig und vielleicht noch ein wenig phlegmatischer, folgte ihm. —

Sie faßten zu beiden Seiten des Schlages Posto und halfen mit hastiger Armbeuge, die den Formen einer höfischen Quadrille entnommen schien, der mächtigen Frauengestalt, die rechts im Wagen saß, zur Erde nieder. —

Hochbusig, mit breitausladenden Hüften, die großen Hände in neue, hellbraune Glacéhandschuhe gezwängt, den grauen Staubschleier bis über die Stumpfnase zurückgeschlagen, entstieg sie ruhig dem Wagen und maß mit einem wartenden Blicke, der scharf und unzufrieden schien, den ältlichen Herrn, welcher ihr folgte.

„Laßt man, Jungens,“ sagte der schnarrend, da sie auch ihm beistehen wollten, „euer alter, gebrechlicher Vater hilft sich immer noch selber.“

Und mit elastischem Schwunge, ohne den Tritt zu berühren, sprang er zu Boden, den Staubmantel hinter sich auf den Sitz werfend. In knapper, eleganter Jacke stand er da, und aus dem verwitterten Lebemannsgesicht mit den Hängebacken und dem grauen, keckgewirbelten Schnurrbärtchen guckten die Aeuglein vergnüglich zu Frau und Söhnen empor, die ihn sämtlich um eines halben Hauptes Länge überragten.

Man trat in den kleinen Wartesaal, der für Reisende der beiden ersten Wagenklassen reserviert war und der außer zwei blankpolierten Tischen und den mit blaßgrüner Gaze überzogenen Oelbruckbildern der Allerhöchsten Herrschaften nichts weiter enthielt als Fliegenvertilgungsapparate. Eine

Glasflasche mit Seifenwasser, zwei Teller mit Giftpapier und etliche Gläser, mit durchlöchertem Schnapsbrote überdeckt. Innerhalb dieser Apparate und um sie herum wälzten sich Hunderte ertrinkender und vergifteter Fliegen im Todeskampfe . . .

Der Wirt bot dem „Herrn Baron“ seine Erfrischungen an. Es läge Königsberger Bier auf Eis, auch eine unvergleichliche Brauselimonade wäre vorhanden. — Herr von Stolt bestellte Bier und schickte seine Söhne aus, ihr Gepäck zu besorgen.

Sie schlugen, Urlaub nehmend, die Hacken zusammen und verschwanden nach der Richtung des Büffetts hin, wo man sie alsbald mit dem aufwartenden Fräulein scherzen hörte. —

„Gott sei Dank, daß sie fortkommen,“ sagte seufzend die Dame, indem sie das violette Hutband löste, aus welchem ein breites Doppelkinn ehrfurchtgebietend hervorquoll. „Es war hohe Zeit für sie.“

Ihr Gatte versteckte ein Schmunzeln und fragte dann: „Warum?“

„Hast du die Jungens in den letzten vierzehn Tagen außer den Mahlzeiten überhaupt noch zu Gesicht bekommen?“ fragte sie zurück.

„Na — so schlimm —“ erwiderte er, „aber du hast recht, sie waren ein bißchen viel weg . . .“

„Und wo waren sie? Darum handelt es sich!“

„Na, wo werden sie viel gewesen sein? — In der ‚Preußischen Krone‘ oder sonst wo — bißchen Sekt getrunken — bißchen getempelt, bißchen mit den Mädeln geulkt. — Hab’ ich auch so gemacht!“ —

„Und machst es jetzt nicht viel besser.“

„Ah, erlaub mal, Malwine!“

Sie richtete sich in die Höhe und maß ihn mit dem mitleidigen Lächeln der Gattin, der das Verzeihen wohl oder übel zur Gewohnheit geworden ist.

„Dich lassen wir lieber aus dem Spiele, mein Freund," erwiderte sie, „du weißt, es kommt nichts dabei heraus ... Ich würde unsern Jungens auch weiter keinen Vorwurf machen. Selbst den Mägden zwischen den Heuhaufen und den Schankmamsells in den Gasthäusern dürfen sie nachlaufen, so viel es ihnen Spaß macht." —

„Ah, du bist tolerant, Malwine."

„Jawohl ... Aber was mir nicht gefällt, ist, daß sie lernen, Frauen aus der Gesellschaft — aus unsrer Gesellschaft — mit begehrlichem Auge zu betrachten ... Königsberg ist für zwei Kürassiere, die vom Vater das Geld und von der Mutter die Statur ins Leben mitbekommen haben —"

„Daß ich kleiner bin, als du, liebe Malwine," unterbrach er sie, „habe ich schon zur Genüge von dir erfahren. Ich werde mir Mühe geben, zu wachsen."

„Ich wollte sagen," fuhr sie fort, „Königsberg ist gerade kein Tugendparadies — im Gegenteil" — ein mütterlicher Seufzer entrang sich dem mächtig gewölbten Busen. „Aber — auf die Heimat kommt's an ... Die muß ihnen eine reinere Welt bleiben. Sag selbst, was soll daraus werden, wenn sie die Kreise, aus denen ich ihnen einstmals ihre Frauen aussuchen werde, anfangen, mit kritischen Augen anzusehen? Und warum? Weil es darin Wesen gibt, die ihre Würde solchen jungen Leuten gegenüber nicht aufrecht zu halten verstehn."

„Ich weiß wirklich nicht, wo du hinwillst," sagte Herr von Stolt und besah aufmerksam die Falten seines Reitstiefels. —

„Wenn du dich doch nicht verstellen möchtest," erwiderte die Gattin. „Du bist ja genau so hinter ihr her, wie deine Söhne."

„Klingsbergereien hab' ich mir schon lange abgewöhnt, mein liebes Herz," sagte er schmunzelnd, „wenn du aber mit dem allen Felicitas Kletzingk meinst, so bist du gewaltig auf dem Holzwege. Etwas Harmloseres als diese kleine

Frau gibt es nicht ... Wir kennen ja Ulrich. Entweder tagt er in Berlin oder er sitzt und büffelt. Seine Misepetrigkeit wird er auch nicht los ... Na — und die kleine Frau, die will sich amüsieren."

Frau von Stolt brach in ein hartes Lachen aus. „Natürlich. Zieh du das alte Register nur auch noch auf. — Sie ist ein Engel ... Darüber sind alle Männer ja einig zehn Meilen in der Runde ... Wie schalkhaft sie ist und wie schwermütig — und wie geistvoll und wie züchtig — und wie weich und wie — kurz, ein Ausbund ... Aber wir Frauen sehen schärfer, lieber Freund, wir lassen uns durch dies Hinschmachten und die süßen Flötentöne und die lachenden Rehaugen kein X für ein U machen. Freilich, bei uns sitzt ja auch kein Diebsgelüst dahinter."

„Du wirst beleidigend, Malwine," erwiderte Herr von Stolt, indem er das grauliche Schnurrbärtchen aufwirbelte und den Gekränkten spielte.

„Wenn wenigstens noch etwas an ihr dran wäre!" fuhr sie fort, ohne sich beirren zu lassen, „aber ich sag' euch, gewöhnlich ist sie bis ins Mark hinein. Nicht so viel ist echt in ihr! Ihre Larve hat sie, weiter nichts. Ich habe auch Ulrich nie begreifen können, wie er bei seinem Ansehen und seinem Reichtum sich an diese Person hat hängen können. Die Witwe Rhadens — arm — mit einem Kinde — und kompromittiert dazu!"

„Kompromittiert — nanu — wodurch denn?"

„Thu doch nicht so, Alfred," entgegnete sie, „ihr Männer seid ja immer der Ansicht gewesen, daß Rhaden in dem Duell mit Sellenthin gefallen ist, weil eine Ehebruchsgeschichte dahinter gesteckt hat."

„Jawohl, früher. Vor ihrer zweiten Heirat. Das geb' ich zu. Aber Leo Sellenthin und Ulrich sind doch Freunde von Kind auf ... Und was für Freunde! Blutsbrüder oder — oder so ganz was Extraordinäres — müßte man dafür sagen. Würde Ulrich diese Frau geheiratet haben,

wenn sie vorher mit seinem Freunde —? .... das ist doch barer Widersinn — nicht wahr?"

Frau von Stolt versank in Nachdenken. Die Gründe ihres Gatten schienen sie überzeugt zu haben.

„Nun abgesehen davon," begann sie nach einer Weile, „Leo ist weg und kommt sobald nicht wieder. Was uns näher liegt, das ist die Art und Weise, wie Felicitas Kletzingk sich jetzt benimmt. Und da muß ich doch sagen, das ist beinahe ein Skandal." —

Herr von Stolt zuckte die Achseln.

„Gut — ein Beispiel," fuhr sie fort. „Bloß ein Beispiel! Eines Morgens früh revidiere ich die Taschen von unsern Jungens."

„So — du revidierst also fremde Taschen?" rief Herr von Stolt und wurde merklich unruhig.

„Jawohl, denn es ist gut, hinter ihre Schliche zu kommen, sowohl in Liebes- wie in Borgangelegenheiten. — Und was find' ich? Briefe von Frau Felicitas find' ich ... Schmal, zart, olivengrün, und rochen schon von weitem nach dem abscheulichen Parfüm, das sie ja immer ausströmt." —

Herr von Stolt zog unwillkürlich die Luft durch die Nase ein und lächelte träumerisch dazu ...

„Ich lese ... Eine richtige — wie sagt man? — ästhetische Korrespondenz ... So überspannt wie nur möglich. Menschheitsadel und Vollmondschein und Einswissen mit der Natur und Paul Heyse und andrer Unsinn. — So das Gehabe, mit dem sich sonst bei den sehr jungen Leuten die allererste Verliebtheit maskiert. — Natürlich war gar keine Rede davon, daß ich unsre braven Jungens diese alberne Rolle noch weiterspielen ließ, denn sie haben zwar einen ausgezeichneten Pferdeverstand, aber der Sinn für das sogenannte ‚Höhere' geht ihnen ja — Gott sei Dank — gänzlich ab. Ich griff mir einen jeden beim Ohrläppchen und legte ein energisches Veto ein."

„So — und das hat geholfen?" fragte schmunzelnd Herr von Stolt.

„Soweit ich's überblicke, natürlich ... Ihre Besuche bei Frau Felicitas konnte ich freilich nicht verhindern. — Ich verstehe nur Ulrich nicht, daß er den Verkehr seiner Frau mit diesen jungen Leuten billigt. Wie unsre beiden, so trifft man dort Otzen und Neuhaus und den zweiten Sembritzky und andre mehr — alles Grünschnäbel."

„Na — es kommen ja wohl auch Aeltere," warf Herr von Stolt überlegen darein.

„Ja — du zum Beispiel."

„Aber Malwine!" sagte er vorwurfsvoll.

„Lieber Alfred, wir beide kennen uns."

„Wenn ich nach Uhlenfelde reite, so besuche ich doch Ulrich."

„Besonders, während er im Reichstag sitzt."

Die eheliche Auseinandersetzung fand hier ein Ende, denn in diesem Augenblicke glitt eine lange, schmale Männergestalt, in einen weißen, faltenlosen Staubmantel gehüllt, an dem Fenster des Wartesaals vorüber — wie ein wandelndes Handtuch anzuschauen, dem man einen Kopf aufgesetzt hat.

„Wenn man vom Wolf spricht," rief Frau Malwine und sprang auf, um zu sehen, wohin der Weiterschreitende sich wenden würde.

„Wer war's?" fragte Herr von Stolt, der dem Fenster abgewandt dasaß.

„Ulrich Kletzingk."

Die Thür zum Hausflur öffnete sich. Der, welcher soeben vorübergegangen war, trat ein.

Auf schmalen Schultern und langem, sommersprossigem Halse saß ein blasses, kränklich dreinschauendes Gesicht mit scharfer, schmaler Nase und eckigen Wangen, die von einem dünnen, fahlblonden Barte wie von einem länglichen Kranze umgeben waren. Die hohe, etwas zurücktretende Stirn,

welche von drei Längsfalten geistiger Ermüdung durchfurcht war, endigte in einer Bürste starr aufschießender, dunkelbrauner Haare. Das Hauptstück in diesem hagern, durchgeistigten Kopfe waren zwei dunkle, brennende Augen, welche wie Fackeln der Energie aus blauen, tiefen Höhlungen hervorschauten und nach den Blitzen, die sie schleuderten, in leidensvoller Milde zu erschlaffen schienen, bis eine neue Spannung sie wieder aufflammen ließ. —

Als der Eintretende die Insassen des Zimmers gewahrte, ging ein Schatten nervösen Mißmuts über sein Gesicht, um sofort wieder zu verschwinden. Der Ton, in welchem er das Ehepaar begrüßte, war von jener einfachen und gemessenen Freundlichkeit, die beherrscht, weil sie auf Eindruck verzichtet. Seine Stimme hatte keinen angenehmen Klang. Sie war scharf und gequetscht, und so rasch er auch sprach, jedes seiner Worte schien sich mühsam aus der schmalen Brust emporzuringen.

Frau Malwine strahlte.

Sie war nicht mehr die Gracchenmutter, die sie soeben ihrem Gatten gezeigt hatte ... Sie erschöpfte sich in Liebesbeteuerungen für Frau Felicitas und fügte den zärtlichen Vorwurf hinzu, sie seit undenklich langer Zeit nicht mehr gesehen zu haben. Zweimal schon, als sie sie erwartet hätte, wären extra für sie die Schaumwaffeln gebacken worden, die, wie man ja wüßte, den Stolz ihres bescheiden häuslichen Sinnes bildeten, aber Frau Felicitas wäre nicht gekommen.

Ulrich Kletzingk ließ diesen Liebesschwall ruhig über sich ergehen, nur das nervöse Spiel, das er mit den Knöpfen seiner Fahrhandschuhe trieb, zeigte, daß er sich nicht behaglich fühlte.

„Sie beschämen uns, Gnädigste," erwiderte er. „Ihre Freundschaft hat sich zu sehr zu verbergen gewußt, denn Sie sind seit Monaten auch nicht mehr auf Uhlenfelde gewesen."

Frau Malwine, die sich ein wenig verlegen fühlte, da sie den letzten Besuch schuldig geblieben war, trieb die naive Charakterlosigkeit so weit, um zu erklären, sie sei ja durch ihre Söhne würdig vertreten gewesen.

Kletzingk lächelte höflich.

„Uebrigens," fuhr sie lebhaft fort, „hab' ich Ihnen noch meinen innigsten Dank zu sagen, lieber Baron, für den günstigen Einfluß, den Ihr Haus auf meine zwei jungen Dachse ausgeübt hat. Ich fürchte nur, ich habe Ihre Gastfreundschaft ein wenig gemißbraucht, indem ich sie fast täglich zu Ihnen herüberschickte. Sie haben doch hoffentlich meine Grüße immer bestellt?"

„Ich glaube wohl — gewiß — gewiß . . ." Er starrte zum Fenster hinaus. Augenscheinlich wünschte er nichts sehnlicher, als dieses müßigen Geschwätzes überhoben zu sein. —

Nun nahm Herr von Stolt das Wort, der sich bisher begnügt hatte, mit cynischem Vergnügen an seiner Frau in einen Winkel hineinzulächeln . . . Er erkundigte sich nach dem Stande der Ernte auf Uhlenfelde und gab seine eigene Lage zum besten. Die Winterung wäre gut hereingekommen, nur der Weizen hatte seinen Schuß weg. — Fürs übrige würde der liebe Herrgott sorgen.

„Ja, sagen Sie mal, Kletzingk," lenkte er ab, „was ist denn eigentlich auf Halewitz los? Dort steht der Roggen quittengelb und wird nicht gehauen. Ich habe meinen Augen nicht trauen wollen, als ich heute vorbeiritt."

Der Baron Kletzingk biß die Zähne zusammen. Er neigte den Kopf und starrte schweigend vor sich nieder.

„Das soll natürlich kein Vorwurf für Sie sein," beeilte sich Stolt hinzuzufügen. „Ich weiß ja, daß Sie gegen diese Schweinewirtschaft — Pardon, Malwine — nicht aufkommen können, aber unser Freund bummelt nun schon vier Jahre — ich meine, es wäre Zeit, daß er heimkäme."

„Ich erwarte ihn soeben," erwiderte der Baron Kletzingk.

Die Wirkung dieser Worte war eine ungeheure.

Herrn von Stolt blieb ein Schrei der Ueberraschung in der Kehle sitzen, und seine Gattin fuhr in die Höhe, wie von einer Feder emporgeschnellt.

„Leo Sellenthin? Nicht möglich! Jetzt — mit diesem Zuge?"

„Jawohl."

„Und von wo kommt er?"

„Das weiß ich nicht, gnädige Frau. Mein letzter Brief ging nach den La Platastaaten."

„Und das sagen Sie alles, als wär' es die einfachste Sache von der Welt! Freuen Sie sich denn gar nicht ein bißchen?"

„Wie sollt' ich mich nicht freuen, gnädige Frau!" entgegnete Kletzingk, „mit ihm war mir ja damals mein halbes Leben verloren gegangen."

„So! Also doch! Und sagen Sie mir das eine, — Leo und Sie — diese intime Freundschaft besteht also immer noch?"

„Immer noch, gnädige Frau — und ich hoffe, sie wird auch bestehn bleiben, der Welt zum Trotz, wenn's darauf ankommt."

Seine Blicke ruhten ernst auf ihrem Gesicht, während sie rasch und mit großem Interesse einen Teller mit Fliegenpapier ins Auge faßte.

Die beiden Kürassiere stürmten zur Thür herein und meldeten, daß der Zug zu sehen wäre.

Als sie den Baron Kletzingk gewahrten, wurden sie verlegen. Sie warteten scheu auf seine Hand und drückten sie dann mit beunruhigender Herzlichkeit.

Kletzingk war weit davon entfernt, ihr Gebaren zu beachten. Gerade daß er es noch über sich gewann, den alten Herrschaften in aller Höflichkeit ein Lebewohl zu sagen.

„Ich hoffe, Sellenthin wird uns guten Tag wünschen," rief Frau von Stolt ihm nach.

Aber er hörte sie nicht mehr. Mit seinen langen Storch-

schritten eilte er auf den Perron hinaus. Seine Brust arbeitete, und auf den breitgewölbten Schläfen standen in blauen Knoten die Adern. Die Faust gegen die linke Seite gepreßt, stand er da und starrte grellen Auges dem heranbrausenden Zuge entgegen.

„Uli!“ rief eine eherne Stimme in dröhnendem Jubel über den Perron hinweg. Aus einem Coupéfenster drängte sich ein strohblonder Schädel mit kupferbraunen Backen darunter, mit lustig blitzenden Augen und langwallenden Bartenden, die der Zugwind wie einen leuchtenden Besen zur Seite trieb.

Frau von Stolt kniff ihren Gatten in den Arm.

„Hübscher ist er nicht geworden,“ sagte sie leise.

„Bißchen verwildert,“ erklärte er.

Vier Augengläser richteten sich in gespannter Aufmerksamkeit auf die Gruppe der Freunde, die einander schweigend in den Armen lagen.

„Es war doch klug von ihm, daß er über dem allen hat Gras wachsen lassen,“ bemerkte Frau Malwine weiter.

Aber Herr von Stolt als wohlwollender Skeptiker hatte seine Bedenken. Er ließ das Monocle aus dem Auge fallen, machte ein flaues Gesicht und meckerte leise vor sich hin:

„Ae, ä, schlimme Geschichte — schlimme Geschichte.“

Dann eilte er freudestrahlend, dem heimkehrenden Nachbar die Hand zu drücken.

II.

Im Hinterzimmer der „Preußischen Krone“ herrschte dämmrige Kühle ... Die Fensterläden waren geschlossen, nur durch einen schmalen Spalt drang die vom Lindengrün schon abgedämpfte Sonnenhelle mattgolden in das Gemach.

In diesem Zimmer vereinigte sich seit Generationen alles, was zur Münsterberger Gesellschaft gehörte oder durch seine guten Dienste ein Recht erwarb, als ihr Anhang betrachtet zu werden. Neben dem Großgrundbesitz und den Offizieren der Münsterberger Eskadron fanden sich der Landrat, zwei Aerzte und etliche Richter zu abendlicher Geselligkeit daselbst zusammen. Bei Tage diente es den Einkäufe machenden Frauen des Landadels als Absteigequartier und wurde — zur Zeit der Schulferien — von deren Söhnen erkoren, daselbst ihre Kneipereien zu feiern.

Alsdann blieb die Thür verschlossen und von ihrem Gerüst herab hing ein weißes Plakat mit den Worten: „Großes Reinemachen“.

Auf diese Weise sah sich der Nachwuchs vor elterlichen Ueberraschungen gesichert.

Hier auf neutralem Gebiete, in dem Raume, der schon die Zechthaten des Quartaners Sellenthin mit angeschaut, hatten die Freunde ihre erste Rast gemacht.

Und während Ulrich Kletzingk blaß und erschöpft von Hitze und Erregung in einem Sofawinkel lag, die langen Beine ausgestreckt, lief der Heimgekehrte in fröhlicher Wild-

heit zwischen den Tischen umher und sog voll Gier den altvertrauten lieben Dunst — aus Tabak, Lederzeug und Bierneigen gemischt — in sich hinein.

Eine gedankenlose, fast animalische Freude am bloßen Beieinandersein ließ sie vorerst noch nicht zum Sprechen kommen. Ihre Herzen waren so voll füreinander, daß es schien, als hätten sie sich nichts zu sagen.

„Kommst du von Hamburg?“ begann Ulrich endlich mit gleichgültiger Frage das Gespräch.

Leo pflanzte sich in seiner sechs Fuß langen Massigkeit vor dem Freunde auf.

„Jawohl. Vorgestern früh stieg ich ans Land. Und sofort in einen Frühstückskeller rin ... Ein paar gleichgestimmte Seelen hatt' ich mir von Buenos Ayres schon mitgebracht ... Na und da haben wir denn gefrühstückt den Tag über und die Nacht durch, bis zum nächsten Frühstück.“

Dazu lachte er mit seinem ganzen prächtigen Gebiß und ließ die Zunge schnalzend über den Gaumen schnellen. Spreizbeinig, die Hände in den Hosentaschen, stand er da in seiner vollblütigen, breitbrüstigen Manneskraft. Der üppige, dunkelblonde Vollbart wölbte sich in zwei halbrunden Bogen nach den straffen Backen hin, die samt der geraden, schmalsattligen Nase wie aus Erz gegossen schienen, und flatterte dann zusammen mit dem krausen Schnurrbart in lockeren, hellen Strähnen auseinander. Das bis auf die Stoppeln heruntergeschnittene Haupthaar legte die gewaltige Wölbung des Schädels bloß, der wie die Kuppel eines Doms auf dem roten, fleischigen Nacken saß.

„Dabei fällt mir ein,“ fuhr er fort, „daß ich seit Hamburg nichts gegessen habe ... Was heißt das übrigens? Empfängt man so den verlorenen Sohn? Soll ich mir etwa auch in Europa mein Fleisch im Sattel mürbe reiten?“

Und durch die hohlen Hände schrie er: „Wirtschaft, Bande, Gesindel! Die Wände erdröhnten hörbar unter dem Widerhall.

Der Wirt, fett, lächelnd, mit zwei altpreußischen Spucklöckchen vor den Ohren, erschien in der Thür und drückte seine unterthänige Freude aus, daß der Herr Baron seine gesunde Stimme in der Fremde nicht verloren habe. Dann werde auch das übrige keinen Schaden genommen haben.

„So wenig, alter Freund," entgegnete Leo, „daß ich Sie, wenn Sie sich noch einmal erlauben, meine Stimme zu kritisieren, zu Ihrem eigenen Fenster rausexpedieren werde." —

Der Wirt bat erschrocken um Vergebung und versprach, an Essen und Trinken Vorzügliches zu leisten; dann drückte er sich dienernd zur Thür hinaus.

„Offen gesagt, mein Alter," meinte Leo, „du gefällst mir nicht. Du liegst da wie das Leiden Christi."

Ulrich Kletzingk biß die Zähne zusammen und richtete sich straff empor. „Ich danke dir," sagte er, „ich bin schon wieder frisch."

„Und was macht das Herz? Was machen die Anfälle? Wer hat dir denn überhaupt in dieser ganzen Zeit den Kopf gerubbelt, wenn dir die weißen Mäuschen spielten?"

Ulrich lächelte, wie man zu Kinderworten lächelt, an denen man sein Herz erquickt. —

„Wie lange hab' ich deine alte Nomenklatur nicht mehr zu hören bekommen," sagte er, während ein Schimmer froher Zärtlichkeit sein grelles Auge verklärte. „Nun fehlt bloß noch, daß du mich ‚kleines Mädchen' nennst, und der alte Zustand ist wieder hergestellt."

„Kannst du haben!" lachte Leo. „Aber beantworte gefälligst meine Frage."

„Ja — erstens haben meine Anfälle von Herzschwäche bedeutend nachgelassen, und dann war ja zuzeiten auch meine — meine — — meine Frau da — obwohl —" er stockte.

Leo Sellenthin sah vor sich nieder. Zwischen den Brauen erschienen zwei zuckende Falten; seine vollen, sinnlichen Lippen

kniffen sich fest zusammen. Er nickte ein paarmal und murmelte:

„Ja richtig — deine Frau — deine Frau."

Der Wirt brachte Wein.

Die beiden stießen an. Bei dem glockenhellen Getön trafen sich ihre Augen. Ulrich streckte dem Freunde schweigend über den Tisch weg die hagere, sommersprossige Hand entgegen, die Leo mit hastiger Inbrunst ergriff.

„Auf uns zwei beide, Alter!" rief er.

Ulrich schien etwas hinzusetzen zu wollen, aber er verschluckte es. „Gut, auf uns zwei beide," sagte er dann.

„Und daß alles beim alten bleiben möge."

„Und daß alles beim alten bleiben möge."

Leo warf sein Glas hinterrücks an die Wand, so daß es zerschellte. Ulrich that desgleichen.

Dann, als neue Gläser gekommen waren, goß Leo in ein paar Zügen die Flasche leer.

„Du nippst ja doch nur," sagte er entschuldigend.

Aber es schien, als wär' es nicht der Durst allein, der ihn zum Trinken zwang. Er sprang auf, setzte sich und sprang wieder auf, um mit harten Schritten den Raum zu durchmessen. So beträgt sich einer, dem Schweres bevorsteht und der sich sammeln und Mut machen will.

Ulrich folgte ihm mit den Augen, und ein Lächeln des Verständnisses glitt über sein Gesicht.

„Dabei fällt mir ein, Leo," begann er, um dem ungeschickteren Freunde auf die Sprünge zu helfen, „hast du mir in deinen Briefen jemals zu meiner Hochzeit gratuliert? Ich besinne mich nicht."

„Nein," sagte Leo brummig.

„Findest du das höflich?"

„Nein. Hab' auch nicht nötig, dir gegenüber höflich zu sein."

„Paßt dir meine Heirat nicht?"

„Passen! Gott — sieh mal — was hat das für 'nen

Zweck, wenn du mich jetzt, zwei Jahre nach der Hochzeit, fragst, ob mir die Sache paßt ... Das bleibt sich nun schon egal ... Worauf es ankommt —" er trat an den Freund heran und legte beide Hände auf seine Schultern, ihm mit einem fast angstvoll forschenden Blick ins Auge starrend — „Uli, bist du glücklich?"

Ulrich lachte. Es war ein Lachen voll ruhiger Selbstironie, das dieser schweratmenden Brust entquoll und aus dem nur ein schärferes Ohr, als das Leos war, einen Unterton von Müdigkeit oder Beklommenheit herausgehört hätte.

„Wozu plötzlich dies feierliche Wesen?" fragte er, „du weißt ja, solange ich auf dem Buckel der Liberalen mein Stroh dreschen und beweisen kann, daß der Mensch erst beim Baron anfängt, ist für mein Glück gesorgt."

„Du weichst mir aus," entgegnete Leo. „Auch gut ... Ich werde mich also fortan ausschließlich mit diesem jungen Huhn beschäftigen; den dazu gehörigen Gurkensalat allenfalls ausgenommen." Und er fing mit scheinbarem Heißhunger zu essen an.

Ulrich sah ihm eine Weile schweigend zu.

„Du hast recht," sagte er dann, „es ist vergebliche Mühe, ernste Angelegenheiten im Scherze abhandeln zu wollen. Man schädigt sich in seinem innersten Wesen ... Du fragst mich, ob ich glücklich bin? ... Sieh mich an und frage dich, ob ich glücklich sein kann? Du weißt, ich bin immer blutarm und schwächlich gewesen, und nur durch kunstmäßige Trainierung meiner Willenskraft ist es mir möglich geworden, mich schließlich noch zu einem halbwegs nützlichen Menschen herauszubilden ... Aber bei dieser Verschwendung von Energie um der kläglichsten Hindernisse willen, die ein andrer — Gesünderer — gar nicht kennt, oder wenn er sie kennt, gar nicht beachtet, wird gleichzeitig so viel von meinem Wohlbehagen ins Leere verpufft, daß an ein eigentliches Glück für mich in keinem Falle zu denken ist ... Nun habe ich es gewagt, meine Hand nach Felicitas auszustrecken, ich, ein

kranker Mann, ein Pedant, ein Einsiedler, der nichts hat als sein Hab und Gut und seinen ehrlichen Willen ... Felicitas aber ist ein so weiches, zum Genießen erschaffenes Wesen, sie steht so widerstandslos jedem Phantasie- und Sinnenreize offen, und gibt der Welt in so liebenswürdiger Weise zurück, was sie von ihr empfängt, daß es ein Frevel an ihr wäre, wollte ich es versuchen, sie in meine stillen, abstrakten Grübeleien mit hineinzuspinnen ... Ich erkaufe mir gewissermaßen das Recht, als ihr Mann neben ihr her zu leben, indem ich ihr alle nur erdenkliche Freiheit lasse ... Sie liebt Männergesellschaft — gut — ich lasse ruhig zu, daß unsre jungen Herren aus der ganzen Gegend kommen, um ihr den Hof zu machen, und habe meine stille Freude daran, wenn sie mir die Thorheiten, die die Leute um ihretwillen begehen, in ihrer lieblichen, verschämten Art selber eingesteht ... Ich lasse ihrer Phantasie ruhig die Zügel schießen, ob sie sich nun im Parke künstliche Ruinen aufbaut, — oder nachts zu Pferde über die Wiesen jagt — oder im Mondschein über den Strom schwimmt — oder bei Sonnenschein die Läden schließt und bis zum Abend bei Lampenlicht im Bette liegt — meinetwegen. Sie mag treiben, was sie will, und der Klatsch wagt sich auch nicht an sie heran, denn sie ist meine Frau ... Ich nehm' sie wie eine schöne Tropenblume, die meiner Pflege anvertraut ist. Deren fremdartigen Liebreiz muß man auch bedingungslos anbeten, selbst wenn man die Gesetze ihres Seins und Wachsens nicht versteht ... Aber was schwatz' ich viel ... du kennst sie ja."

„Jawohl, ich kenne sie," erwiderte Leo.

Es war etwas in diesem Tone, was Ulrichs Bedenken erregte.

„Willst du damit sagen, daß du meine Meinung nicht teilst?"

„Ich? Ich will gar nichts damit sagen."

„Aber ich bitte dich darum."

„Na — dann will ich damit sagen, daß du trotz der Pedanterie, zu der du dich mit Gewalt erzogen hast, ein

gewaltiger Romantiker vor dem Herrn bist — oder eigentlich immer warst ... Beweis: die Freundschaftsinsel. Ja, apropos, lebt sie noch — unsre Freundschaftsinsel?"

„Der Strom hat sie nicht weggespült," erwiderte Ulrich mit einem Lächeln der Pietät. „Sie steht fest wie wir zwei beide."

„Na, das ist brav ... So brav wie wir zwei beide. — Nun denk also mal gefälligst dran, wie du dir als christliches Konfirmationsgeschenk von deinem Alten auf der Insel einen heidnischen Tempel errichten ließest — wir beide, in Gestalt von Castor und Pollux mitten darin — mit Opfern und Gelübden und ähnlichem Klimbim."

„Das waren Dummheiten! Reminiscenzen aus der Homerstunde," warf Ulrich ein.

„Aber warum sind mir solche Reminiscenzen nie gekommen? Weil ich ein nüchternes, lustiges Landjunkerchen bin, das seine Phantasie noch nie weiter strapaziert hat, als ein feuriges Pferd, ein feuriges Weib und ein feuriges Glas Wein notwendigerweise erfordern ... Aber du — na der Tempel sagt wohl alles ... Du hast die Gewohnheit, dir aus denen, die du lieb hast, Idealgestalten zu formen, die schließlich nur in deiner Phantasie existieren."

„Willst du damit sagen, daß ich Felicitas überschätze?" fragte Ulrich.

„Wenn du doch endlich mit deinem inquisitorischen ‚Willst du damit sagen' aufhören wolltest ... Ich bin ja kein Holzdieb ... Aber um auf Felicitas zurückzukommen ... Du weißt, ich kenne sie von Kindesbeinen an. Ganz abgesehen davon, daß sie ein Stück Cousine von mir ist, hat sie ja lang genug auf Halewitz gelebt — ich hab' sie auch zuzeiten — zuzeiten, weißt du — heillos gern gehabt, aber für eine — wie sagst du? — eine fremdartige Tropenblume hab' ich sie nie gehalten ... Entweder geht mir der Blick dafür ab, oder ich Dummkopf kenne die Weiber besser, als du siebenmal Weiser."

Ulrich sah stieren Auges vor sich nieder.

Leo aber, der ihn mit scheuen Blicken maß, faßte sich ein Herz und polterte los:

„Mensch, sag mir das eine: Wie bist du auf die tolle Idee gekommen, sie zu deiner Frau zu machen?"

Ulrich fuhr erbebend unter diesem Backenstreich zusammen. „Ich verstehe dich nicht, Leo," wehrte er ab.

Leo sah erschrocken, daß er zu viel gewagt hatte.

„Ich meine — nach dem — was — vorgefallen war!" erklärte er kleinlaut.

„Was war denn vorgefallen? Weil ihr Mann im ehrlichen Zweikampf gegen dich unterlegen war, sollte es mir verwehrt sein, um sie zu werben? ... So treue Freunde wir beide auch sein mögen, ganz identisch sind wir doch nicht ... Und wenn ich nicht stets die Gewißheit gehabt hätte, in deinem Geiste, ja ich möchte fast sagen, in deinem Auftrage gehandelt zu haben ..."

Leo lachte laut auf. „Schockschwerenot. In meinem?"

„Jawohl. Und ich will dir sagen, warum. Du erinnerst dich jenes großen Abends, als du zu mir auf den Hof gesprengt kamst und mir sagtest: Du, — Rhaden hat beim Spiel Händel mit mir gesucht und ich hab' ihn fordern müssen. Du mußt natürlich mein Sekundant sein ... Nun weißt du wohl noch, welche Frage ich damals an dich richtete?"

Leo sah ihm starr ins Auge. „Ich weiß," murmelte er.

„Dieser Wortwechsel könnte leicht nur ein Vorwand sein," sagte ich. „Man munkelt im Lande allerhand. Du weißt, ich gebe meine Hand nie zu einem Unrecht her — und ich frage dich bei unsrer Freundschaft: Besteht etwas, was nach menschlichen und göttlichen Gesetzen verboten ist, zwischen dir und Felicitas? — Du antwortetest ‚nein', und ich war zufrieden, denn so was wie Lügen gibt es doch nicht zwischen uns ... Es wäre absurd — nicht?"

„Ja — es wäre absurd," wiederholte Leo und kniff die Lippen zusammen.

„Daß die Kartellverhandlungen sich zerschlugen, war kein Wunder, so geringfügig die Ursache auch gewesen sein mochte, denn Rhadens galliges Temperament kannten wir alle. Ich leugne nicht, daß du ihn schontest, aber du wurdest hitzig, und das Unglück wollte, daß deine dritte Kugel einen schlimmen Weg ging ... Nun war's geschehen, und wir mußten die Folgen tragen ... Es war ja ganz klug von dir, daß du dem Gezeter der Weiber für etliche Zeit aus dem Wege gingst, aber ob du recht daran thatst, nach Abmachung der Festungsstrafe erst recht das Weite zu suchen und ein halbes Jahr lang überhaupt nichts von dir hören zu lassen, das scheint mir doch mindestens zweifelhaft, denn nun war dem Geträtsche und Geklatsche aufs neue Thor und Thür geöffnet."

Er hielt inne und netzte sich die gesprungenen Lippen am Rande des Weinglases. Seine Wangen brannten, das schmale, fahle Gesicht schien wie von innerem Feuer durchleuchtet. — Aber in derselben unbarmherzig sachlichen Ruhe fuhr er fort:

„Du erinnerst dich hoffentlich genau der Stunde unsres letzten Zusammenseins ... Du hattest eben dein Urteil empfangen — zwei Jahre — ‚runde Summe', wie du sagtest, wovon die Hälfte dir ja dann Gott sei Dank erlassen wurde. Du wolltest deine Haft noch an demselben Abend antreten. Wir saßen zusammen beim Wein und feierten Abschied, wie heute Wiedersehen. Viereinhalb Jahr sind's her, und viel hat sich inzwischen verändert. Du übergabst mir die nötigsten Papiere und machtest mich zum Kurator deiner Güter, leider ohne mir streng stipulierte Vollmachten in die Hand zu geben. Doch davon später ... Drauf sagtest du wörtlich: Noch eine Bitte hab' ich an dich ... Du weißt, Felicitas ist durch mich in eine böse Lage geraten. Ich selbst könnte mich natürlicherweise nicht wieder in ihre Nähe wagen, auch wenn ich bald wieder frei käme, und weil mir die Frage nicht aus dem Kopfe gehen will: ‚was soll aus ihr werden?', so bitt' ich

dich von Herzen: nimm dich ihrer an, — sei um sie und laß den gehässigen Tratsch nicht über ihre Schwelle dringen ... Stimmt das?"

„Stimmt, stimmt," sagte Leo verdrießlich und stocherte in dem Huhn umher, das kalt in der geronnenen Sauce lag.

„Und was fragte ich dich darauf?"

„Weiß nicht! Ist ja auch ganz egal! Ist ja alles egal! Mach bloß ein Ende."

„Ich fragte dich," fuhr Ulrich fort, ohne sich beirren zu lassen, „trägst du am Ende doch eine alte Liebe zu ihr im Herzen? Du erwidertest: ‚Es war, aber es ist vorbei.' Und ich fragte dich weiter: Sie ist also frei? ‚Von meinetwegen ist sie's,' erwidertest du." —

„Konnt' ich denn ahnen, Mensch, daß du selbst —"

„Aendert das die Sache? War sie dann weniger frei?"

„Geh, du bist ein Splitterrichter und hast mir den Appetit verdorben," sagte Leo, die Gabel endgültig niederlegend.

„Verzeih mir, lieber Junge," entgegnete Ulrich, „aber ich kann uns diese Auseinandersetzung nicht ersparen, sonst glaubtest du dich am Ende befugt, mir vorzuwerfen, ich hätte durch meine Heirat das Tischtuch zwischen uns entzwei geschnitten."

„Es wird wohl so wie so darauf hinauskommen," brummte Leo, finster vor sich hinblickend.

„Wie — was heißt das?" stammelte Ulrich wie einer, der seinen Ohren nicht traut.

„Sag mal selbst, wie denkst du dir eigentlich unsern ferneren Verkehr?"

„Ich denke mir, daß, wenn in unsern Herzen nur alles beim alten ist, die Mittel und Wege, das zu bethätigen, unsre kleinste Sorge sein dürfen."

„Sehr brav! — sehr brav! — von einem Manne idealer Gesinnung nicht anders zu erwarten. Aber es ist, wie es immer war: deine Lebensweisheit läßt dich überall im Stich,

wo es sich um Freundschaft, Liebe und sonstige hohe Gefühle handelt. Zwischen uns steht jetzt eine Frau, mein Alter ... Und glaubst du denn, diese Frau würde im stande sein, mir das, was geschehen ist, bis zu dem Grade zu vergeben, um ruhig in meinen Verkehr auf Uhlenfelde einzuwilligen? ... Aber selbst, gesetzten Falles, sie thäte es, wie könnte ich darauf eingehen? ... Denn bedenk, auf deinem Hofe läuft ein Bursch herum ... den hast du lieb — was?"

Ein wehmütiger Glanz erborgten Vaterglücks flog über Ulrichs Gesicht.

„Ich hab' ihn sehr lieb," sagte er leise.

„Als ich ihn kannte, war er noch ganz klein, vier Jahre. Er hat oft genug auf meinem Knie gesessen ... Er war zum Liebhaben, so viel weiß ich noch. Aber was hilft's? Dieser Bursch trägt im Gesicht die Züge des Mannes, den ich einmal im Feuer meiner Pistole hab' nach hinten überfallen sehen ... Genügt dir das?"

Schweratmend starrte Ulrich ihn an.

„Und nun will ich dir mal was sagen," fuhr Leo mit erhobener Stimme fort, „hättest du damals, als du aus verrückter Großherzigkeit oder meinetwegen aus ebenso verrückter Leidenschaft in diese Ehe hineinzurennen beschlossest, hättest du damals für gut befunden, deinen alten dummen Jungen, den Leo Sellenthin, erst hübsch um Rat zu fragen, wie es sich bei einem so wichtigen Schritte geziemt, so hätte er dir geantwortet — klipp und klar, wie es Mode ist bei ihm: du hast zu wählen zwischen ihr und mir. Basta."

Ulrichs Gesicht wurde noch um einen Schatten fahler, seine linke Hand klammerte sich krampfhaft in das Eckpolster, und während er sich langsam emporzog, sagte er mit einer Stimme, welche die Angst um den sich lösenden Freund völlig entstellte:

„Leo, du weißt, ich häng' an dir, als wärst du ein Stück von meinem Leibe — aber ich will die Wahrheit wissen! Suchst du einen Bruch, so sag es."

Der brach in ein schallendes Gelächter aus.

„Da haben wir die Bescherung!" rief er. „Solche Scenen gibt's nun schon unser Leben lang ... Als Quartaner — na, wir wissen ja, wie's da war ... Wenn ich dir mal ausriß, weil's mir zu langweilig wurde, mit dir über Menschenwohl zu philosophieren und lieber mit Rupp und Sydow hinter dem Gartenzaun lag, um den vorübergehenden Backfischen Papierpfropfen gegen die Waden zu blasen, da gab's gleich ein Briefchen: Du bist untreu ... Du bist ein Verräter ... Ich werde mir den Tod geben. Der Deibel soll dich holen mit deiner verfluchten Tragik."

Er stand auf und zauste dem Freunde, der in seine Ecke zurücksank, mit derb-drolliger Liebkosung das borstige Hauptḣaar.

„Ne, kleines Mädchen," lachte er, „mich Taugenichts wirst du in diesem Leben nicht mehr los. Wer würde dich pflegen und dir den Kopf krauen, wenn dir die weißen Mäuschen spielen — und wer würde mir Moral predigen und seine altbackene Weisheit auskramen, wenn ich meine dummen Streiche mache, wiewohl — —" Er hielt inne, sandte einen schielenden Blick nach der Thürspalte, und eine der geleerten Flaschen ergreifend, schleuderte er sie mit einer Art von Kriegsgeheul gegen den Haspen, so daß sie klirrend am Eisen zerschellte.

Ulrich war entsetzt in die Höhe gefahren.

„Was ist geschehen?"

„Nichts von Bedeutung," erklärte Leo wieder ganz ruhig. „Es kroch da seit einer Weile so ein Gewürm von Oberkellner 'rum, wahrscheinlich um uns zu behorchen. Das wollte ich bloß totschmeißen."

Ulrich sandte einen befremdeten Blick zu ihm herüber.

„Ich bin wohl ein bißchen verroht da drüben unter den Wilden, was?" fragte Leo mit gutmütig abbittendem Lachen. „Aber laß gut sein, ich komme als ein ganzer und tüchtiger Kerl zu euch zurück. — Ich habe mich gereckt und gestreckt

und finde, daß es augenblicklich wenige so ausgezeichnete Exemplare in Gottes weitem Tiergarten gibt, als meine Wenigkeit. Ich könnte mich, wenn ich ein halbes Jahr lang nischt zu essen kriegte, von meiner bloßen Selbstzufriedenheit nähren — wie der Bär Pfoten saugt — und würde dabei von Tag zu Tag fetter werden ... Einen grandiosen Wahlspruch habe ich, der heißt: ‚Nichts bereuen.‘ Und war ich einstmals ein wilder Finke und hab' ich mir mein Gewissen vollgepackt bis oben — gut — so hab' ich auch mein Pläsir dabei gehabt und muß zufrieden sein. Nur wehe dem, der mich daran erinnert! ... Dem zahl' ich heim — alles, was mir an Aerger und Pech daraus erwachsen ist ... Denn wozu wären die eigenen Fehler da, wenn man sie an andern nicht rächen sollte?“

„Eine behagliche Philosophie,“ lachte Ulrich.

„Ich mach' mir alles behaglich,“ entgegnete Leo, den Blondbart nach den Schultern hin auseinanderstreichend, „die Sünde wie die Besserung ... Wenn ich jetzt, wo ich zum Bewußtsein meiner Jugendeseleien gekommen bin, wo ich einseh', daß ich die besten Jahre meines Lebens verzettelt — mein Hab und Gut vernachlässigt — mich an meinen Freunden versündigt — sei still, ich hab's mehr, als du ahnst — — meine Mutter mit Herzeleid und mich selbst mit Sündenschuld beladen hab' — wenn ich jetzt in ein großes Lamento ausbrechen wollte — oder mich mit Selbstvorwürfen quälen — oder gar in einem Morast von Verzweiflung versinken — — wem würd' ich nützen? Keinem ... Was würd' ich ungeschehen machen? Nichts ... Im Gegenteil, verrujenieren würd' ich auch das letzte ... Und nun will ich dir mal erzählen, wie's geschah, daß ich heimkam ... Dein letzter Brief war mir von Buenos Ayres in die Steppe nachgeschickt worden, wo ich seit ein paar Monaten kampierte ... Als er mir in die Hände fiel, kam ich gerade dampfend und hundemüde von der Büffeljagd ... Du schriebst mir, mit meinen Gütern steh' es schlimm, das Auge des Herrn fehle an allen Enden,

du könntest den Ruin nicht länger aufhalten — und dergleichen mehr. Daß es abwärts ging, das wußt' ich ja, besonders seit ich in Monte Carlo, der vermaledeiten Räuberhöhle, die kolossalen Summen verspielt hatte, — aber ich war einfach zu bequem gewesen, daran zu denken. Drüben in Europa lauerte eine Welt von Sorgen und Mühen, aber hier ringsum war Freiheit und dralles, forsches Drauflosleben ... Laß den ganzen Krempel verfallen, sagt' ich mir, geh den Schereien aus dem Wege und bleib hier ... Mutter und Schwestern hatten das Ihrige bekommen, Rechenschaft war ich keinem schuldig — warum sollt' ich nicht? ... Ich schritt vom Lagerfeuer weg in die dämmrige Steppe rein, um mir die Sache noch einmal zu überlegen. Mir war zu Mute, als würd' ich schon das Richtige treffen, denn einen geeigneteren Winkel zu stiller Einkehr, als diesen Gräserwald mit dem hohen, grauen Himmel drüber kann es nicht geben, das glaub mir. Drum sind die Leute dort auch so verflucht gescheit und bringen sich gegenseitig um, wo sie bloß können ... Also kurz und gut, wie ich nun so in einer Wegfurche zwischen den mannshohen Halmen hinschritt, da stieß mein Fuß gegen etwas ... Es war der Kadaver eines Gaules, der dort gefallen war ... Man findet dergleichen an den Wegen alle fünfzig Schritt, manchmal haufenweise. Was mir an diesem auffiel, war auch nur, daß man vergessen hatte, ihm die Sielen abzunehmen. Er war noch ganz frisch, — kaum 24 Stunden alt — und mußte augenscheinlich zu den Karren unsrer Expedition gehört haben ... Ich nahm mir vor, den Fuhrknechten wegen ihrer Nachlässigkeit einen Denkzettel zu geben. Da, wie ich das arme Luder, das mich mit seinen weit offenen, graublauen Augen wie lebend ansah, noch einmal so betrachte, kommt mir plötzlich das Wort des Mannes in den Sinn, der unsrem Junkerstande eine neue Ehre, eine neue Kraft, eine neue Moral gegeben hat, das Wort, das er einmal im Reichstag sprach: ‚Ein braves Pferd stirbt in seinen Sielen ...' Und da sah ich mit einemmal dich vor

mir, dich und deinen elenden Leichnam, dem du mit deiner Bombenenergie erst alles hast abringen müssen, was du geworden bist; ... dich, den jeder halbwüchsige Junge zu Boden schlagen kann und den die rohesten Trunkenbolde unter den Knechten scheuen und ehren wie ihren Herrgott; ... dich, der du zu allem geboren warst, bloß nicht zum Landwirt, und der du doch zuwege gebracht hast, daß aus der alten Klitsche deiner Vorfahren eine moderne Musterwirtschaft geworden ist; ... dich, der du die Nächte hindurch über wissenschaftlichen Büchern sitzest und nicht müde wirst, neues Wissen in dich hineinzupumpen; ... dich, der unsrem Kreise im Parlament einen Namen gemacht hat — sei still — ich weiß — man liest auch drüben bisweilen deutsche Zeitungen ... Dich sah ich vor mir, der du so weiter schaffen wirst ohne Rast und Ruh, bis dieses schwache Stück Fleisch, das du da an dir hängen hast, dich doch einmal zum Tribute fordert ... ‚Ein braves Pferd stirbt in seinen Sielen,' sagt' ich da wieder und wieder vor mich hin und fing an, mich ein ganz, ganz klein bißchen zu schämen. Und wenn ich mich schäme, siehst du, — ich, — wo ich mir doch sonst immer so gut gefalle, dann ist sicher irgend etwas faul. — ‚Also basta!' sagt' ich zu mir, ‚du wirst mit deinem dicken Schädel mitten in alle Widerwärtigkeiten hineinrennen und ein verdammt tüchtiger Kerl werden. Und die Besserung soll sofort beginnen, indem du dich mit Morgengrauen auf den Heimweg machst.' Und zum Zeichen meiner moralischen Heldenkraft hab' ich noch an demselben Abend meine sämtlichen Kumpane — übrigens ein gottverlassenes Gesindel — unter den Tisch gesoffen ... Oder vielmehr ich würd's gethan haben, wenn so etwas wie ein Tisch dagewesen wäre. — Als ich nun alle malerisch auf dem Rasen liegen sah, ließ ich meinen Gaul satteln, nahm meine zwei Diener mit den nötigsten Lebensmitteln zu mir — und dann ging's a galope large los — in die Weite ... Die Viecher schnüffelten in die Morgenluft hinein. Es war, als hätten sie die Witterung des Halewitzer Stalles. Drei Wochen

bis Buenos Ayres, fünf Wochen bis Hamburg — achtzehn Stunden bis zur ‚Preußischen Krone‘. Da bin ich, da sitz' ich und komm' dir eins!"

Die Gläser klangen zusammen. Strahlend in Stolz hing Ulrichs Auge an dem Wiedergefundenen.

„Wissen die Deinen von deiner Ankunft?" fragte er.

„Nicht die Spur. Unerkannt wie mein Kollege, der edle Dulder Odysseus, will ich mich in Haus und Hof hineinschleichen. Viel Tröstliches werd' ich da wohl nicht finden."

„Ich will dein Urteil nicht beeinflussen," erwiderte Ulrich. „Uns bleibt ja noch Zeit genug, über Geschäfte zu reden, wenn du alles mit eigenen Augen gesehen hast. Es wird deinem Ohm Kutowski schwerlich gelingen, dir Sand in die Augen zu streuen ... Den Deinen geht es gut. Deine Mutter ist weißer geworden, aber ebenso froh und ebenso fromm wie immer. Deine Schwester Elly hat sich zu einem süßen kleinen Jungfräulein herausgewachsen und wird schon eifrig becourt. Deine Schwester Johanna ..." — er hielt inne. Die Sorgenfalte auf seiner Stirne trat schärfer hervor.

„Nun, was ist los?" fragte Leo befrembet.

„Du wirst ja selber sehen," erwiderte er. „Die lange Witwenschaft scheint ihr nicht gut zu thun. Sie vereinsamt und verbittert. Auch zu uns nach Uhlenfelde kommt sie nicht mehr ... Mit meiner Frau ist sie verfeindet. Warum, weiß kein Mensch. Und selbst gegen mich scheint sie einen Groll zu haben."

„Ach, Unsinn!" rief Leo, „sie hat immer auf dich geschworen, und so wird es auch heute sein."

„Apropos," brach Ulrich ab, „denkst du auch daran, daß du eine neue Hausgenossin bekommen hast?"

„So — wen denn?"

„Hertha Prachwitz — Johannas Stieftochter."

Leo erinnerte sich. Gesehen hätte er sie nie. Aber Mutter schwärmte fast in jedem Briefe von ihr.

„Du weißt hoffentlich," erwiderte Ulrich lächelnd, „daß sie die Podlinskischen Güter erbt. Man erzählt sich, daß deine Mutter den Schatz nur deshalb so eifersüchtig hütet, um ihn dir bei deiner Heimkehr auf dem Präsentierteller entgegenzubringen."

Leo lachte. „Das sieht meiner lieben Alten ähnlich. Sie kuppelt mich seit meinen Windeln mit allem Weiblichen zusammen, was eine nennenswerte Mitgift kriegt. Im übrigen bin ich kein Unmensch . . . Und wir können uns die Kleine ja mal ansehen. — Aber, was wichtiger ist, als das und alles, Uli —"

„Nun?"

„Was wird aus uns beiden?"

„Ja, was wird aus uns beiden?"

Schweigend und ratlos sahen die Freunde sich an.

III.

Der Strom zog im letzten Abendglanze seines Wegs. Noch lag seine weite Fläche in Purpur getaucht, und silberne Bänder, zu einem weitmaschigen Netze gewoben, bald ineinander verfließend, bald scharf sich abgrenzend, mit Blumen, Zacken und Spiralen durchflochten, breiteten sich über die dunkelglühenden Wasser. — Aber schon warfen die Weiden, die in verwaschenen Schattenreihen die Wacht am Ufer hielten, über den Rand des leuchtenden Spiegels breite Streifen von Finsternis, die sich langsam nach der Mitte hin weiterfraßen.

In bläulichem Nebel lag die Ferne. Silbern stieg hie und da der Dampf aus den Wiesen und schlang sich in weißen Schleiern um die Kronen der Pappelgruppen, die sich vereinzelt aus den flach gestreckten Feldern erhoben, in scharfen Schattenrissen gegen die Rotglut des Abendhimmels abgegrenzt.

Schweigen weit und breit. In unsichtbaren Gehöften schlug von Zeit zu Zeit mit gedämpften, verschlafenen Lauten ein Hund an. Eine brütende Rohrdrossel stieß ab und zu sorgende Rufe aus, als ob ein Feind sie bedrohte, und hoch aus den Lüften tönte der leise Schrei des Fischadlers, der, spät von der Jagd heimkehrend, zu Neste ging.

Auf dem Wasser wurde es lebendig. Ein thalab ziehendes Floß wälzte sich träge in das immer schmäler werdende Lichtbereich, das, mitten durchgeschnitten, nun gänzlich in

Finsternis zu zerfallen drohte. Wie eine ungeheure schwarze Schlange mit feurigem Rachen glitt es dahin. Die Flammen unter dem Abendbrotkessel loderten. Blaugrauer Qualm wallte empor und zog einen langen Wolkenstreifen über den Abendhimmel hin, an dem schon hie und da ein Stern schüchtern das Auge aufschlug.

Auf der Chaussee, die von Münsterberg zur Stromfähre des Dorfes Wengern führte, kam rasselnd ein Wägelchen dahergerollt und machte an der diesseitigen Fährbude Halt, die dunkel und verlassen dalag, denn Fahrzeug samt Bemannung waren drüben zur Ruhe gegangen.

Die mächtigen Formen von Leos Gestalt füllten den Hintersitz. Er hatte sich faulenzend in eine Ecke zurückgelehnt, pfiff abgebrochene Takte aus einem unnennbaren Liede oder warf aus einer kurzen Kalkpfeife qualmende Wolken um sich herum.

Sich aufrichtend, schrie er mit gewaltiger Stimme ein „Fährmann — ahoi" zum jenseitigen Ufer hinüber.

Es dauerte lange, bis man ein Lebenszeichen von sich gab. Der Schein einer hin und her geschwenkten Laterne zuckte im Uferschatten auf, beruhigte sich allgemach und kam, eine lange goldne Linie vor sich her schickend, am Hinterende des Floßes vorüber quer über den Strom geglitten.

Der Kutscher, ein junger, feister Bauernbursche, der samt dem Fuhrwerk zur „Preußischen Krone" gehörte, wandte sich um und meinte, der gnädige Herr wolle verzeihen, aber was da käme, sei gar nicht die Fähre, sondern ein Handkahn.

Leo machte seinem Aerger in einer Salve von spanischen Flüchen Luft, und der Kutscher riet, den Fährmann wieder zurück zu schicken.

„Damit ich hier noch mal eine halbe Stunde zu lauern hab'?" erwiderte Leo. „Ne, lieber Sohn, da verlaß ich mich lieber auf meine gesunden zwei Beine und zieh' zu Fuß auf meinem Hofe ein. — Hast du auch einen Hof, mein Sohn?"

„Jawoll, jnädjer Herr," antwortete der Kutscher, „min Voader hefft mi in Dienst geschöckt, dat öck de feine Lewensoart lerne sall."

Leo schmunzelte und rauchte schweigend weiter. Mit jedem treuherzig breiten Worte, das er hörte, jedem sonngebräunten blonden Antlitz, das er sah, schmeichelte sich die jüngst noch halb vergessene Heimat tiefer in sein Herz hinein.

„Und ich Esel hab' nicht wiederkehren wollen!" murmelte er.

Das Boot landete.

Der Fährmann — es war noch immer der alte Jürgens, mit dem wollenen Shawl um den Hals gebunden und den großen Segeltuchflicken auf den Knieen — erhob sofort ein großes Schimpfen ... Warum habe man nicht „Peerd ond Woage" herübergeschrien? Denn das wüßte doch jedes Kind im Lande, daß das der Ruf sei, auf den hin statt des Handkahns die große Fähre herüberkäme.

„Hast recht, Jürgens," sagte Leo, indem er ihn majestätisch auf die Schulter klopfte. „'s ist Schand und Spektakel, daß ich deine Stromordnung nicht besser behalten hab'."

Der alte Mann war beim ersten Klange der Stimme in heftigem Schrecken zusammengefahren. Dann riß er die Mütze vom Kopf und stammelte ganz fassungslos: „De jnädje Herr, de jnädje Herr!"

Die Stromfähre von Wengern gehörte als Lehen zu Halewitz, und der Posten war dem alten Jürgens vor jenen zwanzig Jahren zur Belohnung für seine langjährigen Hofdienste — denn schon damals war er der alte Jürgens — als Altenteil geschenkt worden. Freilich eine Sinekure war er nicht, — aber wo gäb' es dergleichen in preußischen Landen?

Der greise Diener kämpfte mit den Thränen; er ergriff die Löwentatze, die wohlwollend auf seiner Schulter ruhte, und wurde nicht müde, sie mit seinen knochigen, schwieligen Fäusten zu streicheln. —

Leo, der sich mit jedem Momente mehr in sein jugendliches Patriarchentum hineinempfand, gab Befehl, das Gepäck im Fahrhäuschen einzuschließen, und schickte den reich beschenkten Burschen auf den Heimweg ...

Der Kahn stieß ab und glitt mit leisem Knirschen auf den Kieseln des Flachwassers dahin, bis er in die freie Strombahn hinausschoß. —

In wohliger Gedankenlosigkeit ließ Leo die Hand ins laue Wasser hängen und freute sich an den Wellchen, die aufleuchtend am Arme hinanspritzten, während der Alte vom Hinterteil des Bootes her ihn mit großen, feuchten Augen anstarrte.

„Das beste wär' all'," sagte er endlich, „öck foahr dem jnädje Herr runter bis ane Frönschaftsensel. Von dort ös ja man halbwegs."

Leo nickte.

Die Freundschaftsinsel!

So ganz also zur Legende im Munde des Volkes war der Bund geworden, der ihn mit Ulrich verband, daß selbst der Scherzname des Ortes, an dem sie als Knaben am liebsten beisammen gewesen waren, der Name, der sonst nur unter ihnen und einigen Verwandten kursiert hatte, sich zum Gemeingut der Leute, zur schlichten geographischen Bezeichnung herausgebildet hatte.

Doch wenn sie ahnten! Wenn sie das Gespenst sähen, das zwischen ihnen dem Boden entstiegen war!

„Nichts bereuen!" schrie er, indem er mit geballter Faust aufs Wasser schlug, so daß ein Springquell von funkelnden Tropfen um sie her aufspritzte.

Der alte Jürgens, dem vor Schreck beinahe die Ruder entfallen waren, stammelte eine Frage.

Leo lachte ihn an. „Es war nicht bös gemeint, Alterchen," sagte er, „ich zankte mich bloß mit dem Bruder Innerlich."

„Ach, mit dem lohnt nich, sich optolegge — dat ös en

Diewel," meinte philosophisch der alte Fährmann und ruderte weiter.

Das Boot hatte den Kiel der Richtung des Stromes zugedreht, welcher sich in schläfrigem Leuchten zwischen dem verwaschenen Dunkel der Weidenbüsche entlang wand, hie und da seeartig erweitert, dann wieder enger zusammengepreßt, wo ein vorgestrecktes Knie schwarz in die Fluten hinausragte.

Am Horizonte hatte das dunkle Glühen sich verengt, — ein phosphorisches Grün, von silberrandigen Wölkchen durchfurcht, strebte zum Zenith empor, wo es sich im dunklen Nachtblau verlor. — Die Mitternachtsdämmerung nahte, deren träumerischen Zauber nur die nordische Heimat kennt. —

Vor dem Boote daher schwamm als eine schwarze, im leuchtenden Wasser sich spiegelnde Masse das Floß, über dem der Rauch des Reisigs müde in den Lüften schaukelte ... In wenigen Minuten hatten sie es eingeholt ... Gestalten, die auf den Balken kauerten, erhoben neugierig die Köpfe und starrten dann träge dem vorübereilenden Boote nach. Unter dem Kessel zuckte noch ab und zu ein roter Flammenschein, und aus einer Strohhütte am hinteren Ende, roh wie ein Garbendach auf dem Felde, klang der leise klagende Gesang einer Frauenstimme. Leo hörte ihn wie im Traum. Die Freundschaftsinsel ging ihm nicht aus dem Kopfe.

Eine halbe Stunde mochte verflossen sein, da tauchte in der Mitte des matter leuchtenden Spiegels der schwarze Schattenriß eines Eilands auf, anzuschauen wie ein mächtiger Blumenkorb, denn über den steinigen Rand des Gestades neigte sich das zackige Gezweig der Erlenkronen weit in das Bereich der Flut hinaus.

Das war sie ...

Ein Schwall von Bildern und Erinnerungen quoll bei diesem Anblick aus dunkelster Herzenstiefe empor, wo sie bisher in dumpfem Schlummer gelegen hatten, immer wieder eingeschläfert von dem einen schweren Gedanken, dessen rau-

schender Flügelschlag seit Jahren jedes Heimatsgefühl übertönt hatte. —

Leo stand auf und suchte gierigen Auges die Blättermassen zu durchdringen. Doch von dem weißen Tempel war nichts zu sehen. Im Laubdunkel lag er vergraben.

Drüben aber am rechten Ufer — das schwarze, zackige Häusergeviert — das war Uhlenfelde, das stolze, alte Gut, wo der lange Uli als Herr und Gebieter schaltete.

Und daneben als Herrin — — „ruhig, nicht daran denken," rief es in ihm.

Das Boot bog mit scharfer Wendung nach dem linken Ufer ab, wo zwischen hohem Röhricht der weiße Sand einer Landungsstelle matt herüberschimmerte. — —

Wenige Minuten später wanderte Leo einsam zwischen tauigen Wiesen dahin, deren süßes Gedüfte dick und schwer, wie mit Händen zu greifen, über dem Boden lagerte. Von rechts und links zu seinen Füßen tönte ein tausendstimmiges Heimchenkonzert. Die kleinen Kerle, aufgescheucht durch seine Schritte, sprangen wie Herolde vor ihm her, und durch die Kronen der Ulmen, welche den Wiesenweg besäumten, ging von Zeit zu Zeit ein grüßendes Flüstern und Rauschen. —

Auf den Rainen, die nicht gehauen waren, wucherte ein Blütenwald. Die Glocken des Bienensaug streiften seine Hände, ein dichtes Geranke von Winden und Labkraut schlang sich um seine Füße, ein sprühender Tau netzte segnend seine Stirn.

Er blieb stehen und hielt Umschau. Wie weit sein Auge in die sommernächtige Dämmerung hinausreichte, hier war alles sein Eigentum. Ein Gefühl der Beschämung überschlich ihn. Dieses Nest, so warm und weich, das vom lieben Gott extra für ihn zurecht gemacht worden war, hatte er — gedankenlos mehr noch als herzlos — dem ersten besten Fremden preisgeben wollen!

Das Hochgefühl ererbten Besitzes, Sommernacht und Heimat berauschten ihn ganz . . .

Er riß die Mütze vom Kopfe, faltete die Hände über dem warmen Pfeifenstiel und betete, während die Thränen ihm über die Backen liefen.

Ein Mensch, reif und kräftig, voll bescheidener Gaben, doch tüchtigen Sinnes, der weiß, was er will, und vom Leben gelernt hat, was er nicht darf, trat ehrlich vor seinen Herrgott und sprach sich mit ihm aus.

Und als er fertig war, zog er mächtig an der erkaltenden Pfeife und schritt wohlgemut dem Stammsitze derer von Sellenthin zu, dessen dunkle Umrisse schon zu ihm herübergrüßten. — — — —

IV.

Vor dem Hofthore machte er Halt.

Als er die Glocke ziehen wollte, fiel ihm ein wirrer Singsang ins Ohr, der sich in Salven gröhlenden Gelächters auflöste, um dann aufs neue und um so verworrener zu beginnen. Der Lärm schien aus dem Amtshause zu kommen, wo Ohm Kutowski samt den Inspektoren seine Wohnung hatte. Von dort her stammte wohl auch der Lichtstreif, den der Thorpfeiler seinen Blicken bis jetzt verdeckt hatte.

„Es geht also auch ohne mich fidel zu auf Halewitz," sagte er stirnrunzelnd und versuchte dicht neben dem Staketenthor die Mauer zu überklettern, aber zur rechten Zeit fiel das gestoßene Glas ihm ein, das auf ihrer Brüstung eigens für Diebe und Ausreißer in den Cement hineingestampft war.

So blieb ihm nichts andres übrig, als um die Parkmauer herum nach dem hintern Gartenpförtchen zu schleichen, das Ohm Kutowski dereinst heimlich für ihn hatte anlegen lassen, damit seine Nachtschwärmereien dem Vater verborgen blieben. Daß der Ohm, so eifrig er auch den Helfershelfer spielte, dabei in seine eigene Tasche arbeitete, verstand sich von selbst, denn auch er hatte Grund genug, seine Katersteige dem Herrenhause geheim zu halten. —

Langsam trottete Leo an dem trockenen Parkgraben entlang, über den die hundertjährigen Halewitzer Linden ihre schwarzen Laubgewölbe breiteten, bis zu jener Stelle, die, wie er meinte, nur ihm und dem Ohm bekannt geblieben

war. — Doch zu seinem peinlichen Erstaunen sah er die kleine Thür weit offen stehen; — und schlimmer noch: das Spiräen- und Stachelbeergesträuch, welches auf der Innenseite in dichter Wildnis den Ausschlupf verhüllt hatte und das man erst mit Mühe hatte durchbrechen müssen, war einfach ausgerodet und durch einen bequemen, kiesbestreuten Pfad ersetzt, der jedes böse Gewissen aufs liebenswürdigste nach dieser Diebespforte hinzuweisen schien.

„So straft sich alter Leichtsinn," dachte Leo und erinnerte sich beklommenen Herzens derjenigen Periode seines Lebens, in welcher vor dieser Thüre Nacht für Nacht ein gesatteltes Pferd gestanden hatte, das vom Ohm Kutowski für ihn bereit gehalten und das gegen Morgen schweiß- und schaumbedeckt auf die Weide zurückgetrieben worden war.

„Aber wartet nur, ihr Halunken," wetterte er vor sich hin — „euch werd' ich schon lehren, den richtigen Weg zu finden."

Aus den Parterrefenstern des Schlosses erglänzte noch Licht. Dort zog eine breite, steinerne Terrasse sich entlang, die fast die ganze Rückseite des weitläufigen Gebäudes umspannte und deren Mauer altem Weine, der niemals reifte, die Rückendeckung bot. — Eine verwitterte Freitreppe, die von zwei pockennarbigen Sandsteinnymphen flankiert wurde, führte in der Mitte zum Garten hinunter.

Die Glasthür des Gartensaals stand offen, und die dreiarmige Hängelampe darin, welche den abgeräumten Abendbrottisch erhellte, ließ Ströme roten, warmen Lichtes über die Terrasse und zu den ehrwürdigen Häuptern der Nymphen hinabfluten, deren brüchiges Oval sich goldig umrandete.

Leo ging so leise, als der knirschende Kies und seine wuchtenden Schritte es erlaubten, dem Lichte zu. Er wich dem hölzernen Kioske aus, dessen weißgetünchte Pilaster, von drüben geschaut, den zopfigen Abschluß der Perspektive bildeten, er umschritt den Karpfenteich, aus dessen schlammiger Tiefe ein mattes Gurgeln emporquoll, und stieß mit dem

Kopfe gegen den Obelisken, einen dummen, mit Mörtel verschmierten Backsteinbau, in dessen Mitte eine Bronzetafel die Heldenthaten des Fahnenjunkers Veit von Sellenthin, die er in der Schlacht bei Hohenfriedberg gethan, der Nachwelt verkündete.

„Dies Gerümpel hätte der Sturm wohl umschmeißen können,“ dachte Leo und rieb sich mit ärgerlichem Lachen die Beule auf seiner Stirn.

In diesem Augenblick tauchten im Rahmen der hellerleuchteten Thür zwei Mädchengestalten auf, die einander umschlungen hielten und mit lässigem Wiegen sich gegenseitig vorwärts schoben. Auf den Köpfen zitterte der Goldflimmer des Lampenlichts, und den Schattenriß der jungen, schlanken Leiber umrandete eine schmale Glanzlinie.

Mit der Ungeniertheit junger Klosterfräulein, welche wissen, daß kein Mann mit ihnen unter einem Dache haust, hatten sie sich in Negligee geworfen und präsentierten sich in weißen Nachtjäckchen und mit hängenden Haaren.

Die eine überragte die andre fast um Hauptеslänge. Von ihren gelösten Flechten, welche Haupt und Schulter umflossen, ging ein fuchsiges Leuchten aus — sie mußte bei Tage wohl brünett sein — während die andre, kleinere, das Sellenthinsche Goldblond auch jetzt nicht verleugnete.

Da sie Miene machten, in den Garten hinabzusteigen, flüchtete Leo rasch in das Bereich der Terrassenmauer, wo es ihm leicht wurde, sich in den Ranken der Weinspaliere zu verkriechen.

Allein sie blieben oben, setzten sich auf die Balustrade und baumelten mit den Füßen, so daß, wenn sie den Boden streiften, ein Regen von Staub, Sand und kleinen Steinen auf seinen Kopf herabfiel. —

Die Mädchen lauschten in den Garten hinab. Emporblickend, sah er die mattschimmernde Rundung ihrer Gesichter zu sich herniedergeneigt.

Ihm wurde ein wenig bang auf seinem Lauscherposten.

Es war ein holdes Backfischgeschwätz, das an sein Ohr schlug — untermischt mit Küssen und Gekicher. —

In einer der Stimmen, die leise und verschleiert klang, schwirrte etwas liebkosend, wie Taubengirren, — die andre war ein dunkler, voller Alt, der aus tiefster Brust emporzuquellen schien, und dessen Tonfülle durch das harte R, das ein wenig an den Reitstall erinnerte, nur noch erhöht wurde. — In der ersten fanden sich seine Erinnerungen an die kleine Schwester mit etlicher Mühe zurecht, die zweite mußte Johannas Stieftochter angehören, der reichen Erbin, die Mama in diesem einsamen Schlosse extra für ihn verwunschen hielt.

Man sprach von Kleidern, Freundinnen und Büchern, vom Frühaufstehen, vom Melken und Vogelfüttern — und schließlich sprach man auch von ihm. Der Brief aus Buenos Ayres, der heute angekommen sein mußte, zitterte noch in den Gemütern nach. —

Johannas Stieftochter enthüllte der Kleinen energische Pläne, welche ihm bewiesen, daß Mama schon tüchtig beim Werke gewesen war, den Goldfisch für ihn ins Netz zu ziehen.

„Weißt du, was ich werde, Maus?“ sagte sie. „Ich werde an meinen alten Justizrat schreiben und ihn bitten, daß er mir das nötige Geld gibt, um eine Expedition auszurüsten . . . Damit werde ich nach Süd-Amerika gehn und ihn aufsuchen. Und werde so lange auf ihn einreden und ihm unser Halewitz in so leuchtenden Farben ausmalen, bis er das Heimweh kriegt und wieder nach Europa kommt. Und wenn wir auf Halewitz angelangt sind, werde ich sagen: ‚Meine Mission ist beendet. — Leben Sie wohl.‘“

„Ich an deiner Stelle,“ meinte Elly, „würde ihn dann heiraten.“

„Ich werde nie heiraten,“ entgegnete Hertha. „Ich bin eine Waise und geh' ins Kloster.“

Leo drückte lächelnd die Augen zu. Der süße Unsinn drang wie Musik auf ihn ein.

Lauter tönte vom Amtshause her das trunkene Gelächter.

Hertha hub herzhaft zu schelten an. „Es ist ein Skandal, daß dieser Wirtschaft kein Ende gemacht werden kann ... Der Herr treibt sich in der weiten Welt herum, und sein Hab und Gut wird unterdessen zu Grunde gerichtet ...“

„Glaubst du denn, daß es so schlimm ist?“ fragte ängstlich Ellys Stimme.

„So schlimm, daß es schlimmer nicht werden kann. — Sieh nur Ulrich Kletzingks Gesicht, wenn er auf den Hof reitet. Aber er kann ja nichts machen — ihm sind ja die Vollmachten nicht gegeben, sondern dem saubern Ohm Kutowski. O, wenn ich könnte, den Kerl würd' ich mit der Peitsche vom Hof runterjagen!“

„Das ist ja ein Hauptkerl,“ dachte Leo, „den nehm' ich zur Frau — und wenn Höll' und Himmel sich auf den Kopf stellen.“ — Aber zu gleicher Zeit fiel schwer die Sorge um Hab und Gut auf seine Seele. —

Drüben wurde vom Chore ein Trinklied gesungen, dessen Strophen in einer gröhlenden Kadenz ihr Ende fanden. In Leos Fäusten zuckte es, aber er bezwang sich; er wollte sich den Humor der Stunde nicht verderben lassen.

„Ich glaube, er ist auch dabei,“ flüsterte Elly zaghaft.

Leo horchte auf.

„Natürlich ist er dabei,“ lachte höhnisch Herthas Stimme, „er ist überhaupt immer dabei, wo's was zu lumpen gibt.“

„Kränk mich doch nicht immer,“ klagte Ellys Stimme, „du weißt ja, daß ich für ihn schwärme.“

„Also die fängt auch schon an,“ dachte Leo und beschloß, der Kleinen fortan streng auf die Finger zu sehen, denn die Verliebtheit war ein Sellenthinscher Familienfehler.

„Schwärm für ihn, so viel du willst,“ erwiderte Hertha, „aber dann soll er auch frei und offen handeln, und sich nicht immer hinterrücks rein- und rausschleichen, wenn er zu

Ohm Kutowski kommt. Das paßt sich nicht für einen, der die Ehre hat, von uns geliebt zu sein.“ —

„Aber was soll er machen?“ fragte Ellys Stimme betrübt. „Wenn Mama ihn sähe, so würde sie's doch dem Ulrich sagen, daß er sich rumtreibt. — Und das letzte Mal ist er bloß durch den Park gekommen, um mir das Ständchen zu bringen. Und das Lied von den ‚lächelnden Sternen‘, das hat er ganz extra für mich gedichtet. Das hat er mir selbst gesagt. Und von dem Ständchen sagte er: ‚Ich bin ein bißchen angekneipt gewesen, mein gnädiges Fräulein,‘ sagte er, ‚sonst hätte ich ganz gewiß nicht die Courage gehabt . . .‘ Ach, er spricht ja so höflich und so bescheiden, und er ist gewiß ein außergewöhnlicher Mensch.“

„Na warte, du außergewöhnlicher Mensch,“ dachte Leo, „du sollst mir unter die Finger kommen.“

In diesem Augenblicke rief eine behaglich sorgende Stimme den Kindern eine liebevolle Warnung zu: „Kommt rein, ihr werdet euch erkälten.“ Dieselbe Stimme war's, in deren Bann sein flackernder Sinn Frieden und Stetigkeit gefunden hatte, solange er denken konnte.

Er fuhr hoch auf. Mit beiden Händen umklammerte er das Spalier, denn ein plötzlicher Drang erfaßte ihn, aus seinem Versteck hervorzustürzen und die alte Mutter in seinen Armen zu begraben.

Aber er bezwang sich.

Bevor er sich den Seinen wiedergab, mußte er die merkwürdige Wirtschaft des Amtshauses in ihrer Sünden Blüte kennen. —

Der Lichtschein, der die brüchigen Nymphenhäupter rötete, verschwand. — Die Treppenrampe sank in Dunkelheit. Kreischend drehte die bretterne Schutzthür sich in ihren Angeln. Dann wurde es still.

Leos Weg war frei. Er öffnete die Staketenpforte, welche den Park mit dem Hofe verband, und schritt auf altvertrautem Wege dem Lärmen zu, das in unsinniger Rücksichtslosigkeit

über den schlafenden Platz hinhallte. Nicht einmal ein Hund schlug an, so sehr schien alles an diese Wirtschaft gewöhnt. —

Die Fenster der Amtsstube waren geöffnet ... In dem Lichtscheine, der durch die Ritzen der Rouleaux hervorbrach, wogte in Wolken der befreite Tabaksqualm. —

Leo lehnte sich gegen das Fensterbrett, so daß er die Zecherschar bequem überschauen konnte.

An dem langen, grünen Tische, an welchem sonst die Polizei-, Standes- und Rentamtssachen erledigt worden waren, saßen die Herrschaften vergnüglich hingelümmelt.

Herr von Kutowski führte den Vorsitz. Mit seinem kahlgeschorenen Borstenkopfe und dem langen, schöngewellten Vollbart, der, reichlich in Schnupftabak gewälzt, vom Silberweiß bis zum Gelbgrün hinunterschillerte, mit seinen glashellen, stets thränenfeuchten Aeuglein und seiner roten, merkwürdig bewarzten und betüpfelten Nase bot er das Bild eines lustigen, derben Kumpans, der, wenn man ihn fallen ließ, ebensogut auf der Seite des Biedermannes, wie der des Spitzbuben zu liegen kommen mochte ... Er hatte sein ungarisches Jagdkäppi verwegen auf das linke Ohr gedrückt, und zwischen seinen schwarzen Zähnen hing eine silberbeschlagene Meerschaumpfeife. — Leo kannte sie wohl: „Zum Dank für treue Freundschaft, dein Leo Sellenthin, stud. agr.", stand obendrauf graviert!

Neben ihm hatten zwei nicht zum Hofe gehörige Gäste Platz genommen — links ein alter Tiermaler, der sich seit vielen Jahren allsommerlich in der Gegend herumtrieb und die Gastfreundschaft der Inspektoren brandschatzte, der „Kuh-August" genannt — rechts ein junger Herr, der Leo bekannt erschien, den er aber nirgends unterzubringen wußte. Sein hübsches, feistes, doch etwas fahles Gesicht, das von Schmissen kreuz und quer durchfurcht war, wie eine Eisbahn von den Spuren der Läufer, schaute mit kühler, etwas gezwungener Vornehmheit aus diesem Haufen von braunen, erhitzten und verwilderten Rusticusphysiognomien heraus, von denen selbst

der Maler mit seinem struppigen Vollbarte nur wenig abstach ... Er war an diesem Tische augenscheinlich der einzig Nüchterne, mochte wohl auch der Einzige sein, der das Biertrinken ernsthaft und kunstgemäß, gleichsam als Lebensberuf, erlernt hatte.

Dahinter folgten rechts und links die beiden Inspektoren von Halewitz, die Verwalter der zwei Nebengüter Wengern und Knutzendorf, samt vier rotwangigen, halbreifen Burschen, Wirtschaftseleven, wenn der Augenschein nicht trog; — der lange Braumeister, der zugleich das Schenkenamt versah, machte am untern Ende den Beschluß. — Das gesamte Beamtenpersonal, dem Leos Hab und Gut vier Jahre lang anvertraut gewesen, saß hier in fröhlicher Gewissenlosigkeit beisammen.

Er stützte voll grimmigen Humors das Kinn in beide Hände und wartete, wie die Katze vor dem Mauseloch, der Dinge, die da kommen sollten.

Der junge Herr mit dem zerfetzten Gesichte, den man als „Herr Kandidat" bezeichnete und der in diesem Kreise eine große Achtung zu genießen schien, wurde stürmisch aufgefordert, einen Sologesang zum besten zu geben.

Er zierte sich ein wenig. „Haben Sie doch Mitleid mit Ihren eigenen Ohren, meine Herren," sagte er schnarrend mit dem überfeinen, stotternden Accent, den unsre studentischen Stutzer kultivieren. Er sprach das „a" wie „ä", das „ei" wie „ai" und das „r" wie ein gurgelndes „g". Dann sang er:

„O lächelt hernieder, ihr lächelnden Sterne,
Und lasset es Nacht um mich sein —"

Hätte er geahnt, daß jemand vor dem Fenster auf der Lauer stand, der bei den ersten Worten seines Liedes einen leisen Pfiff des Erkennens ausstieß, er würde ein andres gewählt haben.

Allein er sang nicht schlecht. Seine Stimme klang in der Tiefe weich und schmiegsam und hatte in der Höhe jenen grellen Falsetton, der Mädchenseelen in Raserei versetzt. Seine

Vortragsweise erinnerte mit ihren sentimentalen Verschleppungen und koketten Staccati an den Singsang der Tingeltangel, und wahrscheinlich stammte sie auch dorther. Jedenfalls hatte sie ihr Publikum gefunden.

Ein Sturm der Begeisterung brach los, als er geendet hatte.

„Der Sänger soll leben, vivat hoch!“ brüllte Ohm Kutowski. Aber der Gefeierte fand das unschicklich. „Man sagt in solchen Fällen: ‚Schmollis dem Sänger‘“, erwiderte er, zu eisiger Würde erstarrend.

Der Alte meinte, man müsse nur immer gemütlich sein, das wäre die Hauptsache, und der Maler, der schon etliche Zeit ingrimmig in sein Glas gestarrt hatte, stieß ein dumpfes Aechzen aus, das fürchterlich über den Tisch hinhallte.

Dieser Ausbruch des grauen Elends gab Veranlassung zu neuem Jubel. Die Lustigkeit begann sich zu überschlagen, nur der Kandidat mit dem zerhackten Gesicht lächelte nachsichtig und überlegen. Er trank auf das Spezielle des verzweifelnden Malers und machte dazu eine Verbeugung, als ob er einen Fürsten begrüßte.

„Silentium, Gesellschaft,“ befahl der Ohm, mit dem Abguß seiner Pfeife gegen die Tischplatte klopfend. „Jetzt werd' ich euch eine Rede halten.“

„Alle Lumpen sollen leben!“ schrie plötzlich, seiner Würde vergessend, der Kandidat in die Stille hinein.

„Inmitten unsres Jubels,“ fuhr Ohm Kutowski fort, „wollen wir dankbar des edlen Gastgebers gedenken, dem wir diesen und alle sonstigen vergnügten Abende zu verdanken haben.“

„Fallara!“ jodelte der Kandidat, rülpste sich und erstarrte wieder zu Stein.

„Mein lieber Neffe Leo, der wohl wußte, welchen Schatz er an seinem treuen, alten Ohm besitzt, an dem braven Ohm Kutowski, der lieber reines Wasser trinken würde und ohne Mädchen zu Bette gehn, als daß er nicht seine Pflicht

thun würde bis in den Tod — jetzt können Sie losheulen, Sie Farbenkleckser.“ —

Statt seiner heulte der Kandidat, und die ganze Gesellschaft heulte mit.

„Dieser Leo,“ fuhr der Alte fort, „der ferner wohl wußte, daß er neben dem Wirtschaftsgenie seines alten Ohms gar nicht würde bestehen können, hat sich darum aus dem Staube gemacht und strolcht nun bereits seit Jahren in der Welt herum, vornehmlich um unsere kleinen Vergnügungen, meine Herren, durch seine lästige Gegenwart nicht zu stören. — Das ist eine zarte Rücksicht, für die ich den wackeren jungen Mann nicht genug loben kann. Dieser wohlerzogene Neffe, Leo von Sellenthin, er lebe hoch und nochmals —“

„Guten Abend, meine Herren,“ sagte, die Thüre öffnend, Leo, der nicht annehmen konnte, daß er zum Betreten dieser Bühne je ein besseres Stichwort finden würde.

Ein entsetzliches Schweigen entstand.

Der Braumeister, ein langer Altbayer, schlug das Kreuz, die Inspektoren duckten sich, als ob sie Schläge fürchteten, der Kandidat blieb mit der Hand an seinem dürftigen Schnurrbart kleben, und Ohm Kutowski — der brave, alte Ohm — starrte kreidigweiß mit blauer Nasenspitze, das Bierseidel noch immer in der hocherhobenen Hand, dem heimkehrenden Neffen entgegen — ein Bild unfreiwilligen Willkommens. —

Glücklicherweise ereignete es sich in diesem Augenblicke, daß das Bierfaß, welches der Brauer hilfesuchend umklammerte, vornüber von seinem Gestelle fiel, um mit gewaltigem Getöse Leo in den Weg zu rollen.

Er stieß es mit einem Fußtritt zur Seite und ließ einen niederträchtig vergnügten Blick von einem zum andern gleiten.

Der Kandidat mit dem zerhackten Gesicht war der erste, welcher sich faßte. Er erhob sich gemessen und begann mit der Suade, die er als Kommersredner wohl vielfach zu erproben Gelegenheit gehabt hatte:

„Wahrlich zur guten Stunde sind Sie heimgekommen, Herr von Sellenthin! — gerade während — während Ihre Freunde, Diener und Vertraute hier festlich versammelt sind, dem fernen Hausherrn ihre Huldigungen darzubringen, denn — e — heute ist ja der Tag — der Tag“ — er räusperte sich, um rasch eine feierliche Bedeutung des Tages zu improvisieren — hierin mochte er wohl Meister sein — aber Leo überhob ihn der Mühe.

„Mit wem hab' ich die Ehre?“ fragte er, sich in ganzer Statur vor dem schmächtigen Jüngling aufpflanzend.

„Kurt Brenckenberg — Guestphaliae Normanniaeque,“ erwiderte derselbe, indem er emporzuschwellen begann.

Leo schmunzelte. „Gehören Sie zum Hause?“

„Ich — e? — Ich bin hier Gast des Herrn von Kutowski,“ erwiderte großartig der junge Mann.

„So dürfte Ihnen kaum das Recht zustehen, mich auf meinem Grund und Boden willkommen zu heißen. Haben Sie daher die Gefälligkeit, Ihrer Freude Zügel anzulegen, bis an Sie die Reihe gekommen ist.“

Der schneidige Jüngling sank zusammen und grollte fürchterlich in sich hinein.

„Ja, Schockschwerenot,“ rief Leo, einen zwinkernden Blick die Tafel entlang werfend, „gibt's denn für mich auf meinem Grund und Boden keinen Stuhl, keinen Gruß und kein Glas Bier?“

Alle schnellten von ihren Sitzen empor, und aus Ohm Kutowskis erstarrter Hand fiel klirrend das Seidel auf die Tischplatte nieder, die es von einem Ende zum andern mit braunen Fluten überschwemmte.

Leo that, als würde er erst durch diesen Unfall des Alten gewahr.

„Wie — Onkel — Du auch hier?“ rief er; „ich denke, ich bin unter die Jugend geraten, die sich hinter deinem Rücken ein kleines, unerlaubtes Vergnügen leistet, und wollte eben mit darauf loskneipen. Aber nun freilich ändert sich

die Sache ... Geht es hier zur Nachtzeit immer so fidel her, lieber Onkel?"

Verbissenes Schweigen antwortete ihm.

Einer der Vorwerksverwalter hatte derweilen versucht, sich heimlich zur Thür hinauszudrücken, doch Leo erwischte noch zur rechten Zeit seinen Rockärmel.

„Nanu, alter Freund," sagte er, „wollen Sie weg, ohne mir die Hand gegeben zu haben? ... Freilich um elf Uhr nachts" — er sah nach der Uhr — „elf Uhr vierzig gar, da haben Sie auf Halewitz verflucht wenig zu suchen. Es ist besser, wenn ich Sie überhaupt nicht gesehen habe. Drum machen Sie rasch, daß Sie fortkommen."

Statt des einen Mannes verschwanden zwei hinter der Thür.

Lachend sah Leo ihnen nach und wandte sich dann an die Inspektoren, die in Scham und Angst aus verquollenen Augen ins Leere starrten. „Wir alle, meine Herren, kennen das schöne Sprichwort: Man muß mit den Wölfen heulen. Geheult haben Sie alle vorhin — es war sehr schön, das kann ich Sie versichern — und wer die Wölfe sind — das werd' ich auch noch herausbringen."

Sein Blick glitt zu dem Alten hinüber, der sich inzwischen gefaßt zu haben schien und grimmig vor sich hin brummelte.

Die Gemaßregelten holten stumm ihre Mützen und gingen.

Dann kamen die vier halbreifen Burschen an die Reihe. Mit einem Blicke lächelnder Verwunderung maß er die schlanken, schmal aufgeschossenen Gestalten, die in Reih und Glied wie vor dem Feldwebel aufpostiert standen.

„Willst du mich mit den Herren bekannt machen, lieber Onkel?"

„Bekannt machen — hä? — warum soll ich dich nicht bekannt machen?"

„Also bitte."

Aber es beliebte ihm nicht mehr Rede zu stehn. Er paffte Rauchwolken um sich und brummte. Leo ließ ihn sitzen.

Es dauerte eine Weile, ehe er über Namen und Charakter der Jünglinge im klaren war.

„Seit wann hält Halewitz Eleven, lieber Onkel?"

„Seit ich Verwalter darauf bin, mein Sohn."

In Leos Augen flammte es auf — aber er bezwang sich.

„So schreiben Sie Ihren Vätern, meine liebe Jungen, daß Halewitz sich fortan ohne Sie behelfen wird. Vorwärts zu Bette!"

Sie machten ihre Reverenz und drückten sich hinaus. Der grüne Tisch begann leer zu werden. Am oberen Ende saß noch der Oheim mit seinen beiden Gästen, und am Fensterbrette machte sich der lange Brauer mit seinem Achtelfaß zu schaffen.

Leo winkte lachend zu ihm hinüber. „Bekomm' ich nun endlich ein Glas zum Willkommen, Siglhöfer?"

„Wann S' mög'n," stammelte in freudigem Schreck der Bayer und hielt mit seiner allzeit zitternden Hand ein Seidel unter den Spundkrahn.

Leo trank und wischte sich den Schnauzbart. „Nicht übel, Siglhöfer," lobte er, ihm die Hand reichend, „das war der erste brauchbare Gruß, den ich bis jetzt in meinem Hause gekriegt hab'."

Strahlend vor Glück, so leichten Kaufs davongekommen zu sein, schob sich der Brauer zur Thür hinaus.

Ohm Kutowski und der Kandidat saßen in allen Schattierungen der Wut schillernd dicht bei einander, während der Maler in grollender Verzagtheit vor sich niederstarrte.

Plötzlich erhob sich der Kandidat, ging Leo drei Schritte weit entgegen, grüßte mit affektiertem Lächeln und fragte näselnd:

„Pardon, geben Sie Satisfaktion?"

Leo steckte die Hände in seine Hosentaschen und maß von der Höhe seiner sechs Fuß herab den blassen, geschniegelten Jüngling, der sich vergebens bemühte, eine „bedaigneuse" Miene anzunehmen, dann fragte er lachend:

„Also Sie sind der Sohn von meinem alten Papa Brenckenberg?"

„Mein Vater ist der Pastor Brenckenberg auf Wengern," schnarrte der kampfbereite junge Mann, „aber das gehört nicht hierher."

„Und was macht der alte, liebe Papa?"

„Ich habe Sie gefragt, ob Sie Satisfaktion geben, Herr!"

„Dann grüßen Sie ihn hübsch von mir, und ich ließe ihm sagen, er habe sich da ein sauberes Pflänzchen zum Sohn herangezogen."

„Was erlauben Sie sich? — Ich bin Corpsstudent, Herr."

„Dann werden Sie sich noch tüchtig auf die Hosen setzen müssen, junger Mann," erwiderte Leo, „bis Sie was sind."

Der Kandidat verbeugte sich mit vollendeter Grandezza. „Ich habe hier nichts mehr zu suchen," sagte er.

„Das merken Sie erst jetzt?" fragte Leo und wandte ihm lachend den Rücken. „Doch halt! — noch eins können Sie Ihrem alten, braven Papa bestellen: er möchte acht geben, daß sein Herr Sohn sich nicht noch einmal bei nachtschlafender Zeit im Halewitzer Parke rumtreibt, um dort schöne Lieder zu singen. — Sonst könnt's wohl passieren, daß man ihm den jungen Herrn am folgenden Morgen etwas von den Hunden zerbissen nach Hause bringt."

Der Kandidat Brenckenberg warf ihm einen Blick voll souveräner Verachtung zu und schritt, geschwollen wie ein junger Hahn, zur Thür hinaus.

„Einer nach dem andern," dachte Leo und wandte sich dem Maler zu. Der gewahrte kaum, daß nun die Reihe an ihn gekommen war, als er aufsprang und dem heimgekehrten Hausherrn mit heftigem Weinen um den Hals fiel.

„Schmeißen Sie mich nur raus," jammerte er, „schmeißen Sie mich nur raus wie die andern alle — ich bin's nicht besser wert — ein Stümper bin ich — ein Faulenzer bin ich — dem lieben Herrgott stehl' ich den Tag weg — meine

Kühe haben alle zu lange Beine, hat ein Kritiker gesagt, aber es ist nicht wahr — ich schwör' es Ihnen, hochverehrter Mann, sie haben wirklich so lange Beine."

„Aber gewiß, Teuerster, beruhigen Sie sich."

„Jetzt mal' ich ihnen überhaupt keine Beine mehr — rutschen lass' ich sie wie die Seekühe — das ist den Lumpen von Kritikern recht ... Aber Sie sind mein Retter — Sie werden mir helfen — versprechen Sie's mir."

Leo versprach alles, indem er den Betrunkenen sacht auf den Stuhl zurückdrückte.

„Du sorgst wohl für den Mann, lieber Onkel."

Der brummte eine ungezogene Antwort.

Leo fühlte, wie ihm das Blut heiß in die Schläfen stieg. „Bleib bei Sinnen, ruhig! Vergäll dir die Stunde der Heimkehr nicht!" rief es in ihm. Und sich zur Ruhe zwingend, erwiderte er:

„Lieber Onkel, du verkennst deine Stellung zu mir."

Der Alte spie umständlich um sich herum, dann sagte er mit herausforderndem Grinsen: „Mir scheint, ich kenne meine Stellung besser als du, mein Jungchen. Jedenfalls rat' ich dir, mich nicht noch einmal vor den Leuten zu blamieren, sonst müßt' ich deinem Gedächtnis ein bißchen auf die Sprünge helfen."

Ein Zucken ging durch Leos Körper. Schon wieder war das Gespenst der alten Sünde vor ihm aufgestiegen.

„Schlaf deinen Rausch aus," murmelte er und schritt hastig zur Thür hinaus.

Das höhnische Gelächter des Alten hallte hinter ihm her. — — —

Auf dem Hofe war es still und dunkel. Kühl strich der Nachtwind um Leos brennende Stirn, aber er spürte ihn nicht. Schäumend, mit geballten Fäusten ging er an den Ställen entlang, aus denen von Zeit zu Zeit das Schnaufen eines träumenden Tiers oder das Klirren einer Halfterkette an sein Ohr drang. Der Zorn, den er bis jetzt mit Inanspruchnahme

seines ganzen Humors gewaltsam zurückgedrängt hatte, kam nun in der Einsamkeit um so heftiger zum Durchbruch.

Er hatte Zeit, sich kalt zu rasen. Niemand störte ihn, und erst der eiserne Kopf einer Deichselstange, gegen die er im Dunkeln unsanft gerannt war, brachte ihn wieder zur Besinnung.

Und plötzlich lachte er hell auf. Das alte Yankeespiel „auf Leben und Tod", das er drüben so oft mit Grazie gewagt und gewonnen hatte, mußte auch in dem zahmen Europa seine Dienste thun, dem widerspenstigen Spießgesellen den Mund zu stopfen.

Und vergnügt mit den Armen schlenkernd wie ein Schuljunge, der einen schlauen Streich ersonnen hat, schritt er die Anhöhe zur Rampe des Schlosses hinan, das sich in klotziger Masse schwarz von dem dunkelblauen Nachthimmel abhob.

Hinter ihm in ungeheurem Bogen lagen die Wirtschaftsgebäude, rings um den schilfbewachsenen Teich gruppiert, auf dessen Spiegel ein unbestimmtes Leuchten das mitternächtige Morgenrot verkündigte.

Aus der oberen Fensterreihe des Schlosses schimmerte noch einsam ein Licht.

Eine jubelnde Sehnsucht packte ihn. „Hurra, jetzt geht's zu Muttern!" schrie er und warf die Mütze in die Luft. Sie flog über den hohen Zaun hinweg und fiel in den Garten.

„Soll ich wie ein richtiger Vagabund sogar ohne Mütze nach Hause kommen?" fragte er sich lachend, aber ihm blieb keine Zeit, hierüber nachzudenken. Sein Jauchzen hatte einen der Hofhunde geweckt, in dessen Gebell zwei oder drei andre aus fernen Winkeln her einstimmten.

Die Biester schienen festzuliegen. Wohl auch eine Neuerung des braven Ohms, damit die Waden seiner nächtlichen Saufkumpane keinen Schaden litten.

Und dann fiel sein Freund Leo ihm ein.

Einer Cäsarenlaune Raum gebend, hatte er einst seinen Lieblingshund mit dem eigenen Namen getauft; „damit die

Kerls wüßten," so hatte er gesagt, „daß sie das brave Vieh als meinen Stellvertreter zu ästimieren haben."

„Leo!" schrie er mit der Vollkraft seiner Lunge.

Für einen Augenblick wurde es still.

„Leo!" rief er zum zweitenmal.

Und dann plötzlich brach ein Toben aus, ohrzerreißend und markerschütternd. Ein Wahnsinn schien die Tiere gepackt zu haben. Das Klirren der geschüttelten Ketten, das Knirschen der Zähne, die in die ehernen Glieder bissen, mischte sich in ihr Geheul ... Jubelnde Liebe, sehnsüchtige Treue, die lautersten Gefühle, welche die Brust eines lebenden Wesens bewegen, fanden ergreifenden Ausdruck in dem wilden Gebaren dieser kettenbeladenen Bestien.

Leo fühlte sein Auge feucht werden. „Es ist Zeit!" dachte er. Der Klopfer des Portals hallte dröhnend durch das Haus. In dumpfem Rollen trug das Echo den Schall an Leos Ohr zurück.

Oben in dem erleuchteten Zimmer wurde ein Fensterflügel aufgerissen. Eine weiße Gestalt neigte sich heraus.

„Wer ist da?" rief eine Frauenstimme, die er erkannte.

„Johanna — du?"

Ein Aufschrei — doch wollt's ihn dünken, als wär's kein Schrei der Freude gewesen. Die Gestalt der Schwester war verschwunden.

Zwei lange, bange Minuten vergingen.

Die Hunde heulten weiter. In den Ställen begann es sich zu regen. Laternenschimmer huschte hin und her, Weckrufe erschallten.

Endlich kamen drinnen in der Halle schlürfende Schritte dahergeeilt. Laute, die halb wie Lachen, halb wie Weinen klangen, mischten sich darein.

Der Schlüssel drehte sich kreischend.

Da stand sie, die liebe, dicke, lustige Mama — die Nachthaube schief auf den krausen, grauen Haaren, die weiße Jacke falsch zugeknöpft, ungleiche Pantoffeln an den Füßen. Da

stand sie, das Licht in der zitternden Hand emporhaltend, während vereinzelte Tropfen ihr leuchtend über die Backen rollten.

„Leo — mein Jungchen — mein Jungchen!“ Es war ein wirres, schüchternes Liebkosen in diesem Gestammel, als wagte sie noch nicht, den Sohn als Sohn in ihrem Herzen zu empfangen. Und dann gab sie sich einen Stoß und hängte sich an seinen Hals, während das Licht, das sie nicht hatte loslassen wollen, einen Stearinregen auf seinen Rücken niederträufelte.

In das Schweigen, das nun entstand, drang herzzerreißend das Heulen und Winseln der Hunde, die mit Gewalt nach ihrem Herrn verlangten. Auch die Mutter hörte den Lärm.

„Wissen die's auch schon?“ fragte sie, indem sie sich aufrichtete und, emporlangend, seinen Kopf in ihre Hände nahm.

Er nickte und küßte die Finger, die in ängstlichem Tasten an seinen Wangen entlangglitten.

Da überwältigte sie das Glück mit neuer Gewalt. Sie stellte das Licht auf eine Treppenstufe, und daneben niederkauernd, bedeckte sie das Gesicht mit den Händen und weinte bitterlich.

Ein Gefühl der Beschämung beschlich ihn: so viel Liebe hatte in Sehnsucht seiner geharrt, und er war mit brutalem Lebensdurst einfach darüber hinweggeschritten.

Er stellte sich vor sie hin und streichelte halb sinnend, halb gedankenlos an dem gehäkelten Saum ihrer Nachthaube entlang, unter welchem das graue Haargekräusel spärlich hervorsproß.

Aus dem Hintergrunde der Halle quoll neuer Lichtschein. Eine gebrechliche Männergestalt kam zitternd und zögernd daher.

Die Mutter ließ die Hände sinken, und aus weinenden Augen lachend, rief sie:

„Komm, Christian, komm! Hab keine Angst, du dummer Kerl. Er ist es ja — sieh ihn dir doch an — er ist es ja."

Der alte Silberdiener — angethan mit Leos ehemaligem Schlafrock und Leos ehemaligen Pantoffeln — ließ vor Schreck und Freude Licht und Leuchter auf den Fliesen zerschellen.

Zärtlich und unterthänig — halb Sklave und halb Vater — beugte er sich auf die Hand seines Herrn herab und wischte ängstlich die Thränen fort, die aus seinen Augen darauf niederfielen . . .

Ein neues Gefühl der Beschämung wandelte Leo an. „Merkwürdig, solch eine Dienerseele," dachte er. „Man hat sie ihr Lebtag geschunden und geplackt, und dafür hängt sie an einem, wie am lieben Gott." Und laut sagte er: „Laß gut sein, Christian, wir befreuen uns noch miteinander. Jetzt geh die Hunde losmachen. Die Biester werden sonst noch toll."

Der Alte schlug den Schlafrock zusammen, der, über der Brust geöffnet, das arme Greisengerippe bloßgelegt hatte, und zog wortlos auf seinen klapprigen Beinen von dannen.

Die Mutter hatte inzwischen begonnen, sich ihres äußeren Menschen zu schämen, und nachdem sie im Gartenzimmer Licht gemacht hatte, eilte sie, immer noch zwischen Lachen und Weinen, hinaus, sich ein Kleid überzuwerfen.

Leo blieb allein.

Die Hängelampe, deren Flamme vorhin die beiden Mädchengestalten mit goldener Glorie umrandet hatte, leuchtete grüßend ihm entgegen.

Sein halbes Leben, seine Träume, sein Glück und seine Sünde — alles stand irgendwie im Zusammenhang mit dieser Flamme, die über seiner Jugend geleuchtet hatte als eine liebe, schweigende Vertraute.

Mit langen Schritten umkreiste er den Tisch, auf dem in der alten Majolika-Urne mit den züngelnden Drachenköpfen ein Busch von Gloire de Dijon-Rosen, in der Tageshitze schon ermattet, seine Häupter sinken ließ. Ein Strickzeug

und ein Album lagen daneben, obenauf die Tagesrechnung der Wirtschaftsmamsell, die sie vor dem Schlafengehen hier niederzulegen hatte ... So war es vor dreißig Jahren gewesen, so war es heute.

Sein Blick glitt an den Wänden dahin. Da hingen die alten Bilder: Nelson in der Schlacht bei Trafalgar — der brave Nelson mit dem Dreimaster und dem Fernrohr — ringsum Pulverqualm und zuckende Feuerstrahlen. Mit sechs Jahren schon hatte er Nelson gespielt und sich aus Stühlen eine Kommandobrücke gebaut, dieweil Ulrich und Johanna rings um ihn „Hurra!" schreien und Streichhölzer hatten abbrennen müssen.

Johanna fiel ihm ein. Wo blieb sie? Warum kam sie nicht, sich in seine Arme zu werfen?

„Sie wird sich schön machen wollen!" dachte er und schmunzelte.

Auf der Kommode mit den bauchigen Schubladen und den vergoldeten Löwenklauen stand immer noch die berühmte Pendüle, die sein Großvater Anno 14 aus Paris mitgebracht hatte. Sie stellte ein Viergespann dar, das von einer Viktoria gelenkt wurde. Das Rad des goldenen Triumphwagens war das Zifferblatt, und jedesmal wenn der Stundenschlag sich meldete, drehte sich schnurrend wie ein Spinnrad die flammende Sonne, die dessen Achse bildete.

Ueber der Kommode hing in feinem Hirschhornrahmen das Bild jenes Sechzehnenders, den König Friedrich Wilhelm I. Anno 1726 im Amte Fürstenwalde geschossen hatte; die Müllerin und der Schornsteinfeger — zwei kokette vieux saxe-Figürchen, die zu beiden Seiten auf brüchigen Konsolen standen — warfen sich noch immer verliebte Blicke zu, uneingedenk dessen, daß sie mit jedem Jahre älter und wertvoller wurden.

Alles von dem alten, lieben Gerümpel stand auf dem vertrauten Platze, selbst die Gipsbüste Friedrich Wilhelm IV. auf dem Zigarrenschranke, die in der Länge der Jahre von

Lampendunst und Tabaksqualm gelbbraun verräuchert war, hatte noch keinen Nachfolger erhalten. An Halewitz schien die Periode der drei deutschen Kaiser spurlos vorübergegangen.

Leo ging von einem Stück zum andern, besah und betastete, was ihm unter die Hände fiel, und wurde nicht müde, Feste des Wiedersehens zu feiern.

Plötzlich erhob sich in der Halle ein Geräusch, das wie eine Windsbraut dahergesaust kam — ein Rauschen — ein Wirbeln — ein Pfauchen — ein Heulen.

Die Thür schlug zurück — und herein raste die Meute, vollkommen verwildert durch Sehnsucht und durch Freude, mit herabhängender Zunge und schaumtriefenden Kiefern, um sich beißend und einander zu Boden stampfend. Sie brandete an ihm empor, als wollte sie ihn verschlingen. Allen voran kam Leo, der gelbe, löwenmähnige Namensvetter — dann die zwei braven Bulldoggen, welche den Pferdestall bewachten, — die schottischen Windhunde, deren Stammeltern der Vater zur Hasenhetze hatte kommen lassen, — die keifenden Teckel, die aus wütender Eifersucht den andern in die Beine bissen — selbst Mutters alter, fetter Mops, der nichts wie Fußtritte von ihm geerntet hatte, ließ es sich nicht nehmen, hustend und prustend seine Freude zu beweisen. — Wie aber bei allem Gesindel der die meiste Liebe für sich beansprucht, der ihrer am wenigsten würdig ist, so geberdete sich am wildesten ein junger Hühnerhund, der ihn naturgemäß nicht kennen konnte. Er sprang über des Leonbergers zottigen Rücken hinweg auf seinen Schoß und leckte ihm ungestüm die Ohren.

Lachend schüttelte Leo das zärtliche Völkchen von sich ab und schob es mit einem umgekehrten Stuhle zur Thür hinaus. Nur der Namensvetter durfte bei ihm bleiben. Er legte sich mit ruhiger Würde zu seinen Füßen nieder und sog in langen Zügen die Witterung des langentbehrten Herrn in sich auf, wie einer, der etwas Köstliches genießt.

Dann kam die Mutter wieder herein. Sie hatte die Nachthaube abgelegt und einen Morgenrock übergezogen. Das Grauhaar war eilends geglättet, und unter dem Kinn steckte gar eine Spange.

Sie fragte, was alle Mütter fragen, wenn ihre Söhne aus der Fremde kommen: ob er Hunger habe.

Nein, nur müde wäre er. — Ein wohliges Ermatten hatte seine Glieder gefangen genommen. — Drei Stunden Schlaf — dann sollte das Wirtschaften beginnen.

Doch wo blieb Johanna? Sie die ihn zuerst gesehn hatte, wollte sie ihn zur Ruhe gehen lassen, ohne ihn begrüßt zu haben?

Die Mutter wurde verlegen. „Sie läßt sich entschuldigen," antwortete sie, „sie fühlt sich nicht vorbereitet genug, dich wiederzusehn — sagt sie." —

„Nanu, Mutting?! Seit wann sind denn Vorbereitungen nötig zwischen Johanna und mir?"

Die Mutter machte ein bekümmertes Gesicht, ergriff seine Hand und streichelte sie.

„Hier ist auch wieder mal was nicht in Ordnung," dachte er und beschloß, der Sache morgen in der Frühe auf den Grund zu gehen.

Aber die Mutter, die ein wenig kurz von Gedanken war, lachte schon wieder.

„Was für einen großen Bart du hast," sagte sie bewundernd, „und das Haar trägst du ganz kurz — und so braun bist du, so braun. — Es ist gerade so, als kämst du aus dem Manöver." —

Und während sie ihn liebkoste, glitt ihr Blick in scheuer Prüfung an ihm herauf und herunter.

Ein Unterton von Angst lag trotz aller stolzen Zärtlichkeit in ihrem Wesen. — Als eine Art von verlorenem Sohne kam ja auch er in die Heimat zurück. — Von Träbern hatte seine Seele sich genährt, doch war sie davon stark und gesund geworden.

Noch lag Schweres unausgesprochen zwischen Mutter und Sohn, und das Schwerste mußte unausgesprochen bleiben.

„Ich will sehn, ob dein Bett bereitet ist," sagte sie aufstehend und strich mit der Hand an seinen Bartzipfeln entlang.

Als sie die Thür des dunkeln Nebenzimmers öffnete, fuhr sie erschrocken zurück und stieß einen Schrei aus — ein gleicher Aufschrei — nur etwas erschrockener noch, gab von der andern Seite Antwort ... Gleich darauf sah Leo einen weißen Schimmer — und dann noch einen — in der Finsternis verschwinden.

Mama wandte sich um und sagte mit einem Schmunzeln: „Die Mädels waren's."

Vor seinen Augen stand das liebliche Doppelbild, das er auf der Terrasse geschaut hatte. „Nur immer 'rein!" rief er und stand auf, um zur Thüre zu gehn.

Aber die Mutter wehrte ihm lachend. „Laß sie um Gottes willen laufen," sagte sie, „sie waren im Hemde." —

V.

Die erste graue Frühmorgen-Helle, die durch die Spalten der Vorhänge in das Schlafzimmer der beiden Mädchen schien, fing an sich rötlich zu färben.

Die Stare vor dem Fenster hatten zu schnattern begonnen, und die jungen Schwalben unter den Dachsparren tirilierten schon leise. Vom Hofe her erhob sich ein kräftiges Läuten, das für eine Weile die ganze Welt mit Lärm und Unrast zu erfüllen schien und sodann mit drei unwirschen Einzelschlägen zu Ende ging.

Während Elly mit leuchtenden Bäckchen, das rechte Ohr in der hohlen Hand, ihren unerwecklichen Schlummer weiterschlief, lag Hertha mit weit offenen Augen da, die Decke mit den Zähnen festhaltend, und ließ den zitternden Nachhall der Weckglocke, die auch sie aus den Federn zu jagen pflegte, an ihrem Ohr verklingen.

Sie hatte seit dem ungeheuern Ereignis dieser Nacht nicht wieder einschlafen können. Während Elly nach dem ersten Jubel und etlichen Erwägungen über das „Mitgebrachte“ den Kopf ruhig wieder in die Kissen hineinmummelte, blieb sie aufrecht sitzen und sann und sann und konnte zu keinem Ende gelangen.

Sie hatte sich seine Heimkunft so oft und so genau zurechtgelegt — und nun war es so ganz anders gekommen.

Es kam überhaupt alles ganz anders — diese Weisheit hatte sie ihr junges Leben längst gelehrt, von jenem Tage

Digitized by Google

an, da man ihre schöne Mama in das graue Gewölbe hinabgetragen hatte.

Auch Papa war tot. „Gott sei Dank,“ sagte sich Hertha oft. — Hier saß eine Härte ihres Wesens. — Ihre Lippen kniffen sich böse zusammen, wenn sie seiner nur gedachte. — Nun lebte sie unter fremden Leuten und fühlte sich geborgen wie in der Heimat. Die Familie ihrer Stiefmutter war ihr zur eigenen geworden.

Der Vormund, der sie auf Halewitz gut aufgehoben wußte, begnügte sich damit, ihr Vermögen zu verwalten, und kümmerte sich nicht um sie. Auch Mama ging ihre eigenen Wege und hauste in scheuer Einsamkeit mit den Armeleutskindern, die sie tagsüber um sich versammelte.

So blieb also Großmama — die liebe alte Großmama! — sie schalt zwar ein redlich Teil, sie schalt morgens, sie schalt abends, aber ihr Schelten war eitel Liebe — und schließlich that man, was man wollte.

Und man that ja nichts Böses. Im Gegenteil, man hatte einen Lebenszweck, für den man schuf und sann und kämpfte, dem der letzte Gedanke galt, bevor der Bilderreigen des Einschlafens sein Spiel begann, für den man halbblind noch und taumelnd aus dem Bette sprang, wenn die Morgenglocke ihren ersten harten Laut erschallen ließ. —

Milchwirtschaft, Geflügelhof und Gemüsegarten — das alles hatte sie regiert seit mehr als einem Jahr, seitdem sie sich die Herrschaft über das kleine Reich, das Großmama vorbehalten geblieben, hatte übertragen lassen. — Sie hatte nicht lange darum bitten müssen, es war wie von selbst aus den müde sich lösenden Fingern der alten Frau in ihre festen braunen Fäustchen herübergeglitten. — Sie, die leidenschaftliche Reiterin, hatte den schönen Litauerschimmel, der ihr zugewiesen worden, und der einst Leos Eigentum gewesen war, ruhig im Stalle stehn lassen — sie, die kutschierte wie eine Göttin, hatte seit Monaten die four-in-hand-Leinen nicht mehr zwischen ihren Fingern gefühlt, ja mehr als das, sie

hatte auch die Lust daran verloren — denn eine Welt von Sorgen war auf sie eingestürmt.

Mit zagem Stolze sah sie auf das Werk zurück, das heute zu Ende ging, denn Er war heimgekehrt.

Für Ihn war es begonnen worden, er sollte heute darüber Richter sein.

Sie sprang aus dem Bette und schlüpfte in ihre Röcke.

Als sie einen der Vorhänge zur Seite schlug, sah sie den Garten im Frührotscheine vor sich ausgebreitet. Im Schoße der Lindengruppen brütete noch die Nacht, auf den Rasenplätzen lag rotgoldene Sonnenahnung.

Sie öffnete leise einen Fensterflügel, die kühle, tauige Frühluft einzuatmen.

Ein kleiner Schauder rann ihr die nackten Arme entlang. —

Sie stellte sich vor den Spiegel, der, von rotgeblümtem Kattun umrahmt, mit einem vergoldeten Fichtenzweige geschmückt, den Platz zwischen den beiden Fenstern einnahm, und während sie mit dem Kamme die kastanienbraunen, ein wenig harthaarigen Flechten bearbeitete, unterwarf sie sich genauer Musterung.

Die Magerkeit ihrer Schultern, der dürftige Busenansatz, der sich in herber Kindlichkeit kaum bemerkbar in dem grauleinenen Korsett verlor, war ihr noch nie so unliebsam zum Bewußtsein gekommen. Auch der bräunliche, schlanke Hals, auf dem das kleine, flinke Schlangenköpfchen hochmütig und energisch saß, war heute nicht nach ihrem Geschmacke. — Die Arme waren mit Rissen und Schrammen besät — sie entbehrten jeglicher Fülle, und die Frische der Morgenluft hatte sie mit einer Gänsehaut anlaufen lassen.

„Einfach scheußlich!“ sagte Hertha.

Dann zog sie rasch eine rote Bluse über, die sie zur Feier des Tages mit einem Zweige blinkender Granaten zusammennestelte, und fand sich schließlich ganz passabel.

Als sie die Korridorthür öffnete, fing ihr das Herz

zu schlagen an. Mit jedem Schritte konnte sie ihm begegnen. —

Der Hof war belebter als sonst, wenn sie frühmorgens zum Melken nach dem Stalle ging. — Vor den Thüren hatten sich erregte Gruppen gebildet, und etliche Bursche liefen ängstlich zwischen den Wagen hin und her. Ein jeder schien das drohende Ungewitter bereits über seinem Haupte zu fühlen.

Als sie den Kuhstall betreten wollte, in welchem die Seihzuber schon klirrten, hielt ein plötzlich erwachendes Gefühl der Scham sie zurück. — Sah es nicht aus, als ob sie sich in ihrem unerbetenen Eifer vor ihm präsentieren wollte? — Doch sie kämpfte dies Gefühl als Schwäche nieder. Man that seine Pflicht und schaute nicht nach rechts, noch links.

Die Mägde waren schon in voller Arbeit. Die weißen Milchstrahlen schossen zischend in die schräg gehaltenen Eimer. Sie ging die Reihen entlang und fand, daß es nichts für sie zu thun gab. Niemand sah sich nach ihr um. Sie wünschte nicht, daß man sich in der Arbeit störte, um ihr guten Morgen zu sagen.

In ihrer Unthätigkeit kam sie sich heute unendlich albern vor. Hätte wenigstens irgend Eine ihr Tier geschlagen, damit sie ihr ein Donnerwetter hätte an den Kopf werfen können. Aber alles ging wie am Schnürchen, die Euter waren mit lauem Wasser genetzt, die melkenden Hände blinkten vor Sauberkeit. Glücklicherweise wollte eine der Rotbunten nicht stehen und trat mit den Hinterfüßen nach dem Eimer. Rasch holte sie ein bereit gehaltenes Sandsäckchen und legte es dem unruhigen Tiere auf den Rücken. Dabei sah sie sich ängstlich nach der Stallthüre um. Wenn er in diesem Augenblicke eingetreten wäre — sie hätte in die Erde sinken müssen. „Wer sind Sie?" hätte er gesagt, „Sie sind doch nicht die Mamsell?" — „Nein — ich bin die und die." — „Und was wollen Sie hier?" hätte er weiter gefragt. „Ist das eine Arbeit für die Komtesse Prachwitz?"

Kurz, es wäre entsetzlich gewesen.

Eine schöne Holländerin, mit klugem, kleinem Hirschkopf, die zu ihren Lieblingen gehörte, schien ihr arg gedunsen. Gewiß war sie beim Weiden auf einen frischen Kleeschlag geraten. Sie rief sich den Hirten, machte ihm ein paar Vorwürfe und befahl ihm, tagüber auf sie acht zu haben. Nötigenfalls sollte er sich Hilfe holen, damit ihr die Schlundröhre eingeschoben würde.

Während die ersten Eimer ihren weißen, dampfenden Schaum in das Milchsieb ergossen, erdröhnte draußen plötzlich eine Stimme, deren eherner Klang ihr das Blut in den Adern erstarren ließ.

Da war er. — Seit Mitternacht saß dieses Dröhnen ihr im Ohr; das Lachen, das es erhellt hatte, war jetzt verschwunden.

Da war er. — Im nächsten Augenblicke konnte er in der Stallthür stehen.

Sie umklammerte einen Pfosten und wartete, die Zähne zusammenbeißend.

Doch er kam nicht. — Er ließ sich ein Pferd vorführen, und derweilen gingen seine Scheltreden gleich Blitzstrahlen bald hierhin, bald dorthin.

Auch die Mägde hörten die Stimme des Herrn, einige kannten sie noch, und die sie nicht kannten, zweifelten keinen Augenblick daran, wem sie gehörte.

Sie stießen sich mit den Ellenbogen an und machten verängstigte Gesichter.

Als Hertha den Hufschlag des Reitpferdes nach dem Hofthor hin verhallen hörte, wagte sie zur Thür hinauszuschauen.

Von ihm war nicht mehr viel zu sehen — aber er ritt auf ihrem Schimmel. Auf ihrem Schimmel! Welches Glück! —

Mit halbem Auge bewachte sie das Milchabmessen. Der eine Teil ging per Milchwagen nach Münsterberg, der zweite

kam in die Herrschafts-, der dritte in die Leuteküche. Der Bedarf der Käserei wurde durch die Mittags- und Abendmilch gedeckt.

Als alles fertig war, schritt sie in den Morgen hinaus. Die Sonne, die schon zwischen den Scheunen emporstieg, warf feurige Bündel über den Hof. Die Enten schnatterten unten am Teiche, dort wo die sammetnen Riedgräser von milchigem Taue erglänzten. Die Hunde strebten, an den Ketten reißend, zu ihr empor. Sie achtete ihrer nicht ... An der Brauerei vorüber, von der aus ein Hefedunst kellerig die Luft erfüllte, ging sie durch das Hinterthor auf das freie Feld ... Hier waren einige Weizenschläge schon gehauen, weil sie dem Ohm gerade bequem gelegen hatten, während weiter draußen das Korn überreif aus den Aehren fiel ...

In Gedanken verfolgte sie Leos Ritt und spürte Gewissensangst vor ihm, als trüge sie an allem Unheil Schuld. Jetzt kam er hier vorbei — jetzt dort, und fand das eine verwahrlost wie das andre. Ausgewintertes war nicht wieder nachgeackert, der Hafer zu spät gesät, der Klee in Seide fast erstickend. —

Auf den Stoppeln glänzten feine, taubenetzte Spinnenfäden, eine Ahnung nahenden Herbstes über die Fluren breitend. Eine wildernde Katze schlich ducknackig die Furchen entlang. — Hertha ärgerte sich, daß sie ihr Tesching nicht bei sich hatte, um dem Taugenichts eins auf den Pelz zu brennen.

Und dann verschwand ihr Eifer allgemach. Ein weiches Träumen kam über sie.

Sie sah ihn, wie sie ihn all die Zeit über gesehen hatte, seit Großmama begonnen, sein Bild vor ihr Auge zu zaubern. —

Blaß, düster, glutäugig — in wilder Friedlosigkeit durch fremde Länder rasend — gemartert von dem Schatten des Getöteten, umhergejagt von Freudendurst und Heimweh. —

Längst hatte sie gewußt, daß sie vom Himmel ausersehen worden, sein guter Genius zu sein. Wie ihr diese Erleuchtung gekommen, war ihr nicht klar. Vielleicht seit Elly ihr in der Pension von seinem Duell erzählt hatte, von seiner Festungsstrafe und seiner Flucht über das weite Meer! Dieses Duell war ja der erste Roman gewesen, den das Leben vor ihr aufgerollt hatte, noch ehe sie überhaupt gewußt, daß es Romane gab. Vielleicht auch erst, seit Großmama sie gelehrt hatte, dem fernen Sohne das nie berührte Herz zu öffnen.

Nun war er da, — und obwohl sie ihm noch nicht ins Angesicht gesehen hatte, eines wußte sie: dem Bilde, das sie in ihrer Seele hegte, glich er nicht.

Sein Lachen gestern, sein Schelten heute — beides quälte sie in gleicher Weise.

So breit und behäbig lachte ihr bleicher Wanderer nicht, und ein Wort wie „Schweinepelz“ nahm er nicht in den Mund.

Eine dumpfe Enttäuschung war langsam über sie gekommen und erhöhte ihre Angst vor ihm. —

Und während sie auf dem tauigen Raine entlang schritt, sah sie ihn in weiter Ferne auf ihrem Schimmel über die Felder jagen. Wie ein leuchtendes Phantom erschien er bald, bald tauchte er hinter den Garben unter. In gemessener Entfernung folgte ihm Schumann, der erste Inspektor, auf seinem Braunen. Roß und Reiter ähnelten sich. Schlapp und nückisch waren beide.

Hie und da winkte Leo ihn zu sich heran, als ob er Erklärung von ihm heischte. Dann wieder ließ er ihn verächtlich hinter sich. Hertha glaubte den roten Kopf zu sehen, mit dem der strohbärtige Geselle den Zorn des Heimgekehrten auf sich niederrollen ließ. —

Sie stellte sich auf die Zehenspitzen und reckte den Hals. Manchmal, wenn er an besonders beschämenden Stellen anlangte, packte sie die Wut. Sie pfiff und fuhr mit der Faust durch die Luft, als ob sie eine Reitgerte schwänge.

Da sie ihm um keinen Preis begegnen wollte, bog sie links ab nach einem eingezäunten Erlenbruch, wo Jungvieh weidete. Dort konnte sie sich verstecken, wenn er vorüberkam.

Auch unter diesem Gesindel hatte sie ihre Günstlinge, die ihr die Schnauze unter die Achsel zu stecken pflegten. Sie kraute ihnen die wolligen Stirnen und dachte derweilen nur das eine: „Er ist da." —

Dann plötzlich hörte sie ihn kommen.

Sie fuhr jäh in die Höhe und kauerte sich hinter einem buschigen Knorren nieder.

Der Schimmel schäumte. Er ging wie auf Glas unter dem stechenden Druck der Kandare.

„Du wirst hart angefaßt, mein armes Tier," dachte Hertha.

Und dann erst sah sie ihn. — Die Schirmmütze im Genick, von Schweiß überströmt, mit stierem Blick und dickgeschwollenen Stirnadern ritt er dahin — Zoll für Zoll ein Tyrann.

Hertha sah nicht seinen leuchtend blonden Bart, nicht den eleganten Sitz der straffen Gestalt und was junge Fräulein an Kavalieren sonst wohl zu sehen pflegen, sie fühlte nur aus herzbeklemmender Angst heraus den wachsenden Trotz gegen nahende Uebermacht.

Er hielt an. Die Kinnkette des Pferdes scheuerte den Bretterzaun.

„Was da?" fragte er mit greller Kommandostimme.

Hertha fühlte sich erzittern. Hatte sein zorniges Auge sie hinter dem Buschwerk erspäht? Behandelte er sie als Eindringling auf seinem Grund und Boden?

Aber seine Frage hatte dem Inspektor gegolten. Der kam devot herangeritten und rapportierte ganz militärisch:

„Stärken. — Zweiunddreißig Stück."

„Wie alt?"

„Die jüngsten ein — die ältsten anderthalb Jahre."

„Nachtsüber im Bruch draußen gewesen?"

Schumann murmelte ein zerknirschtes „Ja".

„Lotterwirtschaft!" — — Und er ritt weiter.

„So war's recht," dachte Hertha, aber ein voller Triumph vermochte nicht mehr in ihr aufzukommen. —

Die Frühstücksglocke erklang, und zögernd machte sie sich auf den Heimweg. „Mag's gehen, wie es will," dachte sie, „aufessen wird er mich nicht." Voller Tapferkeit und guter Vorsätze betrat sie das Speisezimmer. —

Eine schweigende Gruppe fand sich da vor. Er saß, den Kopf in beide Fäuste gestützt, auf dem Herrenplatze, hatte die Morgenzeitung vor sich ausgebreitet und brütete darüber hinweg ins Leere. — Elly — in weiß Mull mit blauen Bändern, „wie ein Pfingstochse", dachte Hertha voll Eifersucht — hatte die Hände auf dem Schoß gefaltet und machte ein unsäglich verblüfftes Gesicht. — Großmama brühte seufzend den Kaffee auf. — Mama fehlte.

Großmama kam ihr bis zur Thür entgegen, nahm sie bei der Hand und sagte: „Hier ist Hertha, lieber Leo."

Es lag etwas Bittendes im Tone dieser Worte, das ihr nicht gefiel.

Er maß sie mit einem raschen Blicke vom Wirbel bis zur Zehe, sein Gesicht erhellte sich ein wenig, und schwerfällig aufstehend, sagte er: „Ich hoffe, es gefällt dir gut bei uns, liebe Hertha."

„Also in Gnaden aufgenommen," dachte sie in emporsteigender Bitterkeit und legte schweigend ihre Hand in die seine. Selten hatte sie sich so sehr als Waise gefühlt, wie in diesem Augenblick. —

„Du hast ja einen ganz braven Händedruck," fuhr er schmunzelnd fort. „Ich glaub', wir können noch Freunde werden."

Sie fühlte sich erröten und wünschte sehnlich eine patzige Antwort bei der Hand zu haben, aber es fiel ihr keine ein.

„Und nun wollen wir fidel sein, Kinder," rief er, in die Hände klatschend. — „Bei dem Sich-abärgern kommt

nichts raus. — Vorwärts, du Weißgewaschene, gib mir Kaffee."

Elly machte ein Mäulchen, und Hertha dachte: „Aha, da hat sie's."

Aber die Reihe kam auch an sie.

„Sag mal, Mädel," fuhr er fort, indem er sich breit in seinen Sessel lehnte, „Mutter erzählt ja Wunderdinge von dir. Du wirtschaftest ja wie ein Inspektor."

„Wie eine Hausfrau, meinst du wohl," erwiderte sie und errötete noch tiefer, denn sie fühlte sofort, daß sie eine Dummheit gesagt hatte.

„Na, na," lachte er, mit dem Finger drohend, „so weit seid ihr doch noch nicht. — Oder habt ihr's schon so eilig mit dem Hausfrau-sein, Kinder?"

Hertha richtete sich schroff in die Höhe. Sie fühlte, wie ihr vor Wut die Lippen zitterten.

„Ich arbeite gern," erwiderte sie, „und wer darüber spottet, der hat wohl selbst das Arbeiten verlernt."

Er setzte vor Erstaunen die Kaffeetasse, die er soeben zum Munde führen wollte, auf den Tisch zurück und maß sie eine Weile stumm mit großen Augen. „Ei, ei," sagte er dann, „du scheinst ja ein bissiges, kleines Fräulein. Ich werde mich künftig in acht nehmen."

Großmama kam ängstlich herzu und nahm ihren Kopf in die lieben, alten Hände. „Sie meint's nicht so böse," sagte sie und fuhr ihr über Augen und Mund, als wollte sie das häßliche Wort wieder fortwischen. —

Hertha fühlte eine dumpfe Reue, aber lieber würde sie sich die Zunge abgebissen haben, als daß sie ein Wort der Entschuldigung über die Lippen gebracht hätte.

Die Stimmung kam nicht wieder ins rechte Geleise, und Hertha rannte davon wie gehetzt, noch ehe sie ihrer zweiten Tasse auf den Grund geschaut hatte ... Als sie ihr Zimmer erreichte, sah sie alles ringsum in einem feuchten Nebel verschwimmen. —

Sie ging vor den Spiegel und sagte zu sich selbst: „Ich hab' es wirklich nicht bös gemeint."

Elly kam ihr nach. — Rundlich und hübsch, mit ihren roten Bäckchen und blauen Unschuldsaugen, das Blondhaar sanft zurückgestrichen, stand sie da in all ihrem Putz und wußte nicht recht, was mit sich beginnen.

„Warst du aber eklig!" sagte sie; „ich könnte nie so eklig sein."

Und sie liebäugelte mit ihren Schleifen.

VI.

Leo war mit der Mutter allein geblieben.

Die Morgensonne spielte auf dem leuchtenden Damast des Kaffeetisches, der silberne Heißwasserkessel summte und brodelte, und der Rauch aus Leos Zigarre wölkte sich in lichtem Gekräusel lustig zur Decke empor.

„Ich weiß nicht," sagte die alte Dame seufzend, indem sie über die grauen Wellen ihres Stirnhaares strich, „es ist vielleicht unrecht von mir, aber zu der rechten Freude kann ich heute früh nicht kommen. — Bald ist dies und bald ist das."

„Tröste dich, Mutting," sagte er, „es wird schon werden! Mein Hab und Gut habt ihr mir freilich gründlich verludern lassen ... Na, na, na, ich geb' euch ja keine Schuld. Wenn einer Schuld hat, so bin ich's ... Was braucht' ich mich so lang da unten rumzutreiben ... Ulrich hat mir genug geschrieben: Komm, es geht drunter und drüber ... Aber ich Esel hab' nicht hören wollen ... Na, noch ist es ja, Gott sei Dank, Zeit, und das Arbeiten habe ich nicht verlernt, wie das patzige kleine Fräulein meinte."

„Der thust du aber bitter unrecht," verteidigte eifrig die Mutter. „Was solche Mädels reden, darf man nicht auf die Goldwage legen ... Ins Herz muß man ihnen sehn ... Und dies junge Herz kenn' ich, Leo; da wohnst du, und bloß du und kein andrer wie du."

„Ei, wie käm' ich denn zu der Ehre?" lachte er.

Die Mutter machte ein schlaues Gesicht und legte liebkosend ihre Hand auf die seine. „Du weißt doch, wie es mit ihren Verhältnissen steht?" fragte sie. „Als Johannas Mann starb — ich will ihm nichts Böses nachsagen — er soll in Frieden ruhen —"

„Meinetwegen," warf Leo ein, „aber Johanna selber möcht' ich endlich einmal zu sehen kriegen."

Die Mutter schien bekümmert und peinlich berührt. „Wart nur," stotterte sie, „sie wird ja schon kommen."

„Nu mal raus damit!" befahl er. „Du weichst mir aus, sobald ich nach ihr frage, auch Ulrich macht verfängliche Andeutungen, und sie selbst verkriecht sich. Der Sache muß auf den Grund gegangen werden."

„Vor wem verkriecht sie sich nicht?" klagte die Mutter, während ihr die Thränen in die Augen traten. „Johanna ist ja gar nicht mehr wiederzuerkennen. — Daß ein menschliches Gemüt sich so verdüstern kann, hätt' ich nie für möglich gehalten. Du weißt doch, mein Jungchen, ich bin nicht gottlos — nicht wahr? — Ich glaube an den Herrgott und an meinen lieben Herrn Jesus, und daß ich dem Vater in der ewigen Seligkeit wieder begegnen werde, das glaub' ich ganz gewiß."

„Ja, Mutting, das weiß ich!" erwiderte er, die Lippen auf ihre Hand herabneigend. Eine frohe Kindlichkeit wohnte in ihrem Herzen, dem jeder Zweifel weltenfern geblieben war.

„Aber, siehst du!" fuhr sie fort, „wie es Johanna treibt, das ist schon beinahe beängstigend. — Ein Betpult hat sie sich bauen lassen — und ein marmornes Kruzifix hängt an der Wand, als ob sie katholisch wäre. Vor dem hab' ich sie schon manchmal in Kleidern eingeschlafen gefunden, wenn ich morgens in ihr Zimmer getreten bin ... Allen Verkehr hat sie aufgegeben; wenn Gäste da sind, kommt sie nicht herunter, und wir selber sehn sie manchmal tagelang nicht ... Dafür hat sie sich eine Kleinkinderschule eingerichtet. Der alte Lange ist schon recht schwach. Dem war's eine Erleichterung ...

Mit den Kleinen singt sie und betet, und im Winter läßt sie ihnen Suppen kochen. Und das ist ihr eigentlicher Umgang."

„Wie lange geht das schon so?" fragte er stirnrunzelnd.

„Es werden wohl bald zwei Jahre sein," erwiderte die Mutter. „Ja, ja — es war ungefähr um die Zeit, als die Mädels aus der Pension nach Hause kamen. Ich hatte Elly dorthin gegeben, weil Hertha drin war. Und ich wollte doch, daß die beiden sich miteinander anfreunden sollten, denn ich dachte mir gleich: Hertha muß ins Haus. Hertha muß bei uns eine Heimat haben."

„Also was hast du eigentlich mit dieser Hertha?" fragte er. — „Dein Interesse für das Mädel kommt mir einigermaßen verdächtig vor."

Die alte Dame errötete wie ein Backfisch. Und indem sie aus ihren guten, fröhlichen Augen treuherzig zu ihm aufsah, sagte sie, wie um Verzeihung bittend: „Ach, Leo, du weißt ja!"

„Nee — gar nischt weiß ich," erwiderte er lachend.

Sie begann nun ihm ausführlich ihre Pläne darzulegen. Herthas mütterliches Vermögen sei ungeheuer — gar nicht abzuschätzen, und die Güter, die sie besäße, hätten nur den einen Fehler, daß sie in Polen gelegen seien. Ihre Mutter sei schon von ihrer Heirat an mit ihrer Familie zerfallen gewesen und hätte um ihr Eigentum mit den eigenen Brüdern prozessieren müssen. Darum sei auch zwischen Hertha und der polnischen Sippschaft jede Verbindung abgeschnitten, und ihr Vormund, ein Justizrat Wessel in Posen, der einzige, der über ihre Hand zu bestimmen haben würde.

„Ich hab' den alten Herrn zwar nie gesehn," fuhr sie fort, „aber wir schreiben uns zweimal im Jahr die freundschaftlichsten Briefe. — Von der Seite wäre also nichts zu befürchten. Ich sage dir, Leo, du brauchtest bloß die Hand auszustrecken, und die reichste Erbin, die es weit und breit gibt, wird deine Frau." — —

Sie schwieg triumphierend.

Statt der Antwort pfiff er seine Leibmelodie, die mexikanische „Paloma“, lächelnd vor sich hin.

Die Mutter war gekränkt. „Ich hab' mich gesorgt und gesorgt,“ sagte sie, „tausend schlaflose Nächte hab' ich's mich kosten lassen, und du schenkst mir nicht einmal ein Dankeschön.“

„Zum Heiraten gehören ihrer zweie, Mutting,“ erwiderte er, „ich bin ein alter Taugenichts, ein Rumtreiber, ein Abgewirtschafteter, mit Sünden vollgepackt bis an die Kehle — und sie ist ein Kind.“ —

„Sie wird zum Frühling siebzehn,“ entgegnete die Mutter.

„Also danke schön,“ sagte er aufstehend, „und wenn ich aus der Patsche heraus sein werde, dann wollen wir wieder mal darüber reden.“

Die Mutter widersprach ihm eifrig. „Damit sie unterdessen ihr Herz an irgend einen dummen Jungen hängt, der ihr Wind in die Ohren bläst? Hab' ich sie nicht extra für dich hergerichtet? Ihr Herz ist ganz voll von dir und schwärmt von dir und träumt von dir. Soll sie sich nun, wo du gekommen bist, gekränkt und vernachlässigt von dir zurückziehn? — Aber vielleicht gefällt sie dir nicht einmal?“ fuhr sie angstvoll fort, „oder du hast irgend etwas andres auf dem Herzen, — hast dich am Ende unterwegs verliebt oder gar heimlich verheiratet ... bringst mir irgend so eine Kreolin nach Hause ... oder so eine von den Damen, wie sie in der Welt herumabenteuern ... Das sag' ich dir, Leo, thust du mir dies Herzeleid noch an, dann leg' ich mich hin und sterbe.“

Er beruhigte sie nach Kräften. Er käme ebenso frei nach Hause, wie er einstmals fortgegangen, und mit dem Herzeleid würde es nun ein für allemal zu Ende sein.

Sie wischte sich ihre weinenden Augen, aber die Thränen quollen nur um so stärker hervor. „Ach, mein Junge, mein Junge!“ schluchzte sie und streichelte mit zitternden Fingern seine Hand.

Digitized by Google

„Na, was hast du?“ fragte er zärtlich.

Er wußte wohl, was sie hatte. Seit dem Tage, da über ihn abgeurteilt worden, hatte er sie nicht mehr von Angesicht zu Angesicht gesehen. Das Mutterherz durchwanderte in diesem Augenblick noch einmal die ganze Welt des Kummers, die der verwildernde Sohn ihm einst geschaffen hatte.

„Laß gut sein, Mutting,“ bat er.

„Was hab' ich alles durchmachen müssen um dich!“ klagte sie. „Und warum mußtest du gerade den Rhaden totschießen, der ein so guter Freund vom Hause war und dazu noch der Mann von Felicitas — also ebenso wie ein Verwandter?“

Er gab ihr zu bedenken, daß eben Rhaden und kein andrer es gewesen, der ihn gefordert hatte.

„Aber konntest du denn nicht in die Luft schießen?“ fragte sie. „Es schießen doch so viele in die Luft.“

„Das verstehst du nicht, Mamachen,“ erwiderte er. „Hätten sie mich dir kaput nach Hause gebracht, so würdest du noch größeren Kummer um mich ausgestanden haben ... Denn du weißt, Rhaden spaßte nie.“

Da sie seine Hand für unfehlbar hielt, besann sie sich wohl jetzt erst, in welcher Gefahr er selber geschwebt hatte. Angstvoll streichelte sie seine Backen, als könnte er ihr noch heute geraubt werden. „Du hast recht, du hast recht,“ stammelte sie, „ich hab' dasselbe auch Felicitas gesagt, als sie ihn zum Manne nehmen wollte; er hatte schon immer einen harten, grausamen Charakter.“

„Schilt ihn nicht, Mutter,“ erwiderte er sehr ernst. „Er ist tot ... Und nachdem wir uns ausgesprochen haben, wollen wir ein für allemal diese böse Geschichte ruhen lassen. Sie hat uns allen ein Stück Lebensglück gekostet. Es ist Zeit, daß wir Schluß damit machen.“

Sie wischte sich die Thränen aus den Augenwinkeln und schaute bald wieder vergnügt und behaglich darein.

„Aber von Felicitas darf ich doch reden?“ fragte sie.

„Warum nicht?“ erwiderte er zögernd und besah seine verräucherten Fingernägel.

„Ja, was sagst du bloß zu der Heirat?“ brach sie los. „Dieser Uli! Wer hätte das gedacht?“

„Warum soll er nicht?“

„Nein — aber es ist doch so merkwürdig. Gerade dein bester Freund!“

„Meinen Segen hat er.“ Er brach ab. Er hatte Eile, dieses Thema durch ein andres zu ersetzen. „Wie kam es,“ fragte er, „daß euer Verkehr mit Felicitas sich ganz zerschlagen hat? Mein — mein Unglück mit Rhaden war doch nicht der Grund?“

„O, gar nicht, nein, nein,“ entgegnete sie. „Als du fort warst, da verkehrten wir zusammen wie zuvor, denn wir sagten uns, daß wir armen Frauen durch die Schuld der Männer nicht noch mehr leiden sollten, als nötig war. Es ging uns ja auch allen schlecht genug ... Von mir will ich nicht reden, aber Johanna kam plötzlich in Trauerkleidern an — denn die hatte eben ihren Mann begraben, und Lizzie war auch so verlassen und hilfsbedürftig. Da trösteten wir uns denn gegenseitig ... Erst zu der Zeit, als man von der Verlobung Lizzies mit Ulrich zu sprechen anfing, ist eine Entfremdung eingetreten, ich weiß eigentlich nicht, warum? denn wir freuten uns ja alle mit ihr — und kurz vor der Hochzeit hat es einen Streit zwischen ihr und Johanna gegeben. Den Grund hat nie einer erfahren, denn du weißt ja, Johanna schweigt wie ein Grab. An jenem Tage ist Felicitas kreidebleich und ohne Abschied weggefahren und nie mehr wiedergekommen. Johanna aber hat erklärt, sie würde eher sterben als zur Hochzeit gehen, und mich gebeten, es auch nicht zu thun. Na, und du weißt ja, wenn mich einer bittet —“

„Ja, ich weiß, Mutting,“ sagte er und streichelte mitleidig ihr Haar. Der Energie der Schwester war sie schon immer verfallen gewesen.

Ein Schweigen entstand. Er biß sich die Bartenden entzwei und sann.

„Ach, Unsinn!“ schrie er plötzlich und sprang empor. „Courage haben und nicht bereuen — das ist das ganze Geheimnis.“

„Was meinst du, mein Jungchen?“ fragte die Mutter ängstlich.

Er küßte sie auf die Stirn und griff nach seiner Mütze, da that sich die Thür auf . . .

Eine hohe, nonnenhafte Gestalt, in tiefes Schwarz gekleidet, stand auf der Schwelle.

Er maß sie mit einem raschen Blicke und erschrak. — War das Johanna? Ihre Schönheit, ihre Jugend — wo waren sie geblieben?

Reglos, ohne ein Zeichen der Freude stand sie da, nicht einmal die Hand streckte sie nach ihm aus.

„Johanna!“ schrie er und wollte sie umarmen.

Zögernd wie eine, die ein schweres Opfer bringt, reichte sie ihm die Stirn zum Kusse, und fast schien es ihm, als schauerte sie unter dem Hauche seines Mundes zusammen.

Das war der Empfang, den seine Lieblingsschwester, die Gefährtin seiner Kinderjahre, ihm nach sechsjähriger Trennung bereitete.

Er versuchte mit seinem breiten Humor der peinlichen Situation Meister zu werden.

„Mir ist manches passiert, Hannah,“ rief er lachend, „ich bin in meinem Leben schon mit allerhand empfangen worden — mit Flintenkugeln, mit vergifteten Pfeilen, mit Pferdeäpfeln, mit Reisschnaps, mit gegorener Stutenmilch und was weiß ich. Aber so ein Willkommen ist mir noch nicht zu teil geworden.“

Ihre blaugeränderten Augen, die vergrämt in dem fahlen, schlaff gewordenen Gesichte saßen, maßen ihn düster und forschend.

„Du bist lange ausgeblieben,“ sagte sie und setzte sich.

„Ja, ich bin lange ausgeblieben."

„Und es ist dir wohl auch immer vorzüglich gegangen?"

„Ja, es ist mir immer vorzüglich gegangen."

Ein Schweigen entstand. Er betrachtete sie mit steigendem Befremden. Eine düstere, sibyllenhafte Starrheit lag auf ihrem Wesen. Ein alter Schmerz sprach daraus, der unter eigensinniger Pflege etwas wie Fanatismus geworden schien.

Und dann, als er all der entschwundenen Pracht ihrer Erscheinung gedachte, als er den hager gewordenen Hals und die eckigen Schultern gewahrte, welche die schlaffe Fülle der Büste noch schärfer hervorhoben, da gewannen Mitleid und alte Liebe in seiner Seele die Oberhand. Was mußte sie gelitten haben, um so vor ihm zu stehen?

„So geht das nicht weiter mit uns, Hannah," rief er. „Hab' ich mich gegen dich vergangen, so rede. Jetzt wird alles wieder gut gemacht."

Ein wärmerer Blick brach aus ihrem Auge, doch was daraus sprach, beruhigte ihn nicht. Es war, als bedauerte sie ihn.

Aber er wollte sich nicht irre machen lassen. Er wollte die alten Herzenstöne wiederfinden, wie es sich geziemte. „Und siehst du," fuhr er fort, „daß dir ein alter Gram auf der Seele liegt, das sieht ja ein Blinder ... Wir haben ja immer zusammengehalten, wir beide. Wirst auch jetzt wieder Vertrauen zu mir bekommen. Und was dir auch fehlen mag, paß mal auf, ich heil's dir."

„Mir scheint, du brauchst die Heilung nötiger als ich," antwortete sie, ohne den fatalen Blick von ihm zu wenden.

„Nanu?" fragte er und pflanzte sich, die Hände in den Hosentaschen, breitbeinig vor ihr auf.

„Ich habe mich oft gefragt, Leo," fuhr sie fort, „als was für ein Mensch du wiederkommen würdest. Ich habe gehofft, du würdest ernst und schweigend und gebeugt unter der Erkenntnis dessen, was du auf dich geladen hast, vor uns erscheinen. Und ich habe oft genug zu Gott gebetet, daß

es so sein möchte. Statt dessen — da — da bist du. — Und was du bist, das sieht man ja."

„Na, was bin ich denn?" fragte er, sich in lachendem Hohn verhärtend.

„Ich will zu deiner Ehre annehmen," fuhr sie fort, „daß dein Behagen nicht echt ist, daß es in dir etwas anders aussieht, als dein feistes Gesicht vermuten läßt. Wenn du uns aber nicht täuschest, wenn du wirklich so außerordentlich mit dir zufrieden bist, dann, lieber Leo, wäre es besser, die Mutter hätte dich nie geboren."

„Aber, Johanna!" rief diese und kam entsetzt herzugelaufen.

„Laß, laß, Mutting," sagte er, „du siehst ja, sie ist übergeschnappt. Hast mich ja übrigens selbst darauf präpariert."

„Du mußt Geduld mit ihr haben," bat die Mutter leise.

„Hab' ich! hab' ich!" lachte er, die Mütze aufstülpend. „Wenn ich inzwischen nicht mehr gelernt hätte, als ein paar Weibermucken zu ertragen, wär's schlimm um mich bestellt. Es warten ganz andre Dinge auf mich. Und wenn es dir beliebt, Schwesterchen, einen vernünftigen Ton anzuschlagen, sind wir wieder die alten Freunde. Zufrieden — hä?"

Sie sah ihn an und schwieg.

Dröhnend warf er die Thür ins Schloß.

Im Hausflur blieb er stehen und that einen tiefen Atemzug. Der starre, rätselhafte Blick der Schwester hatte wie ein Alp auf ihm gelegen. Ein vager Verdacht stieg in ihm auf, doch er kämpfte ihn nieder.

„Jetzt an die Arbeit!" rief er und reckte die beiden Fäuste.

VII.

Von allem das schlimmste war: die Ernte stand reif auf dem Halme und konnte nicht gehauen werden, weil es an Arbeitskräften mangelte.

Ohm Kutowski, den Leo zur Verantwortung ziehen wollte, war nicht aufzutreiben. Er hatte in der Morgenfrühe seinen Einspänner vorfahren lassen und war seither nicht mehr erblickt worden.

Von Schumann, der sich in Dienstfertigkeit erschöpfte, erfuhr Leo, was er zu wissen brauchte. Der Alte, der es liebte, mit Strafgelderlassen um sich zu werfen, weil ihm daraus ein erklecklicher Nebenverdienst erwuchs, hatte die fremden Mäher, die sich in ganzen Gesellschaften schon lange vorher zur Ernte zu vermieten pflegten, durch Lohnabzüge so zur Verzweiflung getrieben, daß sie nach der letzten Sonnabendauszahlung ihre Bündel geschnürt hatten und in Nacht und Nebel davongezogen waren.

Da mit den ansässigen Leuten die Ernte nicht bewältigt werden konnte, so waren die Arbeiten seit fast acht Tagen zum Stillstehen gekommen. Die Hälfte des Ertrags stand in Gefahr, der Alte aber hatte sich noch keinen unruhigen Augenblick darum gemacht.

Mit einem Schlage erkannte Leo, wessen Händen sein Hab und Gut vier Jahre lang anvertraut gewesen war. Am liebsten hätte er den Alten mit der Hetzpeitsche vom Hofe hinuntergetrieben, allein Mitwisser alter Sünden wollen

glimpflich angefaßt sein, damit sie nicht zu Verrätern werden. — Rasend in Wut und Scham, sah er sich der Gnade des alten Lumpen preisgegeben. Nur ein tollkühner Entschluß konnte ihn retten.

Im Hausflur gab er Befehl, Herrn von Kutowski zu ihm zu bitten, sobald er sich wieder sehen lassen würde; dann schloß er sich in seinem Arbeitszimmer ein.

Dort war noch alles beim alten. In der Fensternische stand, ein Erbe aus Urväter Zeiten, der ungeheure Schreibtisch mit seinem Schnitzwerk und seinen Perlmuttereinlagen, hinter denen manches Geheimnis sich barg. An den Wänden gruppierten sich Pistolen, Jagdgewehre und Fleurets, von Geweihen, Genickfängern und durchschossenen Scheiben malerisch umgeben — Trophäen jugendlicher Renommisterei, zu denen er einst mit Ehrfurcht emporgeschaut hatte und die ihm heute kaum noch ein Lächeln abgewannen. Neben der Thür stand mit ihrem zerschlissenen und fahlgescheuerten Lederbezug die alte Chaiselongue, auf der in jenen Zeiten manch nichtsthuerische Stunde in sündigen Träumen verfaulenzt worden war.

Darüber hingen in dunkler Gruppe die Bilder derer, die ihm im Leben lieb und wert gewesen: Mama in weißem Spitzenkragen über der langfaltigen Schneppentaille, Papa mit auswattierten Aermeln und einem Generalsbackenbärtchen, der Pfarrer Brenckenberg, noch nicht gedunsen und aufgeschwemmt, aus der Zeit her, da er als Hauslehrer die Fuchtel über ihm geschwungen hatte. Ferner Johanna als Backfisch mit gehäkelten Höschen, die unter dem kurzen Kleide weiß leuchtend hervorguckten. Ulrich, der Obertertianer, krumm wie ein Fiedelbogen, mit langen Haaren und eingesunkener Brust. Und dicht neben ihm — welch merkwürdiger Zufall! — Felicitas in leise sprossender Jungfräulichkeit mit wirrem Lockenwalde und schmachtendem Lächeln.

Das Bild stammte aus der Zeit, da sie als entfernte Cousine zum erstenmal auf Halewitz zum Besuche gewesen

war und er sich — gleichfalls zum erstenmal — bis über die Ohren in sie verliebt hatte. — Ulrich war seinem Beispiele gefolgt, und Johanna hatte sich geärgert.

Er schlug sich vor den Kopf. Hatte er sein Schicksal nur geträumt? Ein Schauer rann ihm über den Leib. — Er, der einst geglaubt hatte, ein Meister seiner Geschicke zu sein, sah sich wie ein Stück Korkholz von den Wellen erfaßt und nun in müßigem Spiele wieder ans Land gespieen.

Aufatmend machte er sich ans Werk. Die Stunden vergingen. Er saß über die Bücher gebeugt und rechnete — rechnete recht eigentlich zum erstenmal in seinem Leben. Seine Ahnungen erfüllten sich; eine Ueberraschung folgte der andern, doch keine war freudig zu nennen.

Und mitten im Rechnen stieg plötzlich die Schamröte ihm brennend ins Gesicht. Er las: „Nach Monte Carlo abgesandt — 10000 Mark.“ Und wenige Zeilen weiter: „Nach Monte Carlo abgesandt — 14500 Mark.“

Wie durfte er andern Vorwürfe machen, da er sich selber als Lotterbube benommen hatte? — War es verwunderlich, daß ein jeder aus dem allgemeinen Schiffbruch zu erraffen versucht hatte, was ihm gerade in die Hände gefallen war? Aber hier galt es nicht mehr elendes Hab und Gut; um des Freundes Ehre und Frieden ging der Kampf, den er mit dem Alten zu kämpfen hatte. Sein Blick glitt nach der Wand hinüber, an welcher die Waffen hingen, dann fing er von neuem zu rechnen an.

Die Sache wurde immer verwickelter. Es schien unfaßbar, wie bei der wachsenden Summe der Ausgaben und den miserablen Erträgen eine menschenwürdige Bilanz hatte hergestellt werden können.

„Hier muß ja längst der Sequester hausen,“ stöhnte er.

Alles in allem waren die Rechnungen in glattester Ordnung. Wunder auch! Fand sich doch überall unter den Krähenfüßen des Oheims Ulrichs schöner, klarer Namenszug, der bewies, welch genaue Kontrolle der Freund, seinem Amte

gemäß, allwöchentlich geführt hatte. — Nur auf der linken Seite zeigte sich hie und da ein geheimnisvoller Posten, der jeder Begründung entbehrte und der unter der Bezeichnung: „Zinsen, eingezogen durch Herrn Baron von Kletzingk“ den Einnahmen angereiht war. Er belief sich stets auf etliche tausend Mark und mußte in seiner Gesamtheit ein Vermögen ergeben.

„Seit wann leih' ich Gelder auf Zins?“ rief Leo und griff sich an die Stirn. Da stand der Angstschweiß in dicken Tropfen . . .

Und je weiter er rechnete, mit desto unheimlicherer Regelmäßigkeit sah er den Posten wieder erscheinen — und zwar allzeit dann, wenn es galt, einen schweren Ausfall zu decken oder Rat für eine bevorstehende Zahlung zu schaffen. Wie ein deus ex machina, hilfe- und segenspendend waltete er auf diesen Blättern.

Der einzige, der in der Wirrnis Bescheid zu geben wußte, war der Oheim, doch der hatte noch immer nichts von sich hören lassen. —

„Wenn er unterduckt,“ beschloß Leo, „will ich ihn glimpflich behandeln. Sonst geht es auf Leben und Tod.“

Es war nachmittags gegen die Vesperzeit, als der Einspänner des alten Herrn vor dem Amtshause hielt. Voll wie eine Haubitze, lag er halbausgestreckt in einer Wagenecke und lutschte an seiner erkalteten Zigarre.

Der alte Christian, der im Auftrage Leos Wache hielt, half ihm zur Erde nieder und teilte ihm mit, daß der Herr ihn sofort zu sprechen wünsche.

Herr von Kutowski erhob ein Schimpfen, das weit über den Hof hinhallte:

„Was untersteht sich der Bengel? Bin ich etwa sein Schuhputzer, daß ich mich von ihm werde kujonieren lassen? Er soll sich bloß in acht nehmen! Ich werd' ihm beweisen, wer ich bin und was ich alles weiß!“

Erschrocken lief Christian davon, um eilends Bericht abzustatten, denn größeres Unheil mußte verhütet werden. Glück-

licherweise war niemand in der Nähe, der die respektwidrigen Worte hätte hören können.

Ohm Kutowski aber ging sporenklirrend in sein Zimmer, um einen wohlverdienten Mittagsschlaf zu thun. — Er besah sich in dem zerbrochenen Rasierspiegel, mit dem er sein geringes Bedürfnis an Eitelkeit bestritt, und bewies derweilen in einem längeren Selbstgespräche, daß man fortan ihn als den eigentlichen Besitzer von Halewitz zu betrachten habe. —

Dann machte er sich über die Schinkenreste her, die neben dem Wichszeug, einem schmutzstarrenden Spiele französischer Karten, einer mit Tabak gefüllten Kakaobüchse und etlichen Schweinsblasen auf dem Tische lagen, warf ein paar leere Bierflaschen von dem Sofa, das bei jeglicher Berührung kreischte wie eine hungrige Krähe, und wollte sich in die versessenen Polster werfen, als die Thür aufging und Leo ins Zimmer trat.

„Bei mir wird angeklopft, mein Jungchen!“ schrie der Alte ihm entgegen. „Merk dir das für die Zukunft.“ —

Leo antwortete nichts, sondern drehte ruhig den Schlüssel im Schlosse um und steckte ihn in die Tasche.

„So, Onkel,“ sagte er, „jetzt wollen wir reden.“

Es lag eine gewisse freundliche Entschlossenheit in seinem Wesen, die den Alten nicht angenehm berührte. Aber er wollte sich nicht umsonst Mut angetrunken haben.

„Das ist recht von dir, mein Jungchen,“ sagte er, sich großartig in eine Ecke lehnend, „daß du deinen alten Onkel um Verzeihung bitten kommst. Hab' es, wie wir miteinander stehen, auch nicht anders von dir erwartet.“

„Ich erinnere dich daran, lieber Onkel,“ sagte Leo, „daß du dich zu dieser Stunde noch in meinen Diensten befindest.“

„Ach was — Dienste!“ lachte der Alte, „ich pfeife auf deine Dienste.“

Und er pfiff.

„Ich will dich nicht zur Verantwortung darüber ziehen,“ fuhr Leo fort, „daß du den ersten Tag meines Hierseins

benutzt hast, dir einen Rausch anzutrinken, denn ich kann mir deinen Gemütszustand so ungefähr vorstellen. Ich frage dich nur: soll ich dich zuerst ausschlafen lassen, oder fühlst du dich im stande, mir schon jetzt Red' und Antwort zu stehen?"

„Was heißt hier im stande?" schnauzte der Alte. „Ich bin zu allem im stande. Auch Red' und Antwort zu stehen bin ich im stande ... Es fragt sich bloß, ob es mir auch paßt."

„Gut," sagte Leo, „dann bin ich hier als dein Herr und du hast aufzustehen vor mir."

„Was hab' ich? was? was?"

„Auf!" sagte Leo, und, das Sofa in die Höhe hebend, schüttelte er den Alten hinunter, wie man eine Katze aus den Federn schüttelt. Dann gab er dem wurmstichigen Möbel einen Fußtritt, daß es kreischend zusammenbrach.

Der Alte, der gegen den Tisch getaumelt war, maß seinen Neffen mit einem tückisch verschwollenen Blick, wie ein wild gewordener Eber.

„Das werd' ich dir gedenken," knirschte er.

„Ich sehe ein," fuhr Leo fort, „daß ich von dir eine Art von Rechenschaftsbericht nicht werde erlangen können ... Darum handelt es sich auch jetzt nicht ... Du hast mir ein gutes Stück von meinem Eigentum zu Grunde gerichtet, und mit dem Rest werde ich mich einzurichten haben, so gut es geht ... Ueber die Einzelheiten werden mir Schumann und der Rechnungsführer Aufklärung geben ... So viel seh' ich schon jetzt, daß ich Material in Haufen habe, wenn es mir nötig erscheinen sollte, den Staatsanwalt Schuster auf dich aufmerksam zu machen."

„Es wird ja immer besser," lachte höhnisch der Alte und spielte mit den Schweinsblasen.

„Aber glaube nicht," fuhr Leo fort, „daß ich dergleichen im Sinne habe ... Die Verwandtschaft mit dir ist mir zwar ziemlich egal ... Mehr Schande, als du meinem Hause in diesen vier Jahren gemacht hast, kannst du ihm nicht mehr machen ... Auch die Erinnerung an unsre alte Freundschaft

würde mich nicht zurückhalten ... ich hab' sie teuer genug bezahlen müssen. — Der Grund ist ein andrer!"

„Das scheint mir auch so," höhnte der Alte.

„Sieh mal, lieber Onkel, seit gestern abend suchst du mir auf die verschiedensten Arten zu verstehen zu geben, daß du mich in deiner Hand hast, daß du nur den Mund aufzuthun brauchst, um mich kaput zu machen, und was weiß ich ... Aber du irrst dich, lieber Onkel ... Du denkst, du hast es noch immer mit dem dummen, leichtsinnigen Jungen zu thun, der sich dazumal zu allen möglichen schlechten Streichen von dir verleiten ließ, und hast nicht die leiseste Ahnung, wer hier vor dir steht ... Weißt du, lieber Onkel, was ein Desperado ist? — Das ist ein Mensch, der die große Weisheit gelernt hat, daß auf der Welt nichts für ihn zu verlieren ist, wenn er sich nicht mit kleinlichen Mitteln abgibt, sondern für das, was er will, stets Leib und Leben dran gibt ... Und mag das, was er will, nichts mehr sein, als ein Hosenknopf ... Als so ein Desperado komm' ich zurück, mein liebes Onkelchen, und wenn du nicht sofort mit deinem verdammten Grinsen aufhörst, so schlag' ich dich nieder wie einen Hund!"

Er hob die geballte Faust, die für eine Sekunde wie eine geschwungene Axt über dem borstigen Kopfe des Alten schwebte. Dem blieb sein Hohn in der Kehle stecken, er wich einen Schritt nach der Wand zurück und kauerte sich scheu in sich zusammen.

Auflachend steckte Leo die Faust in seine Tasche.

„Da hast du eine Probe, lieber Onkel," sagte er. „Man thut, was ich will — oder einen holt der Teufel ... Und nun hör mal weiter zu ... Als ich beschloß, wieder nach Hause zurückzukommen, da wußte ich ganz genau, in was für eine Matsche ich da reintreten würde ... Aber da besah ich mir meine Pistolen. Ich hab' nämlich zwei wunderschöne Pistolen, lieber Onkel ... Ich hab' sie nicht mitgebracht, denn vorläufig brauch' ich sie bei dir noch nicht ... Und sagte zu mir:

diese Kröten haben mir aus so mancher Verlegenheit herausgeholfen, wo es um Leib und Leben ging, warum soll ich sie in dem dummen Europa einrosten lassen, wenn es sich schließlich dort auch bloß um Hosenknöpfe handelt? ... Und so ein Hosenknopf bist du, mein liebes Onkelchen ... Du brauchst nicht gekränkt zu sein ... Mehr bist du nicht ... Ich will, daß du dein Maul hältst! Ich will, daß jene verfluchte Angelegenheit, — du weißt schon, welche — begraben bleibt für alle Zeit ... Kommt sie doch ans Tageslicht, — hör' ich, daß du die leiseste Andeutung über das, was du weißt, von dir gegeben hast, so zieh' ich eine meiner schönen Pistolen vor und knalle dich über den Haufen ... Glaubst du mir das?"

„Mach doch keine Witze," stammelte der Alte und schielte nach der Thür.

„Du brauchst keine Angst zu haben, Onkelchen," lachte Leo, „ich sagte dir ja, daß ich nichts bei mir habe. — Vorläufig brauch' ich noch nichts. — Und finden thu' ich dich, wo du auch sein magst ... Es soll mir sogar ein Heidenvergnügen sein, auf dich Jagd zu machen ... Das lernt man drüben, Onkelchen, — glaubst du mir das?"

Der Alte umklammerte, rückwärts weichend, das Fensterbrett und versuchte zu Worte zu kommen.

„Wie kannst du nur so zu mir sein?" brachte er würgend hervor, „ich geh' für dich durch Feuer und Wasser. Ich möcht' mir die Hand abhacken lassen für dich — und du erhebst die Faust wider mich und drohst mir mit Pistolen und dergleichen."

„Nur für den Fall ..., du weißt," fiel Leo ihm ins Wort.

„So ein Verdacht!" fuhr der Alte fort. „So ein Mißtrauen! ... Ich hab' immer geschwiegen ... wie ein Grab ... Eher hätt' ich mir die Zunge abgebissen, eh' ich was gesagt hätte ... Ich hab' mich geplagt und geradert so viele Jahre lang. Und das ist jetzt mein Lohn. Das ist jetzt mein Lohn."

Windelweich geworden, hub er zu weinen an.

Leo wartete, bis sein Jammer sich besänftigt hatte, dann legte er ihm seine Forderungen vor.

Heute abend sollte er den Hof, morgen die Gegend verlassen haben. — Für den Fall, daß er keinerlei Feindseligkeiten unternähme, würde ihm um der Verwandtschaft willen in Warschau oder Wilna oder sonst irgendwo jenseits der Grenze — den Platz könnte er bestimmen — ein Monatsgehalt ausgezahlt werden, das ihm ermöglichte, ein anständiges Leben zu führen.

Der Alte dankte demütig und zerknirscht.

„Wann soll der Wagen bereit stehn, Onkel?" fragte Leo, die Thür öffnend.

Der Alte meinte, er hätte nur noch zu packen und von den Damen Abschied zu nehmen, aber wenn ihm gestattet wäre, vorher noch ein kleines Schläfchen zu machen — —

„Schlaf, schlaf, alter Sünder," sagte Leo, ihn auf die Schulter klopfend, und da der Oheim vor Rührung oder Schrecken nicht recht von der Stelle konnte, nahm er ihn unter den Arm, führte ihn mit zärtlicher Fürsorge zu seinem Bette und deckte ihn mit dem verschossenen Mantel zu, der daneben an der Wand hing. Dann ging er, die „Paloma" pfeifend, seiner Wege.

Bevor er an den Arbeitstisch zurückkehrte, bestellte er sich bei Christian zur Feier des Tages eine Flasche vom „untersten", und indem er das erste Glas dem Jugendbilde des Freundes entgegenhielt, sagte er, die Zähne zusammenbeißend:

„Die Roheit soll leben, kleines Mädchen! Heute hat sie uns beide vom Untergang gerettet."

— — — — — — — — — — — — —

Es war um die Abendstunde, als ihm die Ankunft des Uhlenfelder Wagens gemeldet wurde.

Schreck und Freude fuhren ihm heiß durch die Glieder. So bald hatte er den Besuch des Freundes nicht erwartet.

Der drückte ihm in alter Herzlichkeit die ausgestreckten Hände und machte damit eine Ahnung zu nichte, die im letzten Augenblicke angstvoll in ihm aufgestiegen war. Aber das blasse Gesicht war krankhaft angespannt, und der rote Abend-

schein, der durch das Fenster brach, ließ einen fiebrigen Glanz in den müden Augen erglühen.

„Dir geht's nicht gut," sagte Leo, der aus den vertrauten Zügen die Geschichte großer seelischer Erregungen ablas. —

Hier hatte Felicitas mitgespielt, und seine eigene Heimkunft hatte den Anlaß geboten. — Das war unschwer zu erraten.

„Laß mich ruhig sitzen," sagte Ulrich, die Faust gegen die linke Seite drückend, „mir wird gleich besser werden." Erfrischungen lehnte er ab und sog mit arbeitender Brust die duftschwere Abendluft ein, die von der Seite des Gartens her ins Zimmer drang.

Wie Leo ihn in der altgewohnten Sofaecke sah, wurde das Herz ihm weit. Wie oft hatten sie so dagesessen und jugendliche Pläne ausgetauscht, während draußen die Grillen zirpten und von den Ställen her der Ton einer Ziehharmonika in feierlichem Quäken dahergezogen kam.

Auch das Heiraten hatten sie oft erwogen. Nur zwei Freundinnen oder am besten zwei Schwestern sollten es sein, damit der alte Verkehr an Innigkeit nichts einbüßte . . .

Alles schien wie damals: die Grillen zirpten, und auch die Ziehharmonika fing schüchtern an, ungewiß ob sie sich nach der Heimkunft des Herrn noch hervorwagen dürfte.

Und war doch alles so anders geworden!

„Aber ich hab' ihn hier," schrie es in Leos Seele, „und ich lass' ihn nicht wieder los." —

„Du hast nun mit eigenen Augen gesehen," sagte Ulrich, sich aufrichtend, „wie es bei dir bestellt ist. Gutes wirst du nicht viel gefunden haben."

„Eine einzige große Luderei hab' ich gefunden," bestätigte Leo.

„Ich weiß nicht, ob ich dir raten darf, den Alten so bald als möglich zu entfernen. Du hast vielleicht freundschaftliche oder verwandtschaftliche Rücksichten zu nehmen. Jedenfalls: nützen wird er dir nicht viel."

„Ist schon rausgeschmissen,“ sagte Leo.

„Um so besser,“ meinte Ulrich. „Einen seiner schlimmsten Streiche hat er noch vorigen Sonnabend ausgeführt, indem er die litauischen Mäher fortschikanierte.“

„Ich bin da vollkommen ratlos,“ erklärte Leo. „Wenn mir nicht ein Wunder hilft, geht die schöne Ernte zum Teufel.“

„Ein Wunder braucht's ja nicht gerade zu sein,“ entgegnete Ulrich mit seinem alten, lieben Lächeln, das allemal Hilfe und Segen brachte. „Ich hatte mich schon vor ein paar Tagen nach Münsterberg an den Rittmeister von Lossow gewandt und ihn um Aushilfe für dich gebeten. Er glaubt's verantworten zu können, und morgen mit dem frühsten werden auf meinem Fuhrwerk fünfundzwanzig Mann Ulanen bei dir antreten.“

Eine Woge von Glück stieg in Leo empor. Von diesem Augenblicke an ging es bergauf!

In stummer Dankbarkeit erfaßte er Ulrichs Hand. Doch der preßte die Zähne zusammen und entzog sich ihm leise.

„Um dir das mitzuteilen,“ sagte er, „bin ich eigentlich nicht gekommen. Das hätte ich dir auch schreiben können ... Aber es ist mancherlei zwischen uns auszusprechen, was das Papier nicht vertragen würde ... Deine Voraussicht hat leider recht behalten ... Mit uns beiden ist es aus ... Zwischen uns steht eine Frau ... Meine Heirat hat unsre Freundschaft zum Opfer gefordert.“ —

Keines Wortes mächtig, starrte Leo ihn an.

„Versteh mich recht,“ fuhr Ulrich fort, die Worte mühsam emporringend, „daß ich dich lieb habe, heute wie je, das brauch' ich dir nicht erst zu versichern. Ich fürchte, mit dieser Trennung wird mir mein Lebensnerv entzweigeschnitten. Und doch muß es sein.“ —

„Weil deine — deine Frau es verlangt?“ fragte Leo in jäh aufsteigender Erbitterung.

„Sag nicht, daß ich schwach bin,“ erwiderte Ulrich „schimpf mich nicht Weiberknecht ... Ich bin noch nie in

meinem Leben einer Schürze zu Willen gewesen ... und werd's auch nicht lernen ... Aber ich bin gewohnt, meinem Gewissen zu folgen ... Und das verlangt von mir, der Frau, die meinen Namen trägt, deren Kind das meine geworden ist, zu geben, was ich ihr schuldig bin."

Leo war begierig, zu wissen, in welcher Art sie die Nachricht aufgenommen hatte, allein er schämte sich, den Freund mit schielender Absicht auszufragen.

Der kam seinem Wunsche von selbst entgegen.

„Ich hätte nicht gedacht," sagte er, „daß Felicitas, die rasch lebt und rasch vergißt, sich von deiner Zurückkunft so erschüttern lassen würde ... Ohne eingebildet zu sein — und dazu wäre ja, weiß Gott, kein Grund — glaubte ich annehmen zu dürfen, daß sie den Verlust Rhadens ganz und gar verschmerzt habe ... Sie spricht kaum noch von ihm, und vergißt sogar seine Gedenktage ... Auch habe ich die zwei Jahre über vorsichtig daran gearbeitet, ihr deine Schuldlosigkeit an jenem Unglücksfalle klarzustellen, denn für ein Unglück und nichts weiter seh' ich das verhängnisvolle Duell an ... Es ist alles umsonst gewesen ... Das erste, was gestern geschah, war, daß sie einen Weinkrampf bekam ... Ich fürchtete schon, sie würde ernstlich krank werden ... Nachts über hat sie an dem Bette des Jungen gesessen und auf ihn eingesprochen ... Gegen Morgen hab' ich sie fast mit Gewalt dort weggeholt, denn auch der arme Bursch kam so um seine Nachtruh' ... Glaube nicht, lieber Leo, daß das alles mich mürbe gemacht hätte, wenn ich mir nicht hätte sagen müssen: sie ist in ihrem Recht."

Leo schwieg. Was er auch gesprochen hätte, es wäre Heuchelei gewesen — und dazu gab er sich nicht her.

„Als sie ruhiger geworden war," fuhr Ulrich fort, „erzählte ich ihr von unsrem Gespräche und was du an Besorgnissen über unsern Verkehr geäußert hattest ... Ich wollte ihr damit beweisen, mit welcher Rücksicht du an ihre Seelenstimmung dachtest ... Aber die Wirkung war die entgegen-

gesetzte. Besonders, was du über die Existenz des Kindes gesagt hattest, erregte sie aufs äußerste ... Verzeih, lieber Junge, wenn ich da eine Ungeschicklichkeit begangen habe, — ich hoffte gerade, uns beiden zu nützen ... Wozu soll ich dir alles wiederholen, was sie in ihrer Entrüstung gegen dich vorbrachte? ... Es würde unnötigerweise alte Wunden in dir aufreißen ... Du kannst mir auch glauben, daß ich sehr wohl die krankhaften Uebertreibungen, in denen ihr Schmerz nach Ausdruck sucht, von dem Schmerze selbst zu unterscheiden weiß. Aber der ist echt, und wenn sie sagt: ‚Wie soll ich dir noch die Hand geben können, wenn ich weiß, daß in ihr heute die Hand gelegen hat, die den Vater meines Kindes umgebracht hat?‘ wenn sie das sagt, so ist sie im Recht und tausendmal im Recht ... Das hätte ich mir eben alles überlegen sollen, ehe ich ihr Schicksal mit dem meinen zusammenschmieden ließ. Nun ist es geschehen, und es kommt auf dein Wort heraus: ‚Du hast zu wählen zwischen ihr und mir.‘“

Leo schwieg auch jetzt. Das Bild des unseligen Weibes glitt an seinem Auge vorbei. Es schien in den goldenen Abendwolken zu schwimmen und mit den feuchten Nebeln die dunkelnde Welt zu erfüllen.

Wie kam sie dazu, ihm das Teuerste zu rauben, was er auf Erden besaß? Und schlimmer als alles andre: sie hatte recht. Nur war es seltsam, daß sie, die es sich sonst nur in Halbheiten wohl sein ließ, die jedem Entschlusse aus dem Wege ging, sich beinahe stärker erwies als er? Freilich, sie hatte ja keinen Freund zu verlieren.

„Ich danke dir, lieber Junge,“ fuhr Ulrich fort, „daß du mich nicht beklagst und nicht verspottest ... Auch ein Widerspruch deinerseits hätte uns nichts genützt ... Die Thatsachen sind eben unerbittlich, und was wir thun, ist nur das Natürliche.“ —

„Das Natürliche,“ wiederholte Leo, zum Fenster hinausstarrend. Wenn Ulrich geahnt hätte, wie sehr er die Wahrheit sprach!

„Mir bleibt nur noch übrig, gewissermaßen mein Testament zu machen. Brauchst du mich, so bin ich da ... Bei Tag und bei Nacht, im Glück und im Elend ... Das versteht sich von selbst ... Dasselbe erwart' ich von dir — wenn wir auch bei müßiger Gelegenheit mit einem stillen Händedruck aneinander vorübergehen müssen."

„Wie du bestimmst," sagte Leo, und das Herz krampfte sich ihm zusammen.

Starr aufgerichtet, jede Muskel in der Gewalt seines Willens, saß Ulrich da. Seine brennenden Augen ruhten unverwandt auf dem Freunde, als wollten sie seinen Anblick in sich hineintrinken. Aber nicht einmal seine Stimme zitterte.

„Ja, und noch eins, mein Junge," fuhr er fort. „Ehe wir scheiden, habe ich dir noch in einer bestimmten Sache ein offenes Geständnis abzulegen und deine Vergebung einzufordern. Du findest in deinen Büchern mehrfach einen Posten, den du dir nicht wirst erklären können: ‚Zinsen — eingezogen durch —' folgt mein Name."

Leo horchte auf.

„Die Summe beläuft sich im ganzen auf sechsundsechzigtausend und einige hundert Mark ... Daß du keine ausstehenden Gelder hast, weißt du ... Es handelte sich für mich darum, dein Schiff nicht untersinken zu lassen — darum gab ich aus eigenen Mitteln, um es notdürftig über Wasser zu halten ... Verzeih den Betrug und danke mir nicht. — Du sollst mir nicht danken," wiederholte er aufstehend, als Leo auf ihn zustürzen wollte. „Was ich habe, steht dir auch fernerhin zur Verfügung. Das versteht sich unter uns von selbst. Und nun Glück auf und leb wohl!" —

Er wollte rasch zur Thür hinaus, doch im letzten Augenblick übermannte ihn der Anfall, den Leo schon seit etlichen Minuten geahnt und gefürchtet hatte. Er sank erbleichend quer über das Sofa. Seine Augen verdrehten sich — sein Puls stand still — er verlor das Bewußtsein.

Leo kannte diese Erscheinung seit frühester Jugendzeit, aber er kannte auch das Gegenmittel. Im Fallen noch fing er Ulrichs Kopf in seinen Armen auf und begann ihm die Schädelhaut heftig mit den Fingerspitzen zu bearbeiten. —

Schon nach wenigen Sekunden gewannen die Augen ihren Blick zurück, ein matter Blutstrom stieg zu den Schläfen empor, und er kam wieder zu Sinnen.

„Danke dir schön, mein Junge,“ sagte er, sich aufrichtend, mit schmerzlichem Lächeln. „So hab' ich's doch noch erlebt, daß du mir die weißen Mäuschen hast austreiben können.“ —

Und er griff nach seinem Hute.

Leo bat ihn, sich erst vollends zu erholen, aber Ulrich lehnte ab. —

„Was nützt das Hinschleppen,“ sagte er, „wir würden uns nur wieder von neuem erregen.“

Der Wagen stand noch vorgefahren.

Für einen Augenblick ruhte die schmale, schlaffe Hand zuckend in Leos harten Pranken, dann riß er sich los.

„Und grüß mir die Deinen,“ sagte er, das Schutzleder einhakend. Die Pferde zogen an, der Wagen rollte mit leisem Knirschen in den purpurnen Abenddunst hinaus.

Halb blind durch die emporschießenden Thränen taumelte Leo in sein Arbeitszimmer zurück.

„Vernünftig sein — nicht flennen, — kein altes Weib sein,“ schrie er, sich guten Mut einredend.

Denn so war es recht. — Nur so konnte alles noch gut werden.

VIII.

In Herthas Brust war nach allem, was geschehen, ein dumpfes Gefühl der Enttäuschung zurückgeblieben. — Fast schien es ihr, als wäre all ihr Sorgen an einen Unwürdigen verschwendet worden. Als ein hochgesinnter Sünder, eine jener düsteren, schwermütig-schuldigen Heldenseelen, die von Verdammnis zu erlösen eines wahren Weibes Wonne ist, hatte er die ganze Zeit über in ihr gelebt, und da er nun leiblich vor ihr stand, war er ein derber, lachender Landjunker mit fleischigem Nacken, breiten Schultern und einer Ausdrucksweise, die höchst gewöhnlich genannt werden mußte, wiewohl sie — leider! — den Nagel stets auf den Kopf traf.

Auch die Art und Weise, in der er sein Regiment antrat, war höchlich verschieden von der, die sie sich für ihn zurechtgelegt hatte. Wie ein zürnender Heiland sollte er mit Rutenstreichen die ungetreuen Knechte vor sich her fegen — sollte Gericht über die Abtrünnigen halten und die, welche sich als echt und wachsam erwiesen, mit Ehren an seine Seite ziehn.

Und nun ihr Träumen Wahrheit geworden, ging alles höchst alltäglich zu. Er wetterte, die Beamten schlichen umher wie die geprügelten Hunde, und sie selbst wurde nicht einmal um Rat gefragt.

Sogar die Entfernung des verhaßten Ohms, für den sie Rad und Galgen schon bereit gehalten, hatte den Anschein höchster Gemütlichkeit.

Am Morgen des zweiten Tages erschien er nach dem Frühstück mit hohen, frischgewaschenen Vatermördern und einer gelben Pikeeweste, auf welcher die Uhrkette von Eberzähnen herausfordernd erglänzte, und erklärte, sich von den Damen verabschieden zu wollen, da es ihn nach einem größeren Wirkungskreis verlangte. Es gäbe in Polen, wo ja seine eigenen früheren Besitzungen gelegen wären, ungeheure Komplexe, die vollkommen brach lägen, weil die Hand eines umsichtigen und mit den neuesten Errungenschaften der Landwirtschaft vertrauten Verwalters mangelte.

Er sprach das alles mit großer Selbstsicherheit und strich sich dabei in vollendeter Patriarchenwürde den schöngewellten, graugrünen Bart, aber seine Aeuglein glitten von Zeit zu Zeit unruhig an der Thüre vorbei, als fürchte er, Leo könnte eintretend seinen glänzenden Abgang zu nichte machen.

Großmama war gutmütig genug, die Aufschneidereien des alten Taugenichts ruhig über sich ergehn zu lassen, Elly bemalte feierlich ihren Kanevas, und Hertha selber konnte nichts andres thun, ihm ihre Verachtung zu bezeigen, als fortdauernd mit den Achseln zu zucken, was ihn jedoch nicht im mindesten zu kränken schien.

Zum Schluß hatte er noch die Dreistigkeit, sich die Photographien der Damen auszubitten und ihnen schöne Bräutigams zu wünschen.

Das aber wurde Hertha zu viel. — „Meine Bilder verschenke ich nur an diejenigen, welche ich schätzen gelernt habe," sagte sie, sich aufrichtend, „und wenn ich jemals heirate, was ich überhaupt noch gar nicht weiß, so werde ich mir nur einen solchen Bräutigam aussuchen, der sich mit Leuten, wie Sie einer sind, Herr von Kutowski, ganz und gar nicht befaßt."

So, da hatte er seinen Teil. Und auch Großmamas Verweis konnte nichts mehr daran ändern.

Er aber verbeugte sich mit giftigem Lächeln und meinte, er hätte ja immer gewußt, daß Fräulein Hertha ihn nicht

leiden könnte, das schade aber nichts ... jetzt, da der Herr des Hauses wieder da sei, werde sie zeitig genug einsehen lernen, was es heißt, in der Fremde zu leben, und welch treuen Freund sie an ihm gehabt habe.

Hertha schlug betroffen die Augen nieder. Die gute Großmama aber breitete schützend den Arm um ihren Hals. —

Hierauf zündete er sich eine Zigarre an, steckte eine Ladung belegter Buttersemmeln in die Tasche, zerdrückte etliche Abschiedsthränen, und nachdem sich Elly, die überhaupt recht charakterlos war, von seinen scheußlichen Lippen die Stirne hatte küssen lassen, empfahl er sich als Biedermann und alter Kavalier. —

Hertha ging den Vormittag über so verzagt umher, als wäre ihr selbst ein abscheuliches Unrecht angethan worden, und erst als sie hörte, wie Leo nach dem Mittagessen der Mutter lachend erklärte: „Unsern alten Ohm — den hab' ich gründlich auf den Trab gebracht" — da empfand sie einen leisen Trost und zog den Schluß, daß diese Welt doch vielleicht nicht so sehr zur Brutstätte des straflosen Lasters geschaffen sei, wie sie zu glauben begonnen hatte.

Ihr Verhältnis zu dem heimgekehrten Hausherrn verbesserte sich ein wenig. Bei den Mahlzeiten hatte er etliche Male neckend das Wort an sie gerichtet und ihre Gegenrede fröhlich entgegengenommen; es schien fast, als ob die böse Beleidigung, die sie ihm angethan, gänzlich aus seinem Sinn entschwunden sei.

„Er nimmt mich eben nicht für voll," dachte sie in Bitterkeit, und die Absicht, ihn förmlich um Vergebung zu bitten, die sie den ganzen Tag über erwogen hatte, geriet allmählich in Vergessenheit.

Es war nach dem Vesperbrote, als er dreist und lustig wie immer auf sie zutrat und zu ihr sagte: „Nun aber, Kleine, wollen wir mal rechnen."

Ein Strom von Stolz ergoß sich glühend über sie. Er war also doch gekommen. Er hatte sich doch gezwungen ge-

sehen, ihr Wirtschaften als eine ernste Sache zu betrachten. Hätte sie geahnt, daß Großmama ihn kurz vorher gefragt hatte, warum er ihr nicht den Gefallen thäte, sich von ihr Rechnung legen zu lassen, so würde sie ihrem Stolze Zügel angelegt haben.

Doch ihre Bücher waren in glänzender Ordnung. Seit gestern morgen trug sie die blauen Oktavheftchen mit sich herum, nur hatte sie noch nicht den Mut gefunden, sie ihm unaufgefordert zu überreichen. —

Ihm dicht gegenübersitzend, legte sie nun mit flammendheißen Backen ihre Heldenthaten dar. — Sie hatte zwölf Puten gemästet und zehn davon nach Königsberg verkauft, sie hatte achtzig junge Hühner nach Münsterberg auf den Markt geschickt und einen Durchschnittspreis von fünfundsechzig Pfennigen dafür erzielt; — sämtliche überzählige Eier waren von einem Händler im Hause aufgekauft worden, so daß nicht ein einziges als zerschlagen in Abzug gebracht zu werden brauchte. Für magere Gänse war bereits ein größerer Abschluß unterwegs, doch sollte ein Teil auch auf die Leber hin gestopft werden, wofür die Jahreszeit allerdings noch nicht gekommen war.

Dann ging sie auf die Gartenwirtschaft über. Frisches Gemüse kam an jedem Sonnabend nach Münsterberg zu Markte, doch lohnte es sich kaum, mit den Bauern zu konkurrieren, hingegen waren in einem andern Industriezweige große Erfolge zu verzeichnen gewesen. Sie hatte sich mehrere Dutzend kleiner, rohrgeflochtener Körbchen angeschafft, die ein blinder Mann zu zwanzig Pfennigen per Stück für sie anfertigte. Diese Körbchen wurden zierlich mit Blättern ausgelegt, je nach der Jahreszeit mit Erdbeeren oder Kirschen gefüllt und durch den Milchjungen in Münsterberg zum Verkauf ausgeboten, wo sie schon eine große Berühmtheit errungen hatten. — Drei Tage später wurde jedes Körbchen wieder abgeholt, wer es aber mit den Früchten zugleich behalten wollte, der mußte dreißig Pfennig extra zahlen, wovon

die zehn Pfennig Ueberschuß wieder dem blinden Mann zu gute kamen.

Leuchtend vor Eifer, mit wirrem Haar und bebenden Händen saß sie da, einen Posten an den andern reihend. Gern hätte sie ihre Erfolge auch mit Zahlen belegt, aber sie mochte blättern so viel sie wollte, sie fand nicht eine mehr, die Zifferreihen verschwammen zu wildem Krikelkrakel. — — Und mitten im Erzählen fiel ihr auf, mit welch fragendem, staunendem Ernst er das Auge auf ihr ruhen ließ. — Ein jähes Glücksgefühl schnürte ihr fast die Kehle zu, aber sie bezwang sich, und eifriger noch, noch inniger der guten Sache hingegeben, berichtete sie weiter.

Denn jetzt erst kam die Hauptsache, die Milchwirtschaft. Hierin freilich hatte sie nicht alles thun können, denn diese großen Angelegenheiten gehörten ja zur Verwaltung des Oheims, aber sie hatte sich hinter Schumann gesteckt und ihn so lange bearbeitet, bis er ihr zu Willen gewesen war. — Das Experiment, Flaschensahne nach Königsberg zu schicken, war freilich mißglückt, dafür hatte sich für schwachgesalzene Süßrahmbutter bei Friedrich Gause in Berlin ein Absatzgebiet eröffnet, wie es herrlicher nicht gedacht werden konnte. — Trotzdem ging die Morgenmilch altem Herkommen gemäß immer noch per Wagen nach Münsterberg, und wie sie mit Stolz bekennen mußte, hatte die Popularität der Halewitzer Fruchtkörbchen die tägliche Kundschaft noch um ein beträchtliches vermehrt. Ueber die Verwertung der Magermilch lag sie mit dem Schweinemäster in Streit. Sie hatte von dem Schweizer auf Stoltenhof ein famoses Rezept für Magerkäse erhalten, mit welchem die Mamsell schon vorzüglich Bescheid wußte, aber der Schweinestall begehrte alle Abfälle für sich, wiewohl ihm doch die Treber aus der Brauerei zur Verfügung standen. Hertha fand diese Ansprüche abscheulich und forderte von Leo, sie auf das gebührende Maß zurückzuführen.

So, nun war sie fertig. Mit bescheidenem Stolze legte

sie die blauen Heftchen vor ihn hin und trat zu Großmama, die strahlend dem Berichte zugehört hatte.

Er kam ihr nach und ergriff mit einem Schmunzeln, in welchem etwas wie väterliche Rührung schimmerte, die fleißige, kleine Hand.

„Du bist ein braves Mädel,“ sagte er, „hab schönen Dank.“

Das war alles. Auch daß sie ihre Thätigkeit fortsetzen dürfe, sagte er nicht.

Sie lief hinaus, die heißen Backen im Lindenschatten zu kühlen. In ihrer Kehle saß es bleiern, wie von hinuntergewürgten Thränen. Das Selbstbewußtsein, das ihr die Seele geschwellt hatte, war dem Druck erlittener Demütigung gewichen.

Sie hatte irgend etwas Ungeheures, Unsagbares erwartet; was? wußte sie selber nicht — jedenfalls hätte so karg, so widerwillig fast, sein Lohn nicht sein dürfen.

In der Gegend des Obelisken stieß sie auf Elly, die Großmamas Mops an einem blauen Seidenbändchen spazieren führte, obwohl dies gar nicht nötig war. —

Sie kam mit großer Wichtigkeit auf Hertha zugelaufen und erzählte ihr, es sei ein fürchterliches Unglück geschehen, ihre ganze Zukunft stände auf dem Spiel und sie würde sich wahrscheinlich das Leben nehmen. —

„Was ist denn los?“ fragte Hertha.

Also: Von Christian sei ihr berichtet worden, daß vormittags auf Onkel Kutowskis Tische ein versiegelter Brief an sie gelegen hätte, und daß derselbe jetzt verschwunden sei. —

„Was schadet denn das?“ fragte Hertha. „Geheimnisse wirst du mit dem abscheulichen Menschen doch keine gehabt haben?“

Elly wurde rot und stotterte: Geheimnisse seien es nun gerade nicht, aber der Ohm habe sich immer so gefällig erwiesen, und als sie das letzte Mal mit Kurt Brenckenberg zusammengetroffen sei, habe er ihr versprochen, das Lied, das

ja eigens für sie gedichtet worden, durch die Vermittelung des Ohms an ihre Adresse gelangen zu lassen.

„Wenn du dumme Streiche machst, Maus," sagte Hertha, ihr den Rücken wendend, „dann sind wir gute Freunde gewesen."

Aber Elly umschlang sie hinterrücks und jammerte und flehte. Nur dies eine Mal möchte sie ihr noch helfen. Sie werde so etwas gewiß nicht wieder thun. Und als sie dies Versprechen durch Kuß und Handschlag feierlich besiegelt hatte, erklärte Hertha sich bereit, ihr mit Rat und That zur Hand zu gehen.

Zuallererst schien es geboten, den Ort, an dem der Brief gesehen worden, in Augenschein zu nehmen.

Hertha bahnte durch Busch und Hecke einen Diebesweg zum Amtshause hin — und Elly, welche trotz ihrer Verzweiflung den fetten, alten Mops nicht losließ, zottelte gehorsam hinter ihr drein.

Das Amtshaus war, wie gewöhnlich um diese Stunde, menschenleer, doch darum auch verschlossen; man sah sich also gezwungen, durch ein offenstehendes Fenster der Hinterseite in das Innere zu gelangen.

Hertha, die wie ein Eichhörnchen kletterte, übernahm die Führung und zog die zitternde Elly hinter sich empor. Der Mops, den diese mit dem blauen Seidenbande zu erwürgen fürchtete, wurde unten gelassen und bellte fortan wie unsinnig hinter den verschwundenen Herrinnen her. —

Die beiden befanden sich in dem Zimmer Schumanns, welches ein dumpfer Geruch nach Zwiebeln und Lampendunst erfüllte, denn der erste Inspektor war ein Junggeselle und beköstigte sich selbst, indem er unnennbare Speisen stundenlang auf einem Petroleumkocher schmirgeln ließ. —

Elly hielt sich vor Angst kaum noch auf den Beinen, und auch Hertha spürte ein Herzklopfen. Sie war sonst nie vor Tollheiten zurückgeschreckt, aber seit der Herr von Halewitz wieder im Hause herrschte, hatte alles ein andres Gesicht bekommen.—

Ohne rechts noch links zu schauen, drang sie weiter vor. Die Thür, die in die verlassene Wohnung des Oheims führte, stand sperrangelweit offen. Dahinter zeigten sich unerhörte Greuel. Das alte Sofa lag zusammengebrochen in einer Ecke, das Bettgestell war aufrecht an die Wand gelehnt, die Thüren der Schränke standen offen — und all die Orte, die Tücher und Geräte bisher gnädig bedeckt hatten, legten den Moder bloß, den der alte Schmutzfink in jahrelangem Lottern dort hatte aufhäufen lassen. In den Ecken saßen langbeinige Spinnen, und in den Ritzen der Dielen glitten mit ihren silbernen Ringelleibern die aufgescheuchten Asseln dahin. —

Auf dem Tische, wo Christian den verhängnisvollen Brief erblickt haben wollte, lag der zerbrochene Rasierspiegel samt den Schweinsblasen und umhergestreuten Tabaksresten, auch Skripturen aller Art trieben sich dort umher, — das Couvert aber, das heißersehnte, war nirgends zu erblicken.

Mit der Gründlichkeit eines haussuchenden Polizisten begann Hertha den Raum zu durchforschen. Sie riß die Tischschublade auf, sie warf sich auf die Erde, um unter Schrank und Kommode zu spähen, sie schüttelte selbst die langschäftigen Stiefel, die in endloser Reihe und mit einer Schicht bläulichen Schimmels überzogen, an der Wand aufpostiert standen, doch nirgends war eine Spur des Gesuchten zu entdecken.

Zwischen den Fenstern lehnte auf der birkenen Kommode ein altes Bücherregal, vielfach zerkratzt und mit Malereien bedeckt, welche Hertha nach flüchtigem Hinblick näher zu prüfen vermied. In seinen Fächern standen und lagen zwei Reihen Bücher, teils gebunden, teils in farbigen broschierten Heften aufeinandergeschichtet.

Das war die Bibliothek, von der der Oheim so oft erzählt hatte, und die er als das Interessanteste, was auf der Welt existierte, zu rühmen pflegte. „Wenn ihr einmal ganz besonders nett zu mir seid,“ hatte er gesagt, „so lade ich euch ein, sie euch anzusehen.“ Dabei war es geblieben,

denn Hertha hatte niemals Lust verspürt, „besonders nett“ zu ihm zu sein.

Und nun stand diese berühmte Bibliothek ohne Schloß und Wächter zu gefälliger Benutzung frei vor ihnen. Die Thür war verschlossen, und Stunden konnten vergehen, ehe sie die Ueberraschung durch einen der Hausbewohner zu befürchten hatten.

Dies Glück war so groß, daß selbst der verhängnisvolle Brief darüber in Vergessenheit geriet.

Mit bebender Hand tastete Hertha aufs Geratewohl in den Haufen der Hefte hinein und las auf dem ersten Umschlag einen Titel, der ihre Neugier zu einer Art von stiller Raserei emporschnellen ließ: „Die Abenteuer der Königin Isabella“ oder „Die Geheimnisse des Hofes von Madrid.“

Da die Zeit ihr zu kostbar schien, um den Anfang hervorzusuchen, begann sie mitten im Satze, was das Heft ihr bot. Elly, die bisher ziemlich ratlos umhergestanden hatte, kauerte neben ihr nieder und suchte über den Arm der Gefährtin hinweg von den Herrlichkeiten des zweifellos verbotenen Buches einen bescheidenen Anteil zu erraffen.

Von einem schönen, jungen Don Alvarez war die Rede, der, nachts, aus einer Gesellschaft heimkehrend, von vermummten Gestalten angegriffen, überrumpelt und mit verbundenen Augen in ein üppiges, geheimnisvoll erleuchtetes Gemach verschleppt worden war, hinter dessen roten Atlasvorhängen eine süße Cymbeln- und Flötenmusik sinnberauschend ineinanderwogte.

Und als er endlich wagte, den Vorhang zu erheben, was erblickte er? Einen Sarg erblickte er, von dessen Deckel ein Totenkopf mitsamt zwei gekreuzten Beinknochen ihm höhnisch entgegengrinste. Rings um den Sarg aber lohten blutrote Flammen, Weihrauchwolken stiegen zur Decke empor, und aus diesen Wolken sprach eine Grabesstimme:

„Dies ist der Sarg, der dich in derselben Stunde aufnehmen wird, in der du mit einem Worte, einem Blicke

verrätst, was deine Augen sehen und deine Ohren hören werden."

Doch was er alsdann gesehen und gehört hatte, sollte den schauernden jungen Seelen allzeit Geheimnis bleiben.

Hertha vernahm ein Bellen, und wie aus tiefem Traum erwachend, sah sie Leos Gestalt dicht vor sich aufgerichtet. Der Mops, der ihm den Weg gezeigt haben mochte, stand neben ihm.

Das Heft entsank ihrer Hand. Don Alvarez tauchte in die ewige Nacht zurück, der er soeben entstiegen war.

„Was macht ihr denn hier, ihr Gören?" fragte Leos lachende Stimme.

Ein Schweigen antwortete ihm.

„Und wie seid ihr reingekommen? . . . Na, wird's bald, Elly? Die Thür war verschlossen. Wie seid ihr reingekommen?"

Hertha fühlte etwas wie ohnmächtiges Flügelschlagen in ihrer Seele. Der Trotz stieg ihr zur Kehle empor.

„Du brauchst Elly gar nicht so anzuschreien," sagte sie aufstehend. „Wenn die Thür verschlossen war, so werden wir wohl durchs Fenster gekommen sein. Dabei ist doch nichts zu verwundern?"

„Soo?" sagte er, „dabei ist nichts zu verwundern? Und was habt ihr hier zu suchen?"

„Das sagen wir nicht," erwiderte Hertha. „Das geht uns bloß allein an."

„Na, das wollen wir mal sehen," entgegnete er. „Mit dir, meine liebe Hertha, will ich mich noch nicht viel befassen, du mußt erst lernen Ordre parieren. Aber du, Elly, komm mal her." Und Elly, die ganz fassungslos geworden war, achtete nicht auf die Zeichen, die Hertha ihr gab, sondern verriet in Dummheit und Angst alles, was sie verschweigen wollte.

„Ein Brief?" fragte er. „Ein Brief von Ohm Kutowski an dich?"

„Ja," bestätigte sie weinend.

Da griff er einfach in die Tasche und hielt den Brief in seinen Händen.

„Ist er das?" fragte er.

Elly meinte schluchzend, er würde es wohl sein.

Doch als er Miene machte, das Couvert gewaltsam zu eröffnen, hielt Hertha es für ihre Pflicht, dazwischen zu treten.

„So unritterlich wirst du nicht sein," sagte sie, „dich in fremde Geheimnisse zu drängen."

„Ja, so unritterlich werde ich sein," erwiderte er, und riß mit einem Ruck das Couvert auseinander.

„Pfui!" sagte Hertha und wandte sich ab.

Er aber las:

„‚Die lächelnden Sterne,' Serenade, gedichtet und als Zeichen verehrungsvoller Neigung Fräulein Elly von Sellenthin ehrerbietigst gewidmet von Kurt Brenckenberg, cand. phil."

Hierauf stieß er einen Pfiff aus, zerpflückte langsam das schöne Gedicht in kleine Fetzen und streute sie der weinenden Schwester vor die Füße.

„Laß dir das zur Lehre dienen," sagte er, seine dicken Brauen runzelnd, „und passiert mir so was noch ein einzigmal, so geht's dir schlecht."

„Wir sind jetzt hoffentlich entlassen?" fragte Hertha, indem sie ihn mit herabgezogenen Lidern von der Seite maß.

„Ja, ihr seid entlassen," erwiderte er. „Aber eines laßt euch noch gesagt sein: im geheimen wird hier nicht mehr geschmökert, verstanden?"

Hertha zuckte die Achseln und ging.

Mit diesem rohen Menschen war sie fertig.

Elly, die den Mops wieder am blauen Seidenbändchen führte, folgte ihr schluchzend.

Als Leo allein war, lachte er hell auf.

„Das sind ja wahre Abgründe von Unschuld," sagte er zu sich und dachte an das abgethane Weibervolk, das ihm da

draußen begegnet war, und das jetzt ein Weltmeer von ihm trennte. Und dachte auch an eine andre, die nicht durch eines Meeres Breite von seinem Leben zu trennen war und die nicht minder abgethan sein mußte.

Dann machte er sich daran, die Bücher, in denen kramend er die Backfische vorgefunden, einer Musterung zu unterwerfen.

Neben den schon genannten „Abenteuern Isabellas“ hatte die berühmte Bibliothek des Oheims folgenden Bestand: „Die Geschichte großer Courtisanen“, nach dem Französischen des Henry de Kock; „Die Geheimnisse der Gräfin Dubarry“, in gelben Heften à fünfzig Pfennig; „Praktische Anleitung zur Verwendung der Schlempe“; „Der Wegweiser durch das nächtliche Berlin“ oder „Wie amüsiert sich der Wollonkel?“; „Das Sonntagsblatt für die christliche Familie“, Jahrgang 1841; „Die Rapsdrillmaschine und ihre Zukunft in der deutschen Landwirtschaft“; „Die fromme Helene“; „Das Bilderbuch für Hagestolze“; „Kurz gefaßte Anleitung zum Skatdreschen“, in deutschen Knüttelversen; „Bericht über den Ausbau einer Eisenbahn von Florchingen nach Kirchheim“; „Der Führer durch das Panoptikum“; „Der Jahresbericht der frommen Schwestern zu Kaiserswerth mitsamt einer Beitragsliste“; „Das Malochern“ oder „Die Gefahren des Pferdehandels“.

Den Beschluß bildete eine Attrappe in Buchform mit der Aufschrift: „Doktor Qualms sämmtliche Werke“. Darin lag eine vergessene Zigarre.

Leo betrachtete kopfschüttelnd das Häuflein verstaubter und vergilbter Fetzen.

„Das ist so ziemlich der Bildungsinhalt von uns allen,“ dachte er bei sich.

Sodann wanderte die Bibliothek des Onkels in den Ofen. Nur die Attrappe wurde frisch gefüllt und Christian „zu fleißigem Studium“ übergeben.

IX.

Ausgeschlafen, frisiert und rasiert, den Geist von schönem Idealismus erfüllt, Sehnsucht nach einer blonden Herrin im Herzen, schritt der cand. phil. Kurt Brenckenberg in sonniger Sonntagsmorgenfrühe zwischen den Rabatten des Wengernschen Pfarrgartens spazieren und freute sich seiner Heldenkraft, da die gestrige Kneiperei ihm nichts hatte anhaben können.

Wohlig seine Zigarre rauchend, erwartete er den frischen Hemdkragen, den seine Schwester ihm zu plätten versprochen hatte und der nicht fertig werden wollte.

„Ich werde wohl etwas Skandal machen müssen,“ sagte er zu sich, denn die Bedienung im Elternhause war in der That höchst mangelhaft zu nennen. Bekam man die Wäsche endlich, so taugte sie nichts. Von der Steife und Appretur, welche die Kunstwerke der Glanzplätterinnen auszeichneten, war keine Spur darin zu finden. Er, der sich voll bewußt war, was ein Corpsstudent von sich verlangen muß und darf, er hatte das Recht und die Pflicht, sein Exterieur nicht zu vernachlässigen, zumal die Würde seiner Bänder diesen Krautjunkern gegenüber täglich und stündlich aufrecht erhalten werden mußte.

Als Aeltester der neunköpfigen Schar, die dem Ehebunde des alten Pfarrer Brenckenberg entsprossen war, hatte er im neunzehnten Jahre die Universität bezogen, um, wie die Legende ging, die alten und die orientalischen Sprachen zu

studieren . . . Etwas Genaues hatte man von dem Berufe, den er sich erwählt, niemals erfahren, denn er hielt es nicht für angemessen, sich über dergleichen Trivialitäten auszusprechen, die, wie er meinte, nur gerade für „Finken“ gut genug wären. Gewiß und unanfechtbar war nur, daß er vierzehnmal auf Mensur gestanden und neunmal davon „abgestochen“ hatte, daß er zwei Pistolenskandale und eine p.p.-Suite hinter sich wußte und daß er das Biertrinken mit heiligem Eifer und gleichsam künstlerisch zu betreiben verstand. Ebenso war nicht zu bezweifeln, daß er bei den Westfalen zweiter und bei den Normannen dritter Chargierter gewesen war, weswegen er auch nie versäumte, seinem Namen neben den Zirkeln der Corps, was selbstverständlich, auch die imponierenden Kreuze hinzuzufügen.

Sein vollständiger Name lautete demnach:

Kurt Brenckenberg

Guestphaliae (××) Normanniaeque (×).

Und so figurierte er auch auf den Wechseln und Ehrenscheinen, von denen sein Vater ab und zu einen zur gefälligen Einlösung erhielt, bis der alte, brave Mann erklärte, nun sei's genug und der Zierbengel erhalte nicht einen gebogenen Heller mehr. Dabei blieb es, ob auch die Mutter mit Thränen und Gebeten für ihren Liebling ins Feld zog.

Die Folgen der väterlichen Grausamkeit sollten nicht ausbleiben. Eines schönen Tages zu Anfang Februar erschien der Sohn im Elternhause und erklärte, es bis auf weiteres nicht mehr verlassen zu wollen.

Dem sorglichen Mutterauge entpuppte er sich als Besitzer eines braun und gelb karrierten Anzugs, dessen Jacke sehr eng und dessen Hose sehr weit war, zweier Corpsbänder, zweier Bierzipfel in den Couleurfarben gehalten, einer elfenbeinernen Kravattennadel in Form des Couleurzirkels, zweier Manschettenknöpfe mit demselben Couleurzirkel, eines goldenen Armbandes mit einem falschen Georgsthaler daran, der statt

des Schiffes den schon genannten Couleurzirkel trug, eines ebenhölzernen Renommierstockes, auf dessen elfenbeinernem Knopfe der Couleurzirkel erhaben ausgemeißelt war, eines Notizbuches, mit Couleurzirkeln vollgemalt, und eines Portemonnaies, welches nichts Silbernes aufwies als das Schloß mit darein geätztem Couleurzirkel. Im übrigen fand sich in seinem Koffer außer einem mit Messingnägeln beschlagenen Kommersbuche, etlichen Wechselformularen und einer zerbrochenen Meerschaumspitze — mit den Resten eines Couleurzirkels darauf — nur noch ein Häuflein schmutziger und zerrissener Wäsche, in welcher über der Namenschiffre der Couleurzirkel in changierter Seide eingestickt war.

Die Mutter, eine gute, heftige und wenig gebildete Frau, wunderte sich nicht wenig über dies allenthalben wiederkehrende Krikelkrakel, aber sie war viel zu sehr vernarrt in ihren Liebling, um etwas an ihm lächerlich zu finden.

Während der Heimgekehrte den staunenden Geschwistern seine Herrlichkeiten zeigte, kam der Vater nach Hause.

„Was hast du hier zu suchen?“ fragte er.

„Ohne Geld studiert man nicht!“ war des Sohnes prompte Antwort.

„Komm in mein Arbeitszimmer.“

Der Mutter ahnte nichts Gutes. Sie hängte sich an des Vaters Arm und streichelte ihn heimlich. Der sagte: „Wirste weg!“ und schüttelte sie ab.

Zwei Minuten später hörte man drinnen zwei schallende Ohrfeigen und den stolzen Aufschrei einer hochgesinnten Seele: „Ich bin Corpsstudent, Vater.“

Gleich darauf trat — oder richtiger — flog er in das Familienzimmer zurück und erklärte, auf der Stelle abreisen zu müssen. Er habe keine Heimat mehr, und die Mutter möge seine Sachen packen.

Das Packen war nun freilich rasch gethan, aber der Abend kam, und Kurt Brenckenberg war noch immer da. Auch am andern Morgen fand er sich noch am Frühstücks-

tische ein, würdigte den Vater keines Blickes und erklärte aufs neue, sofort nach der Mahlzeit abreisen zu müssen, da er keine Heimat mehr habe. So ging es etliche Tage, und der Vater, den seine Heftigkeit gereuen mochte, ließ ihn gewähren.

Als eine Woche vorüber war, faßte er den Sohn beim Knopfloch und sagte:

„Da du ja morgen reisen willst, wollen wir heute noch einen Abschiedstrunk trinken. Nimm deine Mütze und komm."

Kurt weigerte sich nicht, und zwei Stunden nach Mitternacht brachte er den braven Pfarrherrn, mit dem es auf sechs Meilen im Umkreise keine Menschenseele im Trinken aufnahm, als barmherziger Samariter nach Hause, und machte ihm auf dem Sofa ein Lager zurecht, damit er die Mutter nicht aus dem Schlummer störe.

Von nun an dachte niemand mehr an sein Fortgehn.

Das Verhältnis zwischen Vater und Sohn wurde inniger von Tag zu Tag. Seitdem er von dem eigenen Sprößling am Biertische geschlagen worden war, hatte er jedem Versuche entsagt, ihm mit seiner väterlichen Autorität zu imponieren, und ließ ihn in und außer dem Hause schalten und walten nach Belieben. — Nur Geld konnte er ihm nicht geben, denn die nobeln Passionen des Sohnes hatten ihn auf Jahre hinaus vollkommen ausgebeutelt. Kaum der nötigste Abendmahlsgroschen war ihm übrig geblieben, wie er zu sagen pflegte. —

Den Winter über baronisierte Kurt Brenckenberg teils auf den umliegenden Gütern, teils im Elternhause umher, wo er mit allem unzufrieden war und die Geschwister unablässig mit seinem Krakehl verfolgte. Er trank, dichtete, war liebenswürdig oder arrogant, je nachdem er es mit Frauen oder Männern zu thun hatte, borgte, wo es zu borgen gab, und hielt sich stets so elegant, als der karrierte Anzug, der bei Faßkessel und Münchmann Unter den Linden auf Corps-

kredit gearbeitet war, bei patentem Sitz, doch zunehmender Schäbigkeit, es erlaubte. Er arrangierte Liebhabertheater, ersann neue Cotillontouren, gab Fechtstunden und hatte sich alles in allem unentbehrlich zu machen gewußt. Die Damen schwärmten ihn an, die Herren scheuten ihn, denn wer ihn nur halb seitwärts anzusehen pflegte, der fand sich sofort von der unbehaglichen Frage: „Geben Sie Satisfaktion?“ herausfordernd angeschnarrt. Nun waren die wackeren Junker des Hinterwaldes durchaus keine Feiglinge, im Gegenteil: sie bewiesen oft genug, daß sie für ihre Ehre jeden Strauß zu wagen bereit waren, allein diesem kleinen, geblähten Kampfhahn gegenüber, den sie doch nur zur Hälfte als ihresgleichen ästimieren konnten, fühlten sie sich befangen und ungelenk, und so oft er auch einen seiner kleinen „Pistolenscherze“ eingefädelt hatte, noch niemals war derselbe zum Austrag gekommen. — Freilich war zumeist er derjenige, welcher sich am Schlusse der Kartellverhandlungen als ein Held der weisen Mäßigung erwies. Aber selbst diese Thatsache trug nur dazu bei, seinen Ruf im Lande zu vermehren und sein Bild als das eines unversöhnlichen Streiters um so heller leuchten zu lassen.

Er für sein Teil fühlte sich berufen, die Rolle weiterzuführen, mit welcher vor zwei Jahrzehnten der berühmte Doktor Oswald Stein sämtlichen jungen Landpomeränzchen die Köpfe verdreht hatte, und machte kein Hehl daraus, daß er den Helden der „Problematischen Naturen“ als sein Ideal und Vorbild betrachtete. Demgemäß hatte er mit dem süßen Gutstöchterlein auf Halewitz ein zartes Liebesspiel eröffnet, und als der Frühling kam, hoffte er endlich auch seine Melitta gefunden zu haben.

Denn um diese Zeit geschah es, daß Ulrich von Kletzingk ihn zum Hofmeister seines Stiefsohnes nach Uhlenfelde berief. — Der Knabe kränkelte und mußte geschont werden, um so mehr blieb ihm Muße, der schönen blonden Schloßherrin seine Huldigungen zu weihen.

Kokett war sie, das stand fest. Wie hätte sie sonst sämtliche junge und ältere Kavaliere der Gegend, welche galante Anwandlungen verspürten, an sich gefesselt? — Genial war sie auch. Denn unbekümmert um freundnachbarlichen Klatsch lebte sie ihren Neigungen. Auch eine interessante Vergangenheit besaß sie, wie das berühmte Duell bewies.

Aber erhört hatte sie ihn nicht.

Im Grunde hätte er auf Erhörung auch nie zu hoffen gewagt. Er schmachtete sie an — zagend, ehrfürchtig und todesbereit, wie die Pagen in alten Zeiten ihre Königinnen geliebt hatten, und spiegelte sich gern in dieser hoffnungslosen Liebe. —

Doch schien es fast, als ob sie seine Huldigungen sich gern gefallen ließ, als ob sie das holde Bedürfnis eines kleinen harmlosen Hauslehrerromans nicht weniger empfand als er. In Liedern, Seufzern und halbverständlichen Worten brauchte er sich keinen Zwang aufzuerlegen, er durfte in Ritterdiensten Halsbrechendes leisten und vor allen Dingen in Versen Ungeheures wagen. Er verstreute seine Blättchen durch Haus und Garten, er verbarg sie bald in ihrem Strickzeug, bald in einem unaufgeschnittenen Buche, ja er hatte sie — dreister geworden — zwei- oder dreimal sogar unter ihr Kopfkissen gelegt. —

Und immer war sie mit lächelndem Stillschweigen darüber hinweggegangen.

Im übrigen genierte ihn sein Liebeskummer nicht im mindesten. Er aß für dreie, trank für zwölfe, suchte Händel mit den Inspektoren, falls er sie nicht anborgte, und machte in den Abendstunden hinter den Ställen und im Weidengebüsch des Ufers auf Mägde und Scharwerksdirnen Jagd. —

Und dieses kraftgenialische, mit Gefühlen jeder Gattung reich gefüllte Leben sollte nunmehr ein Ende nehmen. — Noch wußte er es nicht, aber die Befürchtung lag nahe. Denn vor drei Tagen hatte der Baron Kletzingk ihm erklärt, daß man bis auf weiteres seiner Dienste entbehren müsse,

da seine Frau den dringenden Wunsch geäußert habe, für etliche Zeit den Knaben selber zu unterrichten. An und für sich hätte diese Wendung der Dinge nicht viel zu bedeuten gehabt, denn Frau Felicitas änderte ihre Entschlüsse, so oft ein neuer Einfall ihr durch den Lockenkopf fuhr, aber was ihn stutzig machte, war eine gewisse Veränderung ihres Benehmens gegen ihn, die ihm schon etliche Tage vorher mißliebig aufgefallen war.

Sie war ihm kühl, fast düster entgegengetreten, und als er ihr seinen Schmerz hierüber auf dem gewohnten Wege zu erkennen gegeben, hatte sie nach dem Morgenkaffee mit einem gelangweilten Lächeln die Frage an ihn gerichtet:

„Wie mögen wohl diese abscheulichen Verse in meinen Schlüsselkorb gekommen sein, Herr Kandidat?"

Das war hart und ließ beinahe vermuten, daß er in Ungnade gefallen.

Wie dem auch sein mochte, er war nicht der Mann dazu, sich um Weiberlaunen den Kopf zu zerbrechen. Gestern abend war es in Münsterberg, wo er in der „Preußischen Krone" mit dem Vater gekneipt hatte, wieder höchst fidel gewesen. Die Morgensonne lachte hernieder, und Liebe gab es genug auf der Welt.

Hätte er endlich auch seinen Halskragen gehabt, sein Behagen wäre vollständig gewesen.

Er beschloß, ein wenig Feuer unterzulegen, und trat in den halbdunklen Hausflur, wo Lotti, die älteste Schwester, eine hagere, reizlose Blondine, mürrisch und treu, wie ein schlechtgepflegtes Haustier, auf einer großen Truhe die Sonntagswäsche plättete.

„Werd' ich nun bald ein anständiges Stück Leinwand umzubinden kriegen?" schrie er sie an.

Stumm reichte sie ihm einen Kragen hin.

„Das nennt sich Kragen?" schrie er, den blanken Streifen um den Finger wickelnd. „So ein Waschlappen nennt sich Kragen?"

„Plätte dir deine Wäsche selber, wenn sie dir nicht steif genug ist," erwiderte patzig die Schwester und führte den Blasebalg in das Kohlenfeuer des Plätteisens, so daß Rauch und Funken umherstoben.

„Es ist eine Schmach," sagte Kurt achselzuckend, „daß ein Mensch wie ich verurteilt ist, sich mit so elenden Lebensfragen zu befassen."

„Warum verdienst du dir nicht so viel Geld, daß du dir eine Plätterin halten kannst?" fragte die Schwester.

Er warf ihr statt der Antwort den Halskragen an den Kopf, und sie schrie um Hilfe nach der Mutter.

Diese erschien in weißer Nachtjacke, Zwickelkämmchen in den ergrauenden Haaren, schon eingeärgert, auf dem Platze, und drei der kleineren Geschwister zottelten hinter ihr her.

„Werdet ihr wohl Ruhe halten!" wetterte sie, „Vater lernt die Sonntagspredigt, und ihr haust wie die Heiden."

„Heiden," erwiderte Kurt, „sind wenigstens in der glücklichen Lage, keine reine Wäsche zu brauchen, da sie es vorziehen, nackt zu gehn."

„Ja, du bist ein Gottloser!" schrie die Mutter, die längst von ihrer Bewunderung für ihn zurückgekommen war. „Ein Nichtsthuer bist du."

„Hei du Lump — du bist ein Lump," trällerte er parodierend. „Ein liederlicher Lump bist du — haha."

Die Mutter fing vor Aerger zu weinen an, die Kleinen weinten mit, und der Sonntagmorgenlobgesang war fertig. —

Derweilen saß in der Wohnstube vor dem halb abgeräumten Kaffeetische der Pfarrer Brenckenberg, mit schwerem Kopfweh über einem dickleibigen Predigtbuche brütend.

Er war ein Mann zu Ende der Fünfzig, hochgewachsen, mit massigem Schulterbau, rotem Specknacken und einem wohlgepflegten Bäuchlein. Das spärliche, stark gefettete Haupthaar trug er glatt, in der Mitte gescheitelt und hinter die Ohren zurückgekämmt, so daß es in zerfaserten Christuslocken das rote, feiste Gesicht umrahmte, das trotz seiner hängenden

Backen und den vollen, feuchten, in der Mitte tiefgekerbten Feinschmeckerlippen stark und kräftig dreinschaute und ganz dazu angethan schien, eine gewisse Ehrfurcht einzuflößen. —

Er war vor jenen zweiundzwanzig Jahren von dem alten Sellenthin zum Lehrer und Zuchtmeister des unbändigen Leo berufen worden, trotzdem er, der als verbummelter Kandidat die Gegend unsicher machte, nicht gerade geeignet schien, Vertrauen einzuflößen. — Doch hatte sich der sichere Blick des alten Lebemannes auch diesmal nicht getäuscht. Der neue Hauslehrer führte ein eisernes Regiment und wurde daneben als derber Spaßmacher und unverwüstlicher Saufkumpan unschätzbar und unentbehrlich.

Und als Leo, ein dreister, helläugiger Bursch, wohldressiert und präpariert das Gymnasium bezogen hatte, ließ Herr von Sellenthin sich nicht beirren und übertrug dem lustigen Bruder die Wengernsche Pfarrstelle, die seinem Patronate unterstand. — Sofort ließ der Kandidat eine alte, hoffnungslose Brautschaft, von der kein Mensch eine Ahnung gehabt hatte, wiederaufleben und bezog mit der bejahrten Jugendliebe und einer Ausstattung, die sein Gutsherr ihm geschenkt hatte, das leerstehende Pfarrhaus, bereit, es so rasch als irgend möglich zu bevölkern.

Heuchelei und Muckertum war dieses Mannes Sache nicht, auch eine gewisse cynische Gutmütigkeit mochte ihm nicht abgesprochen werden, aber wehe dem verirrten Schafe, das seinem heiligen Zorne zum Opfer fiel!

Nicht umsonst ging die Sage, daß er einen baumlangen Knecht, der im Begriffe gestanden, mit Hinterlassung einer geschändeten Liebsten nach Amerika auszuwandern, nach vergeblicher Ermahnung mit den Fingern am Halse ergriffen und so lange gewürgt habe, bis der Verführer, blitzblau im Gesichte, auf die Kniee gesunken sei und gefleht habe, ihn loszulassen; er wolle das Mädchen auf der Stelle heiraten und im Lande bleiben, um sie und das Kind redlich zu ernähren.

Doch mochte er auch unter seinen Pfarrkindern mit eiserner Strenge Ordnung halten, er selbst genierte sich nicht im mindesten, seinen Schwächen die Zügel schießen zu lassen.

Dafür lag er auch am nächsten Sonntag vor versammelter Gemeinde auf den Knieen und schrie thränenüberströmt und mit gerungenen Händen zu Gott um Vergebung für seine und seiner Brüder Sünden empor. — Wenn sich von Zeit zu Zeit ein moderner Hauptstädter, der sich in seinen Kirchen von liberal angehauchten Predigern mit Litteratur aus Goethe und Lessing unterhalten ließ, in die Wengernsche Kirche verirrte, so nannte er dies Treiben pfäffisches Komödiantentum und fühlte sich dadurch an Abraham a Santa Clara erinnert, aber so gebildet war unter den Eingeborenen niemand.

Dem Konsistorium war der Alte schon lange ein Dorn im Auge. Zu verschiedenen Malen hatte man Anläufe gemacht, ihn auf disziplinarischem Wege zu entfernen, da aber amtlich festgestellt worden war, daß das moralische Niveau des Wengernschen Kirchspiels höher stand als irgendwo in der Provinz, so ließ man ihn gewähren.

Die Herde selber liebte ihren Hirten, weil sie in ihm ihre eigenen Schwächen und Roheiten, ihr derbes und doch schlaues Denken wiederfand.

Heute morgen nun wollte dem Pfarrer Brenckenberg das liebe Gotteswort durchaus nicht in den Schädel gehen. Er hatte ein sanftes Erntethema aus dem zweiten Korintherbriefe gewählt nach dem Verse, der da lautet: Der viel sammelte, hatte nicht Ueberfluß, und der wenig sammelte, hatte nicht Mangel. Er hatte daran einige milde Tröstungen über die Folgen des feuchten Sommers, die schorfigen Kartoffeln und die rostige Halmfrucht knüpfen und die dankbare Freude aussprechen wollen, daß Gott schließlich doch noch schönen Erntesonnenschein herniedergesandt habe, aber das „Gesabber“, wie er sich ausdrückte, widerte ihn an. Ihm war so totschlägerig zu Mute. Er mußte etwas zu fluchen haben.

„Soll ich ihnen mal wieder die Hölle frisch austapezieren?" fragte er sich. Doch dies Thema war erst vor vierzehn Tagen daran gewesen. „Ich muß die Brandwunden erst zuheilen lassen, dann kann's wieder von neuem losgehen." Auch das jüngste Gericht, Sodom und Gomorrha mit Hinweis auf Berlin und die Sozialdemokraten, der bethlehemitische Kindermord oder die Halsbräune — alles erwies sich als verbraucht.

Er sann und sann, aber je mehr er sann, desto stärker wurde sein Kopfweh, desto empfindlicher erwies sich das wohlgeölte Hauptthaar.

„Nächstes Mal soll mir der Bengel kommen," sagte er und schob ingrimmig die Tasse mit dem kaltgewordenen Milchkaffee zurück.

Da öffnete sich die Thür, und Kurt, der sich einen steifen Halskragen doch noch erobert hatte, betrat zufrieden lächelnd das Familienzimmer.

„Nun, ausgeschlafen, Papa?" fragte er nachlässig.

Der Alte drohte ihm mit der flachen Hand.

„Am Sonnabend wird nie mehr gekneipt, du Bengel!" schrie er ihn an. „Wo soll ich am Sonntag die Predigt hernehmen, wenn mir der Kopf brummt?"

Kurt, welcher merkte, daß mit dem Vater heute nicht zu spaßen war, schenkte sich aus der großen braunen Familienkanne schweigend den Kaffee ein.

Der Alte schlug zornig den Folianten zu.

In diesem Augenblicke glitt an dem weinumsponnenen Fenster eine dunkle Frauengestalt vorüber, hinter der ein schwarzes Florwölkchen dreinflatterte.

Im Hausflur ließ der matte, verschleierte Alt der Gräfin Prachwitz sich hören. — Der Alte lauschte.

„Mach, daß du rauskommst!" herrschte er den Kandidaten an. Kerzengerade, die buschigen Brauen tief herabgezogen, stand er da und schaute mit dem düstern Bulldoggenblick, der ihm eigen war, erwartungsvoll der Eintretenden entgegen.

Kaffeetasse und Buttersemmel zwischen den Fingern, schlich Kurt herabgestimmt zur Seitenthür hinaus. Er würde viel darum gegeben haben, hätte er ein paar Brocken der Unterredung erhaschen können, denn seit er mit der kleinen Elly scharmuzierte, war den Halewitzern gegenüber sein Gewissen nicht rein.

Die Unterredung zwischen dem Pfarrer Brenckenberg und der Gräfin Johanna dauerte wohl eine volle Stunde.

Schon rauschte vom Gotteshause die Orgel herüber, schon war der Strom der Beter fast versiegt, und noch immer saßen sie beide hinter verschlossener Thür in leisem, eifrigem Gespräche bei einander. Zweimal schon hatte die Pfarrerin mahnend angepocht, und zweimal war sie abgewiesen worden.

Endlich — die Uhr schlug halb zehn — traten sie beide in den Hausflur hinaus, sie verweint und mit zusammengebissenen Lippen, er vor sich hinstarrend, die finstere Rächerfalte zwischen den Brauen.

„Seien Sie ganz ruhig, Frau Gräfin,“ sagte er in der offenen Thür hochaufgerichtet. „Was in meinen schwachen Kräften steht, wird geschehen, um ihn zum Heile zurückzuführen.“

Sie reichte der Pfarrerin die Hand, streichelte liebkosend den Kleinen, die gaffend umherstanden, die wassernassen Lockenköpfchen und glitt hinaus, ohne Kurt Beachtung zu schenken.

„Talar — Bäffchen!“ schrie der Alte mit donnernder Stimme, als die Thür sich hinter ihr geschlossen hatte, und während die Mutter, die auf diesen Augenblick gelauert hatte, herzustürzte, um ihm die Zeichen seiner geistlichen Würde anzulegen, brummte er mit grimmigem Behagen in sich hinein: „Ei, das ist ein Thema! Das ist ein Themachen! Soll sich gratulieren, der alte Junge!“

X.

Um dieselbe Stunde hielt der Halewitzer Staatswagen vor dem Thorwege des Vorwerks Wengern.

Die Gutsherrschaft begab sich in die Kirche, um dem lieben Gott für die glückliche Heimkehr des Herrn ihren feierlichen Dank zu sagen.

Die beiden jungen Mädchen in ihren weißen Mullfähnchen — Großmama hielt auf Einfachheit — gingen eng verschlungen voran und machten ehrbare Gesichter. Leo mit der Mutter am Arme folgte. Breit und behäbig, im Vollgefühle seines Patriarchentums schritt er dahin ... Seine weiße Weste leuchtete wie frischgefallener Schnee, und die Berloques darauf, die festlich auf die schlanke Fülle seines Leibes niederhingen, gaben bei jedem Tritte ein leises, liebliches Klirren von sich, das sein stilles Behagen noch erhöhte.

Das war ein Sonntagmorgen! Die schon gemähten Felder strahlten gleich goldgewirkten Teppichen, und die Wiesen, deren Gras sich von dem Schnitt der Sense schon zu erholen begann, funkelten tausendfältig im Morgentau. Noch rötlich überhaucht vom Frühlicht lag im Lindenschatten das feiertägliche Dorf. Ueberall spielten krause Sonnenflecke auf der glattgefahrenen Straße, und aus den verfallenen Schornsteinen wirbelte der lustige Rauch empor, sonndurchleuchtete Streifen über die blaue Himmelsdecke ziehend — anzuschauen wie Opferdampf aus Dankaltären.

In den Gärten der Instleute blühten schon Kressen und Sonnenblumen; — eine holde Herbstahnung, eine Ahnung von Ernten und Genießen lag über dem Bilde.

Die Leute, die vor den Hütten standen, rissen die Mützen vom Kopfe, und die Kinder, von Ehrfurcht überwältigt, verkrochen sich hinter den Bohnenspalieren.

„Vorwärts in die Kirche!“ rief er den Männern zu. „Wer fromm ist, kann nachmittags zu Freibier kommen.“

Er wollte, daß jedermann mit ihm zusammen glückselig und dem lieben Gott dankbar sei.

Leise drückte er der Mutter Arm.

Sie, die in ihrem schwarzen Atlaskleide und dem silberdurchwirkten Spitzentuch darüber — stolz und stumm vor Wonne — neben ihm herging, schaute zu ihm empor und fragte zärtlich:

„Was willst, mein Jung'?“

Er neigte sich zu ihr nieder und küßte sie durch den Schleier auf beide Wangen.

Sie schwieg und verschluckte ein paar Thränen.

Fast in demselben Augenblick hatten auch die Backfische das Bedürfnis empfunden, einander einen Kuß zu geben, und sich sodann scheu umgeblickt, als gäb's eine Sünde zu verheimlichen.

„Guck mal,“ raunte Leo der Mutter zu, „wie die Alten sungen!“

„Es ist eben zu viel Liebe in der Welt, die nicht weiß, wo sie mit sich hin soll,“ sagte sie.

„Mutting,“ lachte er, „dieser Gedanke hat Hosen an!“

„Warum, mein Jung'?“ fragte sie.

„Weil er beinahe zu gescheit für eine Frauensperson ist.“

Die Mutter fand diese Bemerkung abscheulich, und auf Hertha übergehend, gab sie ihrer Befürchtung Ausdruck, daß er sie nicht richtig behandle und daß sie im Begriff stände, scheu zu werden, vielleicht gar sich gegen ihn zu verbittern.

Er wollte etwas erwidern, aber in diesem Augenblicke

betraten sie den geheiligten Bezirk, welcher die kleine, anspruchslose Dorfkirche umgab, und wo unter dem Schatten uralter Linden die Sellenthins seit Jahrhunderten ihre Ruhestätten fanden. Eine Reihe epheuumschlungener Rasenhügel, jeder von einem schmucklosen Eisengitter eingefriedigt, zog sich längs der weißgetünchten Kirchenmauer hin, von dieser nur durch einen schmalen, kiesbestreuten Pfad getrennt.

Die Lindenkronen rauschten leise, und durch die hohen Bogenfenster drang in gedämpftem Brausen unbestimmt und dunkeltönig der Orgelklang an Leos Ohr.

Unwillkürlich blieb er stehen und faltete die Hände.

Die Mutter, die ihn wohl verstand, zog leise ihren Arm aus dem seinen und trat zurück. Die Mädchen waren vorangeeilt und auf der Giebelseite längst verschwunden.

Er fühlte, wie es aus seinem Herzen flutengleich emporschwoll.

Seit seinem vierten Jahre war er diesen Pfad gewandelt, und alles, was von Schmutz und Wegstaub je seinem Wesen angehaftet hatte, der Uebermut und die Schulnot des Knaben, der Trotz und der Sinnendrang des Jünglings, die Herrschsucht und die Wirtschaftssorge des Mannes, selbst jenes wilde, süße, unheimliche Etwas, das nunmehr ausgewischt sein sollte für immerdar, war dort vor dem kleinen, weißgestrichenen Bretterzaune abgeschüttelt worden, an dem die Gefährte wartend standen und an dessen Pforte — heute wie immer — zur rechten Seite die Brotfrau mit ihrem Semmelkorbe, zur Linken der Kirchenvater mit seinem Stelzfuß und der Veteranenmütze auf den Prellsteinen kauerten. — Stets war von den Gräbern der Ahnen her ein reiner, friedevoller Schauer ihm entgegengeweht, so daß er als ein Reiner, ein Entsühnter das Gotteshaus hatte betreten dürfen.

Und doch war das Gefühl andächtiger Weihe, das jetzt in ihm erwachte, mit nichts vergleichbar, was je sein leichtsinniges Herz mahnend und segnend durchbebt hatte ... Staunend fragte er sich, wie er den dumpfen Druck, der all

diese Jahre auf ihm gelastet, so unbekümmert hatte ertragen können, ohne an sich und der Welt irre zu werden ... Jetzt erst, da er von ihm gesunken war, erkannte er, wie schwer er daran hatte schleppen müssen, und ein Gefühl unendlicher Seligkeit erfaßte ihn, daß er sich fortan als ein Befreiter würde fühlen dürfen.

Er ergriff die Hand der Mutter, die sich derweilen mit dem Unkraut zu schaffen gemacht hatte, welches aus den Ritzen der Gitterfundamente in die Höhe sproßte, und trat mit ihr gemeinsam vor das letzte Grab der Reihe — das des Vaters.

Leo Eberhard von Sellenthin.
Wehe dem, der da geizt zum Unglück seines Hauses.

So stand — nach dem Wunsche des Verewigten — auf dem schräg geschnittenen Marmorblock geschrieben.

Er war ein gewaltiger Mann gewesen, unwiderstehlich in Liebenswürdigkeit und fürchterlich im Zorn. Er hatte sich ein Heer von Liebsten gehalten und zur Ehre seines Hauses zwei herrliche Güter, Ellernthal und Rottwitz, von den Gästen aufessen lassen ... Der alte Kletzingk, Ulrichs Vater, und Graf Prachwitz, Johannas späterer Gatte, waren seine Kumpane gewesen. Im Volksmunde erzählte man sich sogar das Märchen, er hätte in einer Stunde des Rausches seine älteste, jungerblühte Tochter an den waghalsigen Reiter und Wettrennenvagabund verspielt. —

Nun lag er schon im siebenten Jahre unter der Erde, und sein vernachlässigtes Weib, für das nur von Zeit zu Zeit ein Brocken nicht zu verwendender Liebe abgefallen war, seufzte noch heute, wie in seligem Traume, wenn es seiner gedachte.

Mutter und Sohn beteten ein stilles Vaterunser und sahen sich derweilen verstohlen an. Sie wollte wissen, ob er dem Vater den Verkauf der Güter verziehen habe — er, ob sie noch immer in sehnsüchtiger Liebe an dem Verewigten hinge.

Und dann lächelten sie beide.

„Hab schönen Dank,“ sagte sie, leise seinen Arm streichelnd, „ich würde ihn noch lieb gehabt haben, und wenn er uns nackt am Wege zurückgelassen hätte.“

„Aber warum dankst du mir denn?“ fragte er.

„Weil ich in deinem Gesicht lese, daß du ihm nichts mehr nachträgst.“

„Würde sich recht für mich passen!“ erwiderte er, „da ich gerad so anfing, wie er aufgehört hatte ... Aber schad't nichts, Mutting, jetzt geht's bergauf ... Einen schönen Wahlspruch hab' ich, mit dem mach' ich alles, — der hilft mir über Dod und Deiwel hinweg. — Wie er heißt, behalt' ich lieber für mich ... Denn wenn du wüßtest, was alles drum und dran hängt, du würdest schön Ach und Wehe schreien ... Laß uns in fünf oder zehn Jahren mal über diese Sache reden; dann werd' ich dir auch sagen können, ob er Stich gehalten hat.“

Sie schritten nach der Sakristei, in welcher die beiden Mädchen auf sie warteten. — Die Gutsherrschaft hatte das Recht, von hier aus den Kirchenraum zu betreten, wo die ersten zwei Bänke, die mit Polstern belegt und von den hinteren Reihen durch eine hohe, eichengeschnitzte Lehne getrennt waren, zu ihrer alleinigen Verfügung standen. Der Pfarrer mußte die Kanzel schon bestiegen haben, denn die Sakristei war leer. Leo hatte ihn vor dem Gottesdienst zu begrüßen gedacht und ärgerte sich ein wenig, den vorherigen Besuch in seinem Hause versäumt zu haben.

„Ist Johanna da?“ fragte er nach Elly hin, die durch die Ritze der Sakristeithür in die Kirche hineinschielte.

Sie, die im Anblick des Kandidaten versunken gewesen, welcher auf dem Platze der Pfarrfamilie schon saß, schrak zusammen, wie auf Diebeswegen ertappt.

„Was hast du?“ fragte Leo.

Da schlang Hertha schützend den Arm um ihre Taille und maß ihn mit einem langen, feindseligen Blicke.

„Allons!“ sagte er lächelnd und zog dann rasch die

Stirn in würdige Falten, denn er wußte, daß beim Betreten des Kirchenraumes die Blicke all seiner Unterthanen auf ihm hafteten.

Das erste, was er gewahrte, war Johannas dunkles Auge, das eigentümlich flammend ihm entgegen sah und nicht von ihm weichen wollte.

Gleichmütig nickte er ihr zu, ließ aber die beiden Mädchen samt der Mutter vorangehn, um möglichst viel Zwischenraum zwischen sich und die Schwester zu legen. Er mochte sich durch ihre düsteren, rätselhaften Mienen die Behaglichkeit seines Zwiegesprächs mit Gott nicht stören lassen.

Der Pfarrer hatte sich in der Kanzelhöhlung auf die Kniee geworfen und den Kopf gegen die Kante des Betpults gestützt. Das Gesicht blieb in den Armen verborgen, und nur die wohlgeölte Wölbung des Schädels leuchtete zu der Gemeinde hernieder.

Leo warf einen prüfenden Blick zu ihm empor und murmelte mit verschmitztem Lächeln:

„Hat Katzenjammer!"

Der Haarpinsel, der just von dem Scheitel des würdigen Mannes lotrecht emporstieg und gleich einem Rohr im Winde hin- und herschwankte, war schon für Leos Vater ein untrügliches Zeichen gewesen, um den sabbatlichen Schlaftrunk des wackern Seelsorgers abzumessen. Von ihm war diese Wissenschaft schon frühzeitig auf den Sohn übergegangen, der seinen alten Lehrer, wenn derselbe guter Laune war, manches liebe Mal damit geneckt hatte. —

„Wollen sehn, wie er sich aus der Affaire ziehn wird!" dachte er, denn auf alle Fälle mußte der Alte, die Wiederkunft des hochmögenden Patrons zu feiern, sich beflissen fühlen, einen Hymnus zum Himmel zu schicken. — Er lehnte sich vergnüglich gegen die Rückwand des Sitzes, drehte die Daumen umeinander und fühlte sich bereit, das liebe Gotteswort, das extra geschaffen schien, um ihn zu verherrlichen, in Gnaden über sich ergehn zu lassen.

An den Stufen des Altars, auf dem Brettergetäfel des Chors, auf den Fliesen des Fußbodens, allüberall spielten und tändelten in roten, gelben und grünen Flämmchen die Sonnenstrahlen ... Sie glitten verklärend über die fahlen Gesichter der Greise und ließen die Farben der Jugend noch heller leuchten ... Sie kletterten an den blechernen Orgelpfeifen hinan und setzten sich lachend auf die löschpapierenen Lieder ... Die Lindenzweige vor den bunten Fenstern neigten sich leise, als wollten auch sie den heimgekehrten Herrn begrüßen ... Wenn die Blätter an dem Glase der Scheiben vorüberstrichen, ward ein Flüstern und Tuscheln laut, wie wenn Kinder vor dem Einschlafen miteinander kosen.

Eine trauliche, träumerische Heimatsstimmung lag über dem stillen Gotteshause ...

Der Pfarrer Brenckenberg erhob sein Haupt.

Aus dem verschwollenen Angesicht schauten die Augen düster, bulldoggenhaft auf die Gemeinde herab ... Sie glitten von einem zum andern, als wollten sie einen nach dem andern zum Frühstück verspeisen ... Auf Leo blieben sie haften.

„Was ist denn dir heut in die Krone gefahren?“ dachte der und begrüßte den Wüterich mit einem vertraulichen Zwinkern. Aber kein freundlicherer Blick gab ihm Antwort.

Das Gebet verrann. Auch die Epistel bot nichts Beachtenswertes ... Aber in der Stimme des gewaltigen Mannes lag ein unheilvolles Grollen, das Leo an die schlimmsten Streiche der Knabenzeit erinnerte, jener Zeit, da die große, rote, aufgedunsene Hand dort oben noch den Kantschu über ihm geschwungen hatte.

„Geliebte im Herrn,“ begann der Pfarrer, sämtliche zehn Fingerspitzen gegeneinander stoßend, „ich hatte diese Nacht einen seltsamen, erschreckenden Traum ...“

„Ja, ja, Alterchen,“ dachte Leo, „warum trinkst du abends auch so viel Bier.“

„Mir träumte, ich wäre Nathan, jener Prophet des alten Bundes, der zu Zeiten des gottseligen Königs David auf

Erden wandelte und dem es vergönnt war, die größte Herrlichkeit des Volkes Israel zu schauen ... Also dieser Prophet war ich ..."

Er machte eine Pause und schneuzte sich ... Als er sich wieder aufrichtete, rollten seine Augen so drohend in ihren geröteten Höhlen, daß Elly, die neben Leo saß, sich unwillkürlich enger an ihn drückte.

„Da erschien mir der Herr ... der Herr Zebaoth, dessen Namen wir alle nur mit Schaudern nennen ... Er war's und kein andrer ... Sein Bart war aus Flammen gemacht — seine Augen waren Sonnen — ein langer Feuermantel hing ihm über die Schultern und bedeckte fast den ganzen Horizont ... Ich fiel auf die Kniee und zitterte ... Hat mich einer von euch schon zittern gesehn? ... Noch keiner ... Aber, Geliebte, beim Anblick des Herrn zitterte ich, — denn das ist keine Kleinigkeit ... So ein Wengernscher Erzsünder, der tagsüber hinter den Heuschobern faulenzt und nachtsüber in den Schenken ‚Schafskopf' spielt, würde einfach — huit! — in alle vier Winde auseinander geblasen werden, wenn Gott solche Lumpenhunde überhaupt seiner Erscheinung würdigte."

„Das fängt gut an," dachte Leo, der diese kleinen Scherze kannte, und schmunzelte vergnügt, — aber der Blick, den der Alte, neu einsetzend, auf ihn niederwarf, schien ihm nichts Gutes zu bedeuten.

„Und der Herr sprach zu mir — seine Stimme war wie das Brausen des Meeres, wenn der Sturm fürchterlich darüberfährt ... Er sprach: ‚Nathan, hebe dich auf und gehe zu David, deinem Könige und meinem Diener ... Er hat Uebles gethan vor mir, und seine That stinkt zum Himmel' ... ‚Was hat er denn gethan, lieber Gott?' fragte ich ... ‚Was er gethan hat? Schäme dich, du saumseliger Priester, daß du darüber hinweggesehn ... Des Uria Weib hat er verführt, und den Uria, den Hethiter, hat er töten lassen durch Joab, seinen Feldhauptmann, vor den Thoren

von Thebae, damit sie bei ihm wohnete und er sie hielte als sein Eheweib ...' ‚Freilich, lieber Gott,' sagte ich, ‚das ist eine schlimme Geschichte, aber du weißt ja, wie's auf Erden zugeht ... Den Großen hienieden ist alles erlaubt, Rauben, Morden, Verführen, Falschzeugnisablegen und andre Todsünden mehr, während den Kleinen und Niedrigen, den Bauern und besonders den Bauernsöhnen nicht das mindeste gestattet wird' ... nicht einmal in der Kirche mit dem Tabaksbeutel zu spielen ... was sich die bewußten Leute auf den hintersten Bänken wohl merken könnten."

Eine tiefe Stille entstand, nur im Hintergrunde ließ ein leises Geräusch sich hören, wie wenn man eiligst etwas zusammenknittert.

Leo schmunzelte diesmal nicht. Er hatte die gefalteten Hände von seiner weißen Weste sinken lassen und schaute ein wenig beunruhigt darein.

Der Alte fuhr fort: „‚Und im übrigen, lieber Gott,' sagte ich zu dem Herrn, ‚wie leicht könnte ich um mein schönes Prophetenamt kommen und müßte betteln gehn auf den Straßen, denn die Könige dieser Erde haben nicht gern, daß man ihnen die Wahrheit unter die Nase reibt' ... Aber der Herr sprach: ‚Fürcht dich nicht; was du thust, thust du in meinem Namen' ... Damit war er verschwunden ... Ich aber gürtete meine Lenden und machte mich auf, an den Königshof zu wandern ... Dort denke ich nun den König David voll heißer Thränen in Sack und Asche liegen zu finden, wie er es in den schönen Bußpsalmen beschrieben hat, die ihr natürlich alle kennen müßtet, wenn ihr es nicht vorziehen würdet, am heiligen Sonntagnachmittag Kegel zu schieben, anstatt hübsch in der Bibel zu lesen ... Aber was meint ihr wohl, was mein Auge schauen mußte? Herrlich und in Freuden sitzt er da, vor sich eine Flasche süßen Weines, seine geliebte Bathseba vor sich — denn so hieß die Weibsperson —, hat sich einen Schmerbauch wachsen lassen und hebt sein Glas auf, um mir eins zuzutrinken ... Dabei

ruft er mir entgegen: ‚Na, feistes Pfäfflein, sieht man dich auch einmal?‘ ... Denn, wie alle Großen der Erde, liebte er es, der Diener des Herrn zu spotten, die sie doch nicht entbehren können, wenn all ihr Volk ihnen gehorchen soll, selbst das greuliche Gesindel, das heute schon wieder in der Kirche einschläft ... Ich aber war furchtlos, denn der Geist des Herrn sprach aus mir. Und ich zerriß mein Kleid und rief: ‚Wehe, wehe, König, was hast du gethan?‘“

Leo täuschte sich nicht. — Während der Alte diese letzten Worte grell in die Kirche hinunterschrie, bohrten sich die kleinen, rollenden Augen zürnend in sein Gesicht.

Was bedeutete das?

Gab es einen Mitwisser mehr auf der Welt? Hatte das Geheimnis den Weg aus seiner Gruft emporgefunden, um dem Alten da oben durch seinen Schädel zu spuken?

„Ich aber warf mich zur Erde und raufte mein Haar,“ so setzte er von neuem ein, indem er mit beiden Fäusten an seinen dünnen, zerfressenen Locken zerrte. „‚Wehe, wehe,‘ so schrie ich, ‚du Schänder deines königlichen Amtes! Du, der du rasest in deinem Reiche, der du wütest gegen die Gebote des Herrn. Ein himmlisch Feuer soll dich verzehren! Dein Gedächtnis soll ausgetilgt sein von dieser Erde, die du zum Schandanger deiner Lüste machst.‘ So schrie ich, und dem Könige rann ein Schauder über den sündigen Leib.“

In demselben Augenblicke fühlte Leo, wie etwas ihm heiß und kalt an seinem Nacken herunterlief.

„Zu dumm!“ dachte er, das schräge Bankgeländer umklammernd. „Soll so ein Gezeter einen Mann wie mich zu Gewissensbissen verleiten?“

„‚Was schimpfst du, dummer Pfaffe?‘ erwiderte mir darauf der König. ‚Meinst du, ich werde Gewissensbisse kriegen?‘“

Leo fuhr zusammen. Bis auf den Wortlaut genau hatte der Alte seinen Gedankengang erraten.

„Und er nahm seine Weinflasche und wollte sie mir geradeswegs an den Kopf werfen. Aber der Glanz des Herrn

fiel auf mich elenden Knecht herab, daß ich ihm hehr erschien und fürchterlich. Seine Rechte sank herab, und er stotterte ganz niedergeschlagen: ‚Was soll ich thun, daß ich wieder lieb Kind beim lieben Herrgott werde?‘ ... ‚Das könnte dir so passen,‘ sagt' ich darauf, ‚Buße sollst du thun, trauern und wehklagen sollst du in Sack und Asche über die eigne Fehle, denn deine That stinkt zum Himmel, spricht der Herr, dein Gott.‘“

Betroffen sah Leo vor sich nieder ... Der da oben — halb war er Prophet und halb Hanswurst — aber recht hatte er. — Zum Himmel stank die That, das vermochte kein Leichtsinn wegzuleugnen.

„Und der König fing zu zürnen an und rief der Bathseba zu, die ganz erschrocken bei ihm stand: ‚Hebe dich weg von mir, du Verführerin, denn ich hab' dich satt! ... Um deinetwillen bin ich in den Sündenpfuhl hineingeraten, aus welchem keine himmlische Gnade mich mehr erretten wird ... Du kannst dir einen andern Mann heiraten — mir wirst du nie mehr vor die Augen kommen.‘ Und die Bathseba, die sehr schön war von Angesicht und überhaupt ein Staatsweib vom Wirbel bis zur Zehe, hub zu weinen an und verhüllete ihr Angesicht ... Aber da trat ich dazwischen, und so sprach ich allda: ‚Verstoße sie nicht, denn sie ist deiner Sünden Geselle. Du sollst büßen für sie, wie du büßest für dich, und dich nicht sondern von ihr, damit du nimmer vergissest deine Fehle. Nur so kannst du versöhnen Gott den Herrn, der da sei gelobt in Ewigkeit — Amen.‘“

„Wo will das hinaus?“ dachte Leo und sandte einen trotzig-forschenden Blick zur Kanzel empor, dem Auge des Pastors zu begegnen, das unter den eisgrauen Brauen hervor flammensprühend nach ihm herniederspähte.

„Da kam eine große Not über das Herz des Königs. Er sank in die Kniee und schrie: ‚Herr, Herr, höre mich in meiner Angst!‘ ... Aber der Herr erhörete ihn nicht ... Und sein Zorn stand am Himmel geschrieben in flammenden

Blitzen, und mit der Stimme des Donners rief er seinen Zorn hinunter zur Erde, daß die Höhen erbebten und die Flut erschrak zwischen den Ufersteinen. Und der König flehte: ‚Nathan, Nathan, hilf mir schreien zum Herrn Zebaoth, auf daß sein Zorn sich wende von meinem Haupte' ... Da sank ich nieder neben ihm und betete also: ‚Herr, Herr, ich hab' ihn lieb gehabt, als er, ein Knäblein, kauerte zwischen meinen Knieen, und aus meinem Munde dein heilig Wort zum erstenmal zu ihm drang ... Und er war treuen Sinnes — und sein Lachen war Glockenklang — und dein Sonnenschein lag auf seinen Locken, daß er war ein Labsal des Herzens allen, die ihn schauten ... Herr, Herr, Sternenglanz weilte in seinem Auge, und die Unschuld hatte ein Lager in seiner Seele ... Deine Leuchte sollt' er werden vor allem Volk, da du ihn salben ließest zu deinem Kämmerer auf Erden mit Israels heiligem Königsöl.'"

Leo starrte zur Erde nieder. Er vermochte den Flammenblick des alten Lehrers nicht mehr zu ertragen. Die roten Fliesen des Bodens flimmerten vor seinen Augen wie Blutlachen.

Lautlose Stille herrschte in dem menschengefüllten Kirchenraum. Die düstre Gewalt dieser biblischen Rhetorik wirkte auf jedes, auch das einfältigste Gemüt. Beklommene Spannung lag auf den stumpfen, zerarbeiteten Gesichtern der Bauern und Tagelöhner. Es war, als fühlten sie alle, daß auch zu dieser Stunde Gott durch den Mund seines Dieners ein Strafgericht vollzog.

Doch nein — wie sollten sie! War doch selbst in den Seelen derer, die dem Gerichteten am nächsten standen, keine Ahnung aufgedämmert, wem diese Donnerworte galten — Mama schaute in verständnisloser Ruhe zu dem schäumenden Eiferer empor, Hertha maß ihn mit kühn erhobener, finsterer Stirn; Elly sandte von Zeit zu Zeit einen weichen, schüchternen Blick zu dem Platze der Pfarrfamilie hinüber, von wo aus Kurt Brenckenberg so eifrig mit ihr kokettierte, als der geweihte Ort und der famose Alte da oben es erlaubten.

Johanna war auf das Fußbrett niedergesunken und hielt das Antlitz in beiden Händen verborgen. — Regungslos lag sie da, nur bisweilen ging durch die hohe Gestalt ein Zucken, als ob geheimes Schluchzen sie erschütterte. —

Auch der alte Pfarrer oben hatte sich auf die Kniee geworfen. Er reckte in heißem Flehen die gerungenen Hände zum Himmel empor, und sein aufgequollenes Gesicht war ganz von Thränen überströmt. Mit einer Stimme, die in Weinen zu ersticken drohte, fuhr er fort:

„Hast du ihn reiten sehen auf hohem Roß, Herr, Herr, mein Gott, ihn, deinen Diener, herrlich an der Spitze deiner Schar, als er auszog wider die Amalekiter? Der Helm mit goldenen Zieraten blitzte auf seinem Haupte, und das Schwert, das er schwang für deine Größe, war wie ein Blitz in seiner Hand ... Hast du gehört sein Saitenspiel, das gar lieblich klang zu deinem Preis — als er sang und spielte mit Harfen und Psaltern, heimzuholen die Lade des heiligen Bundes und dir zu bauen ein prächtiges Haus von Zedern und Elfenbein? Hast du vergessen, was er Gutes that gegen die Seinen und das Volk, das ihm unterthan war? ... Wie er die Aemter weise bestellete und fröhlich war vor deinem Angesicht, o Herr? ... Um der Liebe willen, die du ihm erwiesest, um der Liebe willen, die er uns erwies, fleh' ich dich an, o Herr, im Staube, und will nicht essen und trinken fürder, und will barhaupt gehen um Mittag und mit nackten Sohlen auf glühendem Gestein, bis du mein Wort erhört und erneuert hast den Bund mit David, deinem Diener, meinem Herrn."

Er hielt inne und wischte die Thränen fort, die ihm in den Mund liefen. Auf den Bänken ward hie und da ein Stöhnen laut, ein altes Weib wimmerte, als steckte es am Speere. — Das Schluchzen ward allgemein. Kurt Brenckenberg wandte sich mit lächelndem Achselzucken nach der Menge um, dann schielte er verständnisinnig zu Elly hinüber. —

Inzwischen war auch der Augenblick gekommen, in welchem Mama nach ihrem Riechfläschchen verlangte. Alsdann pflegte es noch fünf Minuten zu dauern, bis sie entschlafen war. —

Zusammengekauert saß Leo da. — Er fühlte etwas wie einen schweren, kalten Stein sich auf sein Haupt herniedersenken, so daß sein Nacken unwillkürlich unter der Last sich beugte ... Seine Brust war wie zusammengeschnürt ... Er tastete streichelnd über die weiße Weste, die noch immer so tadellos erglänzte, wie in der frühen Morgensonne, doch war es ihm, als säßen große, gelbverwaschene Schmutzflecken darauf. — Ihm war, als müßt' er sich wehren. Einen Menschen brauchte er, zu dem er reden konnte. — Er neigte sich zu Elly nieder und sagte leise mit beklommenem Lächeln:

„Der Alte macht's einem warm mit seinem Gezeter." —

Aus großen, leeren Augen sah Elly ihn an, wurde sehr rot und guckte wieder ins Gesangbuch.

Der Pfarrer hub sein Gebet von neuem an. Immer brünstiger wurde sein Flehen, immer thränenreicher die Qual, in der er rang. — Und derweilen wichen seine Blicke nicht für einen Augenblick von Leos Angesicht ...

Wäre es nicht so natürlich gewesen, daß der abhängige Pfarrer seine Rede zunächst an den allmächtigen Kirchenpatron und Gutsherrn richtete, es hätte unmöglich zweifelhaft bleiben können, daß die Straf- und Bußpredigt ausdrücklich auf ihn gemünzt war. So aber blieb er äußerlich wenigstens vor dem schmählichen Verdachte bewahrt, der ihm im Herzen längst zur Gewißheit geworden.

Wie brandende Stoßwellen, dumpf und regelmäßig, in jedem Augenblicke sich erneuernd, kamen die Worte des Bauernpredigers gegen ihn herangerollt und erfüllten allgemach sein Hirn mit dem Drucke dumpfer Betäubung. Noch stemmte er sich dagegen mit aller Kraft und versuchte durch brutalen Spott der aufschießenden Qualgedanken Meister zu werden. — Aber vergebens ... Zu mächtig prallten die

Bilder aus verschollenen Jugendzeiten, die der einstige Lehrer geschickt in seine biblischen Phantastereien verwob, an seine schlaffgewordene Seele.

Und dann plötzlich fuhr er in die Höhe wie von einem Peitschenhieb getroffen: Von dort oben war der Name „Jonathan" drohend und schmeichelnd zugleich zu ihm herabgedrungen ...

Er wußte wohl, warum der Alte den wuchtigen Körper weit über die Brüstung der Kanzel beugte, als gelüstete es ihn, dem reuelosen Sünder an den Hals zu springen; — — er wußte wohl, warum seine fleischigen Finger sich ihm entgegenspreizten, warum der breite, feiste Hals sich in dämonischer Energie ducknackig zusammenkrampfte ...

Der Eiferer hatte den höchsten seiner Trümpfe ausgespielt und wollte dessen Wirkung, wenn möglich, mit den Fäusten verstärken.

Aber dessen bedurfte es nicht!

Jonathan! Der bloße Name hatte genügt, um das Bild des Freundes klagend und anklagend vor Leos Sinne zu zaubern. Mit seinen brennenden Augen starrte er ihm ins Gesicht, er, der Verratene; und zwischen den Donner aus Brenckenbergs Kehle drängte sich seine leise, gequetschte Stimme und fragte unaufhörlich:

„Warum hast du mir das gethan?"

Da ertönte ein Schrei aus weiblichem Munde, ein Keuchen der Angst in erstickender Kehle:

Johanna war in Ohnmacht gesunken.

Ein schwarzer, schleierumwallter Gliederhaufe, lag sie im Schatten der Kirchenbank auf den roten Fliesen.

XI.

Düster und schweigsam war die Heimfahrt. Düster und schweigsam das Mittagsmahl, das darauf folgte. —

Leo rang mit schweren Entschlüssen. Daß zwischen Johanna und der Bußpredigt des alten Pfarrers ein innerer Zusammenhang bestand, ließ sich unschwer erraten. Heute noch mußte er über das Geschehene ins klare kommen, das war er sich und seinem Hause schuldig.

Da die Schwester wie gewöhnlich am Tische nicht erschienen war, schickte er beim Obste Hertha zu ihr hinauf mit der Frage, ob er sie sprechen könnte.

„Was willst du heute von ihr?“ fragte leise die Mutter und streichelte unter dem Tischtuch bittend seine Hand.

Hertha brachte den Bescheid, er möchte sich eine Stunde gedulden, Mama fühle sich noch nicht kräftig genug, ihn zu empfangen.

Ohne das „Gesegnete Mahlzeit“-Sagen abzuwarten, erhob er sich und schritt in den Garten hinaus, der in dem grellen Schein des Mittags glutatmend dalag. Die Rosen hingen lechzend an ihren Stämmen ... An der warmen Oberfläche des Teiches sonnten sich die trägen, moosbewachsenen Karpfen ... Ein heißer Hauch strömte von der verfallenden Pyramide, deren brüchige Goldlettern, glitzernd wie alte Glasscherben, den Ruhm des Sellenthinschen Vorfahren verkündeten.

„Der hat sich aus mancher schwierigeren Situation herausgehauen,“ dachte Leo und beschloß, sich durch kein Pfaffengezeter mehr ins Bockshorn jagen zu lassen.

Der dumpfe Druck in seinem Kopfe löste sich; aufs neue erwachte sein derber, trotziger Humor. —

Er sah nach der Uhr. Eine halbe Stunde — noch gerade Zeit, eine Zigarre zu rauchen. Inmitten der sengendsten Glut warf er sich auf eine Bank, ließ gemächlich die blauen Wölkchen über sich zerflattern und freute sich an dem warmen Schauder, der ihm durch den Körper rieselte.

Aber Johannas thränenüberströmtes Bildnis wollte nicht von ihm weichen.

Er hatte sie stets mit einer Art stolzen Respektes betrachtet und es als ein hohes Glück empfunden, wenn sie ihre ruhige, unnahbare Weise zu seinen Gunsten abgethan hatte und er der Vertraute ihrer stillen, grüblerischen Gedanken geworden war. — Und wiewohl er das überschwengliche Gereimsel, mit welchem Ulrich als Gymnasiast die ernste Gespielin anzuschwärmen pflegte, nach Kräften verspottet hatte, so war sie doch auch ihm immer als das hehrste aller weiblichen Wesen erschienen. Und als am Tage nach der Einsegnung im Freundschaftstempel der Bund fürs Leben zwischen ihm und Ulrich geschlossen werden sollte, da hatten sie Johanna geheimnisvoll zur Insel hinübergeführt, damit sie als eine Art von Priesterin weihe, was ihnen beiden das Heiligste auf Erden war.

Zwischen Wachen und Träumen ließ er die Bilder jenes innigen Geschwisterlebens an sich vorüberziehn, bis vom Schloßturme her drei rasselnde Schläge ihn in die Höhe jagten.

Johannas Wohnung lag im ersten Stock neben den öden Gesellschaftssälen.

Auf sein Pochen antwortete niemand. Er trat ein.

Vor ihm lag im Halbdunkel der geschlossenen Läden ein großes, kahles Zimmer, dem Anscheine nach mit winzigen Tischen und Bänken regellos besetzt. An den Wänden hingen — landkartengroß — Bilder aus der biblischen Geschichte und schwarze Buchstabenreihen. Ein Dunst von Armut und

Schmutz, jener abscheuliche „Armeleutsgeruch", gegen den aristokratische Nasen so empfindlich sind, war auch am Sonntag in diesem Raume sitzen geblieben und wehte ihm verflauend entgegen.

Das also war die berühmte „Strickschule", die Schloß Halewitz Tag für Tag in eine Kleinkinderbewahranstalt verwandelte!

Das Zimmer war leer. — Durch den Spalt der Portiere sah er im anstoßenden Gemach die schwarze Gestalt der Schwester im Lehnstuhle mit geschlossenen Augen halbliegend ausgestreckt.

Bläulich schillernde Lichtbänder zogen sich durch die Dämmerung schräge zum Fußboden hernieder. Einer dieser Streifen glitt über ihr fahles Gesicht und ließ das rötliche Blond ihres Haares, das sie sonst unter schwarzem Schleier zu verstecken pflegte, hell aufglühen.

Er blieb stehn und betrachtete sie — studierte die Schatten auf den hageren Wangen, das Runzelgeflechte rings um die Mundwinkel, die schlaff geworden waren, und jene harte, sehnige Linie, die vom Kinn zum Halse herniederging, die Herbstverkündigerin, die sich durch keine Kunst zum Schweigen bringen läßt.

Er fröstelte.

Was mußte das Leben ihr alles zu schmecken gegeben haben, seit sie als die junge Gattin des glänzenden Kavaliers in die Welt gezogen war, daß sie jetzt, mit kaum dreißig Jahren, zerrüttet und verblüht sich als Betschwester in diesem Grabe lebendig vergrub, ohne sonstige Gemeinschaft als dieses elende Gewürm von skrofulösen Häuslerskindern?

Er trat unter die Portiere. Ein seltsamer Duft, gemischt aus Heliotropen und wohlriechendem Harze, schlug ihm entgegen.

Jetzt erst hatte sie seinen Schritt vernommen und schlug das müde Auge auf, das im Momente des Erkennens jenen

starren, hellseherischen Glanz annahm, durch den ihm ihr Blick so fatal geworden war.

Etwas von dem Respekt der Kinderjahre kam aufs neue über ihn. — Seine Energie brauchte erst einen kleinen Ruck, ehe er es über sich gewann, in trotziger Freiheit vor sie hinzutreten.

„Ich habe mit dir zu reden,“ sagte er, die Brauen runzelnd, nahm sich einen Stuhl und setzte sich ihr halb gegenüber, so daß die Ecke des Tisches zwischen ihnen blieb.

Sie richtete sich langsam auf und schob das Lederkissen, auf dem ihr Kopf geruht hatte, als Stütze hinter ihren Rücken.

„Ich habe dich seit der Stunde erwartet, lieber Leo,“ sagte sie, „in der wir uns wiedergesehn haben. — Denn die ganze Zeit über hast du dir doch sagen müssen, daß es zwischen uns nicht mehr so ist, wie es früher war ... Du bist nicht gekommen ... Du hast es über dich gebracht, das Bewußtsein mit dir herumzutragen: Meine Schwester hat sich mir entfremdet, — und hast trotzdem mit deinem breiten Lachen drauf los gelebt ... Das ist das erste, was ich dir zum Vorwurf mache.“

Er fühlte, wie sich in seinem Herzen etwas verhärtete. Wenn sie etwa glaubte, ihn die Uebermacht ihres Geistes fühlen lassen zu dürfen!

Und zum Zeichen, daß er nicht der Mann war, dem man mit so leichter Mühe imponierte, nahm er seinen Stuhl, drehte ihn dreimal um seine Achse und setzte sich dann rittlings darauf nieder, beide Ellbogen gegen die Lehne stemmend.

„Du erlaubst wohl, daß ich es mir bequem mache,“ sagte er. „Deine Suade pflegt ja so bald nicht zu versiegen, wenn du einmal im hohen Ton anfängst.“

Ein hochmütiges Senken ihrer Lider belehrte ihn, daß sie nicht willens war, seine Unarten über sich ergehn zu lassen. „O bitte!“ sagte sie, „warum solltest du dir mir gegenüber Zwang anthun? Du hast ja die andern daran gewöhnt,

daß auf Halewitz von nun an die Formen der Schenke zu Hause sind."

„Auf Halewitz werden die Formen, die ich für passend halte, nicht kritisiert werden, liebe Hannah," erwiderte er, „und wem sie zu derbe scheinen, der darf sich ruhig in unsre hocharistokratische Witwenbude zurückziehn ... Dort wird er durch sie nicht im mindesten belästigt werden."

„Willst du damit sagen, Leo, daß du mich und meine Stieftochter aus dem Hause treibst?"

„Ich will damit sagen, Hannah, daß ich Herr in meinem Hause bin, und daß ich nicht wünsche, mir durch Pfaffen- und Weiberlaunen meinen Humor verderben zu lassen. Denn meinen Humor — den hab' ich nötig ... nötiger als dich."

Sie faltete die Hände. „Was ist aus dir geworden, Leo!" rief sie, ihn anstarrend.

Er lachte ihr ins Gesicht. „Was aus mir geworden ist? Ein grundgesunder, ordentlicher Kerl, der ruhig seine Arbeit schaffen will und der sich von keinem Weibe, ob Schwester oder — sonst wer, ins Schlepptau nehmen läßt."

„Du bist also zufrieden mit dir," fragte sie, „so wie du bist?"

„Wenn man mich ungeschoren läßt — vollkommen."

„Und du fühlst keinen Makel an dir? ... Gar nichts, was du am liebsten aus deinen Erinnerungen wegwischen möchtest?"

„Aha!" rief er. „Jetzt weiß ich, wo wir hinaus wollen! Na, ich bin gerad' in der Laune, mich von dir ins Gebet nehmen zu lassen. Also leg los."

Sie sandte einen verschleierten Blick zum Himmel empor.

„Aber verdreh nicht die Augen über mich," setzte er hinzu, „der liebe Gott und ich — wir stehn ganz gut miteinander."

Seine höhnende Art schien sie tief zu verwunden. Sie schlug die Hände vors Gesicht und drückte sich bebend gegen die Lehne des Sessels. —

Die Mahnung der Mutter kam ihm in den Sinn. Er sah ein, daß er ihrem erregten Zustande hätte Rechnung tragen müssen, und ärgerte sich über seine Roheit.

„Hannah," bat er im Tone voller Herzlichkeit, „nimm doch Vernunft an! Laß uns miteinander reden — treu und frei und frisch von der Leber weg, wie wir's von alters her gewohnt sind ... Wenn wir es miteinander ehrlich meinen, werden wir bald im klaren sein. — So ein Groll zwischen uns ist ja der pure Widersinn ... Drum sag, Hannah, was hast du gegen mich?"

Da ließ sie die Hände vom Gesichte sinken. Jeder Blutstropfen war ihr aus Stirn und Wangen gewichen. Und beide Arme gegen ihn erhebend, rief sie mit einer Stimme, aus der die Qual von tausend durchwachten Nächten hervorzubrechen schien:

„Leo, sie war deine Geliebte!"

Nun galt es, alle Kraft zusammenzunehmen.

„Ich verstehe dich nicht, liebes Herz," sagte er, indem er mit Aplomb die Achseln zuckte.

„Willst du leugnen, Leo?" fragte sie.

Er maß sie voll Argwohn. Schließlich — was konnte sie wissen? Ein dumpfer Verdacht, durch das Geträtsch der Kaffeebasen angeregt, war zu ihren Ohren gekommen — der hatte sich in ihrem grüblerischen Kopfe festgesetzt und stand nun als unbezweifelbare Wirklichkeit leibhaftig vor ihr. So war es ... Es konnte nicht anders sein ... Doch beschloß er, sich für alle Fälle vorsichtig weiterzutasten.

„Sieh mal, liebes Kind," sagte er, „nichts liegt mir ferner, als vor dir den Heiligen zu spielen. Ich bin ein Stück Vollblut und so hab' ich mein Leben lang gehaust. — Aber — ich versichere dich — ich habe nicht einmal 'ne Ahnung, auf welche von meinen Dummheiten — verjährt sind sie alle — du da anspielst."

„Es handelt sich nicht um Dummheiten, sondern um Verbrechen," erwiderte sie.

„Ah — nicht möglich?“ fragte er, sich noch immer zum Hohne zwingend. „Das ist ja gerad' so, als hört man die gesegnete Kehle unsres alten Brenckenberg ... Du — und da kommt mir langsam die Idee, daß der sein Lamento von heute auch auf mich gemünzt hat.“

„Das erkennst du erst jetzt?“ rief sie.

„Du weißt, ich bin ein bißchen schwer von Begriffen,“ erwiderte er lachend. Aber der kalte Schweiß stand ihm auf der Stirn.

Sie starrte ihn an; sie suchte sich in seiner Seele zurechtzufinden. „Du willst sie schonen,“ sagte sie dann mit einem Lächeln der müden Verachtung. „Aber das ist unnötig geworden. Ich habe mich lange genug von ihr betrügen lassen ... Denn Unschuldsaugen machen ... die Kunst hat sie fein gelernt, damit hat sie euch alle verdorben, die verlogene Kreatur.“

Sie hatte mit ihren hageren Händen die Lehnenknäufe des Sessels umklammert. Wie zum Sprunge aufgerichtet saß sie da.

Leo hing mit gierigen Augen an ihrem Munde.

„Die versteht zu hassen,“ dachte er, und sein Herz klopfte.

Und dann berichtete sie ihm, ohne daß er sie fragte, wie sie das Geheimnis entdeckt hatte.

Im Frühling vor zwei Jahren, zur Zeit, als Felicitas schon Braut war, hatte sie sie eines Tages in seinem Arbeitszimmer vorgefunden, im Begriffe, den Schreibtisch zu durchkramen, zu dem sonst nur Ulrich die Schlüssel bei sich trug. Und als sie sich ertappt gesehn, war sie vor ihr auf die Kniee gesunken und hatte sie angefleht, sie nicht zu verraten, sie könnte die Angst nicht mehr ertragen, ihren Verlobten vor demselben Schreibtische sitzend zu wissen, in dem sich ihre Briefe befänden; ... Briefe — an wen? Und dabei war's zu Tage gekommen.

„O, die dumme Person,“ brach Leo los, „sie konnte sich doch denken, daß die Briefe längst verbrannt waren.“

Die Schwester schien auf diesen unvorsichtigen Ausruf nur gewartet zu haben. „Also du gestehst," sagte sie, indem sie sich befriedigt in die Höhe richtete.

Er stutzte.

„Ach so — nichts gesteh' ich ... Es ist nichts zu gestehn ... ein paar Schreibereien von der alten Jugendeselei her, die sich ja unter deinen sehenden Augen abgespielt hat ... sonst ist nie eine Zeile von ihrer Hand in meinem Besitz gewesen."

Sie maß ihn mit ihrem müden Lächeln.

„Du bist hartnäckig, lieber Freund," sagte sie, „deine ehemalige Geliebte hielt nicht so hinter dem Berge ... Sie hat mir in jener Stunde die zweifelhafte Ehre erwiesen, mich zu eurer Vertrauten zu machen ... Aber diese Rolle war nicht nach meinem Geschmack ... ich habe sie noch in derselben Minute zur Thür hinausgejagt!"

Leo sah ein, daß sein Geheimnis auf Gnade oder Ungnade der Schwester preisgegeben war. Fernerhin leugnen wäre Wahnsinn gewesen.

„Und anstatt zu helfen oder zu retten," knirschte er, „mußtest du dich zu Gottes höherem Ruhme unsrem alten Hauspfaffen in die Arme werfen ... und ihm schlankweg Ehre und Frieden deines Bruders ausliefern ... was?"

Sie zuckte die Achseln. „Der wußte längst alles," erwiderte sie.

„Von wem?"

„Von Rhaden selbst."

„Der Hund — der Hund! Zwischen ihm und mir war Schweigen ausgemacht. Im Angesicht des Todes hat er sein Wort gebrochen."

„Warst du denn Besseres wert?"

Er fuhr empor. „Hannah," sagte er, mühsam an sich haltend, „ich rate dir, sprich in einem andern Ton; ich könnte sonst vergessen, daß wir ein Fleisch und Blut sind!"

„Gott sei's geklagt," erwiderte sie und faltete die Hände.

In ihm schrie es: Verspotte sie, überschütte sie mit Hohn — aber der sieghafte Uebermut war von ihm gewichen, nur ein heiseres, mißtöniges Lachen rang sich aus seiner Kehle.

Starr und unbarmherzig ruhte ihr Auge auf ihm — enger und enger zog sie ihren fürchterlichen Kreis und umschnürte sein Herz mit eisernen Klammern.

In seiner Not gedachte er des Freundschaftsbundes, in dem Johanna die Priesterin hatte sein wollen.

„Ist er nicht dein Freund, ebenso wie meiner?" rief er. „Warum hast du ihn nicht gewarnt? In deiner Hand lag es, all das Unheil zu verhüten ... warum hast du es nicht gethan?"

Ein Lächeln selbstquälerischer Grausamkeit glitt um ihre Lippen.

„Das geht nur mich an," erwiderte sie, „darauf antworte ich dir nicht."

Eine dumpfe Empfindung dämmerte in ihm auf, daß für die Rätsel ihres Wesens hier der Schlüssel zu suchen sei, aber sie erlosch wieder, ehe er sie zum Worte formen konnte.

„Und unser Bund?" stammelte er, „unser alter Bund?"

„Der war längst gebrochen," erwiderte sie, während die Röte der Erbitterung ihr in die Wangen stieg. „Den bracht ihr schon damals, als ihr mich beiseite schobt, weil jene weiße Katze mit euch spielte ... Keiner von euch beiden hat sich da noch um mich gekümmert. Und als ich mich dann verlobte, da hat mich keiner gefragt: Weshalb thust du das? ... Selbst Er nicht! ... Und was ich gelitten habe als Frau jenes Glücksritters, das hat keinem unruhige Stunden gemacht ... Ob er mich vom Rennplatze zum Spielbade schleppte — und wieder zurück vom Spielbade zum Rennplatz ... Ach, das war ein Leben! ... Aber was red' ich viel von mir! Ich hab' wohl auch nichts Besseres verdient!"

„Was hast du dir denn vorzuwerfen?" fragte er.

Die Lippen aufeinander beißend, brütete sie vor sich nieder.

„Jeder von uns hat viel zu bereuen, Leo!“ sagte sie dann leise. „Ich mein Teil und du dein Teil ... Tags muß ich bereuen und nachts muß ich bereuen, immerzu. — Das ist mein Recht ... Das kann mir keiner rauben. Nur so kann ich mich retten vor meinem verpfuschten Leben.“ —

„Und du hieltst aus bei jenem Menschen?“ fragte er.

„Mußt' ich nicht?“ erwiderte sie. „Hätt' ich ihn verlassen, so wären wir alle durch ihn gebrandmarkt worden. Als er starb — im Hospital, da war ich freilich nicht bei ihm ... ich mußte gerade herumreisen, um die Wechsel einzulösen, die er gefälscht hatte.“

„Johanna!“

Der Zorn gegen den Schurken, der sich in seine Familie gedrängt hatte, stieg ihm so jäh zu Kopfe, daß ihm für einen Augenblick alles ringsum in gelben Nebeln verschwamm.

Thränenlos, mit ihrem müden Lächeln, sah sie zu ihm auf. „Bis jetzt hat noch keine Menschenseele davon erfahren,“ fuhr sie fort. „Du wirst dich also deiner Schwester nie zu schämen brauchen.“

Er streckte beide Hände nach ihr aus.

„Vergib mir, Hannah,“ stammelte er, „hätt' ich geahnt —“

„Laß, laß,“ erwiderte sie, seine Hände zur Seite schiebend, „von mir ist nicht die Rede ... Du sollst nur eben wissen, mit wem du es zu thun hast ... Und für den Fall, daß du dich wieder einmal gedrungen fühlst, mich auszulachen — weil ich in Jesus meinen Heiland preise“ — ein verzücktes Leuchten ihres Auges flog zum Kruzifix hinüber — „will ich dir auch sagen, wie ich ihn gefunden habe: Damals, als ich beschimpft und besudelt war durch die Berührungen jenes Menschen, als ich vor Ekel nicht denken und nicht essen und nicht schlafen konnte, da suchte ich nach einer Stelle, mich in Ruhe auszuweinen. Ich suchte und suchte — wie eine Aussätzige bin ich herumgeschlichen — und fand keine ... da sah ich einmal eine Kirche offen stehn und trat ein ... dorthin ver-

folgte mich niemand, und dort hab' ich Heimat und Gatten gefunden ... der Gatte, der schlug mich nicht und schändete mich nicht, der litt selber wie ich ... und hat mir vom Kreuze herab zugelächelt, wenn ich kam und seine armen, blutenden Füße umklammerte. Willst du es mir verdenken, wenn ich wieder und wieder zu ihm gegangen bin?"

Er warf ihr einen weichen Blick zu. Er fühlte wohl, daß er ihr Frömmeln nicht mehr würde verspotten können.

„Aber, was du hier vor dir siehst," fuhr sie fort, „das war ich damals noch nicht. So ganz hoffnungslos und so ganz fremd in dieser Welt bin ich erst geworden seitdem jene Person, die jetzt auf Uhlenfelde thront, mir alles eingestanden hat. Damals hab' ich gerungen mit mir auf den Knieen ganze Nächte lang ... Und habe zu meinem Gott gefleht: Herr, nimm mich zum Opfer dar, laß mich die Schande sühnen, die er über sich und alle die gebracht hat, die ihn lieben und zu ihm stehn. Thu mit mir nach deinem Zorn, aber nimm den Schimpf von ihm und laß ihn wieder ehrlich werden. — Aber ich wurde nicht erhört ... Seitdem hat mich Gott verlassen, wie er dich verlassen hat."

Sie ließ die Hände sinken, die sie flehend zum Kruzifix erhoben hatte, und lehnte sich erschöpft in den Sessel zurück.

Kein cynisches Lächeln stahl sich mehr über Leos Angesicht. Sein mächtiger Nacken beugte sich, als böte er sich freiwillig den Geißeln dar, die über ihm geschwungen wurden.

Ein Schweigen entstand.

„Hannah!" sagte er leise.

Sie antwortete nicht.

„Hannah," sagte er noch einmal und sah sie aus seinen treuherzigen Augen mit einem Blicke an, der verstohlen um Schonung flehte, „du sprichst ja von mir, als ob ich ein Straßenräuber wäre."

Sie schwieg auch jetzt.

„Hannah!" drang er in sie, „was soll ich nun thun? Ich kann ja die unglückselige Geschichte nicht wieder gut machen."

In ihren halbgeschlossenen Augen leuchtete es auf. „So thut es dir leid, was geschehen ist?“ fragte sie, sich wieder aufrichtend.

„Mein Gott, bin ich denn ein solches Scheusal,“ entgegnete er kleinlaut, „daß ich bei dem Gedanken, einen Mann umgebracht zu haben, der weiter nichts that, als die Ehre seines Hauses verteidigen, daß ich bei so einem Gedanken ein besonderes Vergnügen empfinden sollte?“

„Du bist also zur Reue bereit?“ fragte sie, indem sie sich in einer Art von angstvoller Gier zu ihm herüberneigte.

Durch seinen Körper ging ein Ruck.

„Nichts bereuen!“ schrie es in ihm. — Nun, da er wußte, was man von ihm wollte, hatte er seine Mannheit wiedergefunden.

„Was heißt bereuen?“ sagte er und steckte die Hände in die Taschen. „Soll ich winseln und wehklagen und mir die Stirn blutig schlagen? Soll ich auf den Knieen rutschen und einen Lumpenhund aus mir machen? — Nein, liebe Hannah, meinen Trotz und mein lustiges, dickes Fell muß ich behalten, wenn ich die Dinge zum richtigen Ende führen will ... Und nun einmal rund heraus ... Was hab' ich denn eigentlich zu bereuen? ... Was that ich mehr, als was in der Welt da draußen gäng und gäbe ist? ... Ich bin kein großer Geist. Ich durfte mir schon einmal erlauben, es so zu machen, wie ich's die andern machen sah.“

„An Bequemlichkeit läßt deine Lebensauffassung nichts zu wünschen übrig,“ warf Johanna mit einem bittern Lachen ein.

„Warum soll ich mich in Unbequemlichkeiten stürzen?“ fragte er zurück — dreister, als ihm zu Mute war. — „Und nun weiter! Die weitläufige Verwandtschaft mit ihr — die wirst du mir doch hoffentlich nicht aufwärmen! ... Und was Rhaden betrifft, so hab' ich zu ihm nähere Beziehungen niemals gehabt. Ein Griesgram war er ... weiter nichts ... Von einem Bruch der Freundschaft ist also nicht die Rede.

Auch später, als er von der Affaire Wind bekam und mir im Garten von Fichtkampen eine Falle legte, ging alles mit der äußersten Korrektheit zu ... Er selbst hat verlangt, daß die Sekundanten nicht mit ins Geheimnis gezogen werden sollten. Der Ruf seiner Frau mußte geschont werden ... Ich hatte also bloß Ja zu sagen ... Auf diese Weise ist Ulrich in seine Ehe hineingerannt. Das war meine große Eselei, für die ich jetzt büße ... Na — und dann weiter! ... Andern Tags wurde der Streit am Spieltisch arrangiert, der den Vorwand abgeben mußte ... Ebensowenig wie ich ihm verübeln kann, daß er seine Kugeln nicht in die Luft blasen wollte, ebensowenig soll man mir vorwerfen, daß ich ihn niederschoß ... Denn schließlich — salvieren mußt' ich mir's doch? ... Ich will dir gern zugestehen, daß das alles sehr barbarisch ist, aber mein Beruf ist es nicht, unsre Sitten abzuändern. Das überlasse ich den Demokraten ... Meine Strafe hab' ich nach Fug und Recht verbüßt. Damit und mit der Anstandsfrist, die ich in Amerika zugebracht habe, ist die Sache für mich abgethan. Basta!"

Er reckte die Fäuste, von schwerem Drucke erlöst. Mit dieser bündigen Erklärung sollte die Kette ein für allemal zerbrochen sein, mit der die Schwester seinen Willen hatte knebeln wollen. Aber er vermochte den begierig forschenden Blick nicht von ihr loszureißen. Er hatte sie fürchten gelernt und versah sich nichts Gutes von ihr.

„Du selbst willst also dem Bösen verfallen sein," sagte sie. „Und ich muß dich wohl verloren geben. Aber bist du so verwildert und so roh, daß selbst die Schande, die dein Freund durch dich erlitten hat, dein Gewissen nicht bedrückt?"

„Still davon!" schrie er aufspringend. „Du willst, daß ich dir hierüber keinen Vorwurf mache. Mache du mir auch keinen ... Das Unglück ist geschehen ... Jeder Schritt, den ich unternähme, würde es noch vergrößern. Ich habe den Verkehr mit ihm aufgegeben, bloß um — ihr nicht zu be-

gegnen ... Glaubst du, daß mir das leichtgefallen ist? Glaubst du, daß ich das Bangen nach ihm loswerden kann?"

„Und damit, meinst du, wäre alles abgethan?" fragte sie.

„Muß wohl!"

„Und währenddessen schreien rings um dich die Folgen deiner That zum Himmel, lieber Leo!"

„Wer — was — schreit zum Himmel —?"

„Wenn du es noch nicht weißt, so werd' ich's dir sagen. Deine ehemalige Geliebte häuft schon wieder Skandal auf Skandal ... das Haus deines Freundes ist in schlechten Händen ... Und wer weiß, ob nicht alle Welt schon über ihn spottet?"

„Johanna!" schrie er. Ihm war als würd' ihm das Herz im Leibe zermalmt. „Johanna — du lügst, Johanna."

Mit ruhiger Härte fuhr sie fort: „Ich lebe — weiß Gott! — eingezogen genug, aber selbst über meine Schwelle ist der Klatsch gedrungen. Und wenn du mir nicht traust, so halte doch Umfrage in den Rauchzimmern deiner Freunde... Da wird man dir lustige Geschichten erzählen ... oder geh nach Münsterberg, und sieh, welche Blicke unsre jungen Herren sich zuwerfen, wenn Ulrich in seinem gelben Korbwagen angefahren kommt. Denn dann ist's Zeit, der schönen Felicitas einen Besuch abzustatten ... Und sie empfängt sie alle ... Stell dich doch an die Postschalter und sieh zu, mit wem von unsern jungen Herren sie nicht Briefchen wechselt ... Sie hat ja ein so weites Herz ..."

„Geh — der Haß hat dich wahnsinnig gemacht," sagte er und that, als schritte er zur Thür.

Sie zuckte die Achseln ... „Wenn du wüßtest, wie weit ich über jeden Haß erhaben bin ... Auch will ich nicht einmal sagen, daß sie ihn betrügt ... Ich kenne sie ... Sie ist ja so feige — ach, so feige ... Versprechen wird sie jedem was er will, aber es zu halten hat sie nicht den Mut."

„Und das soll — alles — ohne sein Vorwissen?" stammelte er.

„Wenn es nur so wäre!“ entgegnete sie, „dann würde man wenigstens vorsichtig sein, weil man seine Reitpeitsche zu fürchten hätte! ... Aber sie weiß, daß sie auf die Vornehmheit seiner Natur vertrauen kann und treibt ihr würdeloses Spiel ganz öffentlich — vor seinen sehenden Augen.“

Mit gebeugtem Nacken und keuchender Brust lehnte er an der Wand, abgerissene Worte vor sich hinlallend. Er faßte es nicht: Zum Gespött er — der höchste, der feinfühligste von allen Menschen. In seinem dicken, ehrlichen Schädel fand das Entsetzliche keinen Platz. Und dann flammte die Wut in ihm auf: „Hier unter meinen Fingern müßt' ich sie haben!“ brüllte er. „Kalt machen thät' ich sie — kalt machen thät' ich sie.“

Die Hände in der Luft gekrallt — mit geblähten Nüstern und blutunterlaufenen Augen — raste er durch das Zimmer. Die schöne Felicitas mochte sich Glück wünschen, daß sie in diesem Augenblicke wohl vor ihm geborgen war.

Mit verbissenem Lächeln schaute Johanna hinter ihm her. „Ihr geschähe schon recht!“ sagte sie, „aber was willst du? Du bist ja ganz wehrlos vor ihr.“

„Ich? ... Hältst du mich für einen ... Bin ich ein Lump? Bin ich ein Weiberknecht? Ihr Zauber ist gebrochen — gründlich — — seit Jahren — — heut würd' ich bloß als Richter vor ihr stehn.“

Sie zuckte mitleidig die Achseln. „Als Richter? du? ... Armer Junge! Sie braucht dir ja nur die eine Frage vorzulegen: Was aus mir geworden ist, lieber Leo, wessen Werk mag das wohl sein? ... und mit deinem schönen Richteramt wär's aus.“

Da sank er in einem Sessel zusammen ... Dicke Thränen rannen ihm über die braunen Wangen, in welche die Erregung tiefe Säcke eingegraben hatte ... Regungslos saß er da — gebrochen — vernichtet.

Sie drängte sich an ihn und wischte ihm die Stirn, die von Angstschweiß triefte.

„Armer, armer Junge!“ sagte sie, und dann sich dicht zu seinem Ohre niederneigend: „Ich wüßte wohl, wie hier zu helfen wäre.“

Ein langes Schweigen entstand.

Er stierte vor sich nieder. Seine Kinnbacken arbeiteten. Ein verzweifelter Entschluß suchte sich in seiner Seele durchzukämpfen. Endlich murmelte er:

„Ich find' nichts andres, als daß man ihm die Augen öffnet.“

„Um Gottes willen!“ rief sie. „Meinst du, er würde dir glauben? Was daran wahr ist, würd' er dir sagen, hat sie mir selber längst erzählt!“

Er erinnerte sich der wohlgefälligen Nachsicht, mit welcher der Freund von den bizarren Launen seiner Frau gesprochen hatte ... Es gehörte nicht viel Mühe dazu, um einer so reinen Natur, wie die Ulrichs war, das Schlimmste unter harmlose Beleuchtung zu rücken. Im übrigen, wie sollte er je den Mut finden, dem Freunde den Klatsch der Gegend zu hinterbringen, er, der in vergangenen Zeiten den böseften Stoff dazu geliefert hatte?

Und seine Hände umklammernd, fuhr die Schwester fort: „Nein, Leo, so geht es nicht. Es gibt nur ein einziges Mittel ... Wir beide müssen sie gemeinsam überwachen. Nur so können wir wieder gutmachen — du wie ich —, was wir an ihm verschuldet haben ... Du mußt den ersten Schritt thun ... Denn du bist jetzt der einzige, den sie scheut ... Und der auch Gewalt über sie hat ... Und diese Gewalt mußt du ausnutzen, um sie wieder zum Guten zu zwingen. Nicht wahr — du verstehst mich doch?“

Er verstand sie nur zu gut.

Was sie verlangte, war die Vernichtung all seiner wackeren Entschlüsse. Daß er die einstige Geliebte bald würde versöhnt haben, so daß sie in ein Begegnen willigte, daran freilich war kein Zweifel. Aber die Schuld, die jetzt in Nacht und Schweigen begraben war, mußte so aufs neue ans Tages-

licht gezerrt werden. Mit ihm zugleich sollte das unreine Geheimnis die heilige Schwelle des Freundes überschreiten ... Bedeutsame Blicke sollten über den Tisch gewechselt werden und schuldvolles Geflüster von den lauschenden Wänden widerhallen.

Was hieß das anders, als aufs neue schuldig werden? Wie sollte er es wagen, dem forschenden Blicke des Freundes zu begegnen, wenn zugleich das zärtliche Auge der einst Geliebten auf ihm ruhte? ...

Und dann vor allem — das Kind! Wie sollte er je den Mut finden, dessen harmloses Geplauder über sich ergehn zu lassen? Wie sollte er es je ertragen, wenn das zarte Körperchen sich zum Schaukeln auf seine Kniee schwang und die liebe Kinderstimme ihn mit Kosenamen nannte?

Nein — und tausendmal nein!

Er sprang auf.

Sie warf sich ihm in den Weg. „Du willst nicht?" stöhnte sie in aufflackernder Angst ...

Er sah ein, daß ferneres Reden unnütz war, und wandte sich zum Gehn.

Sie, sinnlos, wie es schien, vor Schmerz, den wohlgepflegten Plan mitten im besten Gelingen an seinem neuerwachten Trotze scheitern zu sehn, packte ihn am Arme und suchte ihn mit Gewalt zurückzuhalten ... Wie ein Rachegeist hing sie an seinem Leibe ...

Und als er auf sie niedersah, erschrak er vor dem irren Geflacker ihres Auges. —

„O du Feigling, du Ehrloser!" stöhnte sie. „Ach — wie ich dich verachte! Wie ich dich verachte!"

Er schüttelte sie von sich ab und schritt schweigend hinaus — ein andrer, als er gekommen — das fühlte er wohl ... Kaum, daß es ihm gelungen war, den höchsten der Entschlüsse aus dem Schiffbruch seiner Persönlichkeit zu retten.

Hinter sich hörte er die Schwester mit einem Aufschrei zusammensinken.

Er wandte sich nicht um.

— — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — —

Am andern Morgen erbat sich die Mutter ein halbes Dutzend Arbeiter, um Johannas Sachen nach dem Witwenhause hinüber zu schaffen. Die Schwester sei entschlossen, nicht eine Nacht länger unter diesem Dache zu verweilen.

Er atmete erleichtert auf ... So brauchte er ihr also nicht mehr zu begegnen. —

XII.

Die Wirtschaftssorgen häuften sich.

Die Ernte zwar bot Aussicht auf guten Mittelertrag, der Raps, der sich am frühesten zu Gelde machen ließ, war sogar glänzend geraten, allein was wollten die paar Groschen sagen, die auf diese Weise in die Kasse kamen? Wer der bisherigen Mißwirtschaft an den Kragen gehn wollte, mußte über viele Tausende gebieten.

Leo arbeitete mit dem Aufgebot all seiner Kräfte. Vom ersten Laut der Morgenglocke bis zum Erlöschen der letzten Stallaterne war er auf den Beinen, und ob auch im Herrenhause ringsum die Fenster dunkel wurden, er saß über den alten Schreibtisch gebeugt und sann und rechnete, bis das Papier vor seinen Augen trüber wurde und die Zahlenreihen sich verwischten.

Aber was half das alles! Kapital fehlte, und Kapital war nicht zu beschaffen. Vorerst hätten die Liebesgaben Ulrichs als Hypotheken eingetragen werden müssen. Das war er als ehrlicher Mann sich und dem Freunde schuldig. Und wer alsdann noch lieh, der verdiente ins Irrenhaus gesperrt zu werden.

So mußte also wohl oder übel im alten Gange weitergetrottet werden, bis die ersten Ersparnisse es erlaubten, Meliorationen in Angriff zu nehmen, oder auch nur das tote Inventar durch Neuanschaffungen wieder in stand zu setzen.

Und wenn er in dieser Zeit beim Schlafengehn die Augen schloß, so träumte er nicht — wie es sonst wohl seine Art gewesen — von einem drallen Mädchenleibe, von Rassepferden oder einer dreisten Tempelei. Vor seinen Augen standen als lichte Ziele sehnsüchtigen Strebens eine massiv gewölbte Decke im Schweinestall, sechs neue Kastenwagen und eine Drillmaschine nach Zimmermannschem Modell, gefolgt von einer unabsehbaren Reihe ähnlicher Gebilde, die verdämmernd und verzerrt bis ins Traumland hinüberreichten.

Der stachlige Humor, der seinem Wesen auch in der Selbstbehandlung eigen war, verließ ihn nie, allein was jüngst geschehen, vermochte er nicht mehr zu verschmerzen.

„Was wär' ich jetzt, wenn ich die Arbeit nicht hätte," sagte er sich oft, des Fürchterlichen gedenkend, das die Schwester ihm offenbart hatte. — Ulrichs Schicksal grub sich in seiner Seele fest und ließ den Drang zu helfen und zu retten nicht mehr zum Schweigen kommen.

Wenn er über die Felder ritt, überraschte er sich nicht selten, wie er, den Zügel in schlaffer Hand, die Pfeife erloschen im Munde, blind und taub gegen alles ringsumher, sich die Stunde ausmalte, welche ihm den Gefährten seiner Jugend zu neuem, unerschütterlichem Glücke wiedergeben würde.

O, wie er das Weib, wie er sich selber haßte, wenn er alsdann sich mit seinem Schimmel einsam auf den weiten, gelben Stoppelfeldern wiederfand — in flimmernder Ferne den blauen, rohrumsäumten Strom, der sich in wenigen Minuten wohl durchkreuzen ließ und der dennoch breiter als das Weltmeer zwischen ihm und dem Freunde lag. —

Wiewohl er sich selber das Versprechen gegeben hatte, ein Zusammentreffen künstlich nicht herbeizuführen, so schmeichelte er sich dennoch ab und zu eine Veranlassung ab, um bei Wengern über den Strom zu setzen und durch einen Ritt auf der Chaussee nach Münsterberg hin dem trägen Zufall unter die Arme zu greifen.

Zweimal hatte er ihn in der Ferne auf seinen Feldern reiten sehn. Er saß noch immer auf dem Braunen, den er selber vor sechs Jahren für ihn zugeritten hatte, und der in dem Augenblicke, in dem der Körper auf seinem Rücken sich zur Seite neigte, feststand wie ein Felsen.

Im Schatten eines Chausseebaumes hatte er Halt gemacht und ihm nachgeschaut, wie er auf dem schaukelnden Paßgänger nach Uhlenfelde hin verschwand.

Einmal glaubte er auch sie gesehn zu haben. Im offenen Landauer war eine hellgekleidete Dame auf dem Dammwege dahergekommen, — das Gespann trug Uhlenfelder Gepräge. Wer konnte es anders gewesen sein, als sie? —

Diesmal hatte er nicht Halt gemacht. Seinem Schimmel die Sporen andrückend, war er davongerast.

Mit Grauen gedachte er des Augenblicks, da er ihr begegnen und nicht mehr würde ausweichen können. Ob er sie schweigend grüßen, ob er abgewandten Blicks an ihr vorübergehen würde, er wußte es nicht. —

Einmal mußten ihrer beider Augen sich kreuzen, das war klar. Mochte es lange währen bis dahin!

Nach Münsterberg, wo am ehesten zu einem Begegnen sich Gelegenheit bot, kam er selten. Er vermied die Stadt, weil er den Nachbarn noch keine Antrittsvisiten gemacht hatte und am dritten Orte schiefe Gesichter zu sehn fürchtete.

Doch drängte die weiterschreitende Ernte, die günstige Konjunktur zum Verkaufe nicht vorübergehn zu lassen.

Es war um die Mitte August, als er dem „Juden" einen Besuch abstattete. —

Der „Jude" — wie die Gutsbesitzer kurz zu sagen pflegten — war ein einflußreicher Kaufmann mit Namen Jacobi, der die Erträgnisse des Münsterberger Kreises dem Weltmarkte übermittelte. Er gab und lieh, so weit eines jeden Kreditfähigkeit reichte, und manches stolze Rittergut gehörte von Rechts wegen in seine Tasche.

Allein seine Macht mißbrauchte er nie, und nicht ein

einziger Fall war bekannt, wo er den Totengräber gespielt hätte. —

„Schenken is 's beste Geschäft," pflegte er zu sagen, und er behielt recht mit dieser Parole, denn er genoß ein unbegrenztes Vertrauen und wurde reicher von Jahr zu Jahr.

Mit seinen graulichen Koteletten, den Kneifer auf dem plattgedrückten Nasenende, saß er hinter den Holzschranken seines Comptoirs in demselben Winkel, in dem ihn Leo vor fünf Jahren verlassen hatte.

„Na, da wären Sie ja, Herr Baron," sagte er aufstehend und legte den Kneifer beiseite. „Herr Baron" nannte er alle adligen, „Herr Lieutenant" alle bürgerlichen Besitzer, mit denen er Geschäfte machte — und ein beinahe väterliches Lächeln flog über das gelbe, verwitterte Hebräergesicht, dessen rotgeränderte Augen klug und nachsichtig zu ihm herüberblinzelten.

„Haben eine kleine Vergnügungsreise gemacht, der Herr Baron," fuhr er fort und öffnete das Gitterthor, um Leo ins Allerheiligste einzuladen. „Nehmen Sie Platz, Herr Baron — — hab' schon Furcht gehabt, daß der Herr Baron nie wird Platz nehmen mehr auf diesem Stuhl. Aber der Raps ist gut, Herr Baron. Gut ist der Raps, und am Putzen war zu sehn, daß der Herr Baron wieder zu Hause sind. — Verkauft is er noch nicht, Herr Baron — denn nächste Woche werden die Preise steigen — und dem Herrn Baron sein Raps soll liegen bleiben, bis die Preise werden steigen. — Denn dies Jahr will ich nichts verdienen am Herrn Baron."

„Sie sind ein guter Kerl, Jacobi," sagte Leo, dem Alten die Hand schüttelnd. Hier war einer, der wußte besser, als er selber, wie's um ihn stand, das fühlte er wohl. Und dann sich ein Herz fassend, fragte er:

„Was meinen Sie, Jacobi, werd' ich mich halten können?"

„Nehmen Sie's nicht übel, Herr Baron," erwiderte der Alte, „wenn ich sag', daß, wenn ein Mann wie der Herr

Baron so 'ne Frage thut, so is das Stuß. Wer ein Mann is, wie der Herr Baron, wenn der bloß sagt: das und das will ich — so kann er's auch. — Und wenn er dazu noch hat einen Freund wie den Herrn Baron auf Uhlenfelde, welcher ist der reichste Mann im Kreise — dann kann er sich halten, bis die Welt untergeht."

Leo fühlte, wie ihm das Blut heiß in die Schläfen stieg. — Daß er aus des Freundes Tasche lebte, das wurde von Kennern der Verhältnisse als selbstverständlich vorausgesetzt.

Und der Alte fuhr fort: „Vor fünf Minuten, wie der Herr Baron von Kletzingk hier ist vorbeigefahren, da hab' ich noch zu mir gesagt —"

Leo fuhr in die Höhe und fragte hastig, nach welcher Richtung er gefahren sei.

„Nach der Station," war des Alten Antwort.

Ob er allein gewesen sei?

Der Alte versuchte ein dummes Gesicht zu machen, als ob er den Sinn der Frage nicht verstanden hätte, und meinte: soviel er gesehen habe, sei er allein gewesen.

Leo ergriff seine Mütze, versprach das Wiederkommen und stürmte hinaus.

Das Verlangen, Ulrich abzufangen und seine Hand für eine Sekunde nur zwischen seinen Fingern festzuhalten, war so mächtig in ihm emporgestiegen, daß alles andre dahinter verschwand . . .

Die Station lag zehn Minuten vom Marktplatze entfernt. Schon von weitem erkannte er Ulrichs gelben Korbwagen, vor der Steintreppe haltend. Er konnte ihm nicht mehr entwischen.

Der Herr Baron sei nach dem Wartesaal gegangen, rief ihm Wilhelm entgegen, der steif und würdig wie vor jenen zwanzig Jahren auf dem Bocke thronte. —

Das Zimmer war leer, nur in einer Fensternische saß einsam wartend ein Knabe. Leo achtete seiner nicht. In

den auf dem Tische zusammengeworfenen Gepäckstücken hatte er Ulrichs altes Reisezeug erkannt: die Plaidtasche, den gelben Handkoffer und die Hutschachtel. Fremdes lag daneben.

Er wollte also fort — auf lange vielleicht... Es war ein Glück, daß er seiner noch einmal habhaft wurde.

Ob er ihm nachlaufen sollte? Das beste war's, ihn hier zu erwarten, wo niemand das Wiedersehen mit ihm belauern konnte.

Niemand als jener kleine Bursch, der aus einem blassen, kränklichen Gesicht mit großen, braunen Augen zu ihm herüberstarrte.

Die Augen kamen ihm bekannt vor, auch in den langgezogenen, mageren Wangen lag etwas, was ihn an ein Gesicht aus alter Zeit gemahnte. Irgend eine unangenehme Erinnerung hing damit zusammen. Was es war, konnte er nicht erraten.

Schon wollte er den kleinen Burschen fragen, wie er hieße, da besann er sich, weswegen er hier war und wie wenig die übrige Welt ihn anging. —

Er warf sich in eine Sofaecke und brütete vor sich hin, den Blick auf das gelbe Messingschloß geheftet, das Ulrichs Namenschiffre trug.

Da hörte er eine Stimme, eine leise, zagende Kinderstimme, welche sagte: „Onkel Leo.“

Er schrak zusammen. Die Stimme schien ihm bekannt. Schon ahnte er alles und wagte nicht aufzublicken. Ihm war, als ergösse sich ein eisiger Strom vom Herzen her durch seine Glieder. Unfähig sich zu rühren saß er da.

Und noch einmal hörte er sagen: „Onkel Leo!“ — Ein zärtlich fragender Vorwurf, wie ihn Kinder nur für ihre alten Freunde bereit haben, von denen sie sich vernachlässigt fühlen, lag in dem schüchternen, zitternden Anruf.

Nun mußte er schlechterdings aufschauen.

Der Knabe hatte seinen Winkel verlassen. Mit dem rechten Arm die Plaidtasche umklammernd, stand er neben

dem Tische und sah mit einem halb klagenden, halb gespannten Lächeln furchtsam zu Leo empor.

„Wer — bist du — mein Kerlchen?" stammelte er ... Ihm war, als sähe er ein Gespenst.

Das waren ihre Augen in Rhadens spitzem Gesicht.

„Ich bin ja Paul," sagte der Knabe, „kennst du mich wirklich nicht mehr, Onkel Leo?"

Er zwang sich zu einem freudigen Ausruf. — Der arme, kleine Bursch war ihm stets in Liebe zugethan gewesen. Er durfte ihn nicht grundlos verletzen. Seine Hand krampfte sich zusammen. In ihm schrie es: Warn' ihn, daß er sie nicht berührt. — Aber schon hatte der Knabe sie ergriffen, und sich zuthunlich an ihn schmiegend, plauderte er drauf los: „Ich hab' dich gleich erkannt, Onkel Leo ... Gleich als du rein kamst ... Und du hast doch so einen langen Bart bekommen ... Früher hattest du ja auch einen Bart ... Aber der war viel kürzer ... Ach es ist so schrecklich lange her, daß du wegwarst ... Und ich habe immer gedacht, wenn du wiederkommst, wirst du mir was Schönes mitbringen — denn du hast mir ja immer was mitgebracht. Das Schaukelpferd, das du mir einmal mitgebracht hast, das hab' ich noch ... Aber das ist mir zu klein geworden ... Ich habe noch ein größeres bekommen ... Und deins ist jetzt das Füllen ... Du solltest nur sehn, wie hübsch sich das macht."

Leo biß die Zähne aufeinander und nickte lächelnd.

„Wie lange bist du eigentlich schon zu Hause, Onkel Leo?" fragte der Knabe.

„Seit vier Wochen, Paulchen," erwiderte er.

„Und warum bist du denn nicht zu uns gekommen?" fragte er weiter. „Damals, als mein früherer Papa noch lebte, kamst du doch jeden Tag zu uns?"

„Ich habe noch keine Zeit gehabt, Paulchen."

„Aber du wirst doch bald kommen?"

„Wenn ich kann, gewiß, Paulchen."

Ueber das magere Gesicht des Knaben, dessen kurze, schiefe Brauen bisweilen in nervösem Spiele auf und nieder zuckten, ging ein stolzes Lächeln. „Ich werde ja dann nicht mehr zu Hause sein," sagte er, indem er die Hände in die Hosentaschen steckte. „Ich komme jetzt aufs Gymnasium."

Leo stutzte. „Auf welches Gymnasium?" fragte er.

„Weit, weit weg," erwiderte der kleine Bursch. „Wiesbaden heißt die Stadt. Das ist eine sehr schöne Stadt, sagt Mama. Und ich habe viel neues, schönes Spielzeug von Mama geschenkt bekommen, das geht alles mit. —

„Und wirst du dich nicht sehr bangen?" fragte Leo.

„Gymnasiasten bangen sich nie, hat Mama gesagt," erwiderte Paul. „Die müssen tapfer sein. Aber die arme Mama bangt sich furchtbar . . . Sie weint immerzu . . . Du, geh doch hernach zu Mama und sag ihr, daß sie sich nicht bangen soll . . ."

„Kommst du denn nicht erst zu Michaelis fort?" fragte Leo befremdet.

Paulchen lächelte verächtlich. „I pfui!" sagte er, „wir fahren jetzt gleich — Papa und ich — schon mit diesem Zuge. Papa ist gegangen, das große Gepäck besorgen, und ich warte hier auf ihn."

Leo sprang in die Höhe . . . Dann mußte ja auch *sie* auf dem Bahnhofe sein! Im nächsten Augenblick schon konnte sie zur Thür hereintreten.

Das Ungeheuerliche der Situation, das er unter dem lieben Geschwätze des kleinen Burschen beinahe vergessen hatte, kam ihm von neuem zu Sinn. —

Er raffte seine Mütze auf . . . Wie ein Dieb wollte er sich zur Hinterthür hinausdrücken.

„Gehst du schon, Onkel Leo?" fragte ängstlich der Knabe.

„Ich muß, Paulchen."

„Und sagst du mir nicht einmal adieu?"

In ihm schwoll es heiß empor. Mit einem jähen Satze sprang er auf den Knaben zu und riß ihn in seine

Arme. — Der Kindermund preßte sich liebkosend gegen seine Backe.

Ihn schauderte. — —

Da öffnete sich die Thür. Nicht sie, doch Ulrich trat herein. —

Er ließ den Knaben sinken. Wie ein ertappter Verbrecher erschien er sich . . .

Doch als er den erstaunten Tadel in Ulrichs Angesicht gewahrte, trat er rasch auf ihn zu und seine Hand ergreifend, sagte er leise:

„Schilt mich nicht . . . Mach mir keinen Vorwurf . . . Der Zufall hat es so gewollt . . . Ich hab' ihn nicht einmal erkannt, als er hier saß . . . Davonlaufen konnt' ich nicht, als er auf mich zukam. Ich hab' ihm lebewohl gesagt und ihn still um Verzeihung gebeten . . . Da ist schließlich nichts Böses dabei."

„Du hast recht," erwiderte Ulrich, „da ist nichts Böses dabei . . ."

Jetzt erst gewahrte Leo, daß er noch um einen Schatten elender, noch abgezehrter aussah, als an jenem Abende, da er Abschied von ihm genommen hatte. Sein Atem ging kurz, und seine Augen glühten tief in ihren blauen Höhlen. —

„Dir geht es schlecht, mein Alter?" fragte Leo. Hätte er nicht gewußt, wie zäh der Körper des Freundes beschaffen war, er würde vor dem Schlimmsten Furcht bekommen haben.

„Ich habe viel Aufregung gehabt," erwiderte Ulrich, und indem er auf seinen Stiefsohn wies, fügte er fragend hinzu: „Weißt du schon?"

Leo nickte.

Ulrich streichelte den langen, schmalen Kopf des kleinen Burschen, dessen kurz geschorenes Braunhaar in zwei halbrunden Kreiseln auf die faltige Stirn herniederging. — „Hast du dem Wilhelm schon adieu gesagt?" fragte er.

Nein, das hatte er vergessen.

Ulrich sah nach der Uhr. Bis zur Ankunft des Zuges blieben noch zehn Minuten. „So lauf!" sagte er. „Ich werde dich holen kommen."

Der Knabe sprang hinaus, das eine Bein, wie schwächliche Kinder thun, ein wenig hinterherschleifend.

Mit einem Lächeln voll trauriger, angstvoller Zärtlichkeit sah Ulrich ihm nach.

„Es wird mir schwer, mich von ihm zu trennen," sagte er, „er war gewissermaßen das einzige, was ich recht eigentlich noch besaß."

„Muß es denn sein?" fragte Leo, dem dieser plötzliche Entschluß, von dem vor vier Wochen noch keine Rede gewesen war, durchaus nicht geheuer schien.

Ulrich nickte stirnrunzelnd vor sich hin. „Es muß wohl," sagte er. „Ich natürlich würde nie darein gewilligt haben — vielleicht schon aus Egoismus nicht — hätte ich das Recht gehabt, über das Schicksal des Kindes selber zu bestimmen. Aber es ist ihr Kind. Und sie will es so."

„Sie ist doch nicht hier?" fragte Leo, von neuem in Unruhe geratend.

„Nein," erwiderte Ulrich, „ich habe sie mit vieler Mühe bewogen, daheim zu bleiben. Im Momente vor der Abfahrt bekam sie einen Weinkrampf. — Hätte sich der auf dem Bahnhof wiederholt, wär's schlimm gewesen."

„Wenn es ihr so schwer wird," sagte Leo, warum schickt sie ihn denn fort?"

Ueber Ulrichs Gesicht glitt jener Schimmer schmerzlichen Ungenügens mit sich selbst, den Leo seit der Kindheit an ihm kannte. „Schließlich trage ich ja doch daran die Schuld," sagte er.

„Natürlich du trägst an allem die Schuld," erwiderte Leo. „Wenn in Borneo einem ein Stein auf den Kopf fällt, so trägst du die Schuld."

Ulrich lächelte nachsichtig. „Sieh dir den Jungen an," sagte er, „und dann mich — und du wirst gestehen müssen, daß er als mein Fleisch und Blut mir nicht ähnlicher sein

könnte, als er ist. — Kränklich war er von Anbeginn — reizbar — blutarm, ganz wie ich. Seitdem er sich aber an mich angeschlossen hat, bildet er sich mehr und mehr nach meinem Beispiel aus . . . Und etwas Schlimmeres für ihn kann es nicht geben. Wer weiß, was ich geworden wäre ohne deine derbe Breitbrüstigkeit. — Solch ein Kamerad, wie ich ihn an dir hatte, fehlt ihm . . . Statt dessen bin ich bloß da . . . Und ich verzärtle und verpimple ihn. Unter meiner Leitung wird ein Schwächling aus ihm und kein Mann . . . Damit er in kräftigere Hände käme, riet ich Felicitas, ihm den Sohn eures Brenckenberg zum Erzieher zu geben — und sah sogar durch die Finger, als der Bengel mir mein ganzes Volk zu demoralisieren anfing . . . Schließlich wurde auch Felicitas seiner satt und schickte ihn fort . . . Eine oder zwei Wochen lang unterrichtete sie den kleinen Kerl selbst, aber Felicitas müßte nicht die sein, die sie ist, wenn sie so etwas wie Ausdauer besäße. Und dann blieb er ja auch immer noch unter meinem Einfluß. Da hatte sie wohl recht, wenn sie darauf bestand, einen Strich zu machen. — Die Schuld, daß ihr Kind zu Grunde gerichtet wird, darf ich nicht auf mich nehmen."

Das klang wohl alles ganz plausibel, doch was geschah, blieb ungeheuerlich trotzdem.

„Und wenn ihr ihn fortgeben mußtet," rief Leo, „warum denn gleich bis ans andre Ende der Welt? Dort kann er euch ja wegsterben, ohne daß ihr es ahnt."

„Mache mich verantwortlich, wofür du willst," erwiderte Ulrich, und in seinem Auge flackerte die Angst, „aber hierbei laß mich aus dem Spiel. Das Kind ist nicht mein Kind, und ich muß mich fügen. Alles, was ich kann, ist, dafür sorgen, daß es gut untergebracht wird. Felicitas selbst hat die Pension ausgesucht. Sie hat hierin eine Energie entwickelt, die ich sonst nicht an ihr kenne. Sie behauptet, so ein Luftwechsel könne — seelisch und körperlich — nur dann segensreiche Folgen haben, wenn jeder Einfluß aus früheren

Verhältnissen her verschwindet ... In der Theorie möchte ich ihr gerne recht geben, wenn die Nutzanwendung mir nicht gar zu tief ins eigne Fleisch schneiden würde. — Aber was red' ich von mir? ... Sie ist ja die leibliche Mutter. Sie leidet mehr als ich. Und was wird sie noch leiden?"

Leo schwieg. Der dumpfe Verdacht, daß seine eigene Wiederkunft bei diesem Geschehnis eine Rolle spielte, wurde stärker in ihm. — Nun er wieder da war, lag die Befürchtung nahe, daß das Herz des Kindes durch die Nachricht jener Unthat vergiftet würde. — Jeder ungeschickte Dienstbote, der aufgefangene Fetzen eines Gespräches nur, konnte dem armen Geschöpfchen Seelenfrieden und Unbefangenheit zunichte machen. — Sie schied sich von ihm, sie schickte es in Verbannung, damit der Quell seiner Kindheit nicht getrübt würde.

Diese Kraft der Entsagung hätte er ihr niemals zugetraut. Beinahe zu groß schien das Opfer, welches das Mutterherz sich abgerungen hatte. —

Mochte sie so leichtfertig sein, wie sie wollte, dies machte vieles wieder gut.

Ein Wunder war es bei allem zu nennen, daß Ulrich nichts sah und nichts ahnte. Immer mehr schien er, der Praktiker par excellence, die Fühlung mit der praktischen Welt zu verlieren. —

Doch ihn sehend zu machen wäre grausam gewesen. Grausam vor allem gegen sich selbst. — Wozu der Freundschaft auch noch diese Last zumuten, da sie schon siech am Boden lag? — — — —

Draußen läutete die Ankunftsglocke. — Ulrich sprang in die Höhe.

„Geh dort hinaus!" sagte er, auf die Thüre zum nächsten Warteraum weisend, „damit du ihm nicht mehr begegnest."

„Du hast recht ... Es soll das letzte Mal gewesen sein," erwiderte Leo, drückte dem Freunde die Hand und ging.

Hinter sich her hörte er rufen: „Onkel Leo!"

XIII.

Hertha fühlte sich unglücklich.

Sie hatte zu viel Hoffnungen auf Leos Wiederkunft gesetzt, als daß sie nicht hätte enttäuscht sein müssen. Sie hatte für ihn gebetet und gebangt, für ihn gearbeitet und gesorgt, und sah sich nun ohne Dank in den Winkel geschoben. — Seine Neckereien verwundeten sie, der Gehorsam, den er verlangte, schien ihr ein Schimpf, und seitdem ihre Stiefmutter in das Witwenhaus übergesiedelt war, dachte sie ernstlich daran, Halewitz für immer zu verlassen. — Schon drei Briefe hatte sie an ihren Vormund aufgesetzt, in welchen sie verlangte, abgeholt zu werden, und sie dann wieder zerrissen.

Denn leicht war es nicht, sich von diesem grünen Fleck Erde zu trennen, an dem die Sonne heller schien und die Herzen wärmer schlugen, als irgend sonstwo in der Welt!

Niemand — selbst Großmama nicht — ahnte etwas von diesen Herzenskämpfen. — Sie kamen und verschwanden, als wären sie nie dagewesen. — Sie waren ein Luxus für die Mußestunden. Bei roten Sonnenuntergängen und bei blassem Mondenschein, in glitzernder, summender Waldeinsamkeit und auf taufeuchten, stillen Wiesenwegen stellten sie sich von selber ein, und waren fort, sobald eine Menschenstimme sich meldete. — Eine schmerzende Wollust lag darin, ein Trotz, der nach Anschmiegen verschmachtete, eine Kampflust, die nichts lieber begehrte, als sich in wehrloser Niederlage langsam zu verbluten.

Dann wieder tollte sie in Haus und Hof herum, wie je zuvor, jubelnd und muckend, nach Lust und Laune, trieb Allotria mit allem Getier, und da sie nicht mehr zum Melken gehen durfte, schlief sie aus Aerger, bis die Sonne hoch am Himmel stand ...

Elly zottelte willenlos hinter ihr her, wie sie immer gethan; nur wenn ihr das Treiben der Freundin zu arg wurde, streikte sie oder ging gar zu Großmama, sich zu beklagen, wofür sie dann wieder von Hertha heruntergeputzt wurde.

Im übrigen sorgte Großmama dafür, daß die Bäume nicht in den Himmel wuchsen. Nun es in der Wirtschaft nicht viel mehr zu thun gab, wurde vormittags Französisch gelesen, Handarbeit gemacht und Schulhoffsche Salonmusik geübt; nachmittags gab's Betstunde drüben bei Mama; alsdann erst durfte man spazieren laufen oder zum Baden fahren, oder schmökern, soviel das Herz begehrte. — — — — — —

Es war an einem dunstig schwülen Abende zu Anfang des September. —

Wie eine Fläche flüssigen Silbers lag der Strom mattleuchtend da. — Blauschwarze Wolken quollen am Horizont empor. — Aus ihrem Schoße loderte bisweilen ein fahler Schein, der ohne Nachhall wieder verschwand.

Auf der Höhe der Uferböschung stand blank und fett der Fuchspony halbangeschirrt vor seinem Korbwägelchen und schlug mit Schweif und Mähne die Bremsen fort, die heute frecher wüteten als sonst. — Ab und zu sandte er ein sehnsüchtiges Wiehern nach dem Stromufer hinunter, dorthin, wo über die schwarzwolligen Kolbenhäupter des Röhrichts hinweg die weiße Zeltwand eines Badehauses leuchtete ... Langgezogene Schreie, halb voll Angst und halb voll Jubel, wie junges Weibervolk sie wohl im Wasser auszustoßen pflegt, erschollen aus dessen Inneren.

Lange dauerte es, bis die linnenbeschlagene Thür sich öffnete.

Hertha, glutrot im Gesichte, noch dampfend von der feuchten, heißen Luft da drinnen, erschien mit einem Sprunge auf der Landungsbrücke, die heftig schwankte ... Elly, die etwas bleichsüchtig war und im Bade noch weißer wurde, steckte ihr zartes Nasenspitzchen behutsam hinterdrein, wartend, bis Hertha das gefährliche Brett verlassen haben würde. Dann erst kam sie vollends zum Vorschein.

Neben dem Badehause, an dessen linkem Pfeiler angepflöckt, schaukelte auf dem schwarzen Wasser ein leichtes Kielboot, das sich seit langem unbenutzt und ungepflegt herumgetrieben haben mußte. Die Bänke fehlten, die Steuerriegel waren herausgerissen, und auf dem Grunde zwischen den schlanken Rippen klatschte und gurgelte bei jedem Schwanken eine mißfarbene Lache.

„Schad' um das schöne Boot," sagte Hertha und sprang hinein.

Das Leckwasser spritzte an ihr in die Höhe, aber das machte ihr nichts. Lachend schürzte sie die Röcke bis über die Kniee empor. — Schuhe und Strümpfe trug sie noch in der Hand. — Fest und rund und sanftgeschwellt, gleich Säulenschäften aus parischem Marmor, erhoben sich ihre Beine aus der schwarzen Wasserfläche.

Dann hockte sie auf dem Sitz des Steuerers nieder, dem einzigen, der noch übrig war, brachte ihr Fußzeug in Sicherheit und schien sich aufs Bleiben einzurichten.

Elly wurde ängstlich.

„Mein Gott, was willst du da?" rief sie, am Geländer des Steges hin und her trippelnd. „Bleib hier! Sei artig!" Die Mahnung: „Sei artig!" hatte sie noch aus der Kinderzeit herübergerettet.

Hertha legte die Arme unter den Kopf und starrte in die Weite, stumm vor sich hinphantasierend. In die Strömung hinaus — mit den Strudeln zu ringen, fortgerissen zu werden — immer weiter bis ins Weltmeer — in die blaue Unendlichkeit — das war's, was sie gerade brauchte. —

Und sich aufrichtend, fragte sie: „Du, wie kommt das Boot hierher?"

Leo habe es in früheren Jahren hinten an der Sandbank liegen gehabt, um rasch nach Uhlenfelde und der Freundschaftsinsel hinüberfahren zu können, so berichtete Elly.

Hertha stieß einen Seufzer aus.

Die Freundschaftsinsel!

Ein zwiefacher Kranz von Sagen umgab das kleine Eiland dort, das mit seinen Haselnußbüschen und der hochgewölbten Kuppel von Erlen und Salweiden darüber wie der Krauskopf eines untergesunkenen Riesen schauerlich herübersah. — — Aus dem Dunkel des Blätterdickichts leuchtete ein winziges Stückchen weißen Mauerwerks. — Das mußte der Tempel sein, von dem das Landvolk sich mit abergläubischem Grauen geheimnisvolle Kunde in die Ohren raunte. —

In alten Zeiten war auf der Insel eine heidnische Opferstätte gewesen. Noch, sagte man, sei der fürchterliche Stein zu sehen, von dem die Heidenpriester das Blut der hingeschlachteten Gefangenen zum Himmel hätten spritzen lassen, und wenn man in dunklen Nächten an der Insel vorbeifahre, so sehe man noch heute weiße, mit langen Laken angethane Gestalten in den Erlenkronen kauern ... In neuester Zeit war der alte Spuk von den zwei Freunden handgreiflich ins Leben zurückgerufen worden. Wie sie vor dem bemoosten Opfersteine sich gegenseitig eine Ader geöffnet und einer des andern warmes Blut getrunken, wie sie den weißen Statuen Trankopfer gebracht und Hymnen dazu gedichtet, wie sie rote Feuer nächtlich zum Himmel hatten lodern lassen, das alles wußte man sich zu erzählen.

Das alles hatte Hertha aus Ellys Munde schon in der Pension erfahren und ihre Phantasie daran berauscht. — Die Primanerromantik, die deren Helden zusammen mit alten Aufsatzheften und vergilbten Verbindungsbändern längst in die Rumpelkammer geworfen hatten, war ein Jahrzehnt später in ihrer Seele glühend und geheimnisvoll wieder lebendig geworden.

Nach der Freundschaftsinsel war ihre Sehnsucht gegangen, schon lange bevor sie Halewitz kannte, und da sie das Eiland — dank Großmamas Aengstlichkeit — nie hatte betreten dürfen, so übte sein Bild noch heute den alten Zauber und schüttelte sie mit jenem süßen Grauen, das in den Dämmerstunden der Pensionszeit ihre Wonne gewesen war.

Sie reckte sich und breitete sehnsüchtig die Arme aus.

Ach, wer hinüber könnte!

Da gewahrte sie dicht unter dem Bootsrande ein Ruder, welches in die Einschnitte der Rippen horizontal hineingeklemmt war, dessen Zwillingsbruder aber fehlte.

Ein waghalsiger Plan stieg in ihr auf.

Sie besann sich auf einen kleinen, alten Schlüssel, den sie im Innern des Badehauses hatte hängen sehn und der augenscheinlich zum Boote gehörte. Den sollte Elly mal herausholen.

Elly war entsetzt ... „Du willst doch nicht etwa —?"

Hertha schlug mit der Faust auf die Bootswandung. Man hatte blindlings zu gehorchen, wenn sie befahl. Wenige Sekunden später flog das kleine, von Rost aufgetriebene Ungetüm ihr in den Schoß. —

Wie eine plötzliche Wut kam es über sie. Das geöffnete Schloß noch in der Hand, riß sie das Ruder aus seinem alten Ruheplatz und stieß es mit aller Kraft in den Morast, aus welchem glitzernde Blasen gurgelnd an die Oberfläche stiegen.

Das Jammern der armen Elly verhallte ungehört. Langsam begann das Boot, Schilfhalme niederbrechend, sich stromaufwärts zu bewegen.

Hertha überlegte: Wenn es ihr gelang, sich in den stilleren Untiefen der Ufernähe gemächlich so weit nach aufwärts durchzuarbeiten, daß sie die Höhe des Eilands um ein paar hundert Schritte hinter sich zurückließ, so konnte sie hoffen, bei geschicktem Steuern auch mit dem e i n e n Ruder die Strömung zu überwinden und in schräger Richtung das Ziel zu erreichen.

Als sie sah, daß sie vorwärts kam, stimmte sie ein Triumphgeschrei an und arbeitete noch hitziger. — Elly rannte derweilen wie ein mutterloses Küchlein im Röhricht des Ufersaums entlang, blieb mit den Schuhen im Sumpfe stecken, stolperte über Wurzelknorren und flehte händeringend, sie möchte umkehren.

Hertha antwortete mit einem Hohngelächter.

Aber schon ereilte sie das Schicksal:

Das Boot, das unversehens in heftigere Strömung geraten war, fing an, sich um sich selbst zu drehen, blieb ein paar Sekunden lang wie ratlos auf einer Stelle und schwamm erst langsam, dann rascher und rascher thalabwärts. An dem Badehause hüben, an der Insel drüben ging's vorbei und der Mitte des Stromes zu.

Elly sah noch, wie Hertha plötzlich das Ruder wegwarf, beide Arme ausbreitete und etliche Worte nach ihr herüber rief, die sie nicht verstand und von denen sie nicht wußte, ob sie Jubel oder Klage bedeuteten.

Dann kehrte sie zu ihrem Fuhrwerk zurück, setzte sich kommender Dinge still gewärtig neben dem Pony ins Gras und weinte.

— — — — — — — — — — — — —

So geschah's, daß, als auf Halewitz das Abendessen aufgetragen wurde, die beiden Mädchen fehlten ...

Leo lachte der Mutter die Unruhe aus dem Sinn, ließ aber sofort den Schimmel, der noch schweißig im Stalle stand, von neuem satteln, steckte für alle Fälle ein Cognacfläschchen in die Tasche, pfiff dem Namensvetter und sprengte zwei Minuten später über die trockenen Wiesen dem Strome zu.

Das Unwetter, das den Tag über gedroht, hatte sich verzogen. In dem goldig-blauen Wolkenmeer schwamm friedlich die Mondsichel.

Er hatte Sorge um die beiden, das ließ sich nicht leugnen ... Zwar — wie leicht konnten zwei so grüne Dinger sich verlaufen, ohne daß irgend eine Gefahr dabei

im Spiele war. Doch Hertha saß der Teufel im Nacken. Wo sie mitthat, ging's selten mit rechten Dingen zu. —

Der Hund, der ihm vorangejagt war, hatte das Ponyfuhrwerk entdeckt und ließ ein Freudengeheul hören.

Schon seufzte er erleichtert auf. Da sah er Elly allein und in Thränen gebadet auf der Erde kauern. Der Zügel entfiel seiner Hand. Der Schimmel und alles ringsum schien sich im Kreise zu drehen.

„Wo ist Hertha?" stieß er hervor.

Die Schwester wies weinend nach dem Strome hinunter.

Er sah etwas, was in gelben und roten Lichtern schillerte, vor seinen Augen tanzen.

„Ertrunken?" fragte er heiser.

Sie schüttelte den Kopf, doch währte es noch lange, bis er den Zusammenhang des Vorgefallenen erfuhr.

„Warum bist du nicht sofort nach Hause gesprengt und hast Hilfe geholt?" herrschte er sie an, den Zügel schon locker in der Hand.

„Du mußt nicht so schreien, ich hab' solche Furcht vor dir," gab sie kläglich zur Antwort und sandte ihm aus ihren verweinten Augen einen ihrer erprobten Blicke zu, mit denen sie Steine zu erweichen vermochte.

Er lachte, halb ärgerlich und halb versöhnt, und gab ihr den Befehl, schleunigst heimzufahren und durch den Inspektor ein Fuhrwerk mit Leuten und Laternen nach Neufähr, dem nächsten, drei Viertelmeilen thalab gelegenen Dorfe, senden zu lassen.

Gehorsam kletterte sie in das Wägelchen zurück, er aber gab dem Pferde die Peitsche und jagte über Stoppeln, Wiesen und Brachfeld in die Dämmerung hinaus, den Blick auf den Strom geheftet, der dampfend und glühend, wie mit brennendem Naphtha bedeckt, jenseits des Röhrichts neben ihm herzog. —

Noch zeichnete jede Sandbank, jeder treibende Balken sich in tiefschwarzen Strichen von dem feurigen Untergrunde

ab, doch schon drohte die sinkende Nacht. In einer Viertelstunde vielleicht war es bereits unmöglich geworden, des Kahns gewahr zu werden, der, ein Schatten unter Schatten, lautlos dahintrieb. Auch blieb schon jetzt durch das diesseitige Röhricht fast ein Viertel der Strombreite dem Auge verdeckt.

Er machte Halt und schrie ihren Namen in das weite Schweigen hinaus. Doch nichts antwortete ihm, wie das Bellen seines Hundes, der die Pause benutzte, um zwischen Halmen und Gestrüpp auf Vogelnester und schleichendes Nachtgetier Jagd zu machen.

Er stellte sich in die Bügel und spähte vor sich her.

Der Strom ließ sich von dieser Stelle wohl eine Viertelmeile weit überblicken, doch von einem Fahrzeug war nirgends eine Spur. — In dieser Zeit der sommerlichen Dürre ruhte die Schifferei, und was von leichteren Booten sich allenfalls herumtrieb, suchte abends die kleinen Wirtshaushäfen auf, wo das Strauchwerk der Buhnen Schutz vor der Strömung bot. —

Er ritt weiter.

Dunkler und dunkler wurde es auf der Wasserfläche, und seine Unruhe wuchs. — Wenn sie die Nacht auf dem mit Nebeln bedeckten Strome zubrachte — in dem halb mit Wasser gefüllten Kahne sitzend — sie konnte den Tod davon haben.

Die Ufer, welche sich bisher in leichter Abdachung nach dem Röhricht hin gesenkt hatten, begannen niedriger zu werden. — Ein Damm von Menschenhand ersetzte die Böschung.

Von dessen Höhe war die Fernsicht eine freiere, aber das half nichts mehr, denn auf dem Strome lag schon ein einförmiges Dunkelblau. Der Mond war niedergegangen, nur der Widerschein eines Sterns zitterte hie und da mattschimmernd auf den Wassern.

Wiederum ging sein Ruf in die Weite. Die quakenden Frösche schwiegen, das war der ganze Erfolg.

Dann tauchten die ersten Häuser von Neufähr in schwarzen Massen neben dem Damme auf. Einige Köter stürzten aus den Höfen und begannen ein wütendes Gekläffe, dem Leo, der Hund, ein vornehmes Schweigen entgegensetzte, bis man, frecher geworden, ihm auf den Leib zu rücken wagte. Da packte er erst einen, dann den zweiten und den dritten und schüttelte jedem das Fell. — Ein Winseln erscholl, und dann wurde es still.

In den Häusern schien alles zu schlafen — selbst die Schenke lag finster und verschlossen. Nirgends dunkelte am Ufer der Schatten eines Kahns. —

Trotzdem machte er Halt und rief ihren Namen nach dem Hause hinunter.

Dann lauschte er eine Weile, doch alles blieb still — nur die Hunde belferten von neuem.

Die Wirtsleute zu wecken blieb auf dem Rückwege Zeit genug, falls er sie nicht gefunden hatte. Darum jagte er weiter — auf dem lehmigen Grunde des Dammes dahin, dessen schwarze Linie schlangenhaft vor ihm daherkroch und sich stromab in bläulichem Dämmer verlor.

Neue Dörfer folgten — zwei, drei an der Zahl. — Ueberall dasselbe Spiel.

Vom Bug des Pferdes stieg eine Dampfwolke empor, seine Schenkel waren klebrig von Schweiß, und Fetzen heißen Schaumes flogen rings um das knirschende Gebiß. Der Atem des Hundes erscholl kurz und keuchend vom Boden her — offenbar begannen auch seine Kräfte nachzulassen.

Leo berechnete, daß er etwa zwei Meilen längs des Flusses abgeritten hatte. Weiter konnte sie in den letzten vier Stunden unmöglich gelangt sein. Innerhalb dieses Gebietes also mußte sie noch schwimmen, falls sie sich nicht bereits auf dem Wege nach Halewitz befand.

Er schickte den Hund ins Röhricht und begann im Schritt zurückzureiten. Die Spätsommernacht breitete ihre weißen, feuchten Schleier langsam über das Land. Die Heimchen

zirpten. Von Zeit zu Zeit gluckste es in den Wassern, wenn ein Raubfisch über den Wasserspiegel hinausschoß.

Als er Neufähr wieder erreicht hatte, gab er sein Suchen auf und beschloß nötigenfalls die Einwohner zu alarmieren. Der Halewitzer Wagen war noch nicht angelangt, denn die Schenke lag finster und schweigend wie vorhin.

Er stieg vom Pferde und band den Zügel an den verfallenen Bretterzaun, über den Sonnenblumen ihre runden Blüten reckten, wie nachtmützige Weiber, die mürrisch und verschlafen den Eindringling begrüßten.

Aufseufzend streckte er den Körper, der vom Ritte und vom Nachttau feucht und steif geworden war. —

Fast wie eine Wohlthat empfand er die Erregung der jüngstverflossenen Stunden, weil sie den einen quälenden Gedanken, der ihn seit Wochen ausschließlich beherrschte, aus seiner Seele fortgewischt hatte . . . Nun war er plötzlich wieder da und war auch schon wieder verschwunden, wie ein Pfeil, der sausend am Ohr vorüberfliegt als Warnungszeichen, womit ein verborgener Feind sich in Erinnerung bringt.

„Wenn ich sie nur erst gefunden hätte," dachte er, „ich will ja auch die Quälerei gern in den Kauf nehmen."

Daß ihm das fremde, junge Mädel, das ihn durch schweigenden Trotz und lärmende Streiche oft genug geärgert hatte, so von Herzen lieb geworden war, das hätte er nie für möglich gehalten. —

Stelzbeinig schritt er in seinen langen Stiefeln an dem dunklen Lattenzaun entlang zur Hausthür hinunter, vor deren steinerner Schwelle der Hund heulend und kratzend auf allen Vieren lag, als wollte er sich wie ein Maulwurf ins Innere hineinbohren.

Die niedrige Pforte wich in ihren Angeln. Er stolperte in einen finsteren Hausflur hinunter. — Durch die nächste Thür jedoch flackerte helles Herdfeuer — und als er die Augen aufschlug, sah er die Verlorene, vom Scheine der zuckenden Flammen grell beleuchtet, vor sich stehn.

Sie trug einen kurzen, rot gewürfelten Bauernrock, unter welchem die nackten Füße hervorleuchteten. — Mit ihren braunen, hageren Armen hielt sie ein grobwollenes Umschlagetuch krampfhaft über dem Busen fest. Der kurze Aermel eines rauhen, gelben Leinwandhemdes, wie es die Bauern selbst zu wirken pflegen, schaute darunter hervor. —

Totenblaß starrte sie dem Eintretenden entgegen. Der Hund sprang winselnd an ihrem Leibe empor, aber sie rührte sich nicht.

„Mein liebes, liebes Kind," rief Leo, in aufwallender Freude die Hände nach ihr ausstreckend. „Da hab' ich dich! Gott sei gelobt. Da hab' ich dich."

Das Blut schoß ihr in die Wangen zurück, sie schlug die Augen nieder, aber sie machte keine Miene, seine Hände zu ergreifen. — Ganz leise und ohne den Blick vom Boden zu erheben sagte sie dann: „Willst du nicht so gut sein, Onkel Leo, dem Hunde zu befehlen, daß er ruhig ist. Die Frau hier ist krank, und der Mann ist nach Münsterberg zum Doktor gefahren."

Ein Fußtritt scheuchte den Hund in den Winkel.

„Aber du selbst, Kind," rief er, „von dir redst du gar nicht?"

Sie hatte sich auf Schelte gefaßt gemacht und wußte jetzt nicht, in welchem Tone sie seine überströmende Herzlichkeit erwidern sollte. — Ein unsicheres Lächeln, halb trotzig und halb leidensvoll, umspielte ihre Mundwinkel.

„Nun, du siehst ja," sagte sie, sich unter seinen Blicken windend, „ich steh' hier und koche für die Frau Thee."

Neben ihr auf dem Dreifuß des Herdes stand ein Kessel, an welchem die Flammen mit gelbem Geflacker hinanleckten.

„Und was trägst du da auf dem Leibe?" fragte er.

Rasch trat sie aus dem Bereich des helleren Feuers zurück und schnürte ihr Tuch mit der linken Faust noch enger unter der Kehle zusammen. „Ich hab' angezogen,

was ich gerad' fand," stammelte sie, „ich bitt' dich — sieh mich nicht an."

Ueber dem Feuer hing an einer Hanfleine ein nasser Frauenrock, welcher noch dampfte — daneben, zu einem Lappen zusammengeschrumpft, die helle Satinbluse, die sie heute getragen hatte.

„Du bist also richtig verunglückt," rief er, kaum im stande, sein Erschrecken zu bemeistern.

Sie versuchte die Achseln zu zucken und schaute dabei ein wenig kläglich darein. „Ach was, verunglückt!" sagte sie, „wie sollt' ich wohl verunglücken? Ganz einfach! — Ans Land geschwommen bin ich."

„In deinen Kleidern?" rief er, „welche Frauensperson kann denn in Kleidern schwimmen?"

„Ach Gott!" sagte sie, mit den Blicken den Boden suchend, „was ich gerad entbehren konnte, das hab' ich im Boot gelassen ... Morgen werden sie's wohl irgendwo finden ..."

„Nun erzähl aber endlich, Kind," rief er dringender.

„Was soll ich viel erzählen?" erwiderte sie, „du schiltst ja doch bloß." Und ihre Lippen kräuselten sich trotzig.

„Ich werde nicht schelten," beteuerte er.

„Na, denn los!" sagte sie und holte tief Atem, um sich Mut zu machen. „Als ich mit einemmal in die Strömung reingeraten war und sah, daß ich mit dem einen lumpigen Ruder dagegen nicht aufkommen konnte, da dachte ich: Na, wie Gott will. — Nun wirst du wenigstens den schönen Abend genießen, bis einer kommt, dich aufzufischen ... Aber es kam keiner ... Und das schadete auch nichts ... Es war wirklich wundervoll, wie so Busch und Rohr an einem vorbeizog ... Man war wie mitten im Märchen."

Sie hielt inne und sah mit großen, erschrockenen Augen zu ihm auf, als besänne sie sich, zu wem sie sprach. Dann machte sie sich am Kessel zu schaffen, hob den Deckel ab und blies in die Flammen.

„Warum fährst du nicht fort?" drängte er.

„Ich kann nicht,“ sagte sie leise, „du siehst mich immer an.“

„Ich werde wegsehn,“ erwiderte er.

Da fügte sie sich in ihr Schicksal. „Als ich so anderthalb Stunden gefahren war,“ erzählte sie weiter, „da fing die Sache an mir langweilig zu werden ... Ich hatte auch keinen Platz, wo ich die Füße hinsetzen konnte, denn auf dem Boden klatschte immer das Wasser hin und her. — Als die Häuser von Neufähr kamen, da dacht' ich: Nun willst du ein Ende machen ... Ich rief und schrie, aber umsonst ... Das Nest heißt zwar Neufähr, aber von Fähre keine Spur ... Na, da macht' ich denn kurzen Prozeß und sprang ins Wasser.“

„Mädel, du hast doch den Teufel im Leib!“ rief er halb zornig und halb lachend.

„Das haben die Menschen im Dorf wohl auch gedacht,“ entgegnete sie, „denn als ich auf dem Damme auftauchte, sind sie alle vor mir davongelaufen. Es war gut, daß ich die Leute im Wirtshause kannte, sie haben früher unsre — das heißt — ich meine — die — die Halewitzer Schenke gepachtet gehabt.“

Er nannte einen Namen, auf den er sich gerade besann.

Buttkus, jawohl, so hießen sie. Und dann erzählte sie, wie sie das Haus im Elend gefunden habe. Die Frau läge phantasierend im Fieber, der Wirt habe in seiner Ratlosigkeit hinter der Schnapsflasche gesessen. „Da hab' ich den Kerl sofort nach Münsterberg zum Arzte gejagt,“ so schloß sie, „und werd' nun hierbleiben, bis er zurückkommt, ob du willst oder nicht.“

Dabei blickte sie ihn feindselig an, als sähe sie sich schon mit Gewalt von diesem Orte weggeschleppt.

Aber er beruhigte sie sofort. Nichts läge ihm ferner, sagte er, als ihr edles Werk zu stören.

„Eine Frage mußt du mir noch beantworten,“ sagte er dann.

„Bitte sehr.“

„Vor einer Stunde warst du doch schon hier?“

„Gewiß," meinte sie.

„Hast du da nicht deinen Namen rufen hören?"

Sie schien betreten, besann sich eine kurze Weile und sagte dann entschlossen: „Ja!"

„Und warum hast du dich nicht gemeldet?"

Ein Schweigen entstand.

Sie hob den Kessel vom Dreifuß und goß das Wasser, das drinnen brodelte, in eine Kasserolle, aus welcher alsbald der süßliche Geruch der Holunderblüte emporstieg.

„Du erlaubst wohl, daß ich der Frau den Thee bringe," sagte sie dann, „sie hat solchen Schüttelfrost."

Und ohne seine Entgegnung abzuwarten, ging sie, den Stiel der heißen Kasserolle vorsichtig zwischen zwei Fingern haltend, zur hinteren Thür hinaus.

Leo verschlang mit den Augen die holde, schlanke Gestalt, die in ihrer dürftigen Hülle im Dunkel verschwand.

Er setzte sich auf einen Eichenklotz, der zum Zerkleinern des Brennholzes diente, und ließ die Schneide des Beiles, die der flackernde Schein in rotes Gold verwandelte, gedankenlos prüfend durch seine Finger gleiten.

Mit klugen Augen schaute der Bernhardiner ihm zu.

„Wie im Märchen," hatte sie gesagt.

Und wie im Märchen war alles auch hier. An den Wänden dürftiges Hausgerät ... ein ungeheurer Rauchfang über allem, bedeckt mit einer glitzernden Kruste von Ruß, der in Zacken und Spitzen aufwärts strebte, samtne Wolken bildete und, von dem wirbelnden Qualme losgelöst, in einem Regen von metallischen Schuppen zur Erde niederrieselte ... die Feuerstätte mit ihren prasselnden Scheiten, an denen das Feuer mit bläulichen Fühlern gierig entlang tastete, ehe es sie in seinem Schoße begrub ... darüber die dampfenden Fähnchen des leichtsinnigen Kindes, deren Blumenmuster den Herd mit einem bunten Kranze umschlang ... der zuckende Flammenschein, der ringsum emporschoß und wieder zusammensank, um wachsenden Schatten Platz zu machen ...

sein eigener Schatten vor allem, der sich riesengroß an der Wand in die Höhe reckte, ein schwarzes Beil in der Faust — wie ein düsterer Wächter ob allem, was geschah. —

Wie dieser Schatten, der lauernd das Beil zum Schwunge bereit hielt, war jene Schuld. Auf allen Wegen folgte sie ihm. Wo er war, war sie auch. Duldete sie doch nicht einmal, daß er in dieser Stunde das Geschehene vergaß.

Er sah nach der Uhr. Zehn Minuten nach elf. Noch immer ließ der Wagen nichts von sich hören.

Er erhob sich und schritt auf Zehenspitzen zur Thür hinaus und zum Damme empor, um Ausschau zu halten.

Als er an dem Schimmel vorüberkam, gewahrte er erschreckend, daß dessen rauchender Leib von Kälteschauern überrieselt wurde.

„Wie gut, daß man als Rittergutsbesitzer auf die Welt gekommen ist,“ dachte er, „wär' ich mein Knecht, so hätte mich diese Lodderei um Lohn und Brot gebracht.“

Eilends kehrte er um und fand in einem Winkel der Küche eine Flickendecke liegen, wie sie arme Leute statt des Teppichs zu benutzen pflegen. Mit ihr umhüllte er das zitternde Tier, nachdem er ihm mit der Schabracke Leib und Beine getrocknet hatte.

Alles war still und dunkel weit und breit. Nur jenseits des Stromes lohte es ab und zu wie Fackelschein, welcher kam und verschwand, um an andrer Stelle wieder aufzutauchen.

Nächtliche Krebsfänger, wie es schien.

Die Nebel hingen tief und schienen schwer auf dem Wasser zu lasten ... Bläulichweiße Fetzen hatten sich losgerissen und verloren sich nach dem Sternenhimmel zu, oder tauchten in das Buschwerk, das wie bei einer Ueberschwemmung schwarz aus einer milchigen Fläche emporwuchs. —

Von den nahen Gesträuchen kam ein mattes Rieseln: der Tau tropfte hernieder. —

Ihn schauerte in seinen feuchten Kleidern. „Gott sei Dank, daß ich sie da hab',“ dachte er und kehrte zum Hause

zurück. Als er leise über die Schwelle trat, war es ihm, als hörte er aus Herthas Munde seinen Namen. —

Ueberrascht blieb er stehn.

„Leo — mein lieber, lieber, lieber Leo.“

Das klang so innig, so erfüllt von scheuer, zögernder Zärtlichkeit, wie er es im Leben noch nie vernommen hatte.

Doch da wurde ihm auch schon die Lösung des Rätsels: Sie saß auf dem Holzklotz niedergebeugt, hielt den Kopf des Hundes zwischen ihren Füßen, die schon in Strümpfen und Holzpantoffeln steckten, und kraute ihm den Hals.

Er ärgerte sich und lachte — sie aber, ihn gewahrend, flog mit einem Schrei in die Höhe, als sähe sie sich auf böser That ertappt.

„Ich war ein rechter Dummkopf eben,“ gestand er lachend, „ich dachte schon, das galt mir.“

Eine neue Glutwelle schoß ihr in die Wangen, dann meinte sie mit ihrem Achselzucken: „Das fehlte gerade.“

„Mir fehlt's schon lange,“ erwiderte er, und sich zum Hunde wendend, fügte er hinzu: „Du hast es gut! Dein Herr wird en canaille behandelt, und du, Kanaille, wirst gehätschelt.“

„Onkel Leo,“ fuhr sie ihn blitzenden Auges an, „ich hoffe, daß du so ritterlich sein wirst, mich wenigstens heute in meiner hilflosen Lage nicht mit Hohn zu überschütten.“

„Aber mein liebes Kind,“ beruhigte er.

„Nenn mich nicht immer liebes Kind ... Ich bin nicht dein liebes Kind ... Ich bin dir so fremd wie — wie irgend wer ... Ich bin ein verlassenes, junges Ding, dem du in deinem Hause Gastfreundschaft gibst, weil du es da vorgefunden hast und nun schon nicht anders kannst ... Aber weil ich nun einmal dein Gast bin, so bitt' ich dich: Rede nicht mit mir ... geh fort ... überlaß mich meinem Schicksal ... ich werde mich schon wieder nach Hause finden ... Ich weiß ja auch nicht, wo ich sonst hin soll.“

Die Zähne zusammenbeißend stand sie gegen die Herd-

kante gelehnt und starrte in die Flammen, die ihren Goldglanz über das gelöste Haar und die nackten, braunen Arme breiteten.

Da übermannte ihn die Lieblichkeit des Bildes, das er sah. Er trat dicht vor sie hin, und indem er ihr lächelnd in die erstaunten Augen schaute, strich er ihr in begütigender Liebkosung zwei-, dreimal über Stirn und Wangen.

Reglos, mit halbgeöffnetem Munde starrte sie zu ihm hinauf. — Sie schien nicht zu fassen, was ihr geschah ... Wohl noch nie hatte ein Mann ihr die Wangen gestreichelt. —

„Was thu' ich dir denn, mein Herzenskind, mein liebes?" fragte er leise, indem er sich zu ihr niederneigte, „sag, was thu' ich dir, daß du so tobst und so verzweifelt bist?"

Sie wollte reden, aber der Mund gehorchte ihr nicht. Sie wollte sich wehren, aber die Arme sanken an ihr herab.

„Sieh mal," fuhr er fort, „ich freu' mich an dir in jeder Stunde, wo ich dich seh' — ich gewinn' dich lieber von Tag zu Tag — — du bist mir wie der Sonnenschein im Hause — aber du verbeißt dich in deinen Groll gegen mich, als wenn ich wirklich dein Erzfeind und weiß Gott was für'n Ungeheuer wäre."

Sie schloß die Augen und schwankte, als müßte sie umsinken und einschlafen.

„Und sieh mal," begann er von neuem, „daß ich dich ab und zu ein bißchen geärgert hab', das mußt du mir nicht übel nehmen. Von euch hat sich in der Zeit, daß ich weg war, jeder daran gewöhnt, zu thun, was ihm beliebt. Ich aber verlang', daß man mir Order pariert. Auch du, mein Herzenskind ... Und das ist ja auch gar nicht so schwer, denn ich verlang' ja nichts Böses von dir. Willst du? ... sag ja! — Bitte — thu's mir zuliebe."

Da sank sie auf den Holzkloß nieder, bedeckte das Gesicht mit beiden Händen und fing bitterlich zu weinen an.

„Wie drollig, so ein junges Menschenwesen,“ dachte er, „anstatt mir lachend an den Hals zu fliegen, wie ich's als braver Onkel verdiene, sitzt das nun da und heult.“

Er stellte sich neben sie und schaute auf sie nieder. Zögernd hob er die Linke — darf ich? dachte er — dann ließ er sie leise über ihren Scheitel gleiten, dessen feuchtes Haar im Glanze des Herdfeuers fuchsrot schimmerte.

Da umklammerte sie mit beiden Händen seinen Arm, schmiegte das Köpfchen daran und flüsterte immer noch schluchzend:

„Warum — bist du — so schlecht — zu mir gewesen?“

„Wann denn? . . . Ich bin dir ja immer gut gewesen, Kind.“

„Bist du — mir — wirklich — gut?“

„Gewiß, mein Kind.“

Er bückte sich und wollte sie auf die Stirne küssen, aber da sie in diesem Augenblicke den Kopf nach hintenüber bog, geschah's, daß ihre Lippen aufeinander zu ruhen kamen.

„Wie harmlos sie sich küssen läßt,“ dachte er.

Und dann plötzlich sprang sie auf und lief, so rasch ihre klappernden Pantinen es erlaubten, zur Thür hinaus.

Er fuhr sich mit beiden Fäusten ins Haar und rannte wie ein Besessener auf dem hügeligen Estrich der Küche hin und her.

Eine kindische, närrische Seligkeit brach aus seiner Seele. Ihm war zu Mute, als wäre er wieder fünfzehn Jahre alt und käme mit kurzem Jäckchen und langen Locken triumphierend von jenem ersten Rendezvous, auf welchem ihm Felicitas den ersten Kuß gegeben hatte.

Felicitas!

Wie ein Messerstich war der Gedanke an sie ihm durch die Seele gefahren. —

Aber dann lachte er hell auf und hob in stolzer Zuversicht die beiden Hände zur Decke empor. Ströme lauterer Jugendkraft waren mit dem Kusse des holden Kindes in seine Seele gedrungen.

Wenn er hoffen durfte, sich dieses junge Herz dereinst zu eigen zu machen, dann wurde alles wieder gut. Dann war die alte, langverjährte Schuld von selbst gesühnt. Dann erstarb im Glück, was jetzt sein Leben mit dumpfer Unruhe erfüllte und ihn sich selber zu entfremden drohte.

Starb dahin, wie das wirre, gierige Geflacker, das jetzt endlich in stillem Glühen zur Ruhe kam. —

Und wie er sich umdrehte, war auch der gespenstische Riese fort, der vorhin das Schattenbeil in seiner Faust gehalten hatte.

Ein weiches Träumen kam über ihn. Er stützte den Kopf in beide Fäuste, setzte einen Fuß auf den Leib des Hundes, der sich's, lang ausgestreckt, im Warmen wohl sein ließ, und starrte in die Kohlenglut. — Die Ahnung dessen, was sich gestalten wollte, lag wie eine kühle Hand friedebringend auf seinem Haupte.

Wohl eine Viertelstunde mochte er so gesessen haben, da schlug der Bernhardiner an.

Wagengerassel wurde laut, Rufe erschallten.

„Wie gut, daß sie nicht früher gekommen sind," dachte er, voll des Segens, den die letzte Stunde über ihn ausgeschüttet hatte.

Er schritt hinaus. Auf dem Damme hielt ein Leiterwagen, mit Menschen und Lichtern dicht besetzt, dahinter dunkel ein Herrschaftsfuhrwerk, aus welchem die Stimme der Mutter ihm thränenerstickt entgegenscholl.

„Gefunden!" schrie er ihr zu.

Der Jubel war groß — die Mutter kletterte aus dem Wagen — die fette Mamsell, welche auch dabei war, hob keuchend einen Packen trockener Kleider hinter ihr her.

Elly hatte natürlich Unsinn bestellt. Seit zwei Stunden irrten die Wagen von Dorf zu Dorf.

Die Mutter ging mit den Kleidern zu ihr hinein und bat ihn, draußen zu bleiben.

„Schilt sie nicht," raunte er ihr noch auf der Schwelle zu, „sie hat ihr Teil schon weg."

„Hast du's auch nicht zu arg gemacht?" rief sie erschrocken.

Er fühlte, daß er einen roten Kopf bekam, und sah an ihr vorbei.

Es dauerte lange, ehe man wiederkehrte — die Leute trampelten sich auf dem Damm die Beine warm — die Schnapsflasche kreiste — die Mägde ließen sich von den Burschen kitzeln und quieckten leise, wenn es zu arg wurde. Einer und der andre summte ein Lied ...

Er lehnte sich gegen seinen Schimmel ... Töne und Schatten zogen wie im Traum an ihm vorüber. —

Endlich — eine halbe Stunde konnte verflossen sein — da klinkte die Thür. An der Hand der Mutter erschien sie auf der Schwelle, den Kopf in wollene Tücher gepackt, einen weiten Wintermantel umgeschlagen. —

Die Leute wollten Hurra schreien, aber er verbat sich jeden Skandal. —

„Denk dir bloß," schalt Großmama, während die Herzensfreude ihr aus den Augen strahlte, „noch nicht einmal mitkommen hat sie wollen, die kleine Kröte. Erst als ich ihr versprochen hab', daß die Mamsell bei der kranken Frau bleiben würde, da ist sie so gnädig gewesen, folgsam zu sein."

Hertha hatte die Augen niedergeschlagen und lächelte träumerisch und befangen. Als sie in das Bereich der Laternen kam, sah er, wie ihr ganzes Angesicht in schweigender Erregung leuchtete. — Ihre Wangen schienen runder und ihre Lippen blühten.

„Welch liebliches Wunder," dachte er, „ein Weib, bevor es Weib geworden ist!"

Und als sie in ihrer Ecke wohlverwahrt saß, ging es heimwärts.

Er steckte sich eine kurze Pfeife an und ritt dampfend hinter den Wagen her. —

Ein leichter Wind hatte sich erhoben und trieb ihm die

Nebel sprühend ins Gesicht. — Die Heimchen schwiegen — eine große Stille lag über der Welt. —

Langsam ließ er die holden Bilder eines nach dem andern an sich vorüberziehn. Und das eine hielt ihn fest:

Wie ihre Lippen sich erwartungsvoll gerundet hatten, um den drohenden Kuß fügsam zu empfangen und kräftiger zurückzugeben.

Noch fühlte er ihn — doch fühlte er auch die hagern, dürftigen Formen ihres Leibes, den sein Arm umschlungen gehalten.

„Schäm dich!“ rief es in ihm, „verletze dies Kind nicht. — Treib keinen Knospenfrevel.“

XIV.

Als Leo gegen zwei Uhr morgens sein Schlafzimmer betrat und im Vorübergehen das Bett streifte, drang ihm vom Nachttisch her ein eigentümlicher Duft entgegen — ein Duft, den er kannte, und der vor Jahren oft genug an seinen Kleidern und an seinem Leibe gehangen hatte.

Und als er stutzend die Marmorplatte revidierte, fand er zwischen Büchern und Zeitungen ein elfenbeinfarbenes Briefchen liegen, auf dessen Rückseite in silbener Pressung eine Freiherrnkrone mit einer Taubenpost darunter sich erhob.

Die Handschrift war verstellt. Dennoch erkannte er sie auf den ersten Blick und — erbleichte. Mit zitternden Fingern erbrach er das Couvert.

Der Brief hatte folgenden Inhalt:

Leo!

Ich traue Dir, ich traue mir die Kraft zu, eine Begegnung zu ertragen. Ihr länger auszuweichen, wäre Feigheit. Es ist Zeit, daß wir uns über unsre Stellung zu einander und zur Außenwelt klar werden.

Ich werde Dich an jedem Morgen, an welchem der Nebel über dem Strome liegt, auf der Freundschaftsinsel erwarten ... Bei dem Haupte eines dritten, der uns beiden gleich teuer ist, beschwöre ich Dich: Komm! ... Dich ruft das Unglück.

Mit grellem Auflachen schleuderte er den Bogen von sich ... Der flog zwischen die Bettgardinen und blieb auf den Kissen liegen.

Das fehlte gerade! Hatte er darum mit sich gerungen, heiß und ehrlich, Tage und Nächte lang, hatte er darum dem Bannstrahl des Gottesworts, dem Appell an Mannesehre und Freundschaft, dem Mahnen des eigenen Gewissens stand gehalten, daß diese verstohlene Botschaft all seinen Trotz und sein Beharren über den Haufen werfen sollte?

„Aber was hilft's!" murmelte er dann, in plötzlicher Klarheit seine Lage überschauend, „ich werde mich doch wohl einfinden müssen."

Von Bereuen war darum noch keine Rede! Mochten alle Pfaffen der Erde sich mit allen hysterischen Weibern zum Rachebunde wider ihn verschworen haben — sich und seinem Vorsatz blieb er treu.

Nur in einem hatte Johanna recht: Wenn Felicitas die Würde ihres Hauses nicht zu wahren verstand, so war er der erste und einzige, um sie zu ihrer Pflicht zurückzuführen. Gab die gemeinsame Schuld ihm Macht über ihr schwaches, wandelbares Gemüt, so wäre es in der That Feigheit gewesen, wenn er diese Macht zu Ulrichs Wohle nicht hätte ausnutzen wollen.

Im übrigen konnte sie, eitel wie sie war, sein Fernbleiben ohne Mühe dahin deuten, daß er sich vor ihr fürchtete, daß er mit seinem Herzen noch nicht im reinen wäre und ihr die einstige Leidenschaft über all die Jahre hinaus in hündischer Treue aufbewahrt hätte.

Und nichts war lächerlicher, als ein solcher Gedanke.

In der That — niemals hätte er es für möglich gehalten, daß man im stande wäre, sich die Liebe zu einem Weibe, eine Liebe, die einstmals Raserei gewesen, so gründlich abzugewöhnen.

Nicht so viel — er blies über die Spitze seines Daumens — war davon hängen geblieben. — Seinetwegen durfte Ulrich ruhig schlafen!

Und dann erschrak er über diesen schmutzigen Einfall. Sein Blick glitt an der Wand empor. Tausendmal früher

wäre jener ebenhölzerne Kasten an die Reihe gekommen, in dessen Innerem ein paar unfehlbare Tröster etwaiger Gelegenheiten harrten.

Im Zimmer auf und nieder schreitend, begann er sich vorzudeklamieren, was er ihr alles sagen würde.

„Weib!“ würde er sagen, „hast du keinen Funken Schamgefühl im Leibe, daß du die Würde des besten, des edelsten Mannes in so kindischer Weise bloßstellst? Hat dich dein eigenes Schuldgefühl nicht gelehrt, das Leben von seinen großen Seiten zu fassen?“

Er kam gerade an dem Spiegel vorbei, als er das hersagte. Ein flüchtiger Blick des Wohlgefallens zeigte ihm, wie er hoch und herrlich dastehen würde in geläuterter Manneskraft und geprüftem Selbstvertrauen vor ihr — der schönen, lächelnden Sünderin.

„Dich ruft das Unglück,“ mit dieser hohlen Phrase schloß der Brief. — Hohl war das sicherlich. Denn die Verbannung des Kindes, das einzige, was einen Schatten auf ihr Dasein werfen konnte, floß ja aus ihrem eigenen, freien Entschlusse.

Der Zorn schwoll in ihm empor.

„Rede soll sie mir stehen!“ schrie er, und schüttelte die Fäuste.

Dann riß er in plötzlicher Atemnot ein Fenster auf und lehnte sich hinaus, die feuchtkühle Nachtluft einzusaugen.

Drüben im Eckflügel lagen die Zimmer der beiden Mädchen. Die jüngstverflossene Stunde fiel ihm ein. — Wie weit versunken war nun das alles! Er schloß das Fenster, verbrannte den Brief und entkleidete sich, denn er wollte versuchen, die zwei Stunden, die ihm noch übrig blieben, zu verschlafen. —

Als er wie gewöhnlich neben Uhr und Börse auch den Ring, den er trug, auf den Nachttisch legen wollte, stutzte er, denn ihn hatte er einst von Felicitas als Echange für den Brillanten, den er ihr verehrt, zum Geschenk erhalten.

Er betrachtete den schlichten Reif mit der Saphirplatte darin, durch deren Randfacetten ein Feuerwerk von hell- und dunkelblauen Lichtern brach; dann studierte er die Innenseite, wo neben beider Initialen das Datum eines großen, verhängnisvollen Tages geschrieben stand.

Durch die Gewohnheit des Tragens gedankenlos geworden, hatte er den Ring auch dann noch am Finger behalten, als der letzte Rest von Neigung zu seiner Geberin längst in ihm erloschen war.

„Jetzt wirst du ihn wohl ablegen müssen,“ sagte er sich. Wie leicht konnte sie ihre Schlüsse ziehen, wenn sie ihn morgen noch an seinem Finger sah. — Und er nahm sich vor, ihn in der Frühe für immer zu verschließen.

Als er sich ins Bett warf und den Kopf in den Kissen zurechtnesteln wollte, fuhr er erschrocken wieder empor, denn wie durch einen Spuk fühlte er sich ganz von dem Dufte eingehüllt, den vorhin der Brief der einst Geliebten ihm vor die Sinne gerufen hatte. Und dann erst besann er sich, daß er den Bogen vorhin ins Bett geschleudert hatte, und daß seine Spur am Linnen haften geblieben sein mußte.

Und ob er auch das Kissen umdrehte und schließlich hinauswarf, jener Duft — aus Iris und Opoponax gemischt — den wie ein Wahrzeichen ihres Lebens alles ausströmte, was in ihrer Nähe war, jener vermaledeite Duft wollte nicht weichen. Er quälte ihn mit schreckhaften Träumen und jagte ihn minutenweise in wüstes Erwachen zurück.

Um halb fünf klopfte die lange Stange des Thorwächters wie gewöhnlich an die Fensterscheiben.

Er schoß empor. Sein Kopf brannte. In den Schläfen stach und bohrte das aufgehetzte Blut. Die morgendliche Douche erfrischte ihn nicht. Gefühllos ließen die schlaffen Glieder das kalte Wasser an sich niederrinnen.

Das Wetter war günstig. Der Nebel dieser Nacht hing noch über dem Garten. Der Obelisk glich einem Schatten. Von den ferneren Bäumen keine Spur. Er brauchte nicht

zu fürchten, von Uhlenfelde aus gesehn zu werden, wenn er sich im Boote der Insel näherte.

Wozu also zaudern?

Eine Viertelstunde später galoppierte er unter den triefenden Bäumen des Landweges dahin. Er mußte den Umweg über Wengern wählen, denn in dem einzigen Fahrzeug, das an der Landungsstelle lag, war ja Hertha gestern davongefahren.

Er ließ das Pferd im Vorwerk und schritt schwerfällig zur Fähre hinunter.

Noch war ihm nicht klar geworden, was er that. Daß er in der nächsten Stunde dem Weibe gegenüberstehn sollte, welches das Schicksal seines Lebens geworden war, erschien ihm unfaßbar und gleichgültig trotzdem. — Wie ein Schlafwandler ging er dahin. Nur ein dumpfer Druck im Schädel, eine quälende Enge auf der Brust sagten ihm, daß dieser Weg ihn großen und unabsehbaren Ereignissen entgegenführte. —

Der alte Jürgens war außer sich vor Staunen, als er seinen Gebieter in aller Herrgottsfrühe zu Fuße daherkommen sah. Mit geschwätziger Hast bereitete er ihm das Boot, gab allerhand gute Lehren und Warnungen mit auf den Weg und ließ den morschen Kadaver bis an den Bauch ins Wasser sinken, um dem gnädigen Herrn einen bequemen Abstich zu sichern. Aber das blanke Thalerstück, das ihm beim Abschied in die Hand fiel, hätte er sich doch nicht träumen lassen. Jetzt erst kannte er seinen Dienst. Jetzt hieß es wieder wie in früheren Zeiten: „Maul halten!“

Als Leo mitten im Nebel auf der grauen, quirlenden Wasserfläche dahintrieb, spannte sich der Druck, der bisher auf seinem Scheitel gelastet hatte, wie ein eiserner Ring so fest um seine Stirn, als wollte er ihm die Hirnschale zusammenpressen. Seine schlaffen Arme hatten kaum mehr die Kraft, die Ruder festzuhalten.

Fast willenlos ließ er sich stromabwärts treiben.

Rings um ihn wogten und wallten die wassergetränkten Dünste — hoben sich, wiegten sich wie Gallertmassen, die ein unsichtbarer Stoß erschüttert, und ließen sich wieder sinken ... Hie und da bahnte sich die Sonne schwefelgelbe Lichtwege durch das milchige Dickicht, schnitt leuchtende Kreise auf der Wasserfläche aus und wurde von schwankenden Nebelwänden wieder zurückgedrängt ... Das Wasser schien gärend emporzusteigen ... Ueberall schwammen kleine Bläschen, die von kreisenden Wirbeln in die Runde getrieben wurden.

Die Ufer waren verschwunden, nur auf der Halewitzer Seite tauchten von Zeit zu Zeit Schilfbündel in phantastischer Höhe aus dem grauen Dunst hervor.

Aus der Ferne kam ein kurzes, schrilles Läuten, wie von geborstenen Schlittenglocken ... Auf Uhlenfelde wurde zum Frühstück gerufen ... Die Uhr war sechs ...

„Was für kuriose Sitten muß sie für sich eingeführt haben," dachte er, „wenn sie um diese Stunde nicht bloß einmal, sondern so und so viel Tage nacheinander einfach verschwinden darf!"

Er reckte sich, gähnte und ließ kaltes Wasser über sich hinspritzen. Lähmend wie eine Kettenlast lag die Erwartung auf seinen Gliedern. Dann begann er allmählich frischer zu werden. Der Ruderschlag trieb den Blutstrom rascher durch seine Adern. Und der erste Gedanke, den die wiederkehrende Lebenskraft in ihm erweckte, war:

„Kehr um!"

Doch das war ja Wahnsinn! Eher mußte er es als ein Glück empfinden, daß diese Zusammenkunft auf so zwanglose Weise zu stande kam. Er hatte nicht nötig, Uhlenfelder Boden zu betreten, brauchte Ulrich gegenüber keine Ausflüchte zu suchen und blieb in Zukunft frei, wie er gewesen war.

Mit ganzer Macht ließ er die Ruder ausgreifen, so daß hinter ihnen schäumende, gurgelnde Strudel sich in die Tiefe bohrten.

Ulrichs Ruhe, Ulrichs Glück — das war ein Ziel, dessen man sich nicht zu schämen brauchte.

Als er etliche Minuten später sich umwandte, sah er die Nebelwand am Kiel durch einen dunklen, urnenartigen Schatten, der turmhoch in die Höhe wuchs, in zwei Teile gespalten.

Mit jähem Satze fing ihm das Herz zu schlagen an. „Du thust ja gerade, als wärst du noch in sie verliebt,“ sagte er und versuchte sich auszulachen.

Das Boot fuhr schrammend auf den Sand der Landungsstelle, der einzigen, welche das Eiland bot, dessen Ufer, von der Strömung halb unterfressen, sich steil aus dem Wasser emporhoben und nur durch das verfilzte Wurzelgeflecht in ihrem Bestande geschützt wurden.

Hier hatte ein Quell, welcher das Inselchen in zwei annähernd gleiche Teile trennte, eine winzige Buchtung ausgehöhlt, deren stilleres Wasser zwei oder drei Booten Unterschlupf zu bieten vermochte. —

Eine schmale, weißleuchtende Sandbank, über welche ein mächtiger Baldachin von Erlenzweigen sich wölbte, bildete ein liebliches Winkelchen, an dessen Spitze der Quell mit Murmeln und Schwatzen herniedergerieselt kam, um sich innerhalb eines Schaumkranzes mit dem Wasser der Bucht zu vereinen.

Leos erster Blick fiel auf das schneeweiße Boot, das mit einer langen, blanken Kette über den Sandstreifen hinweg um eine Erlenwurzel geknotet war.

Also ... sie wartete auf ihn.

Das Dunstgewölk, das zwischen den triefenden Zweigen umherstrich, um sich jenseits der ersten Stämme zu reglosen Schleiern zu verdichten, hüllte das Innere in undurchdringliches Grau. Selbst von dem Tempel war nichts zu sehn.

Langsam schritt er am Rinnsal entlang auf Trittsteinen, die wuchernde Farnwedel halb verdeckten, zur Höhe empor. Das Unterholz war ganz verwildert und bildete dichte Heckenwände, durch welche ein schmaler Pfad hindurchgebrochen war.

An einem der Aestchen hing ein blaues Seidenband. Halb gedankenlos steckte er es in die Tasche.

Dann lichtete sich das Dunkel. — Nach dem Rasenplatze, der inmitten des Busches auf der Inselhöhe gelegen war, hatte das Brombeergesträuch, das mit seinen dornigen Ranken den Waldboden fast ganz bedeckte, seine ersten Ausläufer vorangeschickt. Blauschwarz und rosa schimmerten die reifenden Beeren unter dem Blätterdache hervor. Dicke Tropfen hingen am Dornengezweig.

Nicht fern vom Rande der Lichtung lag der alte Opferstein.

Tief aufatmend machte er neben ihm Halt und strich mit der bebenden Hand über die verwitterte Fläche, in deren Vertiefungen purpurrote Flechten sich eingenistet hatten — wie Tropfen verspritzten Blutes anzuschaun.

Sein Auge suchte den Tempel, der, einem überdachten Grabdenkmale gleichend, mit seinen zwei Giebelsäulen und der Statuengruppe dazwischen, sich aus den Nebelmassen heraushob.

Dort, an den Sockel gelehnt, kauerte auf den Stufen fröstelnd eine Frauengestalt, die bei seinem Nahen langsam das Haupt erhob und es nach einem kurzen, traurig-scheuen Blicke in die gespreizten Hände zurücksinken ließ.

Aber dieser einzige Blick hatte ihm gesagt: „Sie ist die gleiche geblieben.“

Unter der Kapuze des Waterproof, die sich so dicht um Stirn und Wangen zusammenschnürte, daß sich von ihrem Blondkopf nur hie und da ein verlorenes Löckchen über den Rand hinwegringelte, hatte dasselbe süße, bleiche Gesicht, das einst seine Sinne in seligem Rausche gefangen gehalten, mit denselben rätselhaft verschleierten Blauaugen und demselben Leidenszuge um die Mundwinkel ihm entgegengeleuchtet.

Sie drückte sich enger gegen den Sockel und machte keine Miene, sich zu erheben, als er entblößten Hauptes vor sie hintrat.

„Felicitas!“ rief er sie an. Seine Stimme klang hart

und drohend — ein wenig härter vielleicht, als er beabsichtigt hatte.

Ein thränenloses Schluchzen, das den schmiegsam rundlichen Leib erbeben ließ, gab ihm die Antwort. Ohne aufzuschauen, löste sie die Linke von ihrem Gesicht und streckte sie langsam gegen ihn aus ... In schlaffem, hilflosem Suchen tastete diese Hand nach jener andern, die da kommen sollte, sie zu ergreifen und festzuhalten.

Allein die Absicht, sie in freundschaftlicher Weise zu begrüßen, lag ihm fern — und die Hand sank, ohne einen Halt gefunden zu haben, wie ein flügellahmer Vogel auf den Boden fällt, in ihren Schoß zurück.

„Du hast mich zu sprechen gewünscht, Felicitas," sagte er.

Da ließ sie auch die Rechte von ihrem Angesichte sinken, und der feuchte, vorwurfsvolle Blick, der sich zu ihm emporwandte, fragte ihn: „Hab' ich das um dich verdient?"

„Sie hat doch gealtert," dachte er bei sich, indem er sie genauer betrachtete. —

Ein wenig ramponiert sah sie aus. Wohl tauchten die Linien ihres Ovals in zarter, ungebrochener Frische nach dem runden Kinne nieder, wohl leuchtete die Stirn in milchiger Reinheit, mädchenhaft umspielt von dem vorquellenden Gekräusel, doch von den äußeren Augenwinkeln streckten sich zierliche Katzenkrallen bis über den Ansatz der Wangen hin — der Mund schien tiefer herniedergezogen, und in der Linie der Brauen saß ein schmaler, sorgfältig gerundeter Strich von blonder Fettschminke, an dem sich der Nebel in einer Kette kleiner, glänzender Tautröpfchen festgesetzt hatte.

„Merkwürdig," wiederholte er den Gedanken dieser Nacht, „wie man sich doch die Liebe zu einem Weibe so gründlich abgewöhnen kann;" — und dann sagte er noch einmal: „Felicitas, du hast mich zu sprechen gewünscht."

Leise und zaghaft erhob sie ihre Stimme. „Du, Leo, hattest diesen Wunsch wohl nie?" fragte sie.

„Nein," erwiderte er schroff.

Um ihre Mundwinkel zuckte ein schmerzliches Lächeln, das ihm, so gut er sich gewappnet fühlte, einen Stich in die Seele gab. Er durfte strenge, doch durft' er nicht roh mit ihr verfahren.

„Du mußt mich recht verstehn, Felicitas,“ fuhr er in weicherem Tone fort. „Wir sind nicht hergekommen, um Süßholz zu raspeln oder in der alten Asche herumzuwühlen. Hier heißt es ernst und offen sprechen, wenn's auch noch so weh thut — und ich habe die Absicht, dir sehr weh zu thun.“

Sie atmete tief auf. Diese unumwundene Kriegserklärung schien sie zu beruhigen. Dann senkte sie demütig das schöne Haupt.

„Vor allem eins,“ fuhr er fort, „damit sich kein Mißverständnis in unsern Verkehr einschleichen kann ... Hast du verschmerzt, was einmal zwischen uns geschehn ist?“

„Ich verstehe dich nicht,“ sagte sie leise.

„Hast du — hast du — kurz und gut — fühlst du noch einen Funken Neigung für mich?“

Sie schloß die Augen und schüttelte den Kopf — müde und langsam wie eine Kranke.

„Du kannst ganz ruhig sein,“ sagte sie dann, noch immer mit halb geschlossenen Lidern, „ich verabscheue keinen Menschen auf der Welt so sehr wie dich.“

„Das hätt'st du nun gerade auch nicht nötig,“ erwiderte er mit gezwungenem Auflachen. „Was zwischen uns geschehn ist, ist wie mit Naturnotwendigkeit geschehn, nachdem wir erst einmal so weit — —“

Er schwieg, dunkel fühlend, daß ihm sein Konzept in Unordnung geriet.

Und dann raffte er sich wieder zusammen und fuhr fort:

„Es handelt sich jetzt nicht um das, was war, sondern um das, was ist ... und ob du mich verabscheust oder nicht, ist ganz egal ... Da ich hier bin, nehm' ich mir das Recht, dir ein paar Fragen vorzulegen ... die hast du mir zu beantworten, denn ich stehe hier als der Freund deines Mannes.“

Sie lächelte, in ihr Schicksal ergeben, zu ihm hinauf. „Frage nur," flüsterte sie.

„Ist es wahr, was sich der Klatsch im Kreise erzählt, daß du Ulrich — daß du Ulrich — betrügst?"

Ruhig, sanft, ohne den verschleierten Blick von seinem Angesicht zu wenden, erwiderte sie: „Ja!"

Ihm war, als ob das Mauerwerk des Sockels, an den sie sich lehnte, zu schwanken begänne. Zorn und Grauen schüttelten ihn. Indem er die gespreizten Finger nach ihr ausstreckte, rief er würgend ihren Namen.

Sie faltete matt lächelnd die Hände und sagte: „Ich betrüg' ihn täglich und stündlich, Leo ... mein Leben ist Lug und Schande geworden ... Ulrich hat die Hölle an meiner Seite."

„Wer ist der Schurke?" knirschte er. „Nenn mir seinen Namen ... Du gehst nicht lebendig weg, wenn du mir nicht seinen Namen nennst."

„Warum sollt' ich nicht?" erwiderte sie immer mit demselben rätselhaften Lächeln. „Leo Sellenthin heißt er."

Mit tiefem Aufatmen ließ er sich gegen die Seitenwand des Tempels fallen. Sie spielte also nur Komödie mit ihm. Gott sei gelobt! Gott sei gelobt!

„Höre, Felicitas," sagte er dann, „ich bin zwar nicht hier, um mit mir herumulken zu lassen — aber du sollst meinen Namen doch nicht umsonst genannt haben. — Darum beantworte mir jetzt die Frage: Wie hast du es wagen können, zu der Zeit, als ich so gut wie verschollen war, mit Verschweigung dessen, was — wir wissen schon, was — Ulrichs Frau zu werden?"

Ihr Lächeln verklärte sich. Es schien fast, als weidete sie sich an seinem Zorne. Aber sie schwieg.

„Mußtest du nicht fürchten," drohte er, „daß ich dich umbringen würde für diesen Betrug — wenn ich mal zurückkam?"

„Ich hoffte es," flüsterte sie und hob die gefalteten Hände ein wenig von ihrem Schoße.

„Felicitas," erwiderte er, „ich warne dich ... laß die Mätzchen ... bei mir kommst du damit nicht durch. Noch einmal frag' ich dich: wie durftest du Ulrich —"

Da hob sie die Hände vollends zu ihm empor und flehte: „Schilt mich nicht — bitte — schilt mich nicht!"

„Also steh Rede!"

„Ich will ja alles — alles sagen!" beteuerte sie, „wenn du nur ein wenig Geduld mit mir hättest! ... Willst du das, Leo?"

„Aber ja doch — ja!"

„Sieh nur — damals — ich muß es dir ja gestehn — wenn es mir auch noch so schwer fällt — damals war meine Liebe zu dir noch nicht aus dem Herzen gerissen! ... Und, da es doch — siehst du — unmöglich war, daß wir je zusammenkommen konnten nach Rhadens Tod —"

„Warum war es unmöglich?" unterbrach er sie. „Hab' ich dich nicht in jener Nacht nach dem Duell auf den Knieen beschworen, mit mir zusammen zu fliehn? — Warum sollten wir nicht drüben in Amerika oder sonstwo am andern Ende der Welt ein neues Leben beginnen können, wenn wir es mit unsrer Liebe ernsthaft meinten? ... Ich war entschlossen, dir alles zu opfern — aber du — — na, das ist ja vorbei! — Schweigen wir drüber ... Da es unmöglich war, daß wir zusammenkommen konnten, sagtest du."

„So wollt' ich wenigstens eines," gestand sie — „sieh mich nicht an, bitte — wenigstens in deiner Nähe bleiben wollt' ich."

Er faßte das Entsetzliche nicht, das er vernahm.

„Als Ulrichs Frau?" stammelte er, „Felicitas, besinn dich, was du sprichst ... Als Ulrichs Frau?"

Sie schüttelte lächelnd den Kopf. „Nicht doch!" flüsterte sie. „Denke nicht so niedrig von mir. Nichts weiter wünscht' ich mir, als dich bisweilen zu sehn — und deine Stimme im Ohr zu haben — und mich an deinem alten Lachen zu erquicken ... Denn vergiß nicht: damals liebt' ich dich noch! ... Wenn ich sündigte, so geschah es aus Liebe zu dir ... Schilt mich deswegen, wenn du es kannst."

Nein, er konnte es nicht. Die Schwester hatte recht behalten: es war nicht leicht, den Richter zu spielen, wenn man mit auf die Sünderbank gehörte.

„Lassen wir also jene Zeit ruhen," sagte er nach einem Schweigen. „Ich habe meine Antwort ... Mehr wollt' ich nicht ... Aber wir sind noch nicht zu Ende ... Jetzt kommt die Gegenwart an die Reihe! ... Ist es wahr, Felicitas, daß du dich mit so und so viel Anbetern umgeben hast — und es leidest, daß dir in Ulrichs Hause der Hof gemacht wird?"

„Ja," erwiderte sie, aufs neue ihr ergebungsvolles Lächeln annehmend.

„Ist es wahr, daß du dir galante Briefe schreiben läßt und darauf antwortest?"

„Ja!"

„Und trotz alledem — — Felicitas —?"

„Trotz alledem, Leo!"

Er fühlte von neuem, wie die Wut ihn übermannte. Ihm war, als sollte er darin ersticken. Er mußte an sich halten, um nicht auf sie loszustürzen, sie, die ruhig dasaß und in ihrer wehrlosen Lieblichkeit zu ihm emporlächelte.

„Mein Gott, so rede doch!" stöhnte er.

„Du hast mich gefragt — ich habe dir geantwortet ... Was soll ich mehr?"

„Rechtfertigen sollst du dich."

„Ich habe mich nicht zu rechtfertigen. Willst du mich töten — hier bin ich. Mein Elend ist so namenlos, daß mir der Tod nur eine Wonne sein würde."

Und sie lächelte noch immer. — Wenn sie heuchelte, würde sie weinen, so folgerte er.

„Aber erzählen will ich dir alles," fuhr sie fort, „will dir beichten, wie ein Verbrecher dem andern, der auf der Galeere an ihn angeschmiedet ist ... Denn so angeschmiedet bist du mir, Leo ... durch unsühnbare Schuld ... in Sünde und in Thränen."

Sie war aufgestanden und hatte die Arme ein wenig erhoben. In vollendeter Plastik — Magdalena, die Büßerin — so stand sie da.

Ein Schauer, aus Grauen und Bewunderung gemischt, lief ihm über den Leib.

Er wußte, daß es Romanphrasen waren, in denen sie sprach, aber diese Phrasen packten und schüttelten ihn, daß der Kopf ihm wirbelte.

Sie war einen Schritt auf ihn zu getreten. Kreidebleich, mit wogender Brust und zuckendem Munde stand sie ihm gegenüber.

„Also ich wurde sein Weib," begann sie. „Als ich zum erstenmal in seinen Armen lag, bekam ich Krämpfe. Ich glaubte zu sehen, daß du, Leo, mit angelegter Pistole neben dem Bette standest und auf meine Stirn hinzieltest ... Und diese Vision verließ mich erst, als ich wieder allein war. — So ist es gekommen, daß er nicht viel Freude an unsrer Ehe erlebt hat ... Unglücklich ist er geworden, wie ich es bin. — Aber sein Unglück erscheint mir wie himmlische Seligkeit, wenn ich es mit den Qualen vergleiche, Leo, in denen ich gerungen habe — hilflos und rettunglos — wie ein Fisch, der im Sande liegt und der langsam verendet ... Meine Liebe zu dir, Leo, hatte ich bis dahin als ein Heiligtum still in meinem Herzen gepflegt. Die fing nun an, sich in eine nagende, bohrende Angst zu verwandeln. Nichts wie Angst, Leo, wo ich auch hinsah ... Angst vor dir — Angst vor ihm — Angst vor Johanna — Angst vor der ganzen Welt ... Schon als Braut hatte ich einen solchen Anfall gehabt. Da war mir gewesen, als ob die Briefe an dich —"

„Ich weiß," unterbrach er sie, „Johanna hat mir alles erzählt."

Sie neigte schmerzvoll das schöne Haupt.

„O, jetzt weiß ich, wer dich gegen mich hetzt," flüsterte sie. „Aber sie hat recht. Ich bin ganz so schlecht, ganz so verderbt, wie ihr Haß mich ausmalt."

Er für sein Teil las aus allen diesen leidenschaftlichen Selbstanklagen nur den einen Vorwurf heraus, den seine Schwester ihm prophezeit hatte, den Vorwurf: „Du trägst die Schuld!“

„Schmäh dich doch nicht,“ sagte er, zugleich sich selber Zuversicht einredend, „es wird so schlimm nicht sein.“

Sie seufzte tief auf und lehnte ihren Kopf in wohligem Ermatten gegen die Füße der weißen Jünglingsgestalt, die ihr zunächst auf dem Sockel stand.

„Hab Dank für dies Trostwort,“ sagte sie, wie eine Träumende leise vor sich hinredend. „Es ist das erste, das sich seit Jahren zu mir verirrt hat ... denn wem durfte ich meinen Jammer klagen, und meine Angst und meine Reue? ... Selbst die Verdammten in der untersten Hölle haben doch ihre Gefährten — ich hatte keinen ... Und nun fragst du mich, wie ich es mitten in meinem Unglück hab' übers Herz bringen können, ein albernes, frivoles Spiel zu treiben und zu dulden, daß sich fremde Männer an mich heranwagten? ... Ich könnte dir einfach erwidern, daß ich mich in einem Taumel von Zerstreuungen habe betäuben wollen ... Es liegt das ja so nah und bietet einen schönen Deckmantel ... Aber ich wag' nicht, dich zu belügen ... Sieh, Leo — als meine Liebe zu dir bis auf das letzte Fünkchen erloschen war — erloschen in Furcht und in Reue — da verlor ich meinen letzten, meinen einzigen Halt ... Ich verzweifelte an allem Guten in mir, und eine Stimme schrie mir zu täglich und stündlich: Nun sinke nur weiter auf der abschüssigen Bahn — deinem Schicksal entgehst du nicht. Wenn man mir Liebesworte ins Ohr sagte, zwang ich mich zu einem Lächeln, ob mir auch dabei ein Schauder über den Leib lief ... Nachts weint' ich — tags lacht' ich ... Meine Launen erfüllt zu sehen, schien mir noch das einzig Wertvolle am Leben ... So trieb mich ein Stachel, den ich immerzu bohren fühlte, weiter und weiter in die Selbstverachtung hinein ... Manchmal, wenn ich bemerkte, wie Ulrichs Augen sorgend auf mir ruhten, — dann war's mir,

als müßt' ich mich ihm zu Füßen stürzen und ihn anflehen: Rette mich, rette mich! ... Aber dann stand das Phantom meiner Schuld — unsrer Schuld, Leo, das stand da — riesengroß und fürchterlich dicht hinter mir und rief mir ins Ohr: Wenn du dich auch selbst zum Opfer bringst, deinen Genossen, den darfst du nicht verraten ... Und so hab' ich denn die Last weitergeschleppt — die fürchterliche Last des Schweigens ... Ein Wunder ist's, daß mein Leib die eheliche Treue gewahrt hat — daß ich heute nicht als eine Verworfene vor dir stehe ... Jede Laune hätte mich in den Abgrund stürzen können ... So ganz verzweifelte ich an mir."

Sie schwieg und preßte die Stirn gegen die Sockelkante, während sie sich mit emporgestreckten Händen an einem der Jünglingsfüße aufrecht hielt ... Wie eine Hüterin des Freundschaftsbundes, dessen Symbol sie umklammerte, sie, die sein Dämon geworden war.

Die Sonne begann den Nebel zu durchbrechen ... die Lichtung lag als goldig schimmernde Schale da, aus welcher der Opferstein im Glanze des Taues glitzernd wie eine Riesenperle sich erhob ... Grellfarbige Falter flatterten an den Säulen vorüber, und aus den Wipfeln tönte von Zeit zu Zeit eine spätsommerlich matte Vogelstimme ... Die Quelle, die wenige Schritte von der Tempelwandung entfernt, aus dem Erdreich hervorsprudelte, ließ einen leisen, kichernden Laut hören — dann eilte sie geschwätzig zu Thal — eine hohnlachende Zeugin des traurigen Gesprächs.

Leo ließ keinen Blick von der einstig Geliebten.

Vollkommen ratlos stand er ihr gegenüber ... Von Schelten und Ermahnen konnte nicht mehr die Rede sein, wo es zu helfen und zu retten galt ... Doch was konnte, was durfte er für sie thun, ohne Schuld auf Schuld zu häufen und neuen Betrug in das Haus des nichtsahnenden Freundes zu tragen?

„Lizzie," sagte er mit weicher Stimme, „du hast mich herbestellt ... Was willst du von mir?"

„Das fragst du, Leo?"

„Ich frage, weil ich es nicht weiß."

„Warum bist du mir ausgewichen? Warum hast du das arme, unschuldige Kind als Vorwand gebraucht, um dich an Uhlenfelde vorbeizuschleichen? Ich hab' dich früher mutiger gekannt, Leo!"

Das gab der Sache freilich eine ungeahnte Wendung.

„Ich habe einen Verkehr zwischen uns nicht mehr für möglich gehalten, Lizzie," sagte er, „unsrer beiden wegen gerad so wie wegen deines Mannes und wegen der Welt. Denn — was soll die Welt von dir sagen, wenn sie uns wieder freundschaftlich verkehren sieht?"

„Die Frage hättest du ruhig mir überlassen können," antwortete sie und sah mit ihrem stillen Lächeln vor sich nieder.

„In dieser Sache hab' ich für dich zu sorgen wie für mich," erwiderte er. „Vor allen Dingen aber hab' ich aus Ulrichs Worten schließen müssen, daß du selbst nur mit Grauen an ein Begegnen mit mir gedacht hast. Du hattest doch sogar von ihm gefordert, daß sein unschuldiger Verkehr mit mir aufhören sollte."

„Was konnte ich thun," erwiderte sie, „nachdem du dich so lieblos über mein Kind geäußert hattest?"

„Lieblos? Felicitas, besinn dich, was du sprichst. Auf dein Kind selber hab' ich Rücksicht genommen. Sollt' es mich lieb gewinnen, um mich später hassen zu lernen? Mich — und dich mit?"

„Und doch hattest du die Absicht, es mit mir nach Amerika zu nehmen," erwiderte sie hartnäckig.

„Das war doch ganz was andres, Lizzie. Dort hätt' es ja nie erfahren, wer ich bin ... Es hätte mich als Vater betrachtet und damit gut! ... Aber hier, wo jede Dienstmagd — aber, mein Gott, wozu red' ich viel? Du hast das ja alles selber längst bedacht, indem du es so weit weggabst."

„Das Kind ist fort," entgegnete sie leise. „Ich bete und weine jede Nacht, aber es steht dir nicht mehr im Wege."

Erschreckend fuhr er in die Höhe. „Darum, Felicitas?“ stammelte er, „darum also?“

„Wenn du mich eine schlechte Mutter schelten willst,“ sagte sie, „thu, was du willst, — ich bin dir preisgegeben.“

Sie faltete die Hände über dem Schoße und sah in rührender Hilflosigkeit vor sich hin ins Leere.

„O, es hat mich einen schweren Kampf gekostet,“ fuhr sie fort, wie mit sich selber redend. „Jede Nacht ist mein armer Junge mir im Traum erschienen — eiskalt ist mir geworden, wenn ich ihn so blaß und elend vor mir sah. — Aber er ist jung, hab' ich mir gesagt — er wird sich durchkämpfen — er wird leben und glücklich sein ... während ich ... sieh, Leo ... ich weiß wohl ... ich kämpfe nun meinen letzten Kampf ... Ich kann die Qual zu schweigen nicht mehr ertragen ... die Reue erwürgt mich ... Hätt' ich das Kind bei mir gelassen und dich entbehren müssen, dich, den einzigen, der mir helfen und raten und Trost zusprechen kann, Leo, was wär' mir übrig geblieben, als mich in den Strom zu stürzen? Denn im Tode, sagt man, fällt das Schweigen nicht schwer.“

In ihm kämpften Rührung und Argwohn ... Wenn sie ihm Opfer wie dieses zu bringen im stande war, so hieß das nichts weniger als: „Ich liebe dich — ich liebe dich noch immer.“

Sie erriet seinen Gedanken.

„Du mußt mich nicht mißverstehen,“ begann sie von neuem, „und etwa glauben, daß ich dich tückisch an mich locken will. Sieh mich an, Leo. Ich bin ganz aus Lug und Trug zusammengesetzt ... mein Gesicht ist wie eine Larve zum Verblenden ... und in meiner Seele haust die Hölle. Aber so wahr ein Gott im Himmel lebt, — so wahr Ulrich uns beiden heilig ist —“

„Ist er's?“ fragte er, einen Schritt auf sie zutretend.

„Ja!“ Freiwillig erhob sie die Finger zum Schwure.

Ernst und rein blickte ihr Auge.

„So gib mir die Hand,“ sagte er.

Sie legte die Schwurfinger ruhig in seine Rechte. Dabei fiel ihr Blick auf die Saphirplatte.

„Leo,“ sagte sie mit einem wehmütigen Lächeln, „ich freue mich, daß du meinen Ring noch trägst.“

Er fuhr zusammen. Diese fatale Gedankenlosigkeit! Anstatt ihn zu verschließen, hatte er ihn heute früh wie immer an den Finger gesteckt.

„Erschrick nicht,“ fuhr sie fort. „Der arme Ring hat nichts verbrochen ... Trag ihn ruhig weiter. Früher ist er uns ein Sinnbild der gemeinsamen Sünde gewesen, fortan soll er uns sagen, daß wir eins sind in der Reue über das Geschehene ... und wenn wir selbst nicht glücklich werden können, so wollen wir doch einen andern glücklich zu machen suchen, der uns teuer sein muß, wie wir uns selbst.“

„Das war brav gesprochen, Felicitas,“ sagte er, „und hältst du fest daran, so wird noch alles gut werden.“

„Wenn du mir hilfst, dann gewiß.“

Er wußte wohl, was sie verlangte. Es war dasselbe, was der Pfarrer und Johanna von ihm verlangt hatten. Er fühlte sich mürbe geworden. Wenn sie alle gleichen Willens waren, wenn es nach ihrer Ueberzeugung nur einen einzigen Weg der Sühne gab, so mußten sie wohl recht haben.

„Nichts bereuen,“ war bislang sein Wahlspruch gewesen. Aber schließlich brauchte er ihm ja nicht untreu zu werden, wenn er in geläuterter Kraft das Haus des Freundes wieder betrat, um den Sonnenschein zu bringen, der dort fehlte.

Und wie er noch zaudernd überlegte, sah er plötzlich das Weib zu seinen Füßen liegen.

Die Kapuze war ihr in den Nacken hinabgeglitten. Das wirre Blondhaar, von einem blauen Bande kaum gebändigt, umgab in leuchtenden Locken und Löckchen das blasse, traurigschöne Angesicht.

Erschrocken neigte er sich nieder, sie zu erheben. Aber sie wehrte sich.

„Laß mich deine Kniee umfassen,“ flehte sie, „nicht eher will ich aufstehn, als bis ich weiß, daß ich nicht mehr elend und verlassen bin in meiner Sünde, daß du bei mir stehn willst, wenn die Reue mir das Herz zerfleischt — damit ich nicht länger schweigen und verzweifeln muß.“

„Ich will, Felicitas,“ sagte er, „steh nur erst auf.“

Ihre Hände tasteten sich nach den seinen empor. „Wann wirst du kommen?“ fragte sie flehend.

„Wann du willst!“

„Komm heute!“ bat sie. „Er verschmachtet nach dir!“

„Seit wann ist er zurück?“

„Seit drei Tagen. — Sag ihm, du wollest eine Unterredung mit mir. Weiter nichts. Wirst du kommen?“

„Ja. Ich werde kommen.“

Ein Schauder der Freude ließ sie erbeben.

„So versprech ich dir,“ schloß sie, sich aufrichtend, „daß ich dich nicht länger als meinen Todfeind betrachten will — und daß ich streben werde, dir nichts als Glück und Freude zu bereiten.“

„Auf mich kommt's nicht an,“ erwiderte er. „Aber Ulrich — wirst du Ulrich glücklich machen?“

Sie zuckte leise zusammen.

„Ich werde!“ sagte sie tonlos.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Zehn Minuten später stieß das weiße Boot von der Landungsstelle.

Leo, im Gebüsch verborgen, schaute ihm nach.

Sie grüßte ihn nicht mehr, sie sah sich nicht mehr suchend nach ihm um, und er fühlte sich ihr dankbar deshalb.

Als sie drüben landete, schien es ihm, als sänke sie für einen Augenblick kraftlos oder weinend vor der Ruderbank zusammen.

Nachdenklich kehrte er zum Tempel zurück. Der Nebel hatte sich verzogen. Darum mußte er wohl eine Stunde oder mehr sich auf dem Eiland versteckt halten.

Warmer Vormittagssonnenschein lag auf der Lichtung. Breitflüglige Wespen umkreisten mit leisem Surren die Brombeerfrüchte ... Eine Blindschleiche kroch träge über das halbtrockene Gestein.

Von den Halewitzer Feldern her drang von Zeit zu Zeit ein fröhlicher Aufschrei, der langsam in den Lüften verrollte. Pflüger waren's, die unweit des Stromes arbeiteten.

Dort war sein Reich. Dort seine Arbeit und sein Glück.

Von dumpfer Unruhe gejagt, lief er vor dem Tempel hin und her, dessen Statuen mit ihrem starren Lächeln gleichmütig auf ihn niederschauten.

Der weiche Sandstein, aus dem sie gemeißelt waren, hatte angefangen zu verwittern. Die blühenden, vollen Jünglingsgesichter waren runzlig geworden und zeigten Höhlungen und Narben, als wären sie von den Blattern zerfressen. Der Arm des einen war bis zum Ellenbogen heruntergeschlagen. Der Stumpf ragte ungestalt wie ein Pfahl, den man in das Fleisch getrieben, aus dem Oberkörper hervor.

„Man muß euch auffrischen, arme Kerle," sagte er und reckte sich beklommen.

XV.

Hertha erwachte.

Die Fliegen steuerten summend in dem purpurnen Halbdunkel umher, und durch die Ritzen der roten Vorhänge brach heller Vormittagssonnenschein.

„Das war geträumt!“ dachte sie, legte die Arme unter den Kopf und lachte selig zur Decke empor.

Und erst dann kam ihr langsam in den Sinn, daß von Träumen diesmal nicht die Rede sein konnte.

Ein heißer Strom schoß ihr ins Gesicht. Sie schloß die Augen und dachte nichts. Ihr war, als löste ihr Leib sich auf, als müßte sie sich verbluten in Glückseligkeit.

Was war ihr Dasein gestern gewesen — und was war es heute? — Als dummer, trotziger Balg war sie von dannen gefahren ... da hatte er sie gefunden und durch seine Liebe zum Weibe gemacht.

Mit einem jähen Satze sprang sie aus dem Bette und fuhr häuptlings in ihre Röcke.

Hierauf trat sie vor den Spiegel und betrachtete sich lange.

„Wie seltsam,“ dachte sie, „ich sehe aus wie alle Tage.“

Auf Zehenspitzen wandte sie sich nach dem Bette Ellys, welche Schreck und Thränen in rosigem Frieden verträumte. In dem linken Augenwinkel der Schlafenden saß eine Fliege, — die scheuchte sie fort.

„So was will von Liebe reden,“ dachte sie und zuckte mitleidig die Achseln.

Und dann kam, wie immer, wenn sie die kindisch ziellose Art ihrer Gespielin auf sich selber übertrug, eine Ernüchterung, eine Verflauung über sie, die ihr den Mut wegnahm, an das zu glauben, was das Geschehene versprach.

Wie, wenn er bei näherer Ueberlegung den nötigen Ernst in ihr vermißte und seine Erklärung wieder zurücknahm?

Doch alsdann schämte sie sich ihres Kleinmuts. Es war undenkbar, daß er ihre unendliche Liebe für ihn nicht erkannt und nicht minder erkannt haben sollte, wie sie trotz ihrer großen Jugend durch die Leiden dieses Erdenlebens gereift und gefestigt worden war.

Vom Turme schlug es zehn. — Sie erschrak. — Gehörte es sich nicht für sie, fortan Freud und Leid mit dem Geliebten zu teilen? . . . auch das Frühaufstehen? . . . und sie beschloß, wieder auf die Morgenglocke aufzupassen, wie damals, als sie noch zum Melken gegangen war.

Leise, auf nackten Füßen einherschleichend, machte sie ihre Toilette. Es war ein Glück, daß Elly weiterschlief. Welche Qual wär' es geworden, diese ersten heiligen Stunden in müßigem Geschwätze vertrödeln zu müssen!

Zuerst dachte sie das helle Batistkleid anzuziehen . . . das mit dem Peitschenmuster . . . das kleidete sie am besten und sah zart und festlich aus. — Ein Festtag war's ja heute, der höchste des Lebens . . . und schauernd in Scham und Glück wagte die Seele nicht auszudenken, was an Herrlichem er bringen würde. Doch dann ließ sie den Plan wieder fahren . . . Nicht hoffärtig und ausgeputzt, ernst und bescheiden und voll stiller Weihe wollte sie vor ihn hintreten und ihm schon durch ihr Aussehen zeigen, daß sie neuen Würden wohl gewachsen sei.

Darum wählte sie ein Kleid von dunklem Wollenstoff und knöpfte nur in die Weste einen Spitzeneinsatz von mattblauer Farbe, der ihr einen schmachtenden Charakter gab und zu ihrem Teint noch immerhin am besten paßte.

Das Gebell des Neufundländers rief sie ans Fenster.

Herrenlos lief er im Garten herum, unruhig auf dem Kiesboden der Pfade hin und her schnuppernd ...

In aufwallender Freude streckte sie die Arme nach ihm aus. Ihre Zärtlichkeit für ihn war grenzenlos.

„Schade, daß er kein Mensch ist," dachte sie, „ich würde ihn lieben wie einen Bruder."

Dann drückte sie sich zum Zimmer hinaus, in der Hand die Gamaschen, die sie erst auf dem Korridor sich anzuziehen wagte.

Hinter der Gartenthür sprang der Hund, der dort gelauert hatte, ungestüm an ihr empor. — Sie barg glutüberströmt das Angesicht in seiner Löwenmähne ... Wenn sie schon vor dem Hunde errötete, bloß weil er mit dabei gewesen war, wie sollte sie die verräterische Glut zu bergen wissen, wenn es erst seinem Herrn entgegenging?

Auf der Terrasse stand noch der weißgedeckte Frühstückstisch. Drei Tassen blinkten herüber. — Auch er schien noch nicht dagewesen.

Ihr Herz schlug höher. Hatte das Schicksal ihr beschieden, schon jetzt in erster Stunde mutterseelenallein vor ihm zu stehn?

Was wird er ihr, was wird sie ihm zu sagen haben? Wird die große Frage, die sich nach dem gestern Geschehenen von selbst verstand, schon jetzt an sie herantreten?

Sie erschrak so sehr, daß ihr die Kniee zitterten.

„Noch eine Viertelstunde," dachte sie, „und ich bin vielleicht schon Braut!"

Das war ganz fürchterlich — gar nicht auszudenken war es.

Und wie sollte sie selber bei dem allen sich benehmen? „Eine Blöße darf ich mir nicht geben," dachte sie, „damit er nicht sieht, wie dumm ich noch in allen Dingen bin, und wieder an mir irre wird."

Sie beschloß, sich eine Faust voll Rosen von den Stöcken zu schneiden. Die wollte sie ihm statt des Morgengrußes entgegenstrecken mit einem Blicke, welcher sagte:

„Nimm, Geliebter, alles ist dein — alles ist dein!"

Lauter purpurrote Blüten wählte sie, üppig entfaltete, mit ausgebreiteten Blumenblättern, die in dunklem Feuer lohten. Sie alle sollten ihm von Liebe reden, von jener wilden, süßen Liebe, welche die Dichter so schön besingen, und bei welcher man sich im Kusse ewige Wonne oder ewiges Verderben trinkt ... Nichts Blasses oder Bläßliches durfte darunter sein.

Doch sich selber schmückte sie nicht ... Sollte fortan nicht er der höchste, der einzige Schmuck ihres Lebens sein?

Leo, der Hund, trottete derweilen geruhig hinter ihr her, von Zeit zu Zeit die Schnauze zärtlich in ihre Aermel hineinwühlend.

„Wo ist dein Herr?" fragte sie mit einem Seufzer.

Das Vieh sah mit traurig verständigem Blicke zu ihr empor. Seit Stunden suchte es ihn, der in der Morgenfrühe geheimnisvoll verritten war, ohne den treuen Begleiter mit sich zu nehmen.

Als sie die Stufen zur Terrasse hinanschritt, kam Großmama ihr entgegen. —

Zusammenschreckend umfaßte sie das Geländer. Wie, wenn er ihr, seiner Mutter, von dem Ereignis schon Mitteilung gemacht hätte? Wenn sie mit ihrem verliebten Herzen schon entdeckt und ohne Hülle preisgegeben vor ihr stände? Rasch sprang sie auf sie zu und barg, um sich nicht anschauen zu lassen, das Angesicht an ihrem Halse.

Die alte Dame tätschelte sie voll Besorgnis.

„Kein Schnupfen — kein Fieber?" fragte sie.

Hertha atmete auf. Man wußte also nichts.

„Zeig mal den Puls," befahl Großmama.

Hertha riß sich los. — „Das fehlte mir heut gerade," dachte sie, „wie ein Kind den Puls zu zeigen. Am End' soll ich auch noch die Zunge ausstrecken!"

Und sie verschanzte sich hinter dem Tische.

Großmama machte gute Miene zum bösen Spiel. Nur die Strafpredigt natürlich durfte ihr nicht erspart bleiben.

Mit zuckendem Munde und schielenden Augen ließ Hertha das harmlose Ungewitter über sich ergehn ... Ihr Blick hing heimlich an Leos leerer Kaffeetasse, ihr Ohr lauschte zum Hofe hin.

Und plötzlich stieß der Hund ein Freudengeheul aus. Dröhnende, klirrende Schritte hallten vom Korridor her.

Hertha fühlte das Blut in ihren Adern gerinnen. Ihr war, als müßte sie bei seinem Anblick in ohnmächtiger Scham tot zu Boden sinken. Die Rosen auf den Tisch werfend, rannte sie spornstreichs in den Garten hinunter, und Großmama, die gerade im besten Zuge war, schaute verblüfft hinter ihr drein.

In der Taxuswand, welche vom Schlosse aus in den Garten hineinragte, gab es ein Winkelchen, wo alles, was auf der Terrasse geschah, sich sehn und belauschen ließ. Dort verbarg sie sich rasch.

Er stand im Rahmen der Glasthür, war heiß und bestaubt, und zwischen seinen Brauen lag eine finstere Falte, durch welche sich Hertha eingeschüchtert fühlte.

Großmama machte ihm zärtliche Vorwürfe. Es sei bald Mittag, und er habe noch nichts von sich hören lassen.

„Hatte zu thun," war seine kurze, grimmige Antwort. Dann setzte er sich nieder und wühlte achtlos in den verstreuten Rosen. —

Hertha grämte sich. So ging ihr schöner Plan zu Grunde. Gewiß ahnte er nicht einmal, was diese Rosen für ihn bedeuteten.

„Was machen die Jöhren?" fragte er. Hertha zuckte zusammen ... diesen Namen hatte sie nicht verdient. — Aber er darf ja das Geheimnis nicht verraten, tröstete sie sich.

Großmama gab Auskunft. Hertha sei schon erschienen, doch Elly schlafe noch. Sie wolle heute Gnade für Recht ergehn lassen. Ihretwegen dürfe man liegen bis zum Mittag. —

Er hatte Hunger und bröckelte ungeduldig an den gerösteten Semmelscheiben. „Was ist denn das für eine Hundezucht in der Küche?" wetterte er los.

Großmama stand auf, um rasch einmal nachzusehn. „Auch Hertha wartet noch immer," fügte sie hinzu.

„Wo steckt denn die Kleine?" fragte er.

„Sie ist wieder einmal vor dir ausgerissen," erwiderte Großmama. „Wenn ich sie seh', schick' ich sie dir." Damit ging sie ins Haus.

Hertha sah, wie er für einen Augenblick leise in sich hineinlächelte, dann zog sich seine Stirn aufs neue in finstere Falten. — Den Kopf in beide Hände vergraben, brütete er vor sich hin.

Hertha fühlte ein unendliches Mitleid in sich erwachen. „Gewiß hat er neuen Aerger gehabt," dachte sie, „und die Sorgen wachsen ihm über den Kopf."

Von nun an war es ihre Pflicht, in schweren Stunden um ihn zu sein, mochte ihr dabei zu Mute sein, wie's wollte.

Und mit resoluten Schritten, die Hacken in die Erde bohrend, trat sie aus dem Buschwerk hervor. Doch als sie den Fuß der Terrasse erreicht hatte, schwankte sie und mußte nach Atem ringen. — Nie hätte sie geahnt, daß man vor einem, den man mehr liebt, als das eigene Leben, so namenlose Angst empfinden könnte.

Nun war sie oben. Er, in seine Gedanken versunken, hatte noch immer nicht aufgeschaut. Zwischen seinen Lippen hing eine ihrer Rosen, an deren Stengel er kaute.

Sie zitterte und hielt sich an der Tischkante fest ... Womit sollte sie ihn begrüßen? ... „Guten Morgen" klang so gewöhnlich. Das sagte man allen und alle Tage.

Sie seufzte.

Da endlich schaute er auf ... Ein freundlich ruhiges Lächeln zog über sein Gesicht.

„'Morgen, 'Morgen!" sagte er überaus gemütlich. „Was seufzen wir denn so gräßlich? Gut ausgeschlafen? Kein Schnupfen — kein Fieberchen — nichts?"

Sie sah ihm mit großen, gekränkten Augen ins Gesicht. Genau dieselben Worte hatte beim Empfange die alte Groß-

mama an sie gerichtet. — Vielleicht verlangte er auch noch, ihren Puls zu fühlen. —

Ihre Hand zuckte in der seinen. Dann ließ sie sich schweigend in einen Sessel fallen. Von neuem erwachte die dumpfe Furcht in ihr, daß er sie bei näherer Ueberlegung nicht für voll ansehn und alles, was zwischen ihnen vorgefallen, als ungeschehn betrachten würde. Und sie hatte nicht einmal ein Mittel, sich zu wehren, wenn es ihm so beliebte.

„Ja, ja, das war 'ne dolle Geschichte," fuhr er fort, indem er sich ausstreckte und die Hand vor den Mund stopfte, um ein Gähnen der Ermüdung zu verbergen, „aber attrappiert haben wir dich doch noch — Ausreißer du!"

Ihre Furcht steigerte sich.

Wäre sie nicht so feige, so namenlos feige gewesen, sie hätte sich hoch aufgerichtet und ihm zugerufen: „Warum verachtest du mich heut? Weißt du nicht mehr, was du mir angethan hast?" — Aber sie wagte ja kaum mit der Wimper zu zucken, nicht einmal aufzuschauen wagte sie.

Und da sie noch immer den Mund nicht aufthat, beugte er sich zu ihr hinüber, und während seine Stirn sich glättete, fragte er schmunzelnd:

„Hä — haben wir nu endlich Frieden geschlossen, Herzenskind?"

Das war ein Lichtblick. Gott sei gelobt. Sie nickte und versuchte zu lächeln.

„Na na," meinte er, noch immer zweifelnd.

Statt der Antwort raffte sie die Rosen zusammen und bot sie ihm dar.

„Gehören die mir?" fragte er.

„Dir," flüsterte sie mit einem schüchtern zärtlichen Aufleuchten des Auges.

Er sah das Leuchten wohl ... Durch seine Seele zuckte eine bittere Ahnung wie von verspieltem Glück ... Dankbar ergriff er die kleine, braune Hand.

Da wurden Schritte im Speisezimmer laut, dessen Glasthür offen stand.

„Großmama kommt!" rief Hertha, erschrocken die Hand zurückziehend.

„Na, laß sie doch kommen," meinte er verwundert.

Dann, als Großmama mit Christian hinter sich erschien, sank er aufs neue in seine Gedanken ... Er aß und trank, aber das war, als ob eine Maschine Speise zu sich nähme.

Ihr Auge wich nicht von seinem Angesicht. Sie zitterte danach, sich einen seiner Blicke heimzufordern, der verstehend und verheißend zu ihr spräche ... Allein sie schien nicht mehr für ihn vorhanden.

Mochte sie noch so dumm sein — und gewiß, sie war's — aber so viel wußte sie doch, daß ein Mann das Weib, das er sich auserwählt, so nicht behandeln darf.

Meta Podewils zum Beispiel und Hans Sembritzky waren lange Zeit, ehe er sich erklärt hatte, ineinander verliebt gewesen. Sie hatten ganz steif „Herr Baron" und „gnädiges Fräulein" zu einander gesagt und auch sonst wunder wie fremd gethan — aber ihre Augen betrogen sich nicht. Die redeten eine Sprache, deren Glut sie für ihr Heucheln schadlos hielt. Und dann das Lächeln gar, mit dem sie sich abgewandt und ins Leere hinausgeträumt hatten, wenn sie die Blicke nicht länger kreuzen konnten!

Aber *er*? — O *er*!

Mit leisem Brummen stand er auf, reckte die Arme, pfiff dem Hunde und schritt von dannen, ohne sie eines Blickes zu würdigen.

Ohne sie eines Blickes zu würdigen!

Beim Mittagessen wiederholte sich diese Erscheinung.

In dumpfem Erstarren blieb Hertha auf ihrem Stuhle sitzen. Auf die Hände, die krampfhaft mit den Krumen ihres Brotes spielten, fielen zwei Thränen herab.

Großmama hatte sie scharf beobachtet, — auch daß sie, deren gesunder Appetit im Hause sprichwörtlich geworden,

kaum einen Bissen Fleisch hinuntergewürgt hatte, war ihr nicht entgangen.

Heimlich schlich sie sich hinter ihren Sitz, drängte Elly beiseite und fing sich ihre linke Hand.

Hertha fuhr in die Höhe, als hätte man sie mit einer Stecknadel gestochen.

„Ruhig sitzen! Puls hergeben!" befahl Großmama.

Da half kein Widerstreben mehr.

Und wahrhaftig, der Puls flog wie im Fieber.

Dann sollte sie richtig auch die Zunge zeigen. Das war zu viel.

„Großmama, quäl mich nicht," bat sie und schlang weinend die Arme um ihren Hals. Aber Großmama ließ in solchen Dingen nicht mit sich scherzen.

„Zunge zeigen!" hieß es noch einmal.

Die Zunge war belegt.

Es entspann sich ein heftiger Kampf, in welchem Hertha unterlag.

Und so schmählich behandelte man sie, so sehr mißachtete man den heiligen Gram ihres Herzens:

Sie wurde ins Bett gesteckt und mußte schwitzen.

XVI.

Am Nachmittag desselben Tages gegen sechs Uhr zügelte Leo Sellenthin seinen Schimmel vor dem Hofthor von Uhlenfelde.

Aus dem Wappen der Kletzingks, welches die steinernen Pfosten der Einfahrt krönte, stierte das Richtschwert zwischen den drei breitmäuligen Fischen ihm warnend entgegen ...

Er wischte sich den Schweiß vom Gesichte ... Ein letztes leises „Kehr um!" zog im Blätterrauschen an seinem Ohr vorbei ... Aber er biß die Zähne zusammen und ritt weiter.

Zur linken Hand — auf der Stromseite — lag das Herrenhaus, ein weißes, zinnengekröntes Schlößchen, das eher dem ländlichen Ruhesitze eines vornehmen Weltmannes als dem Stammschlosse eines derben Gaueingesessenen glich ... Um ihretwillen war es geschaffen worden, weil der alte graue Kasten von ehemals der neuen schönen Herrin nicht behagt hatte.

Auf der Brüstung der Rampe, zu welcher eine terrassierte Auffahrt hinaufführte, standen zwei marmorne Frauengestalten, den Frieden und die Gastlichkeit darstellend, und streckten ihre leuchtenden Arme dem Fremden zum Willkomm entgegen ... Eine Gruppe breitfächeriger Palmen, von einem zerrissenen Bananenwedel überragt, erhob sich auf dem Vorplatz, den halbrunden Bogen der Auffahrt füllend ... Die zackigen, geschweiften Blätter reckten sich zu den Marmor-

leibern empor, welche in ihrem schneeigen Weiß wie Wunderblumen aus dieser grünen Wildnis emporgeblüht schienen. —

Leo wandte sich von dem Herrenhause ab, denn er durfte Felicitas nicht begegnen, bevor er Ulrich gesprochen hatte. So stand es im Programm. —

In ungeheurer Fläche breitete vor seinen Blicken der langgestreckte Hofraum sich aus. —

Ulrich schien in den letzten Jahren ohne Ruhepause gebaut zu haben, denn die Hälfte der Wirtschaftsgebäude war von Grund aus erneuert ... Wo früher die langen, weißen Lehmmauern, von morschem Fachwerk durchfurcht, von struppigen Strohdächern überragt, sich erstreckt hatten, erhoben sich jetzt blitzblanke Backsteinpaläste mit eisernen Balkenklammern, steinernen Schwellen und einem System gedeckter Abzugskanäle ringsherum.

Auf dem Hofe standen in Kolonnen geordnet — hier die Leiterwagen mit hohen, festen Achsen, leuchtend in der Frische ihres geglätteten Holzes — dort die Pflüge, eine vornehm dreinschauende, blauröckige Schar, vom stämmigen Ruchadlo bis zum schlanken Furchenigel, ein schöner Fowlerscher Dampfpflug mit seinem Zwiegespann von Lokomobilen an der Spitze. — Unter einem Schutzdach lagerten die feineren Maschinen: die Grubber und die Düngerstreuer, die zarten Gliedereggen und die abenteuerlichen Croskillwalzen, die jüngst aus England herübergekommen waren. Da stand auch die Zimmermannsche Drillmaschine, die sich Leo selbst so sehnlich wünschte, und ein fünfreihiger Dibbelapparat zum Einsetzen der Rübenkerne.

Ein Gefühl neidloser Bewunderung erwachte in ihm. Vieles, was er sonst auf Ausstellungen mit halber Teilnahme als Luxusschmuck betrachtet hatte, stand hier in Reih und Glied, erprobt und arbeitend wie dienstwilliges Hausgetier.

Auf einem andern Platze lagerten auf hohen Holzblöcken die Kästen der Schlempe- und Kartoffelwagen, ungeschlachte Ungeheuer, die, auf dem Bauche liegend, sich in der Sonne

zu fielen schienen. — In der Nähe der Ställe lagen eiserne Röhrenkessel, in denen zur Winterszeit der derbere Futterstoff erweicht und dem Vieh mundgerecht gemacht wird — ein schöner Wolffscher Jauchekarren, der so teuer ist, daß nur Musterwirtschaften ihn halten können, schloß sich daran.

Aus dem hohen Dampfschlote, welcher die Gebäude der Brennerei flankierte, brachen schwarze Wolken. Zwar die Brennerei selber stand in diesem Augenblicke still, aber die Dampfmaschine bewegte gleichzeitig das Räderwerk der Meierei, die sich in vollstem Betriebe befand. In ihrer Nähe standen zum Sonnen in langer Reihe die Milcheimer — schneeweiß mit goldglänzenden Reifen — die verzinnten Satten, die wie Silber leuchteten, die Butterfässer und Butterkneter und allerhand Maschinenteile, die Leo nicht einmal vom Ansehen kannte.

Jeder Schritt vorwärts zeigte ihm neue Wunder. „Und meine arme, olle Klitsche dagegen!“ dachte er.

Eine Feiertagsstimmung überkam ihn, ein Gefühl andächtiger Erhebung, das alles Bangen von ihm nahm und ihn für einen Augenblick sogar vergessen ließ, weswegen er gekommen war.

Wenn das, was er hier sah, auf Erden möglich, möglich allein durch Ernst und Energie, warum sollte es ihm nicht gelingen, ein Gleiches zu erreichen? — Er brauchte ja nur fortzufahren, wie er begonnen hatte, sich mit ganzer Seele seinem Werke zu eigen zu geben und Leichtsinn und Liebesverlangen abgethan sein zu lassen für alle Zeit . . . Das erhebende Beispiel des Freundes vor Augen, im Herzen das erlösende Gefühl, heimlich an dessen Glücke zu schaffen, so konnte er nie wieder Schiffbruch leiden.

Als er zum Herrschaftsstalle hinlenkte, kam ihm ein Reitknecht entgegen, den er nicht kannte, und lächelte verschmitzt und zutraulich zu ihm empor.

„Die gnädige Frau werden wohl heute nicht zu sprechen sein,“ meinte er; „'s haben schon ihrer zweie wieder abreiten müssen.“

„Red, wenn du gefragt wirst, Bengel!“ wetterte Leo ihn an, so daß er mit einem ängstlichen Satze aus dem Bereich seiner Gerte zurücksprang.

Welch entzückendes Einvernehmen mußte hier zwischen Dienerschaft und Gästen herrschen, wenn man schon ihn, den gänzlich Fremden, mit so viel Wohlwollen empfing! Und wie man es als selbstverständlich annahm, daß sein Besuch der schönen Herrin galt!

Er sprang aus dem Sattel und erhielt die Auskunft, der gnädige Herr sei hinter dem Pferdestall bei den Zweijährigen. Er ging von dannen, und der Bursche, der gewohnt sein mochte, von den Verehrern seiner Herrin mit Trinkgeldern gestopft zu werden, sah mit verblüfften Glotzaugen hinter ihm drein.

In dem kleinen Roßgarten, der sich, dem Strome abgewandt, an einem leisen Abhang hinunterzog, stand Ulrichs lange Gestalt, von einem Rudel goldbrauner Zuchtfüllen umgeben, die sich an ihn drängten, um sich von seiner Hand liebkosen zu lassen.

Das Herz krampfte sich Leo zusammen bei dem Gedanken an die betrügerische Komödie, die ihm jetzt auferlegt wurde, und deren Opfer der Mensch dort war, den er auf der Welt am meisten liebte.

Aber was geschah, geschah für dessen Glück und dessen Frieden. Darum hieß es: Vorwärts!

Bei seinem Nahen stoben die Füllen halb scheu, halb scherzend von dannen.

Ulrich wandte sich um.

Eine jähe Freude, die schon im nächsten Augenblick in Erschrecken überging, flackerte in seinem abgemagerten Gesichte auf.

„Du — auf Uhlenfelde?“ stammelte er.

„'n Tag, kleines Mädchen!“ rief Leo, indem er sich zwang, die alte Gemütlichkeit zu heucheln. „Mach nur nicht gleich solche Augen! Kannst mich ja mit Hunden vom Hofe hetzen lassen, wenn du mich hier nicht haben willst.“

Und dann sagte er sein Sprüchlein her:

Er habe es nicht länger so aushalten können und wolle daher versuchen, ob sich durch eine Aussprache, eine Klarstellung der Thatsachen der Haß, in den Felicitas sich gegen ihn hineingeredet habe, nicht wieder beseitigen ließe, damit ein erträgliches Verhältnis zwischen ihnen zu stande käme ... und darum sei er hier und bitte den Freund, zu ihr hineinzugehen und eine Unterredung für ihn zu erbitten.

Ueber Ulrichs Gesicht flog ein Lächeln der Mutlosigkeit. „Es ist umsonst," erwiderte er. „Sie wird dich nicht einmal empfangen ... Du weißt nicht, in welchen Ausdrücken sie über dich gesprochen hat."

„Mag sein!" sagte Leo, ohne daß er es wagte, den Blick vom Boden zu erheben, „aber versuch es wenigstens. Sag, ich möchte um Verzeihung bitten — sag, was du willst."

Ulrich sann vor sich hin. „Komm," sagte er, „ich will nichts versäumt haben, mag es auch noch so aussichtslos sein."

Sie verließen den Roßgarten, umdrängt von den Füllen, die sich bereits mit dem Fremdling anzufreunden suchten. Doch der achtete nicht auf sie. Stumm schritt er neben dem Freunde her, von Zeit zu Zeit sich schüttelnd, als ob er ein Grauen von seiner Seele schütteln wollte.

Vor der Rampe blieb Ulrich stehen und fragte: „Falls sie einwilligt — hältst du es für besser, wenn du unter vier Augen mit ihr redest?"

„Unbedingt!" erwiderte Leo, denn er sah ein, daß er der ekelhaften Komödie, die dem ahnungslosen Freunde andernfalls vorgespielt werden mußte, nicht gewachsen war.

„So laß mich zu ihr gehen und warte hier draußen. — Verzeih," fügte er hinzu, „aber ohne ihre Einwilligung sollst du das Haus, das ihrer Ehre anvertraut ist, nicht betreten haben."

Leo zerdrückte ihm fast die Hand, aber seinem Blicke zu begegnen, der in lauterem Feuer zärtlich auf ihm ruhte, fand er nicht den Mut.

Er sah ihn hinter der Statue des Friedens verschwinden... Sein Auge blieb an dem marmornen Weibe hängen, das seinen Palmenzweig freundlich gegen ihn auszustrecken schien. —

Dann ging er mit großen Schritten auf dem Vorplatz hin und her. — An das, was in diesen Augenblicken drinnen geschah, wagte er nicht zu denken.

Eine Viertelstunde verfloß, da trat Ulrich, glühend vor Erregung, den langen Hals begierig vorgestreckt, auf die Rampe heraus.

„Leo!"

„Was, mein Alter?"

„Es war ein hartes Stück, Leo, aber — sie willigt ein!"

„Ich dank' dir, Uli!" stammelte er und wurde rot wie ein lügender Schulbube.

„Bis jetzt hat sie freilich nur die eine Absicht," fuhr Ulrich fort, „dich gedemütigt und gebrochen wieder heimzuschicken! Drum sieh zu, was du vermagst, mein Junge, und bedenk, wie ich fiebre."

Ja, er fieberte wirklich. Seine Hände flatterten — in seinen Schläfen hämmerte das Blut . . .

Er wies ihm den Weg, und Leo schob sich rasch an ihm vorbei, den Sieg schon in der Tasche und doch voll Angst und Scham, wie einer, der die Schlacht verloren weiß. — — —

In den Winkel einer Chaiselongue geschmiegt, das Antlitz im Polster der Lehne vergraben, so fand er sie. Ueberwältigt von den seelischen Erregungen der letzten Viertelstunde schien sie dort zusammengesunken . . . Ein Hauskleid von mattgelber Rohseide floß in lässigen Falten an ihrem Leibe nieder . . . An der Hand, die sie ihm, ohne ihre Stellung zu ändern, müde entgegenstreckte, flimmerte sein Brillant.

„Schließ die Thür," flüsterte sie.

Er that nach ihrem Geheiß.

Dann erst richtete sie sich empor . . . Ihre Augen waren vom Weinen gerötet.

„Wie hat sie Thränen finden können bei diesem abgekarteten Spiel?“ fragte er sich.

„O, hab' ich mich geschämt,“ stöhnte sie.

Ja freilich, wenn sie sich schämte! Und er begann sie zu trösten: Diese fürchterliche Stunde müsse überwunden werden ... Freilich — später dürfe es keine Täuschung mehr geben, später müsse jedes Stäubchen ihres Handelns offen vor Ulrichs Augen liegen.

„Das versteht sich,“ rief sie, entrüstet, daß er diese Mahnung für nötig befunden.

Und mitten in ihrem Schmerze lächelte sie ihn schlau und glücklich an.

„Nun denkt er, wir —“ begann sie ... Sie vollendete nicht, aber es lag etwas in diesen abgebrochenen Worten, was ihm das Blut ins Gesicht trieb.

„Schlimm genug,“ grollte er und wandte sich ab ...

Ein Schweigen entstand ... Er zog seine Uhr und studierte das Zifferblatt.

„Ich danke dir, Leo, daß du schon heut gekommen bist,“ begann sie schüchtern nach einer Weile.

„Nun, hast du mich nicht erwartet?“ fragte er.

„O, wenn's danach ginge,“ erwiderte sie mit einem Seufzer. „Aber ein Weib wie ich!“

„Ein Weib wie du? Was heißt das?“

„Nun ich meine — so eine wie ich ist vogelfrei. — Der braucht man nicht viel Wort zu halten.“

Er fühlte einen bittern Ingrimm gegen diese Art der Selbsterniedrigung.

„Ich muß dich bitten, Lizzie,“ sagte er, „solche falsche Demut unterwegs zu lassen. Du bist die Frau Ulrich von Kletzingks ... Als solche hast du das Recht, die höchsten Ehren zu beanspruchen — von mir, wie von jedermann ... Und wer sich untersteht —“

Er erhob seine beiden Fäuste, und sie zog sich ängstlich in den Winkel der Chaiselongue zurück.

„Gott — wüte doch nicht gleich wieder," flüsterte sie, „ich bin ja schon elend genug."

„Das soll nun ein Ende haben," sagte er.

„Mein Elend?" fragte sie und lächelte trostlos.

Da begann er in heiligem Eifer ihr auseinanderzusetzen, wie er sich die Zukunft dachte. Er habe eine doppelte Mission in ihrem Hause zu erfüllen. Die eine sei Ulrichs Glück, die andre ihre Wiederaufrichtung ... Sie solle sich durch seinen Beistand befreit wissen von dem drückenden Bewußtsein der alten Schuld, solle es lernen, den Kopf wieder hoch zu heben und sich an das Gefühl der wiedererrungenen Würde zu gewöhnen, so daß es auch für den Frechsten undenkbar würde, mit unlauterem Sinn an sie heranzutreten.

„Du malst mir den Himmel," flüsterte sie, während ein verzücktes Leuchten in ihrem Blick erglomm.

„Ich male nichts, was nicht zu verwirklichen wäre," erwiderte er. „Wenn wir diese Thür öffnen, Lizzie, dann muß all der alte Moder von uns abgewaschen sein. Und dann fängt ein neues Leben an."

Sie drückte das Taschentuch vor die Augen, welches eine Wolke ihres altgewohnten Parfüms über ihn herströmen ließ ... die diskrete Zartheit der Iris wurde erstickt durch die scharfe Süße des Opoponax, so daß er, beklemmt aufatmend, sich von dem schwülen Hauche ihrer Atmosphäre fort zum Fenster wandte.

Sein Blick glitt durch das einfenstrige Gemach, das einst sein eigenes Absteigequartier gewesen und das jetzt mit verschwenderischem Luxus in das Nest einer verwöhnten Weltdame umgewandelt war.

Die Wände waren mit dunkelblauen Brokatstoffen bekleidet. Vergoldete Stühlchen mit schillernden Schmetterlingsflügeln als Lehnen, Puffs, Tabourets und Schemel aller Art kauerten wie phantastisches Getier auf den indischen Teppichen. — Ein Riesenfächer von schneeweißen Maraboutfedern diente als Ofenschirm. — Bronzen und Altmeißner Spielzeug, zier-

lich und kosend, bevölkerten die Etageren. — Ein marokkanischer Schrank, mit elfenbeinfarbenem Hirschleder überzogen, enthielt die Lieblingsbücher der Herrin, — eine venetianische Altardecke war als Gardine, kokett gerafft, darüberhin geworfen ... Ueber dem Schreibtisch leuchtete in carrarischem Marmor der träumerische Kopf des vatikanischen Eros, an den Rändern bläulich getönt von dem durchscheinenden Lichte, das, durch einen blau- und goldgewirkten Spitzenflor gedämpft, in zarter Dämmerung und dennoch sonnig flimmernd, den Raum durchflutete.

Das alles schuf ein Interieur, wie es in europäischen Großstädten wohl oft genug zu finden war, das jedoch hier im Hinterwalde als etwas Unerhörtes gelten mußte.

„Er verwöhnt dich viel zu sehr!" sagte er mit einer Art von väterlichem Lächeln, indem er ihr mit dem Finger drohte.

„Seine Güte drückt mich zu Boden," erwiderte sie, das milchweiße Angesicht gegen die Polster pressend ...

Von neuem zog er die Uhr.

„Es wird Zeit," sagte er, „wir dürfen ihn nicht unnütz warten lassen."

Sie hob flehend die Hände ... „Noch fünf Minuten!"

„Weshalb?"

„Ich fürchte mich!"

„Vor ihm?"

Sie schwieg.

„Sei nicht feige, Lizzie!" mahnte er.

„Und dann ist's so friedlich — so harmonisch hier ... Wie in einem weiten, stillen Walde ist's ... Man wagt doch endlich einmal wieder zu atmen."

„So atme dich satt," sagte er. „Eins — zwei — und drei." Er zählte, die Klinke schon in der Hand.

Dann riß er die Thürflügel weit auseinander.

Das helle, sonnenwarme Licht des Gartenzimmers drang in die blaue, schwüle Dämmerung.

„Um Gottes willen — warte!“ rief sie, „was sagen wir ihm?“

„Was das Herz uns eingibt,“ erwiderte er, sich dehnend wie ein Erlöster.

Sie guckte scheu durch die Spalte, doch als in diesem Augenblicke die gegenüberliegende Thür sich öffnete, hinter welcher Ulrich dem entscheidenden Momente entgegengeharrt hatte, da stürzte sie ohne Besinnen mit einem Aufschrei voller Liebe ihrem Gatten an die Brust.

— — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — —

Zwei Stunden später saßen sie beim Scheine der abendlichen Lampe zu dreien um den Theetisch, glückselig im Bewußtsein des Wiederbesitzes.

Vor dem Abendbrot hatte Leo sich die Ställe zeigen lassen, hatte gestaunt und gelernt. — Nun war die Landwirtschaft vergessen, und die Freundschaft kam zu ihrem Recht.

Ulrich sprach viel und beredt ... Sein Glück ging mit ihm durch. Er konnte nicht satt werden, sein Weib zu preisen, das ihm selbigen Tages das Zeugnis einer fast übermenschlichen Liebe zu Füßen gelegt hatte ... Und jeder Blick, mit dem er sie liebkoste, jeder Gedanke, der ihn in sich selbst zurücksinken ließ, schien eine geheime Abbitte dafür, daß er je gewagt hatte, sich an ihrer Seite unglücklich zu fühlen.

Sie ihrerseits behandelte ihn mit einer so demütigen Zärtlichkeit, sie harrte so dienstbeflissen seiner Wünsche, sie sah in so selbstvergessender Bewunderung zu ihm empor, daß Leo, der voll Entzücken ihr Treiben beobachtete, sich unter dem Tische die Hände fast zerrieb, und nicht müde wurde, sich zu wiederholen:

„Das ist *mein* Werk! Und *mir* verdankt er sein Glück.“

Lizzies Benehmen gegen ihn war musterhaft ... Sie hielt sich reserviert, ohne darum strenge zu erscheinen ...

Sie sprach weich und freundlich, ohne doch vergessen zu lassen, daß Welten zwischen ihnen lagen. In ihrem Tone lag die thränenvolle Rücksicht Eines, der schwere Kränkung verziehen hat, ohne daß ihm Zeit geblieben wäre, sie auch zu verschmerzen, und der nun um dieses Mangels willen sich Nachsicht erbitten will ... Ihre Art sich zu geben, stimmte so gut mit den wahren wie mit den vorgespiegelten Verhältnissen überein, daß Leo die peinliche Empfindung einer fortgesetzten Heuchelei alsbald verloren hatte.

Behaglich blies er die Wolken seiner Upman vor sich nieder, so daß sie, an dem silbernen Ständer seines Theeglases zerschellend, nach beiden Seiten auseinanderstoben. — Nun erst hatte er ihn wieder gewonnen, den dort drüben, — nun erst hielt er die Heimat ganz in seinen Händen.

Das Oel in den beiden Astrallampen surrte und brodelte ... Aus dem Innern des Samowars erscholl ein leises, geheimnisvolles Singen ... Durch die geöffneten Glasthüren drang das Zirpen der Heimchen, das Säuseln des Abendwindes in den Orangen.

Es war ein seltsamer Zusammenklang von gebrochenen, verschleierten Tönen, recht dazu angethan, Vergangenes zu umhüllen und glückverlangende Träume in die Zukunft hinauszugeleiten.

Doch in Ulrichs Auge, welches stier ins Leere sah, lag etwas, was Leo nicht gefiel.

„Deine Freude ist ja mit einemmal so schweigsam geworden, mein Alter," sagte er. „Ich hab' dich lieber, wenn du Reden redest ..."

Ulrich lachte hell auf und schellte ... „Wein!" befahl er dem Diener. „Liebfrauenmilch — du weißt — vom ältesten."

Felicitas, die züchtig über ihre Weißstickerei geneigt saß, schaute mit leiser Schelmerei zu Leo hinüber, der so gut wußte wie sie, mit welchem Eifer Ulrich diesen höchsten Schatz seines Kellers hütete. Dann stand sie auf, um selbst nach dem Rechten zu sehen.

Die Freunde blieben allein. Da bekannte ihm Ulrich, daß er das, was heute geschehen, noch nicht zu begreifen im stande sei. Diese Versöhnung, die er sich in früheren Zeiten ganz bequem und naturgemäß gedacht habe, erschiene ihm jetzt, da sie vollzogen sei, als etwas Märchenhaftes und Ungeheuerliches.

„Ja, ja, so seid ihr Gesunden! Ihr Frohen! Ihr Sonntagskinder!“ sagte er und nickte in liebevoller Bewunderung zu Leo hinüber. „Wo ihr erscheint, da thun die Dornenhecken sich auseinander, sie mögen noch so stachlig sein. Und die haßerfülltesten Herzen fliegen euch nur so entgegen.“

Leo lachte befangen und meinte, es wäre nicht so schlimm.

Felicitas brachte den Wein und goß sein bernsteinfarbenes Oel in die hohen, grünen Römer.

In Leo erwachte der lachende Leichtsinn, den der Anblick eines edlen Tropfens stets in ihm hervorrief. — Wie ein vorahnender Rausch kam es über ihn und schwemmte den letzten Rest hinfort von allem, was ihn noch eben beengt hatte.

„Stoßt an! Die Freundschaft soll leben!“ schrie er, das Glas erhebend.

„Und daß uns dreie nichts mehr trennen möge!“ fügte Ulrich hinzu.

Da trafen sich Leos Augen mit denen Lizzies in einem raschen, schuldbewußten Blicke ...

Wenn er wüßte!

Die Gläser klangen zusammen. Ein dumpf verhallender Akkord brach aus den herrlichen Krystallen.

„Ich wünschte, auch unser Leben möchte so ausklingen,“ sagte Ulrich ... Und dann plötzlich stutzte er — machte Miene, das Glas vom Munde sinken zu lassen — sandte einen suchenden Blick an der Wand entlang — raffte sich wieder zusammen und trank das Glas in einem Zuge leer. —

Leo war dem Blicke gefolgt: dort an der Wand hing das Bildnis des Knaben.

Auch Felicitas geriet in Unruhe: nach kurzem Besinnen goß sie etliche Tropfen aus ihrem in ihres Mannes Glas und, sich zärtlich zu ihm hinüberneigend, flüsterte sie ihm ins Ohr:

„Auf das Ferne, was wir lieben.“

Leo gab sich den Anschein, nichts bemerkt zu haben. Um der drohenden Verstimmung auszuweichen, begann er rasch:

„Es hilft nichts, Kinder. Ueber eine heikle Sache müssen wir uns noch heute schlüssig werden ... es mag uns noch so schwer fallen, gerade heute darüber zu reden.“

Die Gatten horchten auf. Lizzie schauerte ängstlich zusammen. „Um Gottes willen, schweig!“ warnte ihr Blick, heimlich auf das Bild hinweisend. Es schien, daß sie fürchtete, er könne, roh genug, von dem Knaben zu reden beginnen.

„Also kurz und gut,“ fuhr er fort, „auf welche Art werden wir das, was heute geschehn ist, mit allem, was noch draus folgen wird, unsrer geliebten Nachbarschaft beibringen? Denn ich wette, ihre christliche Duldung lauert schon drauf, einen Skandal daraus zu machen.“

Felicitas atmete erleichtert auf, ihm einen dankbaren Blick zuwerfend.

„Was ist deine Ansicht, Liebster?“ fragte sie dann, das Kinn in die hohle Hand geschmiegt, und schaute kindlich zu ihrem Gatten empor.

Der fuhr sich mit gespreizten Fingern durch seinen fleckigen Bart: „Geht mir doch damit!“ sagte er. „Wozu halten wir uns für Aristokraten, wenn wir über dergleichen nicht erhaben sein sollten? Wir dürfen es uns gestatten, eine Persönlichkeit zu haben — können die ausprägen nach unsrem Belieben und brauchen uns nicht um das Wohl- oder Uebelwollen irgend eines Kaffeeklatsches zu kümmern.“

„Bravo!“ rief Leo lachend. „Ein edelgesinnter Viehdieb, wie wir ihn da drüben manchmal aufgehängt haben, kann vom Galgen aus nicht wirkungsvoller sprechen.“

„Laß deine Faxen!“ tadelte Ulrich. „Wozu bilden wir uns ein, aus andrem Stoff zu bestehen wie irgend ein Krämer, der um seinen Kredit zu zittern hat? . . . Wir sitzen als kleine Könige auf unsern Schlössern, sind in freier Ehrfurcht unsrem Lehnsherrn unterthan und sonst niemandem auf der Welt . . . Und halten wir unsre Krautjunkerschaft nicht für höher stehend als selbst den Hochadel, der nach dem Hof hinschielen muß und sich mit russischen und französischen Schwägerschaften rumschleppt?“

Leo nickte, leuchtend vor Stolz.

„Und führen wir noch dazu ein Leben voll Arbeit und Pflichterfüllung,“ fuhr Ulrich fort, „so werden wir es uns doch erlauben dürfen, nach unsern eigenen Bedürfnissen selig zu werden? — Was kann die Welt uns anhaben, wenn wir uns bewußt sind, daß unsre Handlungsweise — ganz egal, ob man sie billigt oder nicht — aus reinem Herzen stammt?“

„Nun komm du noch gar mit deinem reinen Herzen,“ spottete Leo, der sich so wohl fühlte, daß er, wie in alten Zeiten, allem, was vorging, die scherzhafte Seite abgewann. „Es ist unbegreiflich, daß ein Mann, der ein so ausgezeichnetes Buch über die Stallfütterung geschrieben hat, behaupten kann, daß man im stand ist, vom Hochgefühl seines reinen Herzens fett zu werden. — Zudem ist nicht jeder glücklicher Besitzer eines solchen Instituts,“ fügte er kleinlaut hinzu.

„Aber seinen Trotz hat doch ein jeder?“ mahnte Ulrich.

„Das will ich meinen!“ rief er, die blanken Zähne zeigend, und schlug mit der Faust auf den Tisch.

Und da Felicitas soeben aufgestanden war und sich in der Thür des dunklen Nebenzimmers zu schaffen machte, beugte er sich zu Ulrich hinüber und sagte leiser:

„Meinetwegen brauchtest du mir diese Vorlesung nicht zu halten, Alterchen. — Mein Brustkasten ist breit genug . . . und meine Ellbogen weiß ich auch zu brauchen . . . Aber — es ist eben eine Frau im Spiel.“

„Meine Frau?“

„Ganz recht. Deine Frau ... Auf die muß Rücksicht genommen werden. Weiber untereinander haben ihre eigenen Gesetze. Wir dürfen nicht dulden, daß sie in eine schiefe Lage gerät.“

Ulrich schwieg. Er, der stets bereit war, sich überzeugen zu lassen, zögerte keinen Augenblick, Leos Bedenken in ihrer vollen Berechtigung anzuerkennen.

Felicitas kehrte zurück, lieblich und bescheiden, als ob das Gespräch sich um irgend ein Thema der Agrikulturchemie gedreht hätte, von welcher die Frauen ja doch nichts verstehn. —

Aber als die Männer fortfuhren, ratlos vor sich hinzustarren, nahm sie das Wort — zögernd und hilfsbedürftig, wie eine, die sicher ist, daß sie Dummheiten sagen wird. —

„Verzeihung — aber ich meine nur — man müßte der Welt — sozusagen die Verantwortung überlassen.“

„Wofür?“ Keiner von beiden verstand sie.

„Für — euer Zusammenkommen.“

„Wie wäre das möglich?“ fragte Leo.

„Ich weiß noch nicht — aber ich werde nachdenken — und werde dir Nachricht zukommen lassen, lieber Leo, wenn ich glaube, etwas gefunden zu haben.“

Es lag eine so drollige Wichtigkeit in ihrer Rede, daß Ulrich in ein befreiendes Lachen ausbrach und in scherzendem Wehleide rief: „Das arme Kind! Es wird nachdenken!“

Sie machte ein Mäulchen, und während er mit ungeschickter Liebkosung ihren runden Lockenkopf streichelte, legte sie sich, die Augen schließend, weit in seinen Arm zurück. —

Er warf einen heißen, scheuen Blick auf sein Weib hernieder, dann erhob er sich rasch und schritt in das dunkle Nebenzimmer, wie um übermäßigen Glückes Herr zu werden.

Gleich darauf schlugen weiche, leise Orgelklänge an Leos Ohr. — Ueberrascht von der süßen Fülle des Wohllauts horchte er auf. — Sonst hatte im Musikzimmer ein altes,

quäkiges Harmonium gestanden, auf welchem Ulrich seine Choralstudien zu treiben pflegte. —

„Was bedeutet das?“ fragte er Felicitas, die ihr Knäuel zusammenpackte. —

Sie legte den Finger auf den Mund:

„Ein neues Orgelwerk, das er sich aus Amerika hat kommen lassen,“ flüsterte sie über den Tisch hinweg. „Bleib hier und stör ihn nicht ... Ich muß aufpassen gehn, wenn er die Pedalstimmen braucht. — Er hat's gern, daß ich dann die Balgen ziehe.“

Lautlos eilte sie hinaus und öffnete die Flügelthüren weit hinter sich. — Ein paar Augenblicke später flammten in dem Zimmer, aus dessen dunkler Tiefe die geheimnisvolle Tonflut quoll, die Kerzen auf. —

Vor einem fremdartigen Instrumente, welches einem Pianino ähnelte, nur daß es sich in mehreren hintereinanderliegenden Etagen treppenartig aufbaute, saß Ulrich, in Tönen verloren. — Er hatte den Kopf nach hinten übergeworfen und starrte zur Decke empor. —

Felicitas, die in ihrem hellen Kleide wie ein Lichtwölkchen durch das rotdämmrige Zimmer glitt, legte geräuschlos ein Notenheft vor ihn aufs Pult. —

Er nickte ihr Dank, ohne sich stören zu lassen. — Dann begann er, einen Uebergang erfindend, das Tonstück, das sie ihm ausgewählt hatte.

Leo kannte es wohl. Es war eine Scarlattische Messe, die Ulrich schon früher mehr als alles andre geliebt hatte.

Er selber freilich war nicht müde geworden, über die altmodischen Tonfiguren zu spotten, die „gesungenen Heiligenbilder“, wie er damals zu sagen pflegte, doch als er jetzt nach Jahren wüsten Umherirrens die altvertrauten heimatlichen Töne wieder vernahm, quoll ihm die Rührung heiß aus dem Herzen empor.

Die Thränen verbeißend, warf er sich in einen Sessel, den, welcher der Thüre zunächst im dunkelsten Winkel stand,

umhüllte sich mit Tabakswolken und sann in zerfließenden Halbgedanken vor sich hin.

Die ehrenfesten Pläne, die er bei seiner Heimkehr geschmiedet hatte, die waren nun freilich dahin. Und Johanna durfte triumphieren ... Und der alte Hauspfaffe mit ihr ... Aber schließlich, was that das alles? ... Ulrichs Glück war die Hauptsache ...

„Und glücklich ist er doch?“ fragte er sich erschreckend, denn ein Zweifel an sich und ihr und allem Guten schoß ihm jäh durch den Kopf.

Er beugte sich vor die Thürspalte und verschlang mit den Augen, was er sah.

Wenn das nicht Glück war, so gab es keins auf Erden!

Neben Ulrich stand sie in all ihrer Lieblichkeit, hatte den Arm zärtlich um seinen langen, dünnen Hals gelegt und folgte voll bescheidener Sorge den Angaben des Notenheftes, um im gegebenen Momente hilfreich beispringen zu können.

„Die ‚vox humana‘!“ bat Ulrich zu ihr aufschauend.

Sie griff nach einem der Registerknöpfe, der mit leisem Knacken vorsprang, und im nächsten Augenblicke vernahm Leo, aufhorchend, den zitternden, klagenden Ton einer Menschenstimme, die in inbrünstig flehendem Gesange sich zum Himmel emporringt. —

„War es nicht menschlich, was ich verbrach?“ so schien die Stimme zu fragen. „War sie nicht süß, die Sünde, die ich nun büße?“

Da kam sein alter Wahlspruch ihm zu Sinn.

„Nichts bereuen!“ klang es grollend aus den Tiefen.

Trotzig raffte er sich empor.

„Nein, wahrlich, er büßt nichts ... Er bereut nichts ... Die Heimlichkeiten werden ein Ende haben ... Ulrich ist glücklich ... Lizzie, von alter Angst befreit, wendet sich in neuerwachter Liebe ihrem Manne zu. — Und, was da war, ist nie gewesen ...

„Leo, bist du zufrieden mit mir?“ sagte in diesem Augenblick eine traurig flüsternde Stimme dicht an seinem Ohr, während eine Flut von Wohlgerüchen ihn umwogte. —

Er erschrak. — Ein jäher Zorn preßte ihm die Kehle zusammen. Er mußte an sich halten, um ihr, die mit trostlosem Lächeln, ein Opferlamm, sich zu ihm niederneigte, nicht eine Grobheit an den Kopf zu werfen.

„Brauchst du ein Lob, so wende dich an deinen Mann,“ sagte er, noch immer grob genug. — Dann stand er auf, sich zu verabschieden. — — — — — — — — — — — —

XVII.

Etliche Tage nach dem ersten — geheimgebliebenen — Besuche Leos auf Uhlenfelde hatte Frau von Stolt auf Stoltenhof ihre Getreuen zum Nachmittagskaffee um sich versammelt.

Kletzingks hatten sich ansagen lassen, und da der Zufall es wollte, daß die beiden Kürassiere jetzt nach Beendigung der Herbstmanöver mit achttägigem Urlaub hatten heimkommen dürfen, so waren — und zwar auf Betreiben des Hausherrn — etliche Nachbarfamilien mit erwachsenen Töchtern und Nichten rasch hinzugeladen worden ... Der alte Fuchs, der mit Schnüffeln und Blinzeln seit einem Jahre um Felicitas herumstrich, hatte geglaubt, sich so der Nebenbuhlerschaft seiner Söhne am bequemsten entledigen zu können.

In dem kleinen Saale mit der giftgrünen Tapete, an welcher in hellpolierten Palisanderrahmen — wie eine steife, braungeränderte und -gequerte Leiste — eine Kollektion berühmter Rennpferde entlang lief, hatten die Damen Platz genommen, während die große Eingangshalle, der Stolz des Hauses, mit ihren Holzgalerien und dem mächtigen Kronleuchter aus Hirschgeweihen der Herrenwelt vorbehalten blieb. —

Frau Felicitas von Kletzingk, diesmal in einem schlichten, schwarzseidenen Kleide, das ihren sonst etwas degagierten Liebreiz in holde Hausmütterlichkeit verwandelte, saß zur Rechten der würdigen Frau von Sembritzky, tief untergesunken in dem umfangreichen, mit grünem Plüsch bezogenen Ehrensofa, das sie sonst immer geflohen hatte wie eine

Fallgrube, und folgte voll ehrbarer Teilnahme den Klagen, mit welchen die Damen, sämtlich Verwalterinnen großer Wirtschaften, einander überschütteten. Ihr blondleuchtender Strudelkopf, den sie sonst zu lockerer Wildnis aufzutoupieren pflegte, war heute glattgestrichen, und um den hohen, keuschen Kragen schlang sich bescheiden ein goldenes Kettchen.

Man sprach, wie die Saison es mit sich brachte, vom Eingemachten.

Frau von Neuhaus auf Lubowen, eine rundliche Sechzigerin mit einem grünlichen Stirnnetz auf grauem Haargekräusel, hatte die neuen Abdampfapparate trotz ihrer scheinbar vorzüglichen Vernickelung durchaus unpraktisch gefunden, die Baronin von Krassow bestritt dies in einem überlegen müden Tone, und die alte Frau von Sembritzky, die seit der Heirat ihres Sohnes mit der kleinen Meta Podewyl das alte Schema der bösen Schwiegermutter nach Kräften auszufüllen bestrebt war, schaute derweilen stier und wütend wie ein durch die Gitterstäbe gekitzelter Geier um sich, als argwöhnte sie, daß sie jemand von ihrem Ehrenplatze vertreiben wollte. Neben ihr saß Meta, das arme, junge Ding, drückte dem alten Quälgeist in ängstlicher Ehrfurcht die Hände und schielte mit einem Lächeln der Sehnsucht, das allgemach in Weinen überzugehen drohte, nach dem Tische der jungen Mädchen hinüber, von dem sie auf ewig verbannt war. — Die Hausfrau selber hatte links neben Felicitas Platz genommen; in ihrer Gardistenhöhe starr aufgerichtet saß sie da, und während sie zärtlich auf sie niederschaute, hielt sie schielend Wache, ob auch niemand von den im Nebenzimmer versammelten Herren mit ihr Blicke wechselte.

Doch selbst Frau von Stolt fand heute an der Vielgeschmähten nicht das mindeste zu tadeln. Wie bezaubert von dem Reiz der Unterhaltung saß sie da, warf als lernbegierige Schülerin in kleinen Pausen liebliche, schüchterne Fragen dazwischen und ließ nur ab und zu einen verlorenen Blick die Kollektion berühmter Rennpferde entlanggleiten. —

Niemand gewahrte die nervöse Beklommenheit, in welcher sie die Arme steifte und die Finger wie im Krampfe auseinanderzog.

Sie hatte viel gewagt — und Großes sollte in den nächsten Minuten sich ereignen.

Die Damen des Hauses Halewitz waren, wie selbstverständlich, nicht geladen.

Seit zwei Jahren wußte eine jede Hausfrau der Gegend, daß ein Zusammentreffen zwischen Felicitas und der Familie Sellenthin vermieden werden mußte ... Darum ging es an dem Tische der Jugend, wo sonst Herthas schlagfertiges Mäulchen den Ton angab, stiller zu als gewöhnlich. —

Auch unter der jüngeren Herrenwelt herrschte heute eine ungewisse und fast gedrückte Stimmung ... Die Verehrer von Frau Felicitas mochten sich noch so viel an den Thürpfosten zu schaffen machen und an den Falten der Portiere vorüberschielen, sie hatte für keinen von ihnen wie dereinst einen verstohlen innigen Blick, ein leises Lächeln des Verstehens. — Und da keiner von ihnen den Mut besaß, in jenen den Kompotts geweihten Winkel einzudringen, so blieb vieles unausgesprochen, was nach Aufklärung dringend verlangte. Denn seit sechs Wochen war keiner von ihnen für die schöne Herrin von Uhlenfelde mehr auf der Welt gewesen.

Die Köpfe zusammensteckend, tauschten sie ihre Beobachtungen aus mit jenem naiv-unsaubern Lächeln, mit dem halbreife Lebemänner die illegalen Wünsche ihres Herzens zu begleiten pflegen.

Neben den Söhnen des Hauses waren da vor allem die beiden Löwen des Kreises, Hans von Krassow und Frank von Otzen.

Der erste, ein brauner und sehniger Bursch von einundzwanzig Jahren mit langem Jockeyhalse und zurücktretender Stirne, in blauem Cheviotanzuge steckend, war einmal ein halbes Semester lang bei den Bonner Preußen aktiv gewesen,

aber schon nach Ankunft des ersten Bündels Rechnungen von seinem Vater schleunigst nach Hause geholt worden. Seitdem hielt er sich für eine Art von entthrontem Fürsten, dem vor Zeiten alle Herrlichkeiten der Welt zu Füßen gelegen haben. Und auch in den Augen der andern strahlte die Bonner Preußenkneipe ein verklärendes Licht über ihn aus. Im übrigen war er ein guter Kumpan, zapplig, voll lustiger Einfälle und launiger Capricen, die Wonne aller Schenkmamsells sechs Meilen in der Runde.

Der andre, Frank von Otzen, wünschte ernster genommen zu sein ... Er hatte im Sturmschritt auf einen Botschafterposten losgehn wollen, war aber vorderhand durchs diplomatische Examen gefallen. Seitdem half er seinem Vater den ländlichen Kohl bauen, behielt aber die bedeutsame Einsilbigkeit der Diplomatie, die französische Seife und den englischen Schneider bei. — Man neckte ihn wegen seiner weiten Hosen, beneidete ihn aber ob des Hauches der großen Welt, den er noch immer mit sich herumtrug.

Da war ferner der junge Herr von Neuhaus, ein hellblonder, behäbiger Jüngling, hinterwäldlerischer Mode gemäß zu eng und zu hell gekleidet, mit einem großen, blauen Augenpaar in dem glatten, hübschen Gesicht. — Er war so dumm, daß man ihn für schwermütig hielt, und darum hatte Felicitas einen Vertrauten elegischer Stimmungen aus ihm gemacht. — Da war ferner Benno von Zeßlingen, der einmal allein ein Achtel ausgetrunken hatte, und Hans von Kleist, von dem nichts zu sagen war.

Diese jungen Herren bildeten den Kern von Felicitas' Verehrerschaft.

„Lizzies wilde, verwegene Jagd," wie sie sich selbst zu nennen pflegten.

Nachdem sie eine Weile an der Thür herumgelungert hatten, erwartend, daß die Freundin ihrer Sehnsucht zu Hilfe kommen würde, meinte Lothar Stolt entmutigt, es werde heute doch nichts zu machen sein, und die jungen Mädels

mit Verachtung strafend, lud er die andern zu einem Matsch mit Papas neuen Randfeuerpistolen in den Garten. —

Auch der alte Stolt, der als Hausherr bisweilen mit einem Scherzwort in die gefährliche Ecke vorzudringen wagte, gab die Belagerung auf und erinnerte sich, daß er Ulrich Kletzingk um seinen freundnachbarlichen Rat gebeten hatte, weil ein kostbares Halbblut, das vor vier Wochen kastriert worden war, Erblindungserscheinungen zu zeigen begann. Er schmeckte noch rasch die Pfirsichbowle, die schon auf Eis stand, und ging dann nach den Ställen, wo Ulrich mit etlichen der alten Herren auf ihn wartete. —

Somit leerte die Halle sich vollends.

In die feierliche Einsilbigkeit, die den Kreis der älteren Damen beherrschte, brach plötzlich ein Blitzstrahl. —

Der aufwartende Diener war in den Saal getreten und meldete laut und umständlich:

„Herr von Sellenthin bittet der gnädigen Frau seine Aufwartung machen zu dürfen.“

Auch das letzte Flüstern verstummte.

Aller Augen wandten sich nach Felicitas, die, wie versteinert vor Schrecken, der Wirtin ins Antlitz starrte.

Diese hatte ihre Fassung gänzlich verloren. Ihn abweisen zu lassen, während die Remise mit fremden Karossen und die Garderobe mit fremden Hüten gefüllt war, ging nicht an — das wäre einer Beschimpfung gleichgekommen. Sie preßte beruhigend die Hand der bebenden Felicitas — sie wollte hinauseilen — wollte erklären, — doch ehe sie dazu kam, wurde die Thür weit aufgerissen und Leos massige Gestalt schritt sicher und elastisch auf sie zu. —

Wohl hatte sein braunes Gesicht ein wenig an Farbe verloren, wohl spähte sein Auge in rascher, scheuer Suche durch den Saal, doch niemand ahnte, nach welchen Kämpfen er den Weg hierher gefunden hatte, und welch ein Spiel hier gespielt wurde.

„Ich bin und bleibe ein Glückspilz,“ rief er, indem er

sich anschickte, Frau von Stolt, die ihm — noch immer stumm — drei Schritte weit entgegengegangen war, die große, rote Hand zu küssen. „Schon hatte ich mich darauf präpariert, jede der Damen einzeln um Verzeihung zu bitten, daß ich mit meinen Antrittsvisiten so sträflich lang hab' warten lassen — und jetzt darf ich mich mit einer einzigen feierlichen Handlung aus der Affaire ziehn." —

Das wickelte sich rasch und geläufig ab wie etwas Auswendiggelerntes.

Frau von Stolt, welche mit ihren breiten Schultern Felicitas ganz verdeckte, murmelte ein gedrücktes „Willkommen" und schüttelte seine Hände, als ob sie sie nicht wieder loslassen wollte. —

Aber es half ihr nichts. Lachend schritt er an ihr vorbei und streckte, ohne erst viel hinzusehn — sie waren ja all' insgesamt gute Freunde, getreue Nachbarn und desgleichen — seine Hand der Dame entgegen, welche den nächsten der Sofaplätze innehielt.

Ein langes, banges Schweigen entstand. Seine rechte Hand hing in der Luft.

Dann rang sich stockend ihr Name von seinen Lippen.

Felicitas, die totenblaß geworden war, schlug langsam die großen, blauen Augen auf, sandte einen Blick voll klagenden Vorwurfs zu der unachtsamen Wirtin hinüber — wie um die Verantwortung des Ungeheuren, das nun geschah und geschehn mußte, sollte ein Skandal im Hause vermieden werden, auf sie hinüberzuwälzen — und legte dann zwei bebende Finger in die harrende Hand.

Ein tiefes Aufatmen ging durch den Saal.

Leo hatte sich herabgebeugt, einen leisen, dankbaren Kuß auf die verzeihende Rechte zu drücken, dann wandte er sich eiligst von ihr ab und zu Frau von Sembritzky hinüber, die er mit um so geräuschvollerer Herzlichkeit begrüßte.

So brauchte er nicht zu bemerken, daß Felicitas, die einer Ohnmacht nahe schien, von Frau von Stolt lautlos zum Saale hinausgeführt wurde.

Die Damen, von Herzen froh, daß die peinliche Stimmung sich so befreiend gelöst hatte, thaten auch ihrerseits, als sähen und hörten sie nichts, während Leo sich in Ausrufen des Staunens überstürzte, daß die kleine Meta Podewyl — o, er hatte sie noch Huckepack getragen! — inzwischen eine würdige Ehefrau geworden war.

Das zarte Persönchen, das in seinem fliederfarbenen Seidenkleide so ehrbarlich unter den alten Damen thronte, lächelte schüchtern und geschmeichelt. Zusammen mit den andern dort am Tisch der jungen Mädel hatte sie für den Flüchtling gebangt und geschwärmt, ja, wie man sich erzählte, war sie es gewesen, die den Choralvers gedichtet hatte, welcher während der Konfirmandenzeit allsonntäglich von ihnen untergeschoben worden war und in welchem sich „fremde Lande" und „heilige Bande", „Heimatstriebe" und „reine Liebe" hold aufeinander reimten. Als dann freilich Hans von Sembritzky Ernst gemacht hatte, war ihr Gebet plötzlich vergessen gewesen.

Frau von Neuhaus, die, wie man sagte, für ihren Sohn Absichten auf Elly hegte und sich deshalb ein wenig zur Familie gehörig fühlte, faßte Leo am Arm und führte ihn zum Tisch der Jugend hinüber, wo die minder Treulosen seiner harrten.

Im Halbkreise standen die jungen Dinger aufgereiht — sechse an der Zahl — alle mit Glut übergossen, alle den Blick auf die Tischplatte geheftet. In dieser Schar gab es nicht eine, die ihn nicht angeschmachtet hatte vom zwölften Jahre an, der bei der Legende von dem mörderischen Duell und der Vaterlandsflucht des vielbewunderten Mörders nicht ein romantischer Schauder über den Leib gelaufen war. — Da gab es zwei fernere Schwestern Podewyl aus jüngeren Jahrgängen, sodann Trude Krassow, Susi Neuhaus und zwei

Bürgerliche, mit denen man eine innige, doch etwas mitleidige Freundschaft unterhielt.

Leos Auge ruhte voll Entzücken auf dem gold- und aschblonden Häuflein, das ihm da mit Herzklopfen entgegenlächelte. Eine spitzbübische Freude über das gelungene Spiel hatte sich seiner bemächtigt. Ein Rausch des Erfolges war über ihn gekommen, beflügelte seinen Humor und gab seinem Gemüte doppelte Genußfähigkeit.

Er drückte jede der zarten, rosigen Hände und schaute mit der Wonne des zünftigen Courmachers tief in jedes leuchtende Augenpaar.

Felicitas hatte er ganz vergessen.

Und dann nahm er Urlaub, um sich den Herren vorzustellen.

Als er an der Seite des führenden Dieners die Kiespfade des Gartens durchschritt und sich der Gruppe der jungen Kavaliere näherte, gewahrte er, daß man unter schallendem Gelächter nach kleinen, gelblichen Wurfscheiben schoß, die vor einem jeden Schusse hoch in die Luft geschleudert wurden und die meistens schon zerschellten, noch ehe die Kugel sie getroffen haben konnte.

Diese Wurfscheiben waren dünne, durch die trockene Luft ein wenig krumm gezogene Schnitte von Schweizerkäse, die zusammen mit andern schönen Sachen den jungen Herren als Sechsuhr-Imbiß dienen sollten, und für die man, da es am nötigsten Hunger gebrach, nach anderweitiger Verwendung gesucht hatte.

Wetten wurden abgeschlossen, Einsätze gemacht, Reugelder gezahlt, falsche Starts annonciert, — es ging zu wie auf der Rennbahn.

Leo trat in den Kreis, der sich respektvoll vor ihm öffnete.

Er gehörte einer älteren Generation an als diese Sausewinde, deren Senior das erste Drittel der Zwanziger nicht überschritten hatte. Deshalb duzte er keinen, war wohl auch

noch keinem von ihnen, seit sie der Schulbank entwachsen, jemals begegnet.

Nachdem man ihn gebührend begrüßt und angestaunt hatte, erklärte man ihm in lachendem Durcheinander die Regeln des neuerfundenen Sports.

Mit verstohlenem Kopfschütteln musterte Leo bald den einen, bald den andern.

Diese lustigen Käseschützen waren es, in deren Kreis sie ihre Freuden gesucht hatte.

Welche Schmach, und mehr noch — welche Lächerlichkeit!

Lothar Stolt als Haussohn bat ihn, am Spiele teilzunehmen; er selber wolle ihm einen der Favorits abtreten, auf den schon große Wetten geschlossen seien, weil er sicherlich nicht vor dem Schusse auseinandergehen werde. —

Leo dankte. Er sei in diesen Künsten ein Neuling.

„Aber schießen können Sie doch?“ fragte der junge Herr von Zeßlingen.

„Ein wenig, lieber Benno!“

Man schalt seine Bescheidenheit. Er sei schon früher der erste Schütze im Lande gewesen, und wer möchte wissen, was er drüben hinzugelernt habe. „Wir wollen ihn überhören,“ rief man im Kreise.

Leo fühlte sich in der Stimmung, auf den Scherz einzugehen; zudem gedachte er allen denen, die späterhin wagen könnten, seinem Willen die Spitze zu bieten, von vornherein eine kleine Lektion zu erteilen.

„Unsre Spezialität drüben war eigentlich der Revolver,“ sagte er, indem er sich suchend umschaute.

„Haben wir auch! haben wir auch!“ hieß es ringsum.

Lothar reichte ihm eine prächtige Magazinpistole mit langem, blauleuchtendem Laufe.

„Aber er muß auch auf den Käse schießen,“ rief Herr von Zeßlingen, der, seit er das Achtel ausgetrunken hatte, eine gewisse Autorität in diesem Kreise besaß.

„Ganz zu Ihren Diensten,“ erwiderte Leo.

Der Favorit, eine schöne, handtellergroße Schnitte, porös, goldgelb, scharfrandig, wurde ihm feierlich überreicht. Er trug sie zwischen zwei Fingern zu der Scheibe hinüber, die fünfzehn Schritte vom Schützenstande entfernt war, und stellte sie lose auf zwei der Stifte, mit welchen man das kreisrunde Zielblatt an der Scheibentafel befestigt hatte.

„Sobald sie getroffen wird, muß sie hinunterfallen," sagte er.

Die jungen Herren sahen einander an. Um auf fünfzehn Schritt ein handgroßes Ziel treffen zu lernen, dazu brauchte man nicht erst nach Südamerika zu gehen.

Der erste Schuß fiel. Die Schnitte rührte sich nicht, und die Verwunderung stieg.

In Zwischenräumen von etlichen Sekunden folgten andre zwei Schüsse. — Die Schnitte stand, als habe sie auf der Scheibe Wurzel geschlagen.

„Bitte die Herren sich zu überzeugen, daß das Ziel nicht getroffen ist," sagte Leo.

„Wir glauben's auch so," erwiderte Lothar, der sich eine kleine Impertinenz nunmehr gestatten zu können meinte.

„Ich bitte trotzdem um gütige Inspektion."

Kopfschüttelnd trollte die Schar sich zum Ziele. Es schien fast, als habe er gewagt, sie zum besten zu halten.

Allein selbst auf der weiten Fläche der Scheibentafel war kein neuer Schuß zu entdecken. — Die Kugeln mußten in der Luft hängen geblieben sein.

Erst als Leo mit dem Nagel des kleinen Fingers die Schnitte zur Erde warf, fand sich des Rätsels Lösung.

Die Schnitte hatte drei größere Poren. Durch jede derselben war eine Kugel gedrungen, fast ohne ihren Rand gestreift zu haben.

Ein Ruf beklommenen Staunens wurde laut, denn man fand sich einem Manne gegenüber, der die Fähigkeit besaß, sich die Pore auszusuchen, durch welche er seinem Gegner eine Kugel auf den Pelz zu brennen geneigt war.

Bald darauf kamen die älteren Herren vom Hofe dahergeschritten. — Ulrich unter ihnen ... Als er den Freund gewahrte, der lachend mit dem jungen Volke plauderte, fuhr er befremdet, erschrocken fast, zurück.

Noch ehe er den Mund öffnen konnte, war Leo an seiner Seite.

„Schweigen!" raunte er ihm zu.

Dann schüttelte er mit Inbrunst die Hände, die sich begrüßend von allen Seiten nach ihm ausstreckten.

Sobald es anging, führte er Ulrich beiseite.

„Wir müssen die Täuschung aufrecht erhalten," sagte er ihm, „daß wir uns seit dem einen Mal auf dem Bahnhof nicht mehr gesehen haben."

„Wozu die Winkelzüge?" fragte Ulrich befremdet.

„Weil Felicitas klüger ist als wir beide zusammen," erwiderte er mit einem Ansatz zu cynischem Uebermut.

„Hat sie dies Zusammentreffen ausgesonnen?"

„Jawohl!"

„Und dir geschrieben?"

„Jawohl."

„Und dann?"

Da sah er, daß er der Prüfung des Freundes doch nicht gewachsen war. „Laß sie's dir selbst erzählen," sagte er rot werdend und wandte sich ab ...

— — — — — — — — — — — — —

Bei der Heimfahrt erfuhr Ulrich, was er zu wissen brauchte.

Zwischen Lachen und Weinen schwankend wie ein Kind, das Schelte fürchtet und seiner Fehle gern eine drollige Wendung geben möchte, erzählte ihm Felicitas den gelungenen Geniestreich, dessen Resultat war, daß Frau von Stolt ihr die Versöhnung, die man ihr andernfalls nie verziehen haben würde — als Gunst gegen sich und ihre Gäste abgebettelt hatte ... Himmel und Hölle hatte die brave Frau ins Gefecht geführt, um sie, als sie noch widerstrebte, von der Gottgefälligkeit eines solchen Liebeswerkes zu überzeugen.

Mißmutig hörte Ulrich zu.

„Warum hast du mir deine Absicht verschwiegen?“ fragte er dann.

„Weil ich meinen lieben, guten, edlen Mann nicht zum Komplizen von so ein paar Spitzbuben habe machen wollen,“ entgegnete sie.

Er schüttelte den Kopf. Er verstand noch immer nicht, wie sie beide sich dazu hatten hergeben können.

„Es geschah ja für dich,“ flüsterte sie, sich zärtlich an seine Seite schmiegend. —

In dieser Nacht ging Ulrich manche Stunde lang ruhelos in seinem Zimmer auf und nieder.

„Für mich lügen sie ... Für mich trügen sie ... Für mich stellen sie die Gesetze des Menschenherzens und der ganzen Natur auf den Kopf ... Kann so viel Liebe zum Guten führen?“

Und als er das Licht gelöscht hatte und suchenden Auges in die Finsternis starrte, zuckte es plötzlich wie ein Blitzstrahl vor ihm nieder:

Diese Versöhnung durfte nicht sein ... Sie ist unsittlich.

XVIII.

Nun freilich war's für die Umkehr zu spät. Und wie sehr Ulrich Kletzingk auch seines Willens Meister war, er würde sich nicht mehr im stande gefühlt haben, sie zu ertragen.

Er klammerte sich an Leos Wiederbesitz mit aller Kraft seines leidenschaftlichen Herzens, das sich an Liebe nie genug thun konnte ... Je größer das Opfer war, das man ihm gebracht hatte, um so ängstlicher hütete er den Wert des Wiedererrungenen.

Vorderhand ging alles seinen alten Weg.

Leo konnte nur selten und auf wenige Stunden herüberkommen, denn auf Halewitz lag noch der Hafer, und die Bestellung war in vollem Gange.

Wenn er erschien, war er lustig und guter Dinge, doch hatte seine Sorge um Ulrich einen Beigeschmack von Herzensangst gewonnen, der seinem Gemüt allzeit fremd gewesen war.

Die ersten Male, als er des Weges daherkommend dem Freunde in die Augen schaute, stieg ihm der Herzschlag zur Kehle empor, denn ihm wurde zu Mute, als hätte ein Unglück sich ereignet, als wäre es Zorn oder Schmerz, was ihm aus dem aufleuchtenden Blicke entgegenloderte.

Dann ergriff er die schmalen, blassen Hände, auf denen ein Häuflein Sommersprossen saß wie ein altes Wundenmal, und preßte sie — dankbar dafür, daß seine Angst umsonst gewesen war.

Es ließ sich nicht leugnen und nicht vertuschen: irgend etwas war in ihrer Freundschaft entzweigebrochen, was nicht zu leimen war und auch nicht mehr verwachsen wollte.

Ihre Liebe hatte nicht gelitten, ihr Vertrauen war das alte, aber ein Schatten kauerte zwischen ihnen und stieg empor, wenn keiner von beiden sich dessen versah. —

Auch Ulrich begann das zu fühlen.

Je inniger er sich dem Wiedergewonnenen anschloß, um so deutlicher spürte er, daß die Art ihres Verkehrs sich verschoben hatte. — Um ein weniges natürlich. Kein dritter hätte es gemerkt — aber Ulrichs feinfühligem Herzen, das nach dem Sonnenschein harmloser Fröhlichkeit verlangte, entging es nicht. —

Leos derbe Scherze wurden seltener. Er wog seine Worte, und oft zuckte er voll Sorge zusammen oder hielt mitten im Satze inne, als müßte das, was er auszusprechen im Begriffe stand, dem Freunde wehe thun.

„Behandle mich doch nicht wie ein schalenloses Ei,“ mahnte der einmal, „du weißt, von dir kann ich schon einen Puff vertragen, und verwöhnt hast du mich sonst ja nie.“

„Mag sein,“ erwiderte Leo, die Stirn runzelnd, „der Teufel weiß auch, woher mir plötzlich die Zimperlichkeit gekommen ist!“

Nach Art kräftiger Landjunker hatte er von alters her geliebt, mit Zoten um sich zu werfen, die im Grunde genommen Ulrich ein Greuel waren, die er jedoch, meinend, daß ihm nichts Menschliches fremd bleiben dürfe, lachend über sich hatte ergehen lassen. —

Nun fiel ihm auf, daß Leo jeder Anspielung auf geschlechtliche Verhältnisse auswich und nicht mehr mit lustigen Abenteuern renommierte.

„Bist da drüben unter die Mönche gegangen?“ fragte Ulrich einmal.

„Weshalb?“

„Weil die Weiber nicht mehr für dich zu existieren scheinen.“

„Man läuft sich die Hörner endlich ab," erwiderte Leo und gab dem Gespräche schnell eine andre Wendung.

Eine unbestimmte Scheu hielt ihn dem Schlosse fern. — Viel lieber zog er den Freund auf die Felder und in die Pflanzungen hinaus, wo sie in Schweigen versunken nebeneinander herritten.

Doch während sie da draußen der langentbehrten Gemeinschaft froh zu werden suchten, stand hinter der Gardine des Balkonfensters verborgen Felicitas und schaute sich die Augen nach ihnen aus.

Von Rechts wegen hatte sie keine Ursache, sich über Leo zu beklagen.

Er unterließ es fast nie, ihr am Schlusse des Besuches eine kurze Aufwartung zu machen. Und wenn Zeitmangel ihm diese Höflichkeit versagte, empfing sie durch Ulrich seine Grüße und Entschuldigungen. Der Ton, den er unabänderlich festhielt, war herzlich und ungezwungen. Eine Art von geschwisterlicher Courtoisie mischte sich halb scherzhaft, halb ehrfürchtig darein, und die Weise, in welcher er ihr die Hand drückte oder ins Auge schaute, bewies warme, mitlebende Freundschaft. —

Kurzum — sie konnte zufrieden sein.

Allein, was sie drückte und verletzte, war, daß er mit keiner Silbe, keinem Blicke dessen gedachte, was sie ihm einst gewesen war.

Es schien, als hätte die holde, heiße Zeit, deren Bilder sie trotz aller Qual nimmer aus ihrem Bewußtsein hätte bannen mögen, in ihm nicht die leiseste Spur zurückgelassen. Fortgemäht und ausgerissen schien alles bis auf das letzte Würzelchen; und was sie auch für ihn gethan hatte, es war umsonst geschehen.

In diesen Tagen weinte sie viel, nannte ihr Leben ein verfehltes und wühlte in alten Erinnerungen, die, ob süß, ob schmerzlich, ihre Seele mit gleicher Bitterkeit erfüllten.

Sie sah sich von früher Kindheit an unter fremden

Verwandten als eine Last umhergestoßen, eltern- und heimatlos, und wie eine Abenteurerin auf glückliche Zufälle harrend.

Ihre Mutter hatte sie nie gekannt; ihr Vater, ein unbemittelter Offizier voll brennenden Ehrgeizes, war durch unbefugte Schriftstellerei mißliebig geworden und hatte sich aus Gram über seinen Abschied das Leben genommen.

Von seinem frischen Grabe fort führte sie eine altjüngferliche Tante in ihre Stiftswohnung, durch deren vergitterte Fenster sie drei Jahre lang sehnsüchtig auf die verbotene Straße starrte, — dann wurde sie von andern Verwandten in ein vornehmes belgisches Erziehungsinstitut gesteckt, wo die frommen Schwestern sie in die Elemente der Tanzkunst, des Spitzenklöppelns, der Koketterie und der Drageebereitung einweihten, sah sich hierauf infolge einer der gewagten Schicksalswendungen, die ihre frühesten Mädchenjahre auszeichneten, in die Einöde eines polnischen Magnatensitzes verschlagen — und geriet endlich nach verschiedenen Durchgangs- und Leidensstationen in den Bannkreis des Hauses Halewitz, der sie trotz mehrfacher Versuche, zu entwischen — denn sie liebte den Wechsel — nicht wieder loslassen sollte; war es doch schließlich der einzige Ort, wo man sie ihre Heimat- und Hilflosigkeit nicht fühlen ließ, wo man vielmehr dankbar war, wenn sie den Zauber ihrer Persönlichkeit nach souveränem Belieben entfaltete.

Damals hatte eine kleine Tändelei mit Leo sich abgespielt, welche als unschuldiges Vorspiel späterer Sünde kam und zerrann, ohne Spuren zu hinterlassen.

Der erste, welcher mit einem ernsthaften Antrage an sie herantrat, war Herr von Rhaden, der Besitzer von Fichtkampen, ein ehemaliger Lebemann und des alten Sellenthin zeitweiliger Saufkumpan, am Ausgange der Vierzig stehend, gelblich, griesgrämig und galant. Felicitas, so umschwärmt sie sich auch wußte, sagte ohne Besinnen „Ja", denn seit ihrem dreizehnten Jahre war sie entschlossen gewesen, dem ersten besten, der sie durch eine prompte Heirat aus der

Bettelhaftigkeit ihrer Existenz erlösen wollte, ohne Besinnen an den Hals zu fliegen, und mochte er statt des Besten auch der Schlechteste sein.

So siedelte sie in ihrem neunzehnten Jahre nach Fichtkampen über, wurde Mutter eines Sohnes, tanzte, ritt, klöppelte Spitzen, legte sich Patience, und wartete auf den Helden, den die Karten ihr versprachen. Gern hätte sie sich den Hof machen lassen, aber das launenhafte Naturell des alternden Gatten erlaubte das nicht. Zuerst faute de mieux, dann aus wirklichem Herzenshunger zog sie Leo wieder an sich heran. Als ihr Jugendfreund und Vetter zweiten Grades war er über die Eifersüchteleien ihres Gatten erhaben — und es kam, wie es kommen mußte.

Das Ende war das berühmte Duell, das sie zur Witwe machte.

Witwe zu bleiben, wäre Wahnsinn gewesen, und niemand verdachte es ihr, daß sie nach fast zweijähriger Trauerzeit dem ernsten und hochgeachteten Ulrich von Kletzingk die Hand reichte, wiewohl er der Freund des Mannes war, der ihr den ersten Gatten getötet hatte.

Nun erst fand sie die Freiheit, die langersehnte, denn Ulrich war von bewundernswerter Duldsamkeit . . . Er ahnte, daß ein geheimes Widerstreben sie von ihm, dem kranken Manne, zurückhielt, und da seine Feinfühligkeit nicht zuließ, zu erzwingen, was nicht gern gegeben war, so legte er den eignen Wünschen Zügel an . . . Doch sein Entbehren trug er ihr nicht nach. — Und während sie mit den Herren der Nachbarschaft gewagte Liebesspiele spielte und Triumphe der Eitelkeit feierte, fand sie in ihrem Gatten den hingebendsten und nachsichtigsten Freund.

Allein glücklich war sie nicht, wollte es auch kaum sein. Das Sich-unglücklich-fühlen gehörte zu ihrer Natur. Es erhob sie vor sich selbst in eine lichtere Sphäre und steigerte die Reize ihrer Gestalt.

In lieblicher Wehrlosigkeit stand sie der Welt gegen-

über, und was sie that und duldete, umhüllte wie ein rätselvoller, leicht drapierter Schleier die Wehmut einer verkannten, weichen, von heimlicher Sehnsucht durchzitterten Seele.

Mit Leos Heimkunft begann ein neuer Abschnitt ihres Lebens, das wußte sie wohl. — Das Tändeln hatte ein Ende erreicht, der Ernst war wieder in ihr Dasein getreten. —

Daß sie ihn nicht liebte, vielleicht auch nie geliebt hatte, schien ihr jetzt klar, und täglich und stündlich wiederholte sie sich diese Erkenntnis, allein sein Bild stand wieder vor ihr, leuchtend und lachend wie je, und wich nicht mehr aus ihrer Seele.

Sie grollte ihm, zu Zeiten haßte sie ihn sogar, allein eine nagende, angstvolle Neugier trieb sie unwiderstehlich zu ihm hin.

Den Herren ihres Verehrerkreises hatte sie schon in den ersten acht Tagen den Laufpaß gegeben, sie ging weiter und opferte ihr Kind.

Auf tausend Wegen des Selbstbetruges hatte sie sich die Erlaubnis dazu abgeschmeichelt. — Sie wußte kaum und sie wollte auch nicht wissen, was sie that. — Selbst das Ziel, das sie damit zu erreichen dachte, hüllte sie sich in einen künstlichen Nebel.

Nun war das Kind bereits im zweiten Monat fort, und eine dumpfe Gewissensangst erfüllte in ihrem Herzen die leere Stelle, an der mütterliche Sorge so lange gewohnt hatte.

Eines Vormittags, als sie in Ulrichs Abwesenheit den Briefträger abfing, fiel ein Brief Paulchens in ihre Hände, der diese Angst noch erhöhte.

Er lautete:

Liber Papa und Libe Mama

Hir ist es gar nich hüpsch und ich möchte am Libsten wider gleich wider fort. Und ich bange mich ser. Und des morgens um 6 Uhr müssen Wir schon raus und dann krig ich von den Jungs die morgen Keile. Weil ich nemlich der Güngste bin. Wer ich nicht der Güngste würde die Keile

ein andrer krigen, weil ich aber der Güngste bin drum krig ich die keile. Nach dem mittach gibtst die mittachs Keile Und zum abend Esen gibt den apend Segen. der tuht am westen. Und der Lotzen ist der sterkste. Der haut am Dolsten turnen hat er Vorzüglig sonst hat er Alles Geringe und ser Geringe und er sagt das schaht nicht weil er auf die preße gehn wirt. Und er wil Generahl Werden und Sein Onkel ist Auch Gehnerahl darum wil Er auch Generahl Werden ich mögte guts Besizer werden. Und ich bange mich ser. Was macht der Fido. Und nun mach ich einen schlus.

Euer

Paul.

Bis weinahchten sind bloß noch 123 tage. Einer hats aus Gerechent.

An diesem Tage gab's in ihrer Seele einen harten Kampf. —

Sie stellte sich vor Paulchens Bild und starrte es an, die gerungenen Hände vor die Stirn gepreßt. Ein Zug von schlaffer Furcht zog ihr Gesicht in die Länge.

„Was soll daraus werden?" stammelte sie, „was soll daraus werden?"

Dann warf sie sich in eine Sofaecke, weinte, betete und beschloß am Ende den Brief vor ihrem Manne geheim zu halten.

Denn sie kannte ihn. Sie wußte, daß er, wie die Dinge lagen, in ein ferneres Verweilen des Kindes an einer Stätte, die ihm zur Qual zu werden drohte, nicht würde gewilligt haben.

Die Rückkehr aber mußte verhütet werden um jeden Preis. Damit wäre alles zu Ende gewesen.

In ihrer Not ersann sie ein Mittel, die Schicksale des Knaben als liebende Mutter zu überwachen, ohne daß Ulrich in ihre Sorgen mit hineingezogen wurde.

Im Hause saß eine alte Flicknähterin, Minna mit Namen, die ihr schon von alters her Faktotum und Vertraute gewesen war. Sie hatte zu Leos Zeiten Botengänge gethan und an der Gartenpforte Wache gestanden, sie hatte später in dem

harmloseren Spiele mit den jungen Herren hilfreiche Hand geleistet, sie war überall zur Stelle, wo es etwas zu vertuschen und zu bemänteln gab.

Ihr Beistand ermöglichte es jetzt, einen heimlichen Briefwechsel zwischen Mutter und Sohn ins Werk zu setzen.

Am Abende desselben Tages schloß Felicitas sich in ihrem Allerheiligsten ein und schrieb mit fliegender Feder folgende Antwort:

Mein geliebtes Paulchen!

Du darfst nie wieder an den Papa solche Briefe schreiben, denn der arme Papa, das weißt Du doch, ist oft krank, und wenn Du ihm Kummer bereitest, grämt er sich und wird noch kränker. Das willst Du doch nicht haben, nicht wahr? — Deinen letzten Brief habe ich glücklicherweise noch erwischt, ehe er ihn gelesen hatte. Für die Zukunft darfst Du an den Papa nichts weiter schreiben, als daß Du Dich glücklich fühlst und daß es Dir wohlergeht. — Willst Du aber Dein Herzchen ausschütten, so schreibe nur Deiner Mama und thu den Brief in eines der beifolgenden Couverts. Dann kommt es durch die alte Minna, die Dich schön grüßen läßt, gewiß in meine Hände. — Wegen der Leiden, welche Du von Deinen Mitschülern zu erdulden hast, werde ich wahrscheinlich an Deinen Direktor schreiben. Denn dergleichen Roheiten dürfen in einer Pension, in der sich nur Söhne aus guten Familien befinden, nicht vorkommen. — Aber übertreibst Du nicht auch ein wenig, mein Herzensjunge? Was man Dir anthut, geschieht doch wohl nur im Scherz. — Und dann — willst Du ein tapferer Mann werden, so mußt Du bei Zeiten lernen, Widerwärtigkeiten zu ertragen und gegen Schmerzen gewappnet zu sein. — Hast Du das schon bedacht?

Tausendmal küßt dich, mein süßes Paulchen,

Deine

Dich treuliebende

Mama.

Sie beschrieb ein halbes Dutzend Couverts mit der Adresse, unter welcher sie wohl auch sonst geheimnisvolle Briefe erhalten hatte. Die lautete:

An
Fräulein Minna Huth
Münsterberg
postlagernd.

Sodann that sie alles zusammen in eine größere Enveloppe und rief die alte Minna, der sie den Brief zur geheimen Besorgung übergab.

Die Nähterin, ein verhutzeltes Altjüngferchen mit faustgroßem, lederfarbenem Gesichte, in welchem ein zahnloser, vernaschter Mund unaufhörlich schmatzte, war glückselig über die neue Durchstecherei. Sie hing mit der Treue eines Gnadenbrot essenden Hundes an ihrer schönen jungen Herrin und kannte nur einen Ehrgeiz, sich ihr nützlich zu machen.

In ihren Händen waren die Krähenfüße Paulchens nicht schlechter aufgehoben, als zuvor die Ergüsse liebender Seelen.

Die Gefahr einer Rückkehr des Sohnes war somit beschworen, doch glücklicher wurde Felicitas nicht.

Sehnlich wünschte sie ein einziges Mal mit Leo allein zu sein. Sie hätte es schon verstanden, auf den Grund seiner Seele zu schauen. Aber es lag ja klar am Tage, daß er vermied, unter vier Augen mit ihr zu reden. Er wählte mit pünktlicher Genauigkeit diejenigen Stunden, in welchen Ulrich auf dem Hofe zu treffen war, und schwenkte stets nach den Ställen hin, anstatt an der Rampe vom Pferde zu steigen. —

„Ist das der Lohn für das Opfer, das ich ihm mit der Versöhnung gebracht habe?“ fragte sie sich; aber daß dieses Opfer nur in Ulrichs Einbildung existierte, daran dachte sie nicht. —

In der Vereinsamung ihres Herzens kam sie sogar auf den Gedanken, sich von neuem mit den alten, koketten Spie-

lereien zu zerstreuen. „Berausche dich, betäube dich," sagte sie zu sich, „damit er erkennt, wie's um dich steht, und sich dir wieder nähert."

Aber sie warf die Versuchung weit von sich. — Nun sie ihrem Willen bis auf den trüben Grund schaute, wurde es ihr klar, daß sie wie niedrige Zwecke auch niedrige Mittel verschmähen müßte, wollte sie sich die Fähigkeit bewahren, mit Rührung und Bewunderung bei dem Bilde zu verweilen, in dem ihre Seele sich wiederfand. „Bleibe edel, bleibe groß in deinem Thun," rief sie sich zu. „Weih dich dem Untergange gleich einer Vestalin, die Leib und Seele ihrer Würde zum Opfer bringt. Wie schön ist es zu entsagen ... Wie herrlich ohne Wunsch und ohne Neigung langsam zu verwelken ..."

Ein Frösteln überlief sie, als das Wort „verwelken" in ihrem Inneren erklang ... Mit bebenden Lippen wiederholte sie es.

Dann trat sie vor den Spiegel, faltete die Hände, und betrachtete sich lange.

So schön und so jung und schon dem Untergang geweiht! —

Ein bekanntes Bild der Königin Maria Antoinette kam ihr zu Sinn, wie sie im Kerker, mit gefalteten Händen hinter einem Bettschirm stehend, keusch und ergebungsvoll zum Himmel blickt. —

Sie holte sich ein Spitzentüchlein, das sie mit losem Knoten über dem Busen schürzte. Die Aehnlichkeit schien ihr nun in die Augen springend, wiewohl in Wahrheit ihr süßes Rokokogesicht mit den hochmütigen Zügen der großnasigen Habsburgerin nicht das mindeste zu schaffen hatte. —

„So schön und so jung und schon dem Untergang geweiht," wiederholte sie. —

Ihr ward zu Mute, als ob auch auf ihren Nacken die kalte Schneide des Guillotinemessers niederfiele.

„Arme, arme Königin!" flüsterte sie, und Thränen eines verspäteten Mitleids traten ihr in die Augen. — —

Die Unruhe, die Leos Fernbleiben in ihr hervorgerufen hatte, verließ sie fortan nicht mehr, ja — sie verschlimmerte sich von Tag zu Tag. — Und während sie sann und sann, kam ein Unternehmen in ihr zur Reife, so waghalsig, daß sie vor sich selber erschrak. —

Der Weg nach Halewitz führte über Johannas Schwelle, das wußte sie.

Und sie entschloß sich, ihn zu gehen. — —

„Findest du nicht auch," sagte sie beim Mittagessen leise zu Ulrich hinüber, „daß dein Verkehr mit Leo an Zwanglosigkeit manches zu wünschen übrig läßt?"

Ulrich maß sie mit einem kurzen, erschrockenen Blicke. Sollte es schon offen am Tage liegen, was er sich selber noch kaum eingestand? Unruhig bat er sie um eine Erklärung.

Sie teilte ihm ihre Beobachtungen mit.

Er komme zu selten und zu flüchtig — und glaube vor allem sich ihr selber fernhalten zu müssen. —

„Das ist mir nie aufgefallen," sagte er, indem er erleichtert aufatmete. —

„Aber mir, Liebster," erwiderte sie, „wir Frauen sehen schärfer in solchen Dingen. Ich freue mich von ganzem Herzen über die Rücksichtnahme, die er mir schuldig zu sein glaubt, aber nötig ist sie nicht mehr ... Und damit niemand mehr an der Aufrichtigkeit meiner Vergebung zweifelt — auch du mißtrauischer Mensch nicht — wollen wir mal heute die neuen Jucker anspannen lassen und einfach nach Halewitz hinüberfahren."

Er ließ vor Staunen das Weinglas aus den Fingern sinken. —

„Und dein Zwist mit Johanna?" fragte er. „Ich denke, ihr seid Todfeinde geworden?" —

Sie zog mit leichtsinnigem Lachen die Schultern in die Höhe.

„Pah, Weiberzank —" erklärte sie, „das bring' ich schon wieder in Ordnung."

„Ich habe dich nach den Gründen jener Verfeindung niemals fragen wollen," sagte er, „aber vielleicht wär' es jetzt an der Zeit."

„Nicht neugierig sein, Geliebter," flüsterte sie, und da sie in diesem Augenblicke bemerkte, daß die Inspektoren mit dem Einrollen der Servietten fertig geworden waren, warf sie ihnen ein freundliches „Gesegnete Mahlzeit" zu, und gab auch noch ein verheißungsvolles Lächeln obendrein, welches die armen Teufel, die nur zu einem Drittel gesellschaftsfähig waren, mit grenzenloser Glückseligkeit erfüllte. —

„Findest du nicht auch, Uli, daß das ganze Personal in deine kleine Frau verliebt ist?" fragte sie, als sie allein waren, indem sie sich in seinen Arm hinüberreckte, den Gesegnete-Mahlzeit-Kuß in Empfang zu nehmen.

Er wollte ihr ein Wort des liebevollen Vorwurfs sagen, denn dergleichen Scherze waren ihm unbehaglich, da gewahrte er, daß ihr ganzer Körper in Erregung zitterte.

„Was hast du?" fragte er erschrocken.

Sie entwand sich ihm rasch.

„Ich?" lachte sie. „Was sollt' ich wohl haben? ... Und um vier kommt der Wagen — — Ja?"

XIX.

Auf der Hinterseite des Halewitzer Parkes, in die Umzäunung eingelassen, stand einsam ein graues, einstöckiges Gebäude, dessen fünf Fenster ein paar rankenartige Rokokoschnörkel in gesuchter Heiterkeit umgaben.

Die Front wies auf einen Feldweg hinaus, während die Giebel samt der Rückwand in dem falben Grün des Parkes vergraben lagen.

Von dem Treiben des Gutshofes drang kein Laut hierher, nur von Zeit zu Zeit schleifte eine Pflugschar oder rollte ein Erntewagen, auf dem Heimweg begriffen, vorüber; durch das Blätterdickicht klang zuweilen das melodielose Jauchzen einer halbkindlichen Mädchenstimme, das freudige Aufbellen eines tobenden Hundes, das zu jener Stimme den Widerhall bildete.

In der Morgenfrühe sammelte sich vor dem Gitter eine armselig, doch sauber gekleidete Kinderschar, barfüßig und barhäuptig, im Alter von drei bis sieben Jahren — die kleinsten an der Hand der älteren, etliche auch von ihren Müttern geleitet, elenden, frühverblühten Wesen, durch die zwiefache Last der Arbeit und des Gebärens zu Boden gedrückt.

Um sieben Uhr öffnete sich das Gitterthor. Die kleine Schar strömte in das Parkbereich, kletterte die Treppenstufen hinan und verschwand im Innern. Alsbald hörte man dann vom Wege aus das Krähen der singenden Kinderstimmen,

die von einem vollen, etwas brüchigen Frauenalt geführt wurden.

Wenn jenseits des Parkes die Mittagsglocke läutete, wurde das Thor aufs neue geöffnet und die Schar trollte sich von dannen, dem Dorfe zu. —

Dann wurde es still rings um das einsame Haus, nur eine blutjunge Dienstmagd lief bisweilen zwischen Kellerthür und Treppe hin und her.

Erst nach der Vesperstunde näherten durch den Park sich Schritte, leicht beschwingt und doch energisch das Unterholz durchbrechend, um die Windungen des Pfades abzuschneiden.

Hertha kam, um ihrer Stiefmutter den täglichen Besuch abzustatten.

Das Verhältnis zwischen Mutter und Tochter war nie ein innerliches gewesen. — Die zunehmende Verdüsterung in Johannas Gemüt, ihr Sibyllentum, die Atmosphäre, mit der sie sich umgab, weihräucherig und krankenstubenhaft, — alles das hatte dem licht- und luftbedürftigen Herzen des Kindes unmöglich gemacht, sich der Stiefmutter zu nähern. Doch in ihrem Innern lebte eine schwärmerische Dankbarkeit für die Wohlthäterin, die ihr, der Heimatlosen, mit diesem Hause eine Welt voll Liebe zu eigen gegeben hatte. —

Als die Gräfin Prachwitz nach der Auseinandersetzung mit ihrem Bruder in das Witwenhaus übergesiedelt war, hatte Hertha es für ihre Pflicht gehalten, sie zu begleiten. — Aber ihre Stiefmutter selbst hatte sich diesem Vorhaben widersetzt, da sie mit ihrem Gotte allein zu sein wünschte.

Seitdem war es zur Regel geworden, daß Hertha eine Stunde täglich bei ihr zubrachte. Diese Stunde hatte sie sich ausgemacht, um nach ihrer Art für das Seelenheil des wilden Kindes Sorge zu tragen.

Hertha las aus dickleibigen Büchern düstere Bußgebete vor, in welche von Zeit zu Zeit ein inbrünstiges Gesangbuchlied hineinflammte, wie eine Feuersbrunst in einen grauen Regentag.

Inmitten einer solchen Erbauungsstunde war's. —

Mutter und Tochter saßen einander gegenüber an dem geöffneten Fenster, dessen Jalousien herabgelassen waren, so daß von dem draußen flutenden Sonnenlicht nur eine grünliche Dämmerung übrig blieb.

Hertha sagte mit eintöniger Stimme, welche eine überlange Schwimmtour am vorigen Tage ein wenig verschnupft hatte, die guten, alten Formeln her, in denen das höchste Bedürfnis des Menschen seit Jahrhunderten sein tägliches Brot findet.

In der glückseligen Gedankenlosigkeit ihrer sechzehn Jahre ließ sie sie ruhig über sich ergehen. — Mit dem Gotte, zu welchem sie alle Abende sehnsuchtsvoll für ihre Liebe betete, der tröstend aus dem Säuseln der Blätter, trotzig aus dem Rauschen des Sturmes, lachend aus dem Strahlen der Morgensonne zu ihr sprach, hatten sie nichts zu thun.

Mitten im Lesen klopfte es; — klopfte mit leisen, furchtsamen Schlägen, — erst einmal, dann nach einer kleinen Weile, als ob man Kraft zu sammeln nötig hätte, ein andres Mal.

Die Gräfin fühlte sich durch die Störung, die jedermann um diese Stunde strenge verboten war, aufs peinlichste berührt.

„Geh sehn, wer es ist, und schick ihn fort," sagte sie.

Hertha öffnete die Thür ein wenig und fand sich gegenüber der Lichtgestalt einer schönen jungen Frau, die totenblaß, mit großen, hilfeflehenden Augen ihr entgegenschaute.

Mühsam sammelte sie ihre Fassung so weit, um stotternd nach ihren Wünschen zu fragen.

Doch kaum hatten die bebenden Lippen der Fremden den Namen ihrer Mutter genannt, da ertönte hinter ihr ein Schrei; — die Gräfin hatte ihr die Klinke der Thür aus der Hand gerissen und fragte mit einer heiseren Stimme:

„Felicitas — du?"

Stumm bedeckte die fremde Frau mit beiden Händen das süße, bleiche Gesicht.

Und gleich darauf fühlte Hertha sich heftig hinausgeschoben — der Schlüssel drehte sich zweimal im Schlosse — die Fremde war drinnen bei der Mutter — sie befand sich allein in dem dämmerigen Hausflur. —

Und dann rannte sie, von einem geheimnisvollen Entsetzen gepackt, die knirschende Treppe hinunter, durch Sträuche und Büsche, über Pfad und Rasen, an Gartenhaus und Teich vorbei, zu denen, deren fröhliches Lachen von der Terrasse her erlösend auf sie niedertönte.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Die beiden Jugendfreundinnen standen sich gegenüber.

Die eine, die demütig als eine Flehende sich an die Thür drückte, wie wenn sie nicht wagte, einen Fuß vor den andern zu setzen, vollkommen in sich zusammengesunken vor Zerknirschung und Reue, und dennoch voll von sieghaftem Liebreiz, leuchtend schön in der straffen Jugendlichkeit ihrer Formen, in der reifen Ueppigkeit ihrer Bewegungen ... die andre hochaufgerichtet, im Triumphgefühl des Sieges, erfüllt von der strengen Hoheit eines fleckenlosen Wandels, eine Herrscherin im Reiche selbstquälerischer Tugend, bewährt in Leiden und Wollen — aber zugleich verwelkt, verwüstet, mit den dürftigen Fältchen aufgedrungener Entsagung um die Mundwinkel, mit schlaffem Halse und abgezehrten Wangen, mit dem Glühen unerfüllter Wünsche im untergesunkenen Auge, — Siegerin und doch Besiegte.

Johanna war's, die zuerst das Schweigen brach. —

„Hast du dir überlegt, was dieser Schritt für dich zur Folge hat?“ fragte sie.

Felicitas neigte das Haupt noch tiefer zur Erde.

Johanna hatte diese Bewegung nicht als Antwort gedeutet.

„Du scheinst kurz von Gedächtnis zu sein,“ stieß sie höhnisch hervor.

„Ich habe alles überlegt ... und denk' an alles,“ hauchte Felicitas.

„So bist du vorbereitet, daß dein Mann am morgigen Tage über dich im klaren sein wird?" —

Nun erst sandte Felicitas einen Blick zu ihr empor, einen rührenden Blick, hoffnungslos und gefaßt zugleich.

„Warum morgen?" sagte sie leise wie vorhin. „Warum nicht gleich? ... Er ist ja hier."

Eine fliegende Röte breitete sich über Johannas Angesicht.

„Hier im Hause?" fragte sie hastig.

„Nein — drüben im Schloß."

„Was bedeutet das? — Er kommt doch seit langem nicht mehr hierher?"

„Ich hab' ihn drum gebeten, Johanna."

Die beiden Frauen ließen eine Weile die Blicke ineinander ruhen, die eine in prüfendem Argwohn, die andre voll seraphischer Ergebung.

Dann trat Johanna einen Schritt auf sie zu.

„Felicitas — du spielst ein gewagtes Spiel," sagte sie.

„Ich will ein Ende machen, Johanna."

„Und dazu hast du ihn mitgebracht?"

„Ich hab' es dir leicht machen wollen, Johanna."

Wiederum herrschte Schweigen, dann sagte Johanna mit weggewandtem Auge:

„Warum stehst du an der Thür? Du kannst näher kommen."

„Ich danke dir," flüsterte Felicitas und schritt mit wankenden Knieen auf einen Sessel zu, dessen Lehne sie als Stütze umklammerte.

„Erst sprich!" sagte Johanna, „was hat dich hergeführt?"

„Die Not," flüsterte Felicitas, „die Not meiner Seele."

Johanna lachte auf.

„Wahrhaftig — deine alten Phrasen machst du noch immer! ... Und was willst du von mir in der Not deiner Seele?"

„Ja, verachte mich nur," sagte Felicitas, „du hast das Recht dazu. Aber glaub mir — ich bin nicht mehr dieselbe,

die du einst von dir gestoßen hast ... Damals war ich feige und schlecht ... Heute komm' ich geläutert und mutig zurück ... Und daß ich so vor dir stehe, Johanna" — ein schwärmerisches Leuchten flog über ihr Gesicht — „siehst du, das verdank' ich ihm — das hat er in den zwei Jahren unsrer Ehe aus mir gemacht."

Johanna zuckte die Achseln. Sie erinnerte sich dessen, was über das Thun und Treiben der schönen Schloßfrau von Uhlenfelde in der Leute Munde war.

„Dein Ruhm ist nicht fein, Felicitas," sagte sie. „Hat er das auch aus dir gemacht?"

„Was — Johanna?"

„Was die Welt von dir erzählt?"

„Da müßt' ich dich erst fragen, Johanna: Was erzählt die Welt von mir? ... Aber ich bin zu stolz dazu ... Ich bin auch zu stolz, mich zu verteidigen ... Sieh, daß ich so sprechen kann, das hat er auch aus mir gemacht."

Und sie breitete die Arme aus, während sie in Gedanken Leos Namen an die Stelle Ulrichs setzte.

Johanna wischte sich über die Stirn, wie um einen verwirrenden Eindruck loszuwerden. Es lag in der That etwas in dem Gebaren dieses Geschöpfes, was sie vordem an ihm nicht gekannt hatte und was ihr eine widerwillige Teilnahme abzwang. —

„Und nun endlich — was willst du von mir?" fragte sie, unsicher geworden.

Felicitas lächelte matt.

„Willst du nicht erlauben, daß ich mich setze ... Der Weg hierher ist mir nicht leicht geworden!"

Und in der That, sie vermochte sich kaum mehr auf den Beinen zu halten.

Aber erst, nachdem sie die stumme Erlaubnis Johannas abgewartet hatte, ließ sie sich in den Sessel sinken, der ihr so lange zur Stütze gedient hatte. — Die Augen schließend, atmete sie tief.

Dann begann sie leise zu reden:

„Ich bin wie im Traum, Johanna ... Ich wag' es noch gar nicht zu glauben, daß ich heute den Frieden wiederbekommen soll, nach dem ich seit Jahren ringe. — Denn glaub mir — ich hab' mich an dem, was mein eigen war, nicht eine Sekunde lang erfreuen können ... Dein Bild hat immer zwischen uns gestanden ... Es schien mir, als hätt' ich alles erschlichen —"

„Das hattest du auch —" fiel ihr Johanna hart ins Wort.

„Ja — und als hätt' ich einer Würdigeren den Platz fortgenommen ... Sieh — so lange ich an seiner Seite lebe, so lange geh' ich auch schon mit dem Gedanken um, mein Schicksal in deine Hände zu legen. Was du auch über mich beschlossen hast, Johanna, es wird mir Erlösung sein ... Aber eh' ich so weit gekommen bin, was hab' ich alles leiden müssen!"

Und wie erschauernd unter dem Hauch des Vergangenen kroch sie in sich zusammen.

Johanna hatte ihre Fassung wieder gewonnen. Sie kannte dieses Hinsterben des Blickes, diese verschleierten Flötentöne. — Ihr Auge, vom Hasse geschärft, schaute durch all die feinen Künste wie durch einen Mantel von Glas. Der Blick, der groß und unbarmherzig auf der Zerknirschten ruhte, wartete nur auf die erste Blöße, die sie sich geben würde. Und dann — wehe ihr!

Felicitas ahnte das alles.

Diese magere Betschwester mit dem hoheitsvollen Busen — Felicitas hielt ihn für ausgestopft — war schwerer zu behandeln als ihr Bruder, der liebe, große Junge.

Aber auch sie hatte ihre Schwäche. — Auch sie! —

Und mit hingehauchten Worten, die Hände gefaltet, die Augen gesenkt, fuhr Felicitas fort, die Geschichte ihrer Leiden und Kämpfe bloßzulegen. Es war ungefähr dasselbe, was sie Leo auf der Freundschaftsinsel anvertraut hatte, nur um

ein weniges für den besonderen Fall zurecht gebogen. — Ein Gemisch von Selbstanklagen und Rechtfertigungen, von Zeugnissen schwärmerischer Liebe zu ihrem Gatten und Ausbrüchen qualvoller Angst vor ihm, ein Hin- und Hertaumeln zwischen dem Bewußtsein der Würdelosigkeit und dem Drange, dieses Bewußtsein in neuen Unwürdigkeiten zu verlieren — das alles in eine Flut von Reue und Demut getaucht, von dem magischen Lichte einer schönheits- und liebebedürftigen Seele beschienen. —

Wie weit sie daran glaubte, das wußte sie selber wohl kaum. In ihrem leicht beweglichen Geiste, der mit sich selbst nur spielen konnte, wie man mit einem verwöhnten Kinde spielt, wandelte sich die Wahrheit in Lüge und Lüge in Wahrheit, je nachdem der Augenblick es verlangte.

So war sie vor dem ersten Begegnen mit Leo angekommen. — Da stockte sie, denn der Eingebung des Momentes vertrauend hatte sie nicht überlegt, welche der drei Lesarten sie für sich in Gebrauch nehmen sollte, die, welche die Welt sich erzählte, die, welche für Ulrich geschaffen worden war, oder die, welche den Thatsachen entsprach.

„Bleibe groß — bleibe edel in deinem Thun," rief es in ihr. — Und sie erzählte die Wahrheit. —

Freilich — es war nicht die Wahrheit — beileibe nicht — aber sie nahm es dafür.

Johanna hatte, als des ersten Briefes an Leo Erwähnung geschah, einen Seufzer der Genugthuung ausgestoßen. Dann saß sie wieder wie ein Steinbild da, doch die Feindin mit den Augen verschlingend. —

Felicitas näherte sich dem Ende.

„So scheint also alles vergebens," schloß sie, „was ich für Ulrichs Glück gethan habe, wenn es mir nicht gelingt, eine Versöhnung auch zwischen unsern Häusern — das heißt zwischen dir und mir herbeizuführen." —

Johanna lachte grell auf.

„Ulrich muß hier bei euch aus- und eingehn können,"

fiel Felicitas rasch ein, „wie in früheren Zeiten, ohne zu fürchten, daß er damit die Würde seiner Frau verletzt ... Da hast du's, warum ich kam, Johanna ... Das ist das gewagte Spiel, das ich spiele ... Ich fühl' ja, ich seh' ja, daß ich es verloren habe, denn du antwortest mir nur mit Hohn und Lachen ... Lach noch einmal, damit ich — keine Hoffnung — mehr — habe."

Und indem sie plötzlich niederfiel und das Kleid Johannas ergriff, schrie sie schluchzend auf:

„Nein — lach nicht ... lach nicht ... Vergib mir ... Laß mich nicht untergehn ... Sei du meine Zuversicht ... Ich verzehr' mich ja in Sehnsucht nach Reue ... Du bist rein ... Du bist eine Heilige ... Weise du mir den rechten Weg, damit ich das Heil finde ... Bete für mich! ... Und lehr mich beten ... Laß mich zu dir kommen, wenn meine Schuld mich in Verzweiflung stürzen will ... Und knieen ... und weinen ... so ... hier zu deinen Füßen." —

Sie machte einen Versuch, Johannas Kniee zu umklammern, aber diese, die mit festgekniffenen Lippen auf sie niedergeschaut hatte, erhob sich rasch, und die Schleppe ihres Kleides an sich ziehend, schritt sie an ihr vorbei.

„Hör meine Antwort," sagte sie. „Du hattest deinen Plan schön eingefädelt, das muß man dir zugestehn ... aber du irrtest dich, wenn du meintest, daß ich dich nicht durchschauen würde ... Wir beide kennen uns, Felicitas ... Zwischen uns gibt es kein Spiegelfechten. Du selbst interessierst mich wenig mehr ... Von dir sag' ich, was der Apostel Paulus von den Heiden sagt: ‚Was gehn mich die draußen an, daß ich sie sollte richten.' — Was gehst du mich an, daß ich dich zu verdammen hätte oder dir zu vergeben? ... Versuche auf eigene Rechnung mit dem, was du Leben nennst, fertig zu werden ... Wenn du aber meinst, daß ich ruhig zusehn werde, wie du meinen Bruder zum zweitenmal in dein Netz ziehst und ihn an Leib und Seele ganz und gar verdirbst — —"

„Jesus!“ schrie Felicitas.

Wieviel sie auch geplant und berechnet haben mochte, dieser Aufschrei aus gequälter Seele war nicht dabei gewesen.

Selbst Johanna stand einen Augenblick betroffen. Aber sie nahm rasch ihren Faden wieder auf:

„Du leugnest natürlich. — Die Unschuldige spielen ist ja dein Geschäft. — Um ganz offen zu dir zu sein, ich habe selbst darauf hingearbeitet, daß mein Bruder sich dir wieder näherte, um deinem wahnsinnigen Treiben ein Ende zu machen ... Denn das Haus deines Mannes mußte gesäubert werden um jeden Preis. — Aber du — du durftest den ersten Schritt zu einer Annäherung nicht thun. Du nicht. Das war schamlos, wenn es nichts Schlimmeres war. Auf dem Grunde deiner Seele wächst nichts wie Unkraut. Und das muß ausgerottet werden.“

Ueber das weinende Antlitz der Unglücklichen zuckte ein Blitz geheimen Erschreckens. — Sie erhob sich langsam und ließ sich in den Sessel fallen. —

„Das ist der Lohn, wenn man die Wahrheit sagt,“ dachte sie. — „Es wäre so einfach gewesen, die Lesart Ulrichs zum besten zu geben ... Das übrige hätte sich von selbst gemacht ... Und nun sollte alles verloren sein?“

Nein, noch nicht ... Sie fühlte es: den höchsten aller Trümpfe hielt sie selbst in Händen. Doch sie wußte nicht, wie er auszuspielen war.

So sagte sie fürs erste, wie eine, die mit dem Leben abgeschlossen hat:

„Es ist gut so ... Schicke nach ihm ... Ich bin bereit.“

Johanna maß sie mit blinzelndem Auge, als ob sie einem neuen Schliche auf den Grund kommen wollte. Dann griff sie nach der Klingelschnur und ließ sie wieder sinken.

„Du glaubst wohl noch immer, daß ich scherze?“ fragte sie, während Felicitas mit schmerzlichem Lächeln und scheinbar ruhig jede Regung ihrer Hände verfolgte.

„Ich glaube, daß du mich zu Grunde richten willst,“ erwiderte sie. „Und das ist ja genug.“

„Warum sollt' ich das wollen?“

„Weil du mich hassest, Johanna.“

Johanna trat einen Schritt auf sie zu, und mit einer Stimme, an der sie zu ersticken schien, sprach sie leise zu ihr nieder: „Ich will ehrlich sein. Ja — ich hasse dich ... Ich habe selbst meinen Mann nicht so gehaßt wie dich ... Aber, das geht mich allein an. Das hat hiermit nichts zu thun ... Meinetwegen könntest du ein Dasein führen, so lustig und so sündhaft, wie es dir beliebt ... Das sollte mir wenig Sorgen machen ... Aber du hast Hand an die gelegt, die mir lieb und wert sind ... Ich würde mein Auge ausreißen, falls es mich ärgert ... Warum sollt' ich dich schonen?“

„Das ist der richtige Augenblick,“ dachte Felicitas. Und die Hand auf das hochklopfende Herz gepreßt, doch mit derselben Leidensmiene wie bisher, sagte sie:

„Wenn dies der Grund ist, Johanna, so kannst du gleich mit mir gehn!“

„Was heißt das?“

„Weißt du nicht, daß du heute selber Hand an einen legst, der dir lieb und wert ist?“

Johanna zuckte leise zusammen, ihr Auge öffnete sich starr, als sähe sie vor sich das nahende Unheil, und Felicitas fuhr fort:

„Glaubst du nicht, daß es ihm wehe thun wird? ... Fürchtest du nicht, daß er den Tod davon haben kann? Aber du bist stark. Du bist groß, Johanna ... Du willst lieber, daß er stirbt, als daß er einer überlassen bleibt, die seiner nicht würdig ist ... Nur mein' ich, du hättest früher thun müssen, was du jetzt thun willst, als die Gewohnheit ihn mit den neuen Verhältnissen noch nicht vertraut gemacht hatte ... Gewohnheit, sag' ich, denn von Liebe wag' ich nicht zu reden — vor dir.“

Die Hände Johannas strichen zitternd über die Tischdecke, und Felicitas, noch demütiger, noch ergebener in ihr Schicksal, fuhr fort:

„Aber vielleicht seh' ich zu schwarz ... Vielleicht erholt er sich noch einmal von dem Schlage, der ihn heute treffen wird ... Dann, Johanna, ist es an dir, ihn den heutigen Tag vergessen zu machen.“ —

Johanna fuhr empor. Ihr Auge bohrte sich angstvoll in das Antlitz ihrer Gegnerin. — „Was willst du mir damit sagen?“ stammelte sie.

Felicitas mit ihrem klagenden Lächeln fuhr fort: „Ich weiß nur eins, Johanna, daß ich, ich mich nicht davon erholen werde ... Ob er mich niederschießen wird? ... Ob ich ins Wasser gehe? — Was weiß ich? ... Vielleicht geschieht keines von beiden. — Er ist ja mild und edelmütig, und ich — ich fürchte mich vor dem Tode ... Vielleicht geh' ich irgendwo in Schande und Elend zu Grunde ... Denn ich bin haltlos, Johanna ... Ich steh' für nichts ... Auf alle Fälle bin ich aus dem Weg geräumt ... Ich bin gestorben von heute ab ... Nun, Johanna, zwischen uns gibt es kein Spiegelfechten, hast du gesagt ... Gut ... Am allerwenigsten heute. Wozu es also verbergen wollen?“ — Sie breitete die Arme aus — „Wir lieben ihn ja alle beide, du wie ich — und ich wie du ... Das ist ja unser ganzer Haß.“ —

Johanna schrie auf — sie machte eine Bewegung, als wolle sie mit gespreizten Fingern gegen die Wehrlose losfahren ... dann brach sie auf dem Sofa zusammen, das Gesicht in den Polstern verbergend.

Felicitas leckte sich nach ihrer Gewohnheit mit dem roten, spitzen Züngelchen ein wenig die Lippen.

Der Klingelzug würde nun nicht mehr berührt werden, dessen war sie gewiß.

Sie näherte sich der Hingestreckten und wollte die Hand auf ihre Schulter legen, aber vorsichtig zog sie sie wieder zurück.

„Das einzige, worauf es ankommt," begann sie von neuem, „ist, daß er glücklich wird ... Bist du sicher, Johanna, daß du das besser bewirken kannst als ich, so will ich dir gerne weichen. — Und wenn ich auch nicht wollte, ich müßte es ja, da ich wehrlos in deinen Händen bin. Aber ich bin müde von all der Angst und will es aus freiem Herzen ... Und darum, siehst du, ist auch gar kein Grund mehr zum Hasse zwischen uns ... Vielleicht ist es sogar möglich, daß wir beide uns zusammenthun und gemeinsam einen Weg ersinnen, wie ihm das Schrecklichste erspart wird ... denn, vergiß nicht: zugleich mit mir verliert er auch seinen Freund ... Und sein Freund ist das Höchste, was er auf Erden kennt ..."

Johanna richtete sich auf und sah irrenden Auges zum Kruzifix empor, das mit seinen weißen Armen aus dem Schatten leuchtete. „O, mein Heiland," stöhnte sie, „was hab' ich thun wollen? ... Wie konntest du zulassen, daß ich das wollte?"

„Gräm dich nicht," fuhr Felicitas fort, und nun legte sie wirklich die Hand auf die zuckende Schulter. „Es ist ja noch nichts geschehn ... Und drum mach' ich dir einen andern Vorschlag: Ich will morgen sein Haus verlassen und ihm von Münsterberg aus einen Brief schreiben: Vergib mir — ich sehe ein, ich kann dich nicht glücklich machen. Du hast einen Irrtum begangen ... Ich gebe dich frei ... Wähle das Weib, das deiner wert ist!" ...

Da wandte sich Johanna jählings um, umklammerte sie und wollte sie mit einem Kusse zu sich niederziehn. Doch als sie die weichen, kühlen Arme der so lange Gehaßten an ihrem Halse fühlte, da riß sie sich schaudernd wieder los und rannte zum Fenster, um so viel Raum als möglich zwischen sich und das weiße, lächelnde Weib zu legen.

Von da aus begann sie zu reden:

„Ich habe mich von dir ... überrumpeln lassen, Felicitas ... Ich bin nun wehrloser ... als du ... du sagst, ich lieb' ihn ... Nun ja, ich lieb' ihn ... Triumphiere

immerhin ... Du hast ihn, und ich kann nichts, wie für ihn beten. Aber was weißt du, wie ich ihn liebe? ... Ich könnte dir ebenso gut sagen: Ich lieb' ihn nicht, und würde doch nicht lügen ... Ich lieb' ihn im Geist und in der Anbetung ... Ich brauche gar nicht mehr von ihm ... Für ihn beten ist mir dasselbe wie ihm angehören ... Ich lieb' ihn als den Auferstandenen, den Verklärten, der einst mit mir vor Gottes Throne knieen wird. Doch, was weißt du davon? ... Ihr verhöhnt mich ja alle ... Nein, höhnen thut ihr nicht. Ihr ahnt etwas und beneidet mich ... und in Wahrheit ahnt ihr doch nichts ... Was wißt ihr von den Nächten, in denen die Pforten des Himmels sich aufthun? ... und die Glorie Gottes herniederleuchtet? ... und die weißen Wunden des Heilands zu bluten anfangen? — Denn dies Wunder ist geschehn — hier — mehr als einmal."

Und mit großen, verzückten Augen betrachtete sie das Kruzifix, das über ihrem Betschemel hing.

Felicitas zog die Schultern zusammen. Sie hatte begonnen, sich zu fürchten ... Es war also wirklich wahr, was die Leute sagten: Johanna hatte sich überbetet.

Diese sah die fröstelnde Bewegung wohl und brach in ein Lachen aus.

„Du hast Angst," sagte sie. „Das glaub' ich dir ... Vor dem nackten, blutenden Manne da besteht kein Schleier und keine Lüge ... Komm her ... Gib mir deine Hand."

Der herrische Befehl gestattete kein Widerstreben. — Halb furchtsam, halb neugierig kam Felicitas näher und fühlte ihre Finger von einer Hand gepackt, die wie im Fieber glühte.

„Weshalb zitterst du?" fragte Johanna ... „Freu dich doch lieber ... Ich bin ja ebenso in deinen Händen wie du in den meinigen. Oder hast du Angst vor dem Auge des Gekreuzigten? ... Sieh nur hinein — du! — Weißt du, wer solche Augen hat?"

„Nein," sagte Felicitas.

„Und sie behauptet, ihn zu lieben! O — du, du! ... Nun hör zu: Entweder dein Wille ist rein und lauter wie Gold, so lauter wie das Blut, das aus diesen Wunden quillt, und ich hab' mich in dir getäuscht ... Oder aber, du bist ein Abgrund von Schmach, dessen Tiefen ich nicht ausmessen kann und auch nie im Leben möchte."

„Die Wahrheit wird wohl in der Mitte liegen," dachte Felicitas.

„Wie dem auch sei! — Wenn du willst, daß unsre Feindschaft ein Ende haben soll, so wirst du mir den Eid nicht verweigern, den ich jetzt von dir verlange."

„Es wird so schlimm nicht sein," dachte Felicitas, und mit niedergeschlagenen Augen erwiderte sie: „Ich scheue mich vor keinem Eide."

„So kniee nieder!"

„Wie? — Wo?" fragte Felicitas betreten.

„Hier — auf meinem Schemel."

„Gut! Auch das!" sagte Felicitas und that wie ihr geheißen, indem sie das luftige Kleid sorgfältig zur Seite strich.

„Leg' deine Hände auf die Füße des Heilands."

Felicitas wagte nicht, sich zu weigern. — Als ihre Fingerspitzen den kalten Marmor berührten, fuhr sie fröstelnd zusammen. Ihr war, als ob von diesen weißen Füßen her ein eisiger Strom auf sie eindränge, in dem ihr Körper zu erstarren drohte.

Aber tapfer hielt sie aus.

Und mit leiser, ein wenig zittriger Stimme, wie eine Konfirmandin, welche in ihrem weißen Kleidchen zart und duftig vor dem Altar kniet, das Glaubensbekenntnis nachzustammeln, sagte sie her, was Johanna ihr vorsprach:

„Ich schwöre zu dir, allbarmherziger Heiland — ich bekenne und beteure bei deinem Namen, daß die Reue über das, was gewesen ist, mich ganz erfüllt und erfüllen wird bis an meines Lebens Ende."

„Wenn's weiter nichts ist!“ dachte sie dazwischen.

„Ich will keinen andern Gedanken hegen — will keinen andern Wunsch kennen, als zu büßen, was geschehn ist; — Ulrichs Glück und Ehre sollen die Entsündigung sein, nach der ich streben will bis zu seinem Tode.“

„Amen!“ fügte Felicitas mit einem Seufzer der Erleichterung hinzu und wollte sich rasch erheben, aber Johanna drückte sie auf den Schemel zurück.

„Wir sind noch nicht fertig,“ sagte sie und lächelte zwischen zusammengebissenen Zähnen.

Felicitas dachte: „Meinetwegen,“ und machte sich bereit, auch fernerhin nachzusprechen, was sie in abgebrochenem Geflüster, mit heißen Atemwellen gemischt, an ihr Ohr schlagen fühlte.

„Wenn ich aber nicht reinen Herzens bin, wenn ich diesen Eid spreche als eine List“ — —

Felicitas stockte ein wenig, um sich zu prüfen. Nein, es war keine List, was sie vollführte. Sie wollte aufrichtig, was sie versprach.

„Wenn ich mein Begehren fernerhin auf eitles Gefallen richte oder gar sündige Wünsche in mir nähre, so sollst du mich strafen an dem Teuersten, was ich besitze. Du sollst mich mit Schmach bedecken vor allen Menschen“ —

„Du sollst mich — mit Schmach — bedecken vor allen Menschen“ — sprach Felicitas nach und sah sich ängstlich nach beiden Seiten um.

„Das Kind, das du mir gegeben hast, soll sterben“ — tönte es flüsternd hinter ihr.

Ein kalter Schauder rann ihr den Wirbel hinab, dann wiederholte sie auch dieses.

„Und ich soll seine Mörderin sein.“

Felicitas schwieg und zitterte.

„Nun — warum zögerst du?“

„Das ist gräßlich, Johanna, was du verlangst.“

„Ja, das ist es. — Aber nur so bin ich vor dir sicher. — Willst du nicht? — Du hast die Wahl.“

„Und — ich — soll — seine — Mörderin sein.“

„So. Und nun sage Amen.“

„Amen.“

Dann sank sie mit der Stirn schwer gegen die Kante des Pultes. Ihr Blick glitt an den Fingern entlang, die soeben die Füße des Gekreuzigten umklammert gehalten hatten. Sie wischte sie voll Grauen an ihrem Kleide ab, als müßte von dem Blute, das Johanna den Wundenmalen entströmen sah, etwas daran kleben geblieben sein. — Ihr war zu Mute, als hätte sie sich das eigene Leben abgeschworen, als sei mit diesen Worten die Sonne untergegangen, um nie mehr wiederzukommen.

Sodann erhob sie sich langsam.

Da fühlte sie sich von Johanna umschlungen — und fühlte, wie deren fiebrige Lippen, mit dem Widerwillen kämpfend, sich auf die ihren drückten. —

Mechanisch erwiderte sie den Druck und dachte schaudernd hinterher:

„Das ist auch ein Kuß.“

Johanna faßte ihre Hand.

„Du wirst also unangefochten an den Platz zurückkehren,“ sagte sie, „den du bis heute eingenommen hast. Ebenso wird dein Wille geschehn: du sollst mich von heute ab zur Freundin haben ... Und nun komm hinüber. Ulrich muß wissen, daß wir versöhnt sind.“

„Und Leo erst recht,“ dachte Felicitas, ihr Kleid zurecht streichend, das von dem vielen Knieen zerknittert war.

Als sie an Johannas Seite ins Freie hinaustrat und die Sonne trotz allem, was geschehn, grüngoldig durch die Blätter leuchten sah, kam ihr ein erster Trostgedanke. Sie fing an, sich mit ihrem neuen Zustande zu befreunden.

„Der Eid hat auch sein Gutes,“ dachte sie bei sich. „Nun darf ich wenigstens keine Dummheiten mehr machen.“

— — — — — — — — — — — — —

Auf der Terrasse saßen Frau von Sellenthin und Ulrich

Kletzingk in beklommenem Gespräche bei einander, voll Ungeduld Lizzies Wiederkunft erwartend. — Ein reitender Bote war nach den Feldern entsandt worden, um Leo heimzuholen.

Elly, ganz von ruhiger, rosiger Unschuld übergossen, stichelte mit übergeschlagenen Knieen an ihrer Stickerei, während Hertha unthätig auf der Lauer lag, kommender Ereignisse gewärtig. — Selbst die Gegenwart Ulrichs, dem sie sich von alters her in glühender Freundschaft zugethan fühlte, hatte das Bangen nicht verscheuchen können, das seit dem geheimnisvollen Begegnen der beiden Frauen in ihr nachzitterte. —

Sie war es, welche deren Nahen zuerst gewahrte. Dicht nebeneinander tauchten sie aus der Tiefe des Parkes empor — die eine in ihren schwarzen, schlappen Trauerkleidern wie ein Schatten daherschleichend — die andre ein weißes, duftiges Sommerwölkchen.

Nun hatte auch Großmama die Kommenden bemerkt.

„Gott sei gelobt,“ murmelte sie, das Häkelzeug einrollend, und gab Ulrich einen Wink, sich umzuwenden. —

„Gott sei gelobt,“ sagte auch er, indem er die Hand der alten Dame küßte, „jetzt endlich wird's Friede werden zwischen uns.“

Alle hatten sich erhoben und sahen den Frauen entgegen, welche die Stufen der Freitreppe emporstiegen.

„Allzu friedlich sieht das nicht aus,“ dachte Hertha, den Zug bittern Grams gewahrend, welcher die Züge der Mutter noch strenger, noch verbissener erscheinen ließ, als je zuvor. — Ihre Augen hatten sich in Ulrichs Angesicht gebohrt.

„Sie schaut ihn an, als ob sie ihn verschlingen möchte,“ dachte Hertha. —

Und dann geriet sie in den Bann von Frau Felicitas, der sie so bald nicht wieder loslassen sollte. —

„O, wie ist sie schön!“ dachte sie mit einem Seufzer. „Wie glücklich wär' ich, wenn ich ihr ähnelte.“

Man begrüßte sich, man wechselte halblaute, kurze und bedeutungsvolle Worte. — Aber sie vernahm nichts davon,

sie war wie bezaubert von der schönen, fremden Frau, die so wehmütig zu lächeln und so weich den Kopf zu neigen wußte. —

Sie hatte eine dunkle Empfindung, als höre sie Musik — eine leise, träumerische, fremdartige Musik, die sich verstärkte, sobald die schöne Frau irgend eine Bewegung machte, und zu mattem Geflüster herabsank, wenn sie reglos und sinnend dastand. —

Als sie ihren Gatten küßte, beneidete ihn Hertha.

Als sie Elly mit freundlichen Worten begrüßte, fühlte Hertha sich verlassen und verloren.

Aber dann wandte die schöne Frau sich auch zu ihr und maß sie mit einem verwunderten und doch wie lieblichen Lächeln.

Hertha fühlte die Glut, die ihr vom Nacken aus ins Antlitz stieg. —

„Das ist wohl Komteß Hertha, die vielgenannte?“ fragte Frau Felicitas.

„Wer hat mich viel genannt?“ dachte Hertha, ohne daß sie wagte, den Blick zu erheben.

Und nun sah sie eine runde, schneeweiße Hand, die sich ihr einladend entgegenstreckte. —

Sie hätte sich darauf stürzen, sie hätte sie küssen mögen; aber in ihrer Unbeholfenheit vermochte sie nichts, als drei Finger zögernd hineinzulegen und rasch wieder zurückzuziehn. —

„Sie sind ein Glückskind, Komteß Hertha,“ hörte sie die süße, verschleierte Stimme der Fremden dicht vor sich, „so schön und so stolz! — Wir müssen Freundinnen werden!“

„Ach!“ rief Hertha, und eine glühende Dankbarkeit erwachte in ihr für so viel Güte.

Und noch mehr — die schöne Frau umschlang sie mit ihren Armen und küßte sie auf den Mund.

Da geschah etwas, was sie sich nicht erklären konnte. In dem Augenblick, da die Lippen der Fremden sich den ihren näherten, ergriff sie von neuem das unheimliche Gefühl, das

sie bei dem Aufschrei der Mutter durchrieselt hatte. — Wie erstarrt ließ sie sich küssen, und atmete schwer, denn der betäubende Wohlgeruch, der in dieser Umarmung über sie herströmte, benahm ihr fast die Luft.

Da hörte sie Großmama neben sich sagen: „Sie ist noch so scheu. — Sie kommt nicht häufig unter Fremde.“ —

Die liebe, liebe Großmama! Und sie zerdrückte fast die alte, schützende Hand, die so herzlich ihr zerfahrenes Dasein leitete.

Hierauf setzte man sich auf der Terrasse nieder. Es wurde Thee serviert — denn die Vesperstunde war längst vorüber. —

Hertha saß wie im Traum und aß und trank aus Versehen, als ob sie drei Tage gefastet hätte.

Ihre Aufmerksamkeit wurde erst wieder rege durch das Gespräch, welches ihre Stiefmutter mit dem Baron Kletzingk führte.

An sich zwar bot es nicht viel Bemerkenswertes — es drehte sich um die pädagogischen Grundsätze, nach welchen Ulrich seine Dorfkinder erziehen ließ, seltsam war nur der Ton, in welchem es sich hinzog.

In den gleichgültigsten Worten der Mutter zitterte etwas wie verhaltener Zorn, — bald schien sie weinen zu wollen, bald sank sie brütend in sich zusammen, und ihr Auge voll schmerzlicher Starrheit wich nicht von seinem Angesicht. — Er seinerseits redete mit ihr, wie mit einer Kranken. — Er widersprach ihr nicht, sondern milderte sofort, was ihr Mißfallen erweckte — und wenn sie mit nervös zitternden Lippen ein geringschätziges oder ungläubiges Wort hinwarf, so bat er sie herzlich, ihre Ansicht zu erläutern — er glaube wohl, daß ihre Gründe wichtig genug seien, um seine Meinung abzuändern. —

Aber dann hatte sie als Antwort kaum mehr als ein Achselzucken.

„Was mag er ihr nur gethan haben?“ dachte Hertha, „daß sie ihn so haßt?“ Und dann wandte sie sich aufs neue Felicitas zu, um sie voll Bewunderung anzustarren.

Mitten in die schleichende Unterhaltung drang vom Eßzimmer her ein dröhnender Schritt, den das Schnaufen des Leonbergers begleitete. —

Wer da sprach, brach mitten im Satze ab. Ein jeder richtete sich auf und blickte gespannt nach der Thür.

Hertha fühlte ihr Herz pochen. Für einen Moment kreuzten sich ihre Blicke mit denen der schönen Frau. Ihr schien, als ob das bleiche Angesicht noch um einen Schatten bleicher geworden wäre.

Die Thür wurde aufgerissen, und Leo stürmte auf die Terrasse.

Doch plötzlich fuhr er zusammen und machte Halt. Seine Hand tastete an den Zipfeln seines Bartes herab, seine Augen blieben an Felicitas hängen, forschend und drohend zugleich.

„Er mag sie nicht!" hallte es aus Herthas Innern.

Ulrich ging ihm rasch entgegen und ergriff seine Hand.

„Was du hier siehst, bedeutet Versöhnung, mein Junge. Jetzt werden wir endlich aneinander froh werden können."

„Ihr zwei?" fragte Leo, die beiden Frauen mit dem Finger bezeichnend.

„Wir sind versöhnt — jawohl," entgegnete Johanna mit ihrem bittersten Lächeln.

Er wollte mehr sagen, aber Ulrich raunte ihm zu: „Denk an die Kinder!"

„So wirst du hoffentlich nicht verschmähen, mir auch die Hand zu geben, Schwester?" sagte er.

„Zu diesem Zwecke bin ich hergekommen," entgegnete Johanna, indem sie sich erhob. —

Beider Hände, beider Blicke ruhten ineinander.

Ihre Hand sagte ihm: „Ich halte dich" und ihr Blick: „Ich passe auf!"

Dann grüßte ihn Felicitas mit einem flehenden Lächeln. —

„Warum mag er sie nicht mögen?" fragte sich Hertha, der das alles nicht geheuer schien.

XX.

Es war am Spätabend des folgenden Tages.

Hertha, schon halb ausgekleidet, stand am Fenster ihres Schlafzimmers und sah in den Mond.

Die Brust war ihr eng von dem lastenden Weh.

Sie hatte an ihre Freundin Adah geschrieben — Adah von Wehrheimb, mit der sie seit der Pensionszeit Freud und Leid zu teilen pflegte. Auf dem Tische lag noch der offene Brief, mit zwei Postskripten versehen. —

Endlich hatte sie sich ein Herz gefaßt und der Freundin von dem Scheitern ihrer Hoffnungen Kunde gegeben.

Nun, da sie ihre Klagen ausgesprochen hatte, fühlte sie zum erstenmal den ganzen Kummer, dem sie anheimgefallen war, denn bis jetzt hatte ein ungewisses Mißtrauen gegen sich selbst sie verhindert, ihre Leiden wichtig zu nehmen.

Und dann gab es so vielerlei, was einen störte, wenn man sich so recht unglücklich fühlen wollte — der Hühnerstall — die Fohlen — das Reitpferd — die Schaukel — Ellys dumme Redensarten — der Scheibenstand und — nicht zu vergessen — Großmama mit ihrem Kochbuch.

Als Freunde und Gönner des Unglücks hingegen erwiesen sich: Elise Polkos Dichtergrüße — Leo, der Hund — das Stickzeug und vor allem — der Mond.

Langsam zog er jetzt über den rauschenden Wipfeln seines Wegs. Der richtige Septembermond — groß, weiß und kalt, mit scharfbegrenzten Schatten in dem leuchtenden

Rund. Er fegte die grauen Wolken, die wie ein silberner Staub zu zerflattern schienen, sobald er sie berührte. — Kaum, daß ein leiser Nebel auf der glatten Scheibe von ihnen übrig blieb.

Die Rasenplätze des Gartens lagen in grellem Lichte da. Auf dem Karpfenteiche jagten sich Funkenschwärme, sobald der Wind die Oberfläche kräuselte. — Es war, als ob Frostschauer einen weißen Leib überrieselten. —

Schwarz mit steifen Kanten — ein plumper Haufe von Finsternis inmitten des flimmernden Lichtbereichs — erhob sich dicht dahinter der Obelisk.

An der einen Seite schien er ein wenig ausgebuchtet, als hätte man ihm dort ein rundliches Stück hinzugesetzt, und inmitten dieses Ansatzes glühte etwas dunkelrot wie ein feuriges Auge. —

Hertha sah schärfer hin. Sie glaubte sich getäuscht zu haben. Aber das feurige Auge verschwand nicht. — Es guckte sie an, tückisch und spähend, als wollte es sagen:

„Ich kenne dich wohl — dich und dein dummes, verliebtes Herz."

Dies Herz begann lauter zu schlagen. — Was konnte es sein, was da um Mitternacht in dem ausgestorbenen Garten herumfeuerwerkte? —

„Wenn du nur einen Funken Courage hättest," sprach sie zu sich, „so gingst du auf der Stelle hinunter, um zu sehn, was es ist." —

Wenn Herthas Wille an ihre Courage appellierte, so war er alsbald in Thaten umgesetzt. — Sie hing ihren grauen Regenmantel über die Schultern, warf noch einen prüfenden Blick nach dem Bette Ellys hin, die mit leicht geschwellten, roten Lippen den unerwecklichsten Schlummer schlief, und schlürfte auf ihren Pantoffeln in den Korridor hinaus, in welchem die monderhellten Fenster eine Galerie von leuchtenden Flecken an die Längswand malten.

Nun fing sie an, sich ernsthaft zu fürchten, aber die

Hinterpforte war nicht fern. — Der Riegel kreischte, und hochaufatmend betrat sie den Garten, dessen taufeuchte Gräser sich eisig kalt um ihre dünnen Strümpfe legten.

Noch immer leuchtete das feurige Auge zu ihr herüber. Für einen Moment war's, als ob sich ein Lid darüber legte, dann erschien es von neuem, doch diesmal an einer etwas tieferen Stelle.

Einen Augenblick lang dachte sie an Umkehr, im nächsten schämte sie sich und begann schnurstracks dem verdächtigen Gegenstande entgegenzulaufen. —

Da schlug plötzlich ein Hund an, und eine Stimme, die ihr das Herz zum Stillstehn brachte, rief:

„Wer ist da?"

Sie erschrak so sehr, daß sie weder zu reden, noch einen Schritt vorwärts oder rückwärts zu thun vermochte. Wie angenagelt stand sie da, bis Leo, der Hund, mit freudigem Winseln die feuchte Schnauze in ihre hohle Hand hineindrängte. —

„Wer da — zum Teufel?" rief die Stimme noch einmal, und dann sah sie seine Gestalt sich hünenhaft erheben und auf den Baum losschreiten, hinter dem sie stand.

„Ich bin's — bloß," stieß sie würgend hervor.

„Kind — du? — Warum steckst du nicht im Bette?"

„Ich konnte nicht einschlafen."

„Und treibst dich spät nachts hier herum? Das sollte die Großmama wissen!"

Er hatte ihre Hand gefaßt, die sich vergeblich in der seinen wand. — Die kurze Pfeife, die er im Munde hielt, spie Wolken weißen Qualms um sich. — Ihr glühender Deckel war das feurige Auge gewesen, das so verdächtig zu ihr herübergeschielt hatte.

„Du bist ja auch noch draußen," erwiderte sie, die Zähne aufeinanderbeißend, daß sie knirschten.

„Mit mir ist das was andres. Ich bin ein robuster Kerl, der Wind und Wetter vertragen kann!"

„Ich auch!"

„Na, na!"

„Und wenn ich's nicht vertragen kann, schadt's auch nichts. — Mehr als zu Grunde gehn, kann man ja nicht."

Er schnalzte bedauernd mit der Zunge. „Kind, Kind," sagte er. „Schlagen wir schon wieder mal mit den Flügeln?"

„O geh — Laß mich!" — Sie streckte den Ellbogen gegen ihn aus. Das Schluchzen war ihr nahe. —

„Fang nicht wieder die alte Geschichte an, Hertha! — Ich hab' dir doch schon lange nichts mehr gethan!"

„Nein, nein!" erwiderte sie. „Du hast mir nichts gethan — rein gar nichts! ... Im Bösen nicht ... Und im Guten auch nicht!"

Er strich sich nachdenklich den Bart. — „Da wir einmal hier sind, Kind ... und, wie es scheint, beide nicht schlafen können ... so komm, setz dich — setz dich neben mich ... Wir haben vielleicht manches zu reden."

Ihr sagte ein dunkles Gefühl: „Jetzt muß ich mich wehren!" Aber was half's? Schon hatte er sie um die Schulter gefaßt und zog sie nach den Stufen des Obelisken hin, wo er vordem gesessen hatte. —

„Was soll ich hier?" fragte sie, indem sie sich zusammenkauerte. —

„Sei mal aufrichtig, — du bist nicht glücklich, mein Kind?"

Sie zuckte zweimal die Achseln und sagte: „Auch noch!"

Er verbarg ein Schmunzeln.

„Also beichte! ... Was fehlt dir eigentlich? ... Dein verändertes Wesen ist uns allen aufgefallen ... Großmama macht sich schon ernsthafte Sorgen. Und das willst du doch nicht, wenn du sie lieb hast — nicht wahr?"

Sie schüttelte den Kopf, das Weinen verbeißend: „Ich will ja — alle — lieb haben — alle!" stammelte sie.

„Na siehst du! ... Und wir thun doch auch, was wir dir an den Augen absehn können. Begreifst du denn das noch immer nicht, du Eigensinn?"

„Geh — du! — Du willst mich ja bloß kränken.“ Und sie zuckte mit dem Ellbogen nach ihm hin.

„Ich?“ fragte er, „Schockschwerenot! Wodurch?“

„Ja — du sprichst mit mir, als ob ich noch ein Kind wäre!“

„Und das kränkt dich?“

Sie schwieg. — Nun war es an der Zeit, ihm zu sagen, was sie auf dem Herzen hatte. — Die große Stunde der Abrechnung hatte geschlagen.

Aber ihr war's, als hätte man ihr die Lippen zugenäht. — In ihrem Kopfe brauste und wirbelte es. Sie hatte eine dunkle Empfindung, als ergösse sich ein Wasserfall vom Scheitel aus an ihrem Leibe hernieder. — Mit mattem Aufseufzen sank sie gegen den Stein.

Er fürchtete, eine Ohnmacht habe sie angewandelt. Und sie mit dem linken Arme umschlingend, beugte er seinen Kopf nah zu dem ihren herab.

Der Mond hatte die eine Hälfte ihres Antlitzes ganz in Licht getaucht, während auf der andern nur das Wangenoval sich matt aus dem Dunkel hervorhob.

„Sei vernünftig, Herzenskind!“ bat er.

Sie rührte sich nicht, und er konnte sie mit Muße betrachten.

In der Schattenmasse des gelösten Haares leuchteten wie Johanniswürmchen vereinzelte Lichter, und in dunkeln Spiralen zogen sich ein paar Strähnen über die hohe, klare Stirn. Um den herb geschürzten Mund herum lagerte ein Kummerfältchen, das er sonst nie an ihr bemerkt hatte.

Alles in allem — es war kein Kinderantlitz mehr, was da im Mondglanz weißleuchtend vor ihm lag. —

Und heller zuckte jene Empfindung in ihm auf, die vor Wochen nach dem Begegnen in der Schenke klagend und vorwurfsvoll in seinem Herzen erwacht war:

„Hier ist das Glück, das du im Zuge bist, dir zu verscherzen.“

Jene sonnige, traumhafte Ahnung: „Es wird sein,“ wagte sich nicht mehr aus den Tiefen seiner Seele hervor. — Das, was gewesen war, hielt sie in Banden. Immer drohender reckte die Vergangenheit, deren er längst Herr geworden zu sein wähnte, ihren gespenstischen Leib vor ihm empor. Eine dumpfe, widersinnige Angst strömte von ihr aus und drang durch alle Poren auf ihn ein.

Nicht umsonst saß er um Mitternacht hier draußen, brütend über Empfindungen, die nicht dagewesen waren, wenn man ihnen Namen geben wollte, und die plötzlich wiederkamen, wenn man sich am sichersten vor ihnen glaubte. — Nicht umsonst verspielte er den Schlaf, er, der mit Tagesanbruch schon wieder an die Arbeit mußte. —

Eine schmerzliche Zärtlichkeit erwachte in ihm gegen dieses holde, halbreife Wesen, das voll unbewußter Jugendnot in seinem Arme hing. — Ihm war zu Mute, als müßte er selber Hilfe finden, dieweil er ihm Hilfe gab.

Mit unsicherer Hand streichelte er ihre Wange.

„Na, sei gut, Herzenskind!“ tröstete er. „Rede — erleichtere dein Herz.“

Sie seufzte tief auf und drehte ihr Köpfchen ein wenig nach seiner Schulter zu, als ob sie sich dort einnisten wollte.

„Wie damals!“ dachte er. „Noch eben scheu und trotzig und jetzt ganz in Weichheit aufgelöst.“

Und sie schwieg noch immer.

„Sieh mal, ich lebe so neben dir her,“ sagte er, „aber von deinem Leben, deiner Vergangenheit weiß ich eigentlich gar nichts.“

„Du hast mich ja nie gefragt,“ erwiderte sie.

„Würdst du mir denn überhaupt Rede stehn?“

„Gewiß würd' ich ... Jetzt gleich?“ Sie löste sich sacht aus seinem Arme. Ein ängstlich glückseliges Lächeln verklärte ihr Gesicht.

„Aber gewiß! ... Wenn du Lust hast — schieß los.“

Das Wort „losschießen“ gefiel ihr nicht — es schien

ihr wenig zu der Feierlichkeit des Augenblicks zu passen; aber sie war so froh, sein Interesse an ihr zu sehn, daß sie die Verstimmung rasch verwand.

„Ach Gott,“ sagte sie, „es ist da im Grunde nicht viel zu erzählen. Viel hab' ich ja noch nicht erlebt — und meistens waren's auch Dummheiten!“ —

„Besinnst du dich auf deine Mutter?“ fragte er dazwischen, um ihr auf die Sprünge zu helfen.

Sie sandte einen Blick zum Sternhimmel hinauf. — „Ja, Gott sei Dank,“ sagte sie — „ich war fast sieben Jahre, als sie starb ... Ach, was hab' ich damals geweint! ... Wir lebten in einem großen Schlosse ... unter lauter Polen ... das Schloß lag auf einem Hügel und hatte einen Säulengang nach der Weichsel hin ... denn die floß dicht vorbei ... In dem Säulengang pflegte sie zu sitzen, wenn es warm war ... und die Mägde mit den roten Kopftüchern trugen die Decken hinter ihr her. Und alle Augenblicke sagte sie: ‚Mnie jest zimno‘, das heißt: ‚Mir ist kalt‘ ... und dann wurde eine neue Decke über sie gebreitet ... Und unten fuhren die langen Kähne vorbei, und Mittwochs und Sonnabends das Dampfboot. Dem Dampfboot wollte sie immer nachschauen, so lange noch ein Wölkchen davon zu sehn war ... und wenn es verschwunden war, so sagte sie: ‚Podniescie mnie‘, das heißt: ‚Richtet mich auf‘, damit sie im Stehn noch etwas davon sehn konnte ... Sie hatte braune Haare und ein wachsbleiches Gesicht mit großen, dunklen Augen drin, und immerfort stand ihr der Schweiß auf den Backen. Groß war sie nicht, eher klein ... und hatte ganz magere Arme, aber das kam von der Krankheit ... und von dem Gram ... und von der Langeweile. Denn sie sagte immerfort: ‚Ich bin sehr unglücklich und ich langweile mich sehr.‘“

„Und dein Vater — wo war der?“ fragte er. —

Ueber ihr Antlitz breitete sich ein harter, haßerfüllter Zug. —

„Von meinem Vater red' ich nicht," erwiderte sie, „denn der war schlecht. — Ja, schlecht war er. — Und ich werde auch schlecht werden, denn ich seh' ihm ähnlich."

„Schockschwerenot," schalt er, „wer hat dir den Unsinn beigebracht?"

„Das ist kein Unsinn," erwiderte sie voll Ueberzeugung. „Hast du nie von Darwin gehört?"

„Ja — daß wir vom Affen abstammen sollen und ähnlichen" ... „Mist" wollte er sagen, aber er verschluckte es.

„Und von der Vererbung ... Daß ... wir alle die Eigenschaften unsrer Eltern erben. Unser Naturgeschichtslehrer hat uns das alles erklärt ... Und wessen Vater dem Trunk ergeben war, der ist auch dem Trunk ergeben." —

„Trank denn dein Vater?"

„Ja — er hat auch getrunken."

„Und da hast du wohl Furcht, daß du auch ein Trunkenbold werden wirst — hä?"

„Nein, das nicht. — Einem Mädchen kann das doch nicht passieren ... Aber wegen der Hitze."

„Welcher Hitze?"

„Ja, er war so hitzig. Er kannte sich dann gar nicht. Einmal ist er auf mich mit dem Messer losgegangen."

„O weh — o weh! — Wie alt warst du da?"

„Noch nicht achte ... Es war nach Mutters Tode. Er kam angereist, ich weiß nicht, von wo ... Wir hatten ihn seit zwei Jahren nicht gesehn ... Und wie er erfuhr, daß er nichts erben sollte, und ich alles, und daß schon eine Vormundschaft eingesetzt war, da geriet er ganz außer sich ... und da hat er's gethan ... Und dann nahm er mich mit sich auf Reisen ... Ich mußte immer bei ihm sein. Denn so lange ich bei ihm war, bekam er die vielen Erziehungsgelder ausgezahlt." —

„Wie — das hast du damals schon alles verstanden?" rief er in tiefster Seele erschrocken.

Ueber ihr Gesicht flog ein trauriges Lächeln, das sie um

Jahre älter machte. — „Siehst du, ich bin gar nicht so dumm!“ sagte sie. „Ich habe schon viel geweint in meinem Leben ... Und ja ... wir sprachen von der Hitze ... Die Hitze hab' ich auch ... Wenn ich böse werde, dann seh' ich nichts mehr ... und dann wird alles Blut um mich 'rum ... Ich werde auch noch einmal ein schlechtes Ende nehmen. Und Mama meint, ich solle nicht müde werden im Beten, und alle Tage den Herrn Jesus anflehen, damit er das böse Blut in mir ersticke ... Aber ich weiß eigentlich nicht, ob das richtig ist. Denn — weil ich die bösen Stunden habe, hab' ich auch die guten, von denen andre sich nichts träumen lassen ... Die Elly zum Beispiel — na, du kennst sie ja — die ist immer ruhig und immer sanft ... Aber ich glaube, mir scheint die Sonne sozusagen heller, als ihr — und das Grün kommt mir grüner vor — und — und — siehst du — der Mond! Wie er da oben so — steht ... Das sieht sie gar nicht ... Sie ist immer gleich eingeschlafen. Und ich meine manchmal: Auch das Unglück ist ein Glück ... Wenn man's nur so recht — recht genießen kann.“

Er faßte sich mit den Händen nach der Stirn und starrte sie an. „Großer Gott,“ dachte er, „welch ein Zauber ist in solch ein Geschöpf gelegt!“ —

Sie hatte sich in Eifer geredet und achtete dessen nicht. —

„Ja — und dann hat er mich in Genf zurückgelassen und ging sich verheiraten. Und so sind wir beide verwandt geworden, siehst du ... Und als ich hörte, ich hätte eine neue Mutter bekommen, da hab' ich vor Freuden geweint und die andern — die Mädchen mein' ich — haben mich geängstigt und haben gesagt: ‚Wie wird dir's ergehn? Jetzt kriegst du auch noch une marâtre‘ ... denn dort sprachen wir alle französisch ... aber ich dachte mir: ‚Wer sie auch ist, wenn sie dich sieht, wird sie Erbarmen mit dir haben‘ ... und weil Madame Guignand verlangte, daß ich ihr im voraus meinen Respekt bezeugen sollte, schrieb ich ihr einen Brief ... Da war aber nichts von Respekt drin, son-

dern der fing an: ‚Ma mère, voici une malheureuse enfant qui vous implore —‘ und so weiter ... Siehst du — das hat gleich geholfen ... Und als sie kam, war sie lieb und gut mit mir, und mein Herz ist ihr entgegengeflogen ... Ach, damals konnte sie noch manchmal lächeln! ... Mein Vater schien sie sehr zu lieben, und ich hoffte, ich würde nun bessere Tage haben, wenn ich daheim blieb ... Aber eigentlich hatten wir gar kein Daheim ... Auf dem Gute, das ihm die verstorbene Mama zum Aufenthalt überlassen hatte, wollte er nicht bleiben, denn er schämte sich, sagte er, bei ‚Mademoiselle‘ zu Gaste zu sein. — Mit ‚Mademoiselle‘ meinte er mich ... Malkischken aber, sein eigenes — du kennst es ja — war so zerfallen, daß wir uns die Möbel für drei Zimmer von einem Tischler aus Münsterberg haben auf Borg nehmen müssen ... Drum blieben wir dort auch nicht lange, sondern zogen überall umher ... In Baden-Baden waren wir und in Spaa und Nizza, und überall war es dasselbe ... Die Kellner und die elektrischen Klingeln ... und morgens die zwei Eier zum Kaffee ... und mittags zwölf Gänge, aber wenn man außer der Zeit Appetit bekam, mußte man hungern, denn das war im Pensionspreis nicht einbegriffen ... Und Mama immer traurig, und Papa immer bös zu mir und ohne Geld ... O, es war entsetzlich ... Und eines Tages hat er mich wieder mit der Reitpeitsche schlagen wollen, da ist Mama dazwischengesprungen und hat ihm zugerufen: ‚Das Kind kommt noch heute fort oder —‘ Was das ‚Oder‘ war, verstand ich nicht, aber er wurde leichenblaß, und am andern Morgen fuhr ich ab ... Zuerst nach Genf zurück, wo ich bis zum dreizehnten Jahre blieb ... Dort hab' ich Adah“ — sie hielt erschrocken inne, denn sie gedachte des Briefes, der drinnen noch feucht auf dem Tische lag. —

„Welche Adah?“ fragte er. —

„Adah von Wehrheimb — meine beste Freundin,“ erwiderte sie, und den Kopf errötend abgewandt, fügte sie hinzu: „Sie ist auch schon verlobt.“

„Schau, schau," lachte er. „Das ist ja fix gegangen. — Und was war dann?"

„Dann — ja dann —," sie konnte den Faden nicht sogleich finden, denn sein Lachen gab ihr zu denken — „dann kam ich nach Hamburg, zu Frau Lüttgen, die wir in Wiesbaden kennen gelernt hatten ... Frau Lüttgens Pensionat ist das vornehmste Pensionat in ganz Hamburg ... O, was hab' ich dort für schöne Zeiten verlebt! ... Frau Lüttgen war so lang wie eine Bohnens—tange und s—tarb auf der S—telle, wenn man vor dem S—piegel s—tand, oder mit einer S—tecknadel s—pielte, oder eine S—peise bes—pöttelte ... Ach, es war zu nett! ... Und dort wurde ich auch eingesegnet, denn ich sollte protestantisch werden, obwohl die sel'ge Mama katholisch war. Und ich wollte es auch ganz gern. Denn dort war der Pfarrer Bergmann ... Den verehrten wir alle ... O, als ich vor dem Altar kniete, da betete ich zum lieben Gott, er möchte mich von der Erde nehmen, damit ich wenigstens gleich in den Himmel käme. Denn damals war ich noch fromm und gut und wußte nicht, wie schlecht die Menschen sind, und wie schlecht man selber werden kann." —

„Und das hast du seither erfahren?" fragte er schmunzelnd.

„Und ob!"

Sie spie aus, was allemal ein Zeichen war, daß sie an ihre treulosen Freundinnen Kathi Greiffenstein und Daisy Bellepool dachte. —

„Vorwärts, Kindchen," mahnte er. „Was war denn das für eine schreckliche Geschichte?"

„Ich kann dir das ja gar nicht erzählen!"

„Warum nicht?"

„O Gott — o Gott! Du wirst mich gewiß verachten!"

„Das werde ich gewiß nicht, mein Kind."

„Na, wissen mußt du's ja doch einmal! — Also — ich war nämlich schon einmal — — ich habe schon einmal — — geliebt."

„Ach?“

„Nicht wahr, du verachtest mich? Sag ja! Sag ruhig ja. Es ist alles eins.“

„Wer war es denn?“

„Ich werd's also sagen ... Schließlich muß man den Mut seiner Sünden haben, und wenn es gleich den Kopf kostet. — Er war also Commis in einer Musikalienhandlung.“ —

„Carajo!“ fluchte er.

„Schrecklich — nicht wahr? ... Und er trug lange blonde Locken — so lange Locken ... und wenn wir nachmittags spazieren gingen — Frau Lüttgen immer voran, dann stand er am Schaufenster und sah mich liebevoll an ... und ich wurde jedesmal rot ... So ein Esel!“

„Ich werde dir eine gute Lehre geben, mein Kind,“ sagte er lachend. „Man muß nicht allein den Mut seiner Sünden haben, wie du vorhin so schön bemerktest, man muß auch Pietät für seine Sünden haben.“ —

„Ach so — weil ich sagte ...? Hör mal erst zu, wie er sich benommen hat. Ich hatte also zwei Freundinnen, die hießen Kathi Greiffenstein und Daisy Bellepool — die zweite war Amerikanerin, und darum hass' ich Amerika!“ —

„In Bausch und Bogen — wie's da ist?“

„Jawohl ... Und ein Stein ist mir vom Herzen gefallen, als du wieder zurück warst ... Also die beiden hatt' ich zu Vertrauten meines Geheimnisses gemacht ... Und eines Tages — was geschieht? — Unter Kathi Greiffensteins Matratze werden Romane gefunden, ‚Das gebrochene Herz‘ und ‚Die Marmorbraut‘ und ‚Husarenliebe‘ und was weiß ich ... Alles ist außer sich ... Frau Lüttgen beruft Konferenz ... Kathi leugnet ... sie weiß von gar nichts ... Es muß ihr jemand anders die Bücher ins Bett gelegt haben ... Nun wird weiter gesucht ... Und? ... bei Daisy Bellepool findet sich ebenso eine Bescherung ... Aber außer den Büchern wird auch ein Paket Briefe gefunden ... Liebes-

briefe ... An wen? ... An mich ... Unterzeichnet Bruno Streisel ... Ich kenne natürlich keinen Bruno Streisel ... Aber wer glaubt mir das? ... Kein Mensch. — Und noch schlimmer. — Die Briefe sind Antworten auf andre Briefe, welche ich an ihn geschrieben haben soll, und worin ich ihn um Romane gebeten habe — aus der Leihbibliothek zu besorgen — als Ritterdienst und Zeichen seiner Liebe. Ist das nicht fürchterlich?"

„Entsetzlich!" sagte Leo, sich auf die Lippen beißend.

„Ich werde eingesperrt und bekomme zwei Tage lang nichts wie Wasser, Brot und Haferschleimsuppe. Jeden Morgen und jeden Abend wird für mich gebetet und Lori Below hatte schon einen Traum, worin sie mich in der Hölle braten sieht ... Der Traum wird öffentlich vom Katheder bekannt gemacht — als abschreckendes Beispiel ... Kurz, es war schrecklich ... Wer weiß, wie lange das noch gegangen wäre, wenn ich nicht selber auf eine rettende Idee gekommen wäre ... ‚Wenn Sie wissen wollen, wer Herr Bruno Streisel ist,' sag' ich zu Frau Lüttgen, ‚so fragen Sie doch in der Leihbibliothek nach, deren Stempel auf dem Bücherdeckel eingebrannt ist. — Dort werden sie ihn schon kennen.' Richtig, sie kannten ihn. — Und wer ist es?"

„Der Blondgelockte natürlich."

„Natürlich! ... Nun geht aber Frau Lüttgen zu dem Chef von ihm und erzählt die ganze Geschichte. Herr Bruno Streisel wird gerufen und ins Gebet genommen ... ‚Haben Sie korrespondiert — Haben Sie Romane aus der Leihbibliothek besorgt?' ... ‚Ja wohl' ... und wird furchtbar rot ... ‚Sind Sie im Besitz von Briefen?' ... Er will nicht mit der Sprache heraus, aber als der Chef ihm mit Entlassung droht, bringt er sie angetragen. Die Unterschrift heißt zwar: ‚Ihre Sie ewig liebende Hertha von Prachwitz,' die Hand aber ist von — na rate!"

„Daisy Bellepool?"

„Nein, Kathi Greiffenstein. Daisy Bellepool, deren Mama wünschte, daß sie als Amerikanerin mehr Freiheit haben sollte, durfte infolgedessen allein ausgehen und hatte die Vermittelung besorgt ... Nicht wahr — pfui?“

„Jawohl — pfui!“ —

„Weißt du, was ich da that? — Der Daisy warf ich eine Wasserkaraffe an den Kopf, und die Kathi hab' ich dermaßen zerkratzt, daß sie drei Tage lang hat kalte Umschläge machen müssen ... So schlecht kann man werden, wenn andre schlecht zu einem sind.“ —

„Und was geschah mit den beiden?“ fragte er.

„Kathi verduftete bald darauf, aber Daisy durfte bleiben, denn ihre Mama hatte Aktien auf das neue Schulgebäude genommen ... Es half ihr aber nichts. — Kein anständiges Mädchen hat mehr ein Wort mit ihr gesprochen ... Denk nur, was hab' ich schon alles durchgemacht? ... Dann aber bin ich hierher nach Halewitz gekommen ... Ach — und hier ist es so schön! ... Denn wenn ich auch meine Sorgen hab' —“ sie hielt inne und sah ihn von unten auf mit einem scheu flehenden Blicke an, als wollte sie sagen: „Ich wüßte wohl, wer mich mit einem Wort davon befreien könnte!“

Er lachte und reckte sich beklommen, denn er gedachte des Weibes, das gekommen war, den Frieden seines Hauses zu stören.

„Seine Sorgen hat wohl ein jeder von uns, mein Kind,“ sagte er.

„Du auch?“ fragte sie, die Augen in Angst zu ihm aufschlagend.

„Mehr als zuviel, mein Kind!“

„Ja, ja, ich weiß,“ seufzte sie, „Großmama spricht ja tagtäglich davon!“

„Wovon?“ fragte er erschrocken.

„Daß du mehr Schulden hast als Haare auf dem Kopfe — und daß du manchmal nicht weißt, wo Sonnabends den Lohn hernehmen.“ —

„Unſre liebe Großmama iſt 'ne alte Plaudertaſche!“ ſagte er erleichtert.

„Aber es iſt doch wahr?“ fragte ſie.

„Wahr iſt es . . . Das kann kein Teufel leugnen.“

Sie ſchwieg und ſchien mit ſich zu Rate zu gehen.

Dann fragte ſie mit krausgezogener Stirne: „Alles in allem — wie lange könnteſt du dich ungefähr noch halten?“

„Halten? Wie meinſt du das?“

„Nun — wie man ſo ſagt — eh einer Pleite macht.“

„Man ſieht, daß du hamburgſche Bildung eingeſogen haſt,“ verſuchte er zu ſcherzen.

Aber ſie ließ ſich nicht abweiſen.

„Hältſt du dich wohl noch vier Jahre und vier Monate?“ fragte ſie.

„Warum verſpitzt du dich auf die Viere?“ lachte er.

Sie zog die Mundwinkel herunter. — „Nun verſpotteſt du mich,“ ſagte ſie. „Und es iſt doch traurig genug . . . Ich bin ſo reich . . . Und habe ſo viel überflüſſiges Geld.“

„Ach! . . . Und da möchteſt du mir wohl etwas pumpen?“

„Ich kann ja nicht,“ erwiderte ſie troſtlos. „Wegen der Vormundſchaft! . . . O, es iſt zu dumm!“ — Und ſie trappte mit dem Fuße.

„Wieviel würdeſt du mir wohl ſo geben?“ fragte er, da ihn die Sache beluſtigte.

Sie ſchwieg eine kleine Weile, als ob ſie ſich Mut machen wollte, dann — das Auge in grenzenloſer Liebe zu ihm aufſchlagend und raſch wieder ſenkend, flüſterte ſie:

„Alles!“

Ein wehes Glücksgefühl durchzuckte ihn, jenes Gefühl, das er vorhin nicht hatte wiederfinden können; er mußte ſich Gewalt anthun, die Sache auch fernerhin ins Komiſche zu ziehen, und mit haſtigem Lachen rief er:

„Potz Teufel, Kleine! . . . Geizig biſt du nicht.“

Ein angſtvoller Blick irrte zu ihm empor, fragend: „Verſtehſt du mich nicht?“ . . . Dann ſchauerte ſie zuſammen

und zog sich fröstelnd aus seiner Nähe zurück, während die Thränen ihr über die geöffneten Lippen und auf die zusammengebissenen Zähne niederrollten.

„Wenn das nicht Liebe ist," dachte er, „so will ich Hans heißen."

Eine wilde Stimme jauchzte in ihm: „Reiße sie an dich! Schreie das Haus wach! ... Schrei in die Welt hinaus: ‚Hier dieses Kind, dieses Kind ist ... mein Weib!'"

Er wußte, es wäre seine Rettung gewesen, aber er that es nicht.

Er that es nicht, weil er sich unrein fühlte; er that es nicht, weil die Faust seines Riesen ihm im Nacken saß und ihm die Kehle zuschnürte, daß der Odem in dieser breiten Brust erstickte, und diese mächtigen Glieder sich erschlaffend ihrem Drucke fügten.

„Ich danke dir, mein Kind," sagte er heiser. „Du hast es gut gemeint ... Und ich werd' es dir nie vergessen."

Er beugte sich über ihr Angesicht und küßte leise die leuchtende Stirn, die sich ihm wehrlos darbot.

„Noch ist es Zeit!" rief die wilde Stimme von neuem. — —

„Und nun geh schlafen," sagte er. „Es ist spät geworden."

Schweigend erhob sie sich, und ohne ihm „Gute Nacht" zu wünschen, schritt sie über die blinkenden Kiespfade, über die dunkelnden Rasenplätze der Thüre zu.

Ihm schien's, als ob sie taumelte. — Er wollte ihr nachstürzen, aber er war wie gelähmt. —

Weil er seiner Ehre nicht mehr sicher war, fürchtete er auch die Scham zu verlieren. —

XXI.

Der September ging zu Ende.

Trotz der beunruhigenden Wendung der Dinge lebte Leo Sellenthin frisch und kräftig dahin, ohne daß es ihm eingefallen wäre, an der Unverwüstlichkeit seiner Natur, an der Unerschütterlichkeit seines Rechtes zu zweifeln.

Nicht einmal „tragisch angehaucht“ fühlte er sich. — Aber eine gewisse Unbehaglichkeit hatte in seinem Innern Platz gegriffen. — Ihm war zu Mute wie einem, der einen schlecht sitzenden Rock auf dem Leibe trägt und nicht weiß, ob er zu eng oder zu weit ist. — Die naive Selbstsicherheit, die bisher sein Leben geziert hatte, war verschwunden; er studierte, er bespiegelte sich, er fand Flecken in seinem Wesen und freute sich an seinen Vorzügen.

Derb-lustige Wendungen, die ihm sonst entsprudelt waren, ohne daß er daran dachte, erschienen ihm jetzt als etwas Besonderes und Bemerkenswertes. Er kostete sie durch, während er sie aussprach, und sah es gern, wenn sie belacht wurden. —

In jähem Wechsel konnte er mürrisch und schweigsam werden, und es war geraten, ihm alsdann aus dem Wege zu gehen. —

Aber immer wieder brach seine urkräftige Natur sich Bahn, und war es auch nur, um cynisch das Vergangene zu verlachen.

Er wollte gesund sein und — noch war er es. — —

Eines Nachmittags — Leo war eben dabei, nach Uhlenfelde hinüberzureiten — erschien pustend und gurgelnd, das gelbbraune Gesicht mit den Hängebacken schweißbedeckt, den Rundbauch in elastischer Gangart vor sich herschiebend, der alte, brave Pfarrer Brenckenberg auf dem Hofe.

Er war zusammen mit seinem Sohn gekommen, aber diesem hatte es ratsam geschienen, nach dem Amtshause hin zu verschwinden, da er sich auf dem Boden des Herrenhauses nicht mehr ganz sicher fühlte.

In Leo erwachte die Teufelei, als er den alten Eiferer, dem er seine Philippika noch nicht hatte heimzahlen können, in seine Hand gegeben sah.

Die Besuche des Pfarrers bei seinem Patron und einstigen Schüler waren niemals häufig gewesen. Sie beschränkten sich auf pflichtgemäße Unterredungen, wenn Deputate und Reparaturen zu besprechen waren, pflegten sich aber von alters her zu solennen Kneipereien zu gestalten, denn Leo, der manchen feinen Tropfen im Keller liegen hatte, liebte es, dem Alten, dem zur Kennerschaft nur die Uebung fehlte, das Beste vom Guten ins Glas zu gießen.

Das war wie ein verbrieftes und besiegeltes Recht — noch von den lustigen Zeiten des Vaters her — und selbst die ältesten Leute konnten sich nicht besinnen, daß ihr Pfarrer jemals ganz nüchtern den Halewitzer Hof verlassen hätte. —

„Na, Alterchen," rief Leo, ihm die Hand entgegenstreckend. „Wir haben uns ja noch immer nicht sehen lassen. — Böses Gewissen — was?"

„Ein Mann Gottes hat nie ein böses Gewissen," erwiderte der Pfarrer schmunzelnd. „Es sei denn, er habe Wasser getrunken." — Und er wischte sich mit seinem rotbaumwollenen Taschentuche das glänzende Gesicht bis in den Specknacken hinunter.

„Warte," dachte Leo, „du sollst was erleben!" — und gab dem Stallknechte einen Wink, den Schimmel wieder abzusatteln.

Als sie nebeneinander die Rampe hinanschritten, erschien der Pfarrer noch massiger, noch gewaltiger an Körperbau, als sein Zögling von ehedem, wiewohl ihn dieser um die Länge eines halben Hauptes überragte.

Leo führte ihn in das Arbeitszimmer, hieß ihn Platz nehmen und schellte nach Christian.

„Bring uns von dem sauern Küchenmosel,“ raunte er ihm zu.

Erschrocken sah der alte Diener zu ihm auf. — „Der ist ja selbst zur Bowle nicht zu brauchen,“ erlaubte er sich flüsternd zu bemerken.

„Thu, was ich dir sage!“

Kopfschüttelnd ging Christian von dannen, und Leo setzte sich behaglich dem Pfarrer gegenüber.

„Nun raus mit den kalten Katzen,“ sagte er. „Wo ist an der Bude der Kalk abgefallen?... Welcher Ofen raucht?... Wo regnet es in die Suppe?“

„Fritzchen, Fritzchen!“ drohte Brenckenberg mit seinem breitesten Lachen. „Man soll den Hirten seines Herzens nicht zum besten halten.“

Er nannte ihn „Fritzchen“. Er hatte ihn immer so genannt. Warum? wußte niemand, auch er selber nicht. Der Kosename hatte die Jahrzehnte überdauert, wie sehr sich beider Verhältnis auch inzwischen verschoben hatte. Saß man beim Weine, so pflegte auch allgemach das „Sie“, das offiziell aufrecht erhalten werden mußte, in ein fideles „Du“ überzugehen. Manchmal gab Leo das Signal, meistens aber pflegte der Alte, dessen Herz in Bälde überschwoll, den Wechsel der Anrede auf eigene Gefahr in Angriff zu nehmen.

Mit dem Gewissen eines Giftmischers brachte Christian den Wein und trollte sich wieder.

Die kleinen, schwarzen Augen des Seelsorgers blitzten vergnüglich unter den drohenden Brauenbüscheln hervor. Er ließ die fleischigen Lippen aufeinander klatschen. Der Streiter Gottes hatte seine Waffen abgethan. Er wollte Mensch sein,

ein friedlicher, schwacher, lustiger Mensch, der am nächsten Sonntag etwas zu bereuen haben wird. —

Die Flaschen sahen respektabel aus — der Wein etwas bläßlich zwar, wie er so in einem leichten, wässerigen Strahle in die pomphaften Römer herniedergluckte, aber das konnte täuschen.

Er zog die Luft durch die geblähten Nüstern ein, die Oberlippe ein wenig vorstreckend.

„Prost, Alterchen!“

„Prost, Fritzchen!“

Er kostete — erschrak — verschluckte sich — hustete — und ließ mit einem Gesichte, auf welchem der Menschheit ganzer Jammer geschrieben stand, das Glas auf den Tisch zurücksinken.

„Schönes Weinchen!“ meinte Leo, den Zeigefinger zum Zeichen des Respekts erhebend.

Der Pfarrer, blaurot vom Husten, versuchte auszuspeien, wagte es aber nicht.

„Fritzchen,“ sagte er kläglich, „was sind das nun wieder für Witze?“

„Schmeckt Ihnen mein Wein etwa nicht, Herr Pfarrer?“

„Das will ich nicht sagen — nein, oh! — — — Pfui, Fritzchen!“

„Ich begreife Sie nicht, lieber Pfarrer . . . Sie sehen doch, daß ich ihn trinke . . . Er ist sogar, seitdem ich alte Sünden bereue, mein gewöhnliches Getränk . . . Der sogenannte Buß- und Kreuzigungswein! . . . Piesporter, Jahrgang 83 . . . Ein ungewöhnlich kaltes und nasses Jahr, wie Sie sich erinnern werden.“

„Aa — ha!“ machte der Pfarrer in plötzlicher Erleuchtung.

„Ja, ja, Alterchen, kapieren wir nun? — Seitdem wir unserm Fritze die Hölle so scharf eingeheizt haben, herrscht Heulen und Zähneklappern auf Halewitz. Jetzt wird nicht mehr in süßem Most geschwelgt, wie weiland David mit seiner Bathseba — jetzt wird saurer Mosel getrunken . . . Prost, Alterchen!“

„Weißt du, Fritze,“ sagte der Pfarrer, bei welchem nach diesem Schreck das „Du“ plötzlich zum Durchbruch kam, „wenn du dich durch den Zustand deines Gewissens zu solch einem Tranke verpflichtet fühlst, so ist das deine Sache. Ich will niemanden in der Ausführung seiner guten Vorsätze hindern. Aber mir erlaube gefälligst, daß ich zusehe.“ —

Leo lachte ihm triumphierend ins Gesicht, denn darauf hatte er gewartet.

„Wenn ich nicht irre, mein geliebter Alter, hast du diesen Gedanken schon einmal schön und ergreifend ausgedrückt: — ‚Barhaupt will ich gehen und mit nackten Sohlen auf glühendem Gestein.‘ — Ja, das wolltest du, für deinen David, deinen Fritze. Und nun scheint es dir zu viel, soweit an seiner Pönitenz teilzunehmen, daß du ein Glas Piesporter, Jahrgang 83, mit ihm trinkst?“

Der Alte strich sich über die Backen. — „Du hältst mich zwar zum Narren, Fritze,“ sagte er, „aber — recht hast du.“

Und mit einem verzweifelten Hintenüberneigen goß er das Glas in einem Zuge hinunter. —

Leo, all seiner Sünden gedenkend, that desgleichen, dann füllte er die Gläser von neuem.

„Und nun, Fritzchen,“ begann der Alte und ließ den finstern Bulldoggenblick halb strenge, halb unterwürfig auf seinem Gutsherrn ruhen, „wir sind zwar keine Katholiken — und ich bin nicht dein Beichtvater ... Ich bin einfach hergekommen, um das Herbstdeputat mit dir zu bereden, und, wenn's der liebe Gott so fügt, ein Glas guten Wein mit dir zu trinken. Statt dessen hast du mir diesen Krätzer vorgesetzt und fängst an, von der verfluchten Geschichte zu reden, die mir schon genug Kopfschmerzen gemacht hat.“

„Du hast angefangen, Alterchen, du!“

„Jawohl — auf der Kanzel ... Das ist meine verdammte Pflicht und Schuldigkeit ... Und wenn du Halunke solche Geschichten machst ...“

„Schimpfe, Alterchen, schimpfe!“

„Du hast manche Wichse von mir gekriegt, Fritzchen —“

„Und ich küss' dir die Hand dafür,“ fiel Leo lachend ein.

„Ich dachte immer, es wär' ausreichend gewesen, aber hätt' ich dir das gewußt — ah, ah —“

„Möchtest du nicht nachholen?“ spottete Leo.

„Wenn's anginge — mit Vergnügen.“

Leo griff ans Glas. „Prosit, Herr Pfarrer.“

„Fritzchen, erbarme dich!“

„Prost, sag' ich, Donnerwetter!“

Und wieder klangen die edlen Gläser zusammen, klagend und vorwurfsvoll, daß man sie zu so abscheulichem Thun mißbrauche.

Leo entkorkte die zweite der Flaschen und bot dem Pfarrer Zigarren an.

„Verzeih, Fritzchen, sind das auch — sozusagen — Reuezigarren?“ —

„Schade,“ dachte Leo, „das hab' ich vergessen.“ Und er schüttelte lachend den Kopf. —

Der Pfarrer setzte umständlich das gute Kraut in Brand und hüllte sich mit einem Seufzer der Erleichterung in die wohlriechenden Wolken.

„Da sitzest du nun so breitbeinig in deiner ganzen Herrlichkeit,“ sagte er, „und möchtest dich vor Lachen ausschütten über den alten, feisten Kerl, den du so prächtig zum Narren halten kannst . . . Aber an eines denkst du nicht: das, was du gethan hast, wird dadurch um kein Haarbreit besser.“

„Hm,“ machte Leo, sah ihn an und strich sich den Schnauzbart.

„Du kannst noch so viel Rosenwasser drüber gießen, stinken thut's doch.“

„Hm,“ machte Leo zum zweitenmale.

„Ich hab' dir damals in der Kirche eine Pauke gehalten nach meinem besten Können und Dafürhalten . . . Die trägst du mir jetzt nach . . . Und das ist nicht hübsch von dir, Fritzchen.“

„Was ich dir nachtrage,“ erwiderte Leo, „ist, daß du, anstatt zu mir zu kommen und mit mir zu besprechen, ehrlich und schlicht, was du auf dem Herzen hast, dich von einem Weibe ins Schlepptau nehmen läßt und nach einem Weiberrezept versuchst, mir das Gruseln beizubringen, damit ich mit Angst und Heulen zu Kreuze krieche. — Das schickt sich nicht für uns Männer, und unser alter Herrgott, wie ich ihn mir denke, kann unmöglich Freude dran haben.“

„Meinst du mit diesem Weibe deine Schwester?“ fragte der Alte.

„Die mein' ich.“

„Gut — da du es weißt, Fritzchen! ... Deine Schwester ist zu mir gekommen — nicht damals, schon ein paar Jahre vorher — und hat gesagt — na, es ist egal, was sie gesagt hat — aber zu spaßen ist damit nicht, denn das laß dir ans Herz gelegt sein: Deine Schwester kann an der Geschichte leicht zu Grunde gehen.“

„Was weißt du, woran meine Schwester zu Grunde geht.“

„Kurz und gut, sie wußte ihr Teilchen und ich wußte das meine. — Da gab es denn bald kein Hinter-dem-Berge-halten. Und als ich sah, daß ihr die Geschichte aufs Gemüt gefallen war, da hab' ich ihr Trost zugesprochen, wie das meine Pflicht war, und weil ich ihr die Zerstreuung, die sie braucht, nicht schaffen konnte —“

„Du meinst den Mann, den sie braucht?“

„Ganz richtig — den mein' ich ... so hab' ich sie auf den Himmel verwiesen. Lach nicht so gottlos, Fritzchen. Das ist mein Amt. — Und, wozu wär' denn der Himmel da, als um uns über dieses Jammerthal wegzuhelfen?“

„Aber uns die Köpfe zu verdrehen, dazu ist er nicht da.“—

Der Alte runzelte tiefsinnig die Stirn und brummte:

„Dazu ist er nicht da ... das stimmt.“

Ein Schweigen entstand. — Leo, dem nicht mehr nach Scherzen zu Mute war, rief Christian herein und bestellte einen Wein, der sich trinken ließ.

„Das lohn' dir Gott, Fritzchen," sagte der Pfarrer. „Nun wird einem doch wieder ein vernünftiger Gedanke durch den Hirnschädel schießen."

Christian, der gut machen wollte, was sein Herr an der Geistlichkeit gesündigt, brachte einen feurigen Rauenthaler, der seit manchem Jahr die Sonne nicht gesehen hatte.

Brenckenberg netzte sich langsam die Lippen. Seine kleinen, verschwollenen Augen zogen sich zum Spalte zusammen, und während zweimal ein Ruck des Entzückens durch seinen Körper ging, leerte er das Glas.

Dann sah er aufs neue finster und schweigend vor sich hin.

„Bist du noch immer nicht zufrieden?" fragte Leo.

„'ne Schmach und 'ne Schande ist's," erwiderte er, „daß man an so was Vergnügen findet, während man so entsetzliche Sachen bespricht ... Aber das ist der Adam, Fritzchen, das ist der Adam."

„Du hast es aber eilig mit dem Bereuen," erwiderte Leo. „Laß erst die Lippen trocken werden, eh du sie verfluchst."

Der Alte stützte die Stirn gegen seine beiden Fäuste.

„Sieh mal, Fritzchen, ich bin kein Priester nach dem Herzen Gottes," sagte er, dieweil der Wein sein Innerstes aufzutauen begann. „Ganz im Gegenteil ... Mein Leib ist der richtige Kornspeicher für sämtliche sieben Todsünden. — Kammern und Unzucht, um mit der Bibel zu reden, hab' ich mir nun freilich abgewöhnt ... Aber Fressen und Saufen, Fritzchen, und unziemliche Worte ..."

„Apropos, ist dir zum Wein vielleicht ein Lachsbrötchen gefällig?" warf Leo ein.

„Später — Fritzchen — später ... Mit alledem wird unser lieber Heiland Erbarmen haben müssen bis an meines Lebens Ende ... Da ist Hopfen und Malz an mir verloren ... Wenn ich mir so die Herren Konfraters ansehe — wenigstens die meisten ... wie sie so auf der Konferenz angeschlichen kommen — lispelnd und winselnd — mit ‚lieber

Bruder in Christo' hier — und ‚in Gottes großer Barmherzigkeit' da — wie sie mit den Augen klappern und die Hände über den Magen falten vor lauter Selbstgerechtigkeit und Demut — — Fritzchen — das ist rein, um die Kolik zu kriegen vor Aerger. – Und doch beneid' ich sie . . . Denn wenigstens den Dünnen muß man's lassen: sie leben nach den Worten der Schrift . . . Die Dicken hingegen sind meistens Sünder und entbehren der Gnade, die sie vor Gott haben sollen. Amen."

„Was willst du damit beweisen?" fragte Leo.

„Daß unser Fleisch das Karnickel ist, das allemal angefangen hat und uns zu allem sündigen Thun verführt, und daß unser Fleisch hierfüro gekreuzigt werden muß."

„Wenn die Dünnen die Heiligen und die Dicken die Sünder sind," warf Leo lachend ein, „so wäre ja 'ne Schweningerkur das beste Fegefeuer."

„Mach keine Witze!" tadelte der Pfarrer. „Ich bin ein Dicker. Ich bin ein Sünder. Ich muß es wissen . . . An manchem Tage fühl' ich so recht, wie mein Fleisch zu gären anfängt vor lauter Sündhaftigkeit. — — — An warmen Sommerabenden oder im Winter vor'm Grogglase, wenn man nichts zu thun hat . . . da bohren überall die kleinen Teufel unter der Haut . . . wie mit Stecknadeln . . . und zu jedem Knopfloch schielt ein Begehren oder eine Ueppigkeit heraus . . . Ja, ja, Fritzchen, ich kenne den Rummel . . . Mir macht man keinen blauen Dunst vor. Es geht uns zu gut und darum rennen wir auf die Rutschbahn, um uns die Beine zu brechen."

Leo bedankte sich lächelnd für den Vergleich.

„Was also will ich damit sagen? Ich will damit sagen: Untersteh dich nicht und komme mir als Entschuldigung mit der sogenannten Leidenschaft, mit Schicksal, Verhängnis und dergleichen Dummzeug . . . Dir ist es zu gut gegangen, und nun hält dich der Teufel am Schlafittchen . . . Das thut mir leid, Fritzchen, aber es ist nicht mehr zu ändern." —

„Was meinst du mit dem Teufel? Wer ist der Teufel?“

„Der Teufel, Fritzchen, geht umher wie ein brüllender Löwe —“

„Sehr richtig. Das hast du mir schon in der Kinderlehre beigebracht.“

„Gut! Du willst also was Neues wissen? Möchtest du mal sehn, mit eigenen Augen sehn, wie er aussieht, der Teufel?“

„Wird mir eine Ehre und ein Vergnügen sein.“

„Dein Wille soll geschehn.“ —

Er faßte in die Schoßtasche seines langen, schwarzen Rockes und brachte unter Pusten und Stöhnen zuerst einen Apfel, dann noch einen Apfel, dann drei Kornähren, dann ein Endchen Wachslicht — „Altarkerze,“ erklärte er, „hilft gegen die Pocken. Hab's gestern einem Schweinigel abgenommen, der's aus der Sakristei gestohlen hat —“ dann ein von Brotkrumen wimmelndes Reservetaschentuch, dann ein Windfeuerzeug und schließlich ein Lederetui zum Vorschein, welches die Größe einer Männerfaust und die Form eines Dreiecks hatte.

Das Etui ließ er vor sich liegen, das übrige stopfte er langsam in die Tasche zurück.

„Hierdrin ist er,“ sagte er.

„Der Teufel?“

„Jawohl.“

„Ah!“

„Achtung! Ich mach' auf!“

Der Deckel schnappte zurück. Ein Etwas, das einer Zigarrenspitze ähnelte und zum großen Teil in rote Wollenlappen gewickelt war, kam zum Vorschein.

„Dies ist er,“ sagte der Pfarrer.

„Genau so, wie ich ihn mir immer vorgestellt hab',“ höhnte Leo.

„Hätte dir so viel Gescheitheit gar nicht zugetraut,“ erwiderte der Alte mit unerschütterlicher Ruhe, indem er

sorgsam die Bänder löste, welche die Umhüllung festhielten, „denn von den tausenderlei Gestalten, welche er anzunehmen vermag, ist das seine beliebteste.“

Das Wollenzeug fiel ab und was sich enthüllte, war in der That eine sauber geschnitzte Meerschaumspitze. Dieselbe hatte die Form eines — Frauenbeines.

Ueber dem bernsteinernen Schuh, welcher als Mundstück figurierte, war der Teil, der bis zum Knie reichte, ebenholzfarben angeraucht, während der Rest durch den Schutz der wollenen Läppchen seine natürliche, gelblich getönte Weiße beibehalten hatte.

Leo lachte aus vollem Halse; der Alte aber bewahrte seinen ehernen Ernst. —

„Dies ist die von mir erfundene Methode, lieber Sohn,“ sagte er, „den Teufel in den Rauchfang zu hängen, und ich versichere dich, es bereitet mir eine himmlische Freude, wenn ich ihn tüchtig einräuchern kann.“

Er steckte die halbverrauchte Zigarre in den Brenner und dampfte mit der vollen Kraft seiner Lungen.

„Nur eines versteh' ich nicht,“ sagte Leo, welcher nun versuchte, ernsthaft auf den Scherz einzugehn. „Wenn du den Teufel schon einmal in deiner Gewalt hattest, warum hast du ihn nicht ganz und gar schwarz anlaufen lassen?“

Der Alte legte mit der Miene eines Weltweisen den Finger an die Nase und sagte:

„Du redest eben wie ein ahnungsloser Sünder. — Bedenke, was wäre der Teufel für ein armseliges Geschöpf, wenn er sich mir nichts, dir nichts von uns unterkriegen ließe? . . . Als ich so recht ans Werk gehen wollte, ihn unschädlich zu machen, da hat er es verstanden, Mitleid in mir zu erwecken. Denn dieses ist des Teufels Spezialität: Bei unserm guten Herzen packt er uns. — Das da war so glatt und so weiß und so blank — und, kurz, es that mir leid. — Und siehst du, da hab' ich mich richtig herbeigelassen, einen Pakt mit ihm zu schließen, dergestalt, daß ich ihm einen

Strumpf anrauchte und das übrige ließ, wie es war, indem ich es in Wolle wickelte. Und siehst du, Fritzchen, das ist unsre ganze Kunst: Unschädlich können wir ihn nicht machen, aber Socken können wir ihm anziehen und das übrige verstecken."

Und mit derselben Sorgfalt, mit welcher er sie gelöst hatte, begann er die roten Lappen wieder um den weißgebliebenen Teil zu wickeln.

„Schockschwerenot," fluchte Leo. „Das ist ja tiefsinnigste Symbolik, — der reine zweite Teil Faust."

„Laß mich mit Fausten in Ruh, Fritzchen. Goethe lebte wie 'n oller Heide und dichtete wie 'n oller Heide. Wenn er die Versmaße abzählen wollte, spielte er mit den fünf Fingern Klavier und zwar durchaus nicht in der Luft. Francke und Olearius haben auch schöne und kräftige Lieder gedichtet, aber so was ist ihnen nie eingefallen. Und die Zeit, wo Schleiermacher und Konsorten und das ganze liberale Gesindel ihn auf der Kanzel citieren durften wie einen Kirchenvater, wird hoffentlich bald ganz vorüber sein ... Und dann hat er auch meistens unrecht ... ‚Das ewig Weibliche zieht uns hinan', heißt es da irgendwo ... Sehr schön und sehr nobel ... Aber daneben gibt es ein andres Weibliches, das ebenso ewig ist und das uns herabzieht, Fritzchen ... So tief herabzieht, Fritzchen, daß wir schließlich nicht wissen, ob's noch irgend eine Pfütze gibt, die wir nicht ausgemessen haben ... Mancher kommt davon, weil sein Genius lange Stiebeln anhat, aber mancher geht als Schmutzfink unter."

Leo fühlte, wie ihm das Blut in die Wangen stieg, denn das Auge drüben hatte ihm einen seiner verdächtigsten Blitze zugeschleudert.

Er füllte die Gläser. Der Alte trank hastig. Sein Gesicht nahm eine Kupferfarbe an, und die buschigen Brauen zuckten auf und nieder.

Das war die Stimmung, in welcher der alte Herr seine originellsten Tiraden zum besten gab. — Die Tafelrunde des seligen Vaters, welcher er als Spaßmacher gedient hatte,

pflegte sich bereits vor Lachen zu wälzen, wenn jene Zeichen sich meldeten.

Leo durfte hoffen, jetzt die tiefinnerste Meinung des alten Freundes über seine Lage zu erfahren.

„Laß einmal den Pfaffen beiseite,“ sagte er, „und rede zu deinem Fritze wie ein Mensch und Sünder zum andern redet. — Wie denkst du über meine Schuld, und welches ist der Weg, mich davon frei zu machen?“

Der Pfarrer ließ ein neues Feuerwerk von Blitzen unter den Brauenbüscheln hervorschießen. Seine Kinnladen gingen kauend hin und her, als wollte er die schwierige Frage wie einen Kiesel zwischen seinen elfenbeinernen Zähnen zermalmen.

„Sieh mal, Fritze,“ begann er, „manchmal an hellen Tagen — ich meine, wenn's in diesem alten Schädel helle ist, dann bild' ich mir ein, ich sei unser alter Herrgott. Oder vielmehr, ich frage mich, wie mag's in dem Kopfe aussehn, wenn er so aus seinem Himmel auf uns armseliges Gesindel niederschaut ... Er hat uns ja gemacht, so wie wir sind, sag' ich mir; wie kann er uns also für Sünden strafen, die auch sein Werk sind? ... Wenn du das meinem lieben Consistorio schreibst, Fritzchen, komm' ich trotz deiner Patronage um Amt und Brot; — also behalt's lieber für dich ... Und um mir die Geschichte klar zu machen, hab' ich im Fichtenwalde hinter Wengern einen Ameisenhaufen. Da stell' ich mich breitbeinig drüber hin — es ist ein erhebender Anblick, Fritzchen — und bilde mir ein, ich sei der Herrgott von diesem Ameisenhaufen ... Warum soll es das nicht geben, wenn es neben dem Deutschen Kaiser auch einen Fürsten von Schleiz-Greiz-Lobenstein gibt? ... Da unten kribbelt's und arbeitet und zankt sich und beißt sich tot ... Ich seh' mir das an und — schmunzle ... Da unten wird sicherlich viel gesündigt. Ich aber, der Herrgott, seh' mir das an und — schmunzle ... Es kommt nur darauf an, sag' ich mir, daß hübsch der Ordnung gemäß gesündigt wird, denn sonst müßte ja mein schöner Ameisenhaufen auseinandergehn ...

Und ich sag' mir ferner: So schmunzelt auch der Herrgott zu der Menschen Sünden, die ja nichts weiter sind, wie Bethätigungen seiner Gesetze. Er braucht sie, wie er die Tugend braucht, denn sonst hätt' er sie nicht geschaffen."

Leo stieß einen Seufzer der Erleichterung aus. — Eine so versöhnliche Ansicht hätte er von dem alten, starren Eiferer nicht erwartet.

Aber dieser setzte sofort einen Dämpfer darauf.

„Frohlocke nicht zu früh," sagte er, „wir sind noch nicht zu Ende. — Warum das so ist, das können wir nicht wissen, dazu ist unser Verstandskasten zu enge. Aber damit die Sünde wirklich ihr Gutes habe, gleichwie die Tugend, und damit der Sünder wie der Gerechte sich unter die gleichen Gesetze beuge, hat er die Heilsordnung aufgerichtet ... Danach ist jedem Menschen sein bestimmtes Maß von Sünden zugeteilt; das darf er nicht überschreiten, sonst fällt der ganze Bau auseinander ... Und deshalb schuf er folgenden Kreislauf: Sündigen — bereuen — Buße thun — entsündigt werden — und nun mit frischer Kraft als ein reiner Mensch von neuem drauflos sündigen, wenn es partout nicht anders geht ... So bleibt alles hübsch in der Ordnung, und jeder hält sich an das Sündenmaß, das er gerade braucht, um seinen Adam mit dem christlichen Gebot in Einklang zu bringen ... Das heißt also: die Sünde gehört zum Leben, aber Sünde ohne Reue ist der Tod."

Leo sprang auf und ging mit breiten Schritten auf und nieder.

„Und um dieser Schrulle willen mußtest du mir die Hölle heiß machen?" rief er.

„Die Heilsordnung ist keine Schrulle," erwiderte der Alte. „‚Er ist zurück,' hat deine Schwester an jenem Morgen zu mir gesagt, ‚und lacht und tollt und jubelt, während ich durch seine Sündenschuld am Boden liege. Ist das erlaubt?' ... ‚Mit nichten,' hab' ich erwidert, ‚den Burschen wollen wir kriegen!' Denn Reue muß sein." —

„Du lügst!“ schrie Leo und schlug mit der Faust auf den Tisch, daß die Gläser tanzten ... „Sie muß nicht sein ... Wenigstens nicht für mich ... Bei dir heißt es: Sündigen — bereuen — wieder sündigen. Bei mir heißt es: Sündigen — nicht bereuen — besser machen.“

„Wenn das so ginge!“ lachte der Alte.

„Es wäre gegangen! Ich hatte mir alles zurechtgelegt ... Ich war längst mit mir ins klare gekommen ... Und gilt dir das etwa als keine Buße, dicht neben meinem einzigen Freunde hinzuleben, als ob er gar nicht auf der Welt wäre? — Denn so hatt' ich es bestimmt. Da aber habt ihr losgelegt, du und die Weiber, und habt mich in einen Hohlweg hineingehetzt, dessen Ende ich nicht absehn kann, und aus dem es kein Zurück mehr gibt ... Als ich nicht bereute, war ich ein strammer, ordentlicher Kerl, und jetzt! — rein verratzt kommt man sich vor ... Und der Deiwel weiß, was noch aus Einem werden wird ... Das habt ihr gemacht mit eurer verfluchten Reue.“

„Reue muß sein, Fritzchen,“ dröselte der Alte und leerte sein Glas.

„Gut — wenn sie sein muß,“ — er trat hinter den Alten und ergriff ihn bei beiden Schultern — „warum ließt ihr mich meine Schuld nicht für mich allein tragen? Warum jagtet ihr mich auf jenes Weib los? ... dem ich übrigens — versteh mich recht — keinen Vorwurf machen will, denn ich hab' mehr an ihr gesündigt, als sie an mir! ... Sie hatte in meinem, ich in ihrem Leben nichts mehr zu suchen — und nun komm' ich mir vor, wie aufs neue mit ihr zusammengekoppelt. — Gehört das auch zu der Reue, die ihr mir zudiktiert habt?“

„Das ist die erste Stufe — genannt contritio oder Zerknirschung,“ sprach tiefsinnig der Alte.

„Red keine Kleinkinderpappe!“ schalt Leo. „Noch einmal frag' ich dich: Warum hetztest du mich mit ihr zusammen?“

Der Alte wischte sich über die Stirn und schwieg. — Der Kopf war ihm schwer geworden.

„Besinne dich!“ drang Leo in ihn. „War das nicht auch die Idee meiner Schwester?“

„Welche — Schwester?“ träumte der Alte, und plötzlich aufwachend, rief er: „Stimmt — richtig — ganz richtig. Sie ist zuerst auf die Idee gekommen — und sie hat recht gehabt ... Eine erleuchtete Idee — eine gesegnete Idee! ... Denn es gibt der Seelen zweie zu erretten, Fritzchen. Und das ist keine Kleinigkeit.“

„Nun, so errettet sie in drei Teufels Namen, aber jede auf eigene Rechnung und Gefahr.“

„Das — verstehst du nicht, Fritzchen ... Similia — similibus, heißt eine alte Lehre ... Jesus Christus ist Mensch geworden, um uns Menschen Erlöser zu sein ... Der Sünder kann nur durch den Sünder gerettet werden. Du hast jene Seele in den Abgrund geworfen, du nur kannst sie wieder draus erheben — und dich mit ihr ... Denn es steht geschrieben bei den Römern — oder war es bei den Korinthern, Fritzchen? ...“

Er leerte sein Glas und vergaß darüber den Spruch, den er hatte citieren wollen. — Je schwieriger seine Gedanken sich aneinander fügten, desto leichter erschien ihm die Lösung des vorliegenden Problems.

„Die Geschichte ist höchst einfach, Fritzchen,“ sagte er, „du kannst es auswendig lernen: Entweder du bereust nicht — dann holt dich der Teufel; oder du bereust — dann holt dich der Teufel nicht ... Wenn's nicht behalten kannst, werd' ich's dir aufschreiben ... Gib mir zu trinken, Fritzchen. — Der Wein ist aus—ge—zeichnet ... Und wenn du jetzt vielleicht ein Lachsbrötchen hättest —“

Leo schellte und befahl einen Imbiß.

Christian, welcher die Situation überschaute, berichtete respektvoll, der Herr Kandidat ließen fragen, wann Herr

Pfarrer aufzubrechen gedächten. Er glaubte sich diesen kleinen Betrug erlauben zu dürfen.

„Ist dein Sohn auch da?“ fragte Leo in aufsteigendem Mißtrauen, denn er erinnerte sich des Liedes von den lächelnden Sternen.

„Ja, der Schlingel ist auch da,“ lachte der Alte, leuchtend vor Vaterstolz. „Sag nur, er soll sich nach Hause scheren. Ich brauch' ihn nicht.“

Christian machte seinen Bückling und entfernte sich mit einem vorwurfsvollen Blick gen Himmel. Daß auch die Geistlichkeit zu viel trank, schien ihm eine Lücke in der göttlichen Weltregierung.

„Das ist ein Taugenichts, — dieser Junge!“ rief der Pfarrer begeistert, „du hast keine Ahnung, Fritzchen, was das für'n Taugenichts ist.“

„Warum haust du ihm nicht die Jacke voll und schickst ihn auf seine Schule zurück?“ fragte Leo. —

„Du bist immer schnell fertig, Fritzchen ... Aber, ich will dir was sagen,“ — er neigte sich in geheimnisvollem Flüstern zu Leo herüber — „du hast gar keine Ahnung, was das für'n Taugenichts ist.“ Dann fuhr er sich in erneuter Begeisterung durch die langen, dünnen Lockensträhnen. „Saufen kann er ... Und eine Schnauze hat er ... und Gedichte macht er ... Ach, Fritzchen, und wenn er seine Studentenlieder singt: O alte Burschenherrlichkeit, wohin bist du-hu-hu —“

„Pst!“ machte Leo, denn Christian brachte ein Theebrett voll kalter Speisen, das man in der Küche schon bereit gehalten hatte. Sodann verschwand er. —

„Und wenn der Schläger blitzt — Fritzchen — klipp — zisch! — und man steht forsch auf der Mensur — wie ich mal bei den Westfalen ... Ja, Fritzchen, schön ist diese alte Erde, und es lohnt sich, drauf fidel zu sein. — Als ein Kerl von Vollblut, der man ist ... Freilich, am Ende kommt der Teufel und holt uns alle ... Siehst du, Fritzchen, dies ist ein Rebhuhnflügel in Gelee ... Und bei diesem Rebhuhn-

flügel in Gelee fällt mir eine Geschichte ein ... Und die muß ich dir erzählen ... Ich fahr' also meinen Schlingel von Sohn in Berlin besuchen ... Eine schöne Stadt, Fritzchen. Bloß zu gebildet. Und die Predigten — unter der Kanone ... Nicht Saft, nicht Kraft ... Jeder Satz ein Stück ausgekochtes Rindfleisch mit Rosinensauce. Wo soll da die christliche Zucht herkommen, Fritzchen? ... Kurz, da sag' ich zu meinem Jungen: Fritze, das heißt Kurt, sag' ich, wir wollen mal gehn, wo es recht fein ist. Ich verbaure so wie so unter den Wengernschen Ochsen, ich will das vor meinem Tode einmal gesehn und geschmeckt haben ... Gut ... Wir gehn also in ein Lokal ... Lauter Gold ... und Spiegel ... und Kronleuchter ... und Diener im schwarzen Frack ... Und einer davon, der sieht mich gleich beim Eintritt so sonderbar an, daß ich mir denke: ‚Nanu?‘ ... ‚Was befehlen?‘ heißt es ... Mein Junge ist nicht faul und befiehlt ... Fritzchen, da kamen: Austern und getrüffelte Pastete und dazu Sherry, — und Hummersuppe — und Lachsforelle — und Bayonner Schinken mit Sauerkraut in Champagner ... Fritzchen, hundsgemeines Sauerkraut, aber in Champagner — Hahahaha! — und Wachteln — und Artischocken — und — so weiter ... Aber immer steht der Kerl mit der weißen Krawatte und dem verfluchten Grinsen ... im Hintergrunde ... Ich sage also zu meinem Jungen: ‚Paß auf, das ist der Deibel.‘ ... Und richtig — — —“

„Er war's?“

„Jawohl, er war's ... Denn als wir gehn wollen, was bringt der Kerl getragen? ... Ein Stück Papier bringt er getragen ... Drauf steht eine lange Liste und drunter als Summe: achtundsiebzig Mark ... Siehst du, Fritzchen, so ist's mit dem menschlichen Leben: Wir dürfen freveln, so viel es uns beliebt ... Immer lustig ... Aber an der Grabesthür steht der Teufel und präsentiert die Rechnung ... Darum woll'n wir noch'n mal — woll'n wir noch'n mal — juchheirassassa —“

Seine Donnerstimme dröhnte durch das Haus. —

„Um Gottes willen, laß das Singen,“ rief Leo, „du bringst dich ja bei den Weibern um alle Reputation.“

„Ganz egal — ganz egal! — — Ach, und die Weiber! Wenn ich du wäre, Fritzchen! Ich an deiner Stelle würde nicht bereuen. — Nun gerade nicht ... Ich würde ihnen was pfeifen! ... Und das Leben durchleben in Jubel und Trara ... Denn bei dir ist es ganz egal ... Du hast die Seligkeit verspielt ... Dich holt der Deibel doch!“ —

„Kinder, Narren und Betrunkene sollen die Wahrheit reden,“ dachte Leo, „und dieser hier ist alles drei zugleich.“ — Dann fragte er:

„Du glaubst also nicht, daß es für mich eine Befreiung gibt?“

„Was heißt Befreiung?“ schrie der Alte, in Wut geratend. „Befreiung gehört ins Lexikon der Hunde von Philosophen ... Schleiermacher, der Lump, würde gesagt haben: ‚Befreiung!‘ Unter ehrlichen Christen aber heißt das: ‚Erlösung‘ — ‚Sündenvergebung‘. — Nee, Fritzchen, die gibt's nicht mehr für dich ... Damit ist's Essig. — Man soll zwar nicht sagen, was Christi Barmherzigkeit ist, aber wenn die Hölle wirklich einen reellen Hintergrund hat, dann gehörst du hinein ... Und weißt du, wie mir diese Erkenntnis aufgegangen ist? Beinahe fünf Jahre sind es her. — Ich werd's dir erzählen, Fritzchen — aber es ist ein fürchterliches Geheimnis — du mußt die Thüre zuschließen.“

Leo, welcher hoch aufgehorcht hatte, beruhigte ihn. „Sprich nur leiser,“ sagte er, „weiter ist nichts nötig.“

„Also los,“ begann der Alte, und während er die Stimme senkte, spie und zischte er mit vorgestreckten Lippen, gleich dem Ventile eines Dampfkessels. „Eines Abends sitz' ich mit meinen Jöhren und les' die Bibel. Meine Frau aber ist draußen in der Küche und backt Kartoffelflinsen. — Ich weiß das ganz genau ... Da kommt einer zur Thüre rein, den ich nicht kenne, und ich frag' ihn mit apostolischer

Milde: ‚Kerl, was will er?‘ — ‚Das Abendmahl möchten Sie rasch geben kommen,‘ sagt er. — Das ist natürlich die pure Malice, denk' ich; da hat sich einer sein Sterben gerade auf heute verlegt, weil er gewußt hat, daß es bei mir was Gutes gibt. — Denn die Bande, Fritzchen! — Aber wie ich die Worte höre: Fichtkampen und Rhaden —“

Leo fuhr in die Höhe. Er fühlte, wie er erbleichte.

„Siehste, mein Sohn,“ triumphierte der Alte, „solche Namen sind uns eklig. — Aber ich kann dir nicht helfen. — Jetzt wird der Sache auf den Grund gegangen ... Ich meine Flinsen vergessen — Talar und Beffchen vom Nagel reißen — das heilige Tischzeug einpacken und in den Wagen springen — pfütt! — wie der Wind! ... ‚Kerl, was ist eigentlich geschehen?‘ — Wußt' er nicht! ... Wußte bloß, daß sie den gnädigen Herrn morgens um Uhre sechse — blutübergossen — ins Haus getragen hatten. — — Und nun wär's Matthäi am letzten ... ‚Wann ist der Arzt gekommen, Kerl?‘ — — ‚Der Arzt ist gleich bei der Hand gewesen,‘ sagt er. — — ‚Morgens um sechse, du —?‘ — — ‚Jawohl, Ehrwürden.‘ — Fritzchen, das schien mir gleich verdächtig. — — Ich komme an. — Haus und Hof ausgestorben — — Nicht einmal einer, der mir die Thüre aufmacht ... Endlich schlampt da 'ne Dienstmagd an. — Korridore, Stuben, Saal — alles still und leer — ‚Lebt er noch?‘ — — ‚Jawohl.‘ — — ‚Was ist los gewesen?‘ — — ‚Hat sich duelliert‘ — — — — O je! — Ich komm' ins Schlafzimmer. — Kennst du dies Schlafzimmer, Fritzchen? — — — An der Decke brennt 'ne Ampel. — 'ne blaue Ampel, Fritzchen. — War sie nicht blau, Fritzchen? — — — Alles leer — — — ‚Wo liegt er denn in Gottes Namen?‘ — — ‚Da hinten,‘ sagt die Person — — Und da hör' ich ein Röcheln vom Himmelbett her. — ‚Wo ist der Arzt?‘ — — ‚Sie haben ihn zu 'ner Entbindung weggeholt — wird wieder kommen.‘ — — ‚Und wo ist die gnäd'ge Frau?‘ — ‚Die hat sich oben in den Fremdenzimmern eingeschlossen,‘ sagt die Person. — Ich

schlag' die Gardine zurück ... Da liegt er ganz im Blut. — — Aus Nas' und Mund quillt ihm der Schaum ... Und er sieht mich mit ganz gläsernen Augen an — und macht 'ne Bewegung, ich soll ihm das da wegwischen, er woll' reden."

„Hör auf!" stöhnte Leo.

„Ja — hör auf! — Das könnte dir passen! Prost, Fritzchen!"

„Ich fleh' dich an, hör auf!"

„Eigentlich hast du recht, Fritzchen. — — So was paßt gar nicht in eine — lustige — Kneiperei. — Wie war ich doch drauf gekommen? — — Ja richtig, von wegen dem Teufel ... Sieh mal, Fritzchen, — an jenem Abend, wie er mir die Geschichte erzählt hat — von dir und der da oben — ich konnt' sie rumrennen hören — da hab' ich um deine Seele geweint, Fritzchen ... Denn ich hab' ein gutes Herz, Fritzchen ... Und du bist mir lieber wie mein eigen Fleisch und Blut ... Aber heute kann — ich nicht — weinen, Fritzchen ... Denn — ich habe — — zu viel Wein getrunken! — — — Mußt mir schon ... ver ... zeihn."

Er versuchte mit seinen kurzen, dicken Fingern bittend zu Leo hinüberzutasten ... Der mächtige Bulldoggenkopf sank auf die Brust herab. Ein dumpfes Schnaufen drang aus seiner Kehle.

Er war eingeschlafen. —

Leo stützte den Kopf in seine beiden Hände und starrte mit brennenden, verquollenen Augen zu ihm hinüber.

„So düster endet der Scherz," dachte er, „den ich mir mit meinem Gewissen glaubte erlauben zu dürfen."

Er schauderte ... Ihm war, als säh' er den verglasten Blick des Sterbenden auf sich gerichtet, als hörte er sein Lallen und Röcheln, dessen letzter Laut ein Fluch gegen ihn gewesen — — und das Weib, das droben in den verschlossenen Fremdenzimmern umherrast, welches den Gatten einsam verrecken läßt wie einen Hund, weil es nicht wagt, den schuldbeladenen Leib an sein Sterbelager zu

schleppen. — Er hört von der Decke herab ihr Schluchzen, ihr Wimmern. —

Und alles das — sein Werk. — Sein Werk. —

„Das ist ja zum Verrücktwerden!“ schrie er aufspringend.

Er brauchte eine Menschenstimme, und hörte nichts als das Schnarchen des trunkenen Alten. —

Er brauchte einen, welchem er die Qual, die seine Brust zusammenschnürte, entgegenschreien durfte, und hatte niemanden — niemanden als jenes Weib, welches seine Mitschuldige war. —

„Nun versteh' ich, warum sie sich an mich klammert,“ dachte er. „Und vielleicht hab' ich sie bald nicht weniger nötig als sie mich.“

Er gedachte jenes Leo Sellenthin, der er selbst vor kaum vier Wochen gewesen war.

Er erschien ihm als ein fremder Mensch. —

Was war derweilen geschehn? —

Er wußte es nicht. —

Ruhelos, die gefalteten Hände vor die Stirn gepreßt, rannte er im Zimmer auf und nieder, während der alte Pfarrer den Schlaf des gerechten Richters schlief.

XXII.

Nach der offiziellen Versöhnung der beiden Gutshöfe hatte Leo die Ueberfahrtsstation nach Uhlenfelde, die bis dahin unbrauchbar gewesen war, rasch wieder in stand setzen lassen.

Er hatte dem alten Boote, welches nicht mehr ganz wasserfest schien, ein neues hinzugefügt und das Badehaus, das in Rücksicht auf demnächstige Ueberflutungen bis zur Dammhöhe zurückgezogen worden war, in einen Schuppen umgewandelt, so daß es dem wartenden Reitknecht samt den Pferden zum Unterschlupf dienen konnte, wenn er selbst im Gespräche mit dem Freunde die Stunde der Rückkehr überschritt. — Und falls ihn einmal unversehens die Lust anwandelte, nach Uhlenfelde hinüberzuschlüpfen, so hatte er nicht nötig, im Hause Aufhebens davon zu machen. Er brauchte nur das Pferd in den Schuppen zu stellen und den Schlüssel zu sich zu stecken, bis das Boot ihn wieder zurückführte, zumal die abgelegene Stelle vor jedem diebischen Besuche sicher war.

Dieser Einfall kam ihm, als er am Tage nach des Pfarrers Besuche von den Rübenfeldern her den Weg nach Uhlenfelde einschlug.

Es war nicht eigentlich die Sehnsucht nach dem Freunde, die ihn fortwährend hinüberzog, vielmehr eine quälende Unruhe, ein dumpfes Verlangen, zu wissen, ob dort alles in Ordnung wäre.

Als er diesmal den Gutshof betrat, sah er an einem der Fenster des Schlosses Felicitas stehen, die ihm mit leisem Kopfnicken entgegenlächelte.

„Heute werd' ich wohl schicklicherweise bei ihr vorsprechen müssen," dachte er, und winkte ihr einen Gruß hinauf.

„Der gnädige Herr sind nach Münsterberg gefahren," sagte der Groom, der sich aus dem Kutschenstalle hervorschob. „Es ist Kreistag heute."

Er stieß einen Fluch aus. Der verdammte Pfaffe hatte seinen ganzen Kalender aus Rand und Band gebracht.

Und drüben am Fenster stand Felicitas und lächelte noch immer. — Sich vom Hofe schleichen wäre Feigheit gewesen.

Sein Herz schlug höher, als er die Rampe hinanschritt. Seit dem Tage der Freundschaftsinsel war er unter vier Augen nicht mehr mit ihr zusammen gewesen.

Sie empfing ihn im Gartenzimmer, dessen gläserne Thürflügel herbstlicher Kühle halber bereits geschlossen waren.

Die Hände auf dem Schoße gefaltet, saß sie da und lächelte immer noch. Es schien auswendig gelernt — dieses Lächeln, kummervoll, ironisch und verzeihend.

„Ich möchte fast glauben, mein Freund, du hast Furcht vor mir," sagte sie, während sie ihm zögernd die Hand bot.

„Ich habe in meinem Leben noch nicht vor Tod und Deiwel Furcht gehabt," erwiderte er sich zum Prahlen zwingend. „Und vor dir doch wahrhaftig nicht!"

„Dabei aber läufst du mir aus dem Wege, wo du kannst. — Ich möchte sogar wetten, dein Kommen heut beruht auf einem Irrtum. Hättest du geahnt, daß Ulrich nicht zu Hause ist —"

„Ah," machte er, unwillig mit der Zunge schnalzend.

„Aber du kannst ruhig sein. — Ich beiße dich nicht. — Nein, ich beiße dich nicht."

Und sie zeigte ihm auflachend das weiße Mäusegebiß.

Er dachte: „Gott sei Dank, sie jammert nicht;" und etwas wie wiederkehrendes Behagen kam über ihn.

„Du bleibst doch ein paar Minuten bei mir?“ fragte sie leichthin. „Ich will versuchen, dir Ulrich zu ersetzen.“

Das klang bescheiden und unverfänglich. Er verbeugte sich bejahend.

„So laß uns in mein Zimmer gehen,“ sagte sie, „dort läuft niemand hin und her.“

Ein leiser Widerwille überkam ihn, als er das weichlich und frauenhaft geputzte Kabinett betreten wollte, dessen parfümierte Luft ihm wieder den Atem beengte.

„Oder möchtest du lieber hier bleiben?“ fragte sie, mit feinem Instinkt sein Zögern ergründend.

„Wenn's dir egal ist — ja!“

Sie breitete die Hände ein wenig nach außen, um ihm zu zeigen, daß sie keinen andern Willen habe, als den seinen.

Ein kleines Schweigen entstand.

Die Septembersonne belebte das weite Gemach mit ihren warmgetönten Farben. — Herbstmüde Fliegen surrten an den Fensterscheiben auf und nieder. — Kein Laut störte den nachmittäglichen Frieden, der fast zu wohlig, zu einschläfernd schien für dieses schuldbeladene Paar.

Felicitas schmiegte sich in die Ecke ihrer Chaiselongue, und mit einem tiefen, behaglichen Seufzer sagte sie: „Gott sei Dank.“

„Warum Gott sei Dank?“ fragte er.

„Daß ich dich endlich einmal für mich habe.“

„Da hast du was Rechts.“

„Ei, ei, Leo!“ drohte sie lächelnd. „Du glaubst ja selbst nicht, was du sprichst. — Wie wir uns hier gegenüber sitzen, brauchen wir kein Stäubchen, kein Fältchen unsrer Seelen voreinander zu verstecken. — Und das thut gut, wenn man im Leben so viel gelogen hat wie ich ... Ach, was hab' ich für eine Sehnsucht nach Wahrheit! ... Es ist das so eine Art platonischer Liebe, weißt du, die man sich ruhig gestatten darf, weil man sicher ist, daß sie ja doch zu nichts Ernstem führt ... Und darum bin ich glücklich, daß

ich wenigstens vor dir nicht besser zu erscheinen brauche, als ich bin. Was dich anbelangt — nun ja — du bringst mir nur ein Opfer, während du hier sitzest, das weiß ich, und du hast dich hart genug dagegen gesträubt, aber du — du hassest mich ja auch!“

„Ich — dich? — Was?“

„Leugne nicht, mein Lieber! Du siehst, ich kann ihn ertragen, deinen ganzen, großen Haß ... Denn ich weiß, ein Tropfen — Freundschaft mischt sich doch darein ... Wir beide — ach Gott! — wir könnten uns so herrlich miteinander vertragen ... Die Liebe haben wir ausgeliebt — — ach, ist das schön, wenn man einen Menschen gern hat und ihn nicht mehr zu lieben braucht!“

Sie nestelte sich in den Polstern zurecht, wie man sich nach heißem, mühereichem Tage in dem kühlen Frieden eines wohlverdienten Bettes streckt.

„Ich möchte behaupten, mein Freund,“ fuhr sie fort, sich mit der Zunge die Mundwinkel netzend, „daß das Verhältnis, in welchem wir beide jetzt zu einander stehen, das einzig wünschenswerte ist, das zwischen Mann und Weib existiert.“

Er lachte — wider Willen fast.

Wie war sie drollig in ihrer gewissenlosen Naivität! — Vielleicht hatte man unrecht, sie allzu ernst zu nehmen. Man mußte sie reden lassen, wie man dem Geschwätz eines Kindes lauscht und dazu lächelt.

„Nein — ernsthaft,“ fuhr sie fort. „Schon tausend Menschenkenner haben gesagt, daß die Liebe nichts ist wie ein Krieg ... Das Weib ärgert sich über das Begehren des Mannes und möchte es doch nicht vermissen. — Der Mann ärgert sich über den Widerstand des Weibes und kann es doch nicht vertragen, daß sie sich ihm willenlos ergibt ... O, wie ist das dumm! ... Und wie gemein! — Erst wenn alles, alles vorüber ist, wenn nichts mehr übrig bleibt, als die Erinnerung an ein paar traumhaft schöne Stunden —“

„Und die Reue!“ setzte er finster hinzu.

Sie sah ihn erschrocken an. „Du bist grausam,“ flüsterte sie, eine Schleife ihres Kleides um den Zeigefinger wickelnd.

„Ich wollte dich bloß daran erinnern,“ erwiderte er, „daß zwischen uns denn doch nicht alles ist, wie es sein sollte.“

„Als ob ich das nicht wüßte!“ seufzte sie.

„Du redest gerade so,“ fuhr er fort, „als ob wir Heiden oder Künstler oder Zigeuner wären ... Das paßt sich nicht für uns ... Wir sind aus einer ganz andern Sorte Holz geschnitten ... Zwar — heißes Blut hat man auch — nein, daran fehlt's nicht — und Gelegenheit macht Diebe, ganz gerad so bei uns ... Aber wir haben einen Kantschu im Genick, das ist unser verdammtes protestantisches Gewissen —“

„Schweig vom Gewissen, ich bitte dich!“

„Und eine ordentliche Dosis Pflichtgefühl ist uns auch eingebleut worden!“

„Ach, warum verbitterst du uns die erste trauliche Stunde, die wir miteinander verleben?“ hauchte sie.

„Wir haben keine traulichen Stunden miteinander zu verleben,“ erwiderte er rauh.

Sie faltete die Hände. „Mein Gott, ich weiß ja ... ich weiß alles! Was ich vorhin sagte, sagt' ich nur, um mein eigenes Gewissen zu bezwingen und dich heiter zu stimmen ... Was haben wir davon, wenn wir uns gegenseitig die Ohren volljammern?“

Er stutzte. — Wie hatte sich alles verschoben seit jenem Morgen auf der Insel! — Verteidigte sie nicht den Standpunkt, den er selbst früher eingenommen hatte, während er sich vom Schuldbewußtsein treiben ließ, wie sie es sonst gethan? — Noch vor wenigen Minuten hatte er nichts so sehr gefürchtet, wie ihr Jammern, und nun trieb er selbst sie in den Jammer hinein.

„Du hast recht, Lizzie,“ sagte er, „wir müssen ruhig Blut behalten und uns mit Vorwürfen verschonen, denn alte Sünden sind nicht mehr zu ändern. Aber der Teufel hol'

uns, wenn wir vergessen, zu welchem Zweck wir diese neue Art von Gemeinschaft geschlossen haben."

„Um Gottes willen, wie könnten wir das?" rief sie, die Hände vors Gesicht schlagend.

Er atmete beruhigt auf. Nun die beiderseitige Reinheit des Willens von neuem feierlich attestiert war, brauchte er nicht mehr auf der Lauer zu liegen, konnte er sich ohne Argwohn und Selbstvorwurf dem Reize dieses gefürchteten Beieinanderseins überlassen.

Denn, in der That, es war nicht ohne Reiz.

Die Gedanken, die ihn seit Monaten — und von Tag zu Tag härter und häufiger — quälten, auf die er jedes Erlebnis, jede Begegnung, jede Erinnerung beziehen zu müssen glaubte, ohne doch je durch Aussprache das überlastete Herz befreien zu dürfen — hier fanden sie ein williges Echo.

Aus diesem blauen, schwimmenden Augenpaare blickte die eigene Schuld, durch Grazie gemildert und verklärt, ihm vertraulich entgegen.

Auf diesen weichen Lippen blähte sich kein hartes Richterwort, und wenn sie flüsternd von dem Verbrechen redeten, das besser unbenannt geblieben wäre, so thaten sie's in milder Selbstanklage, die für ihn so gut wie ein Verzeihen war.

Das that wohl. — Ja, das that wohl.

Mit einem leichten Seufzer lehnte er sich in den Sessel zurück. Er gedachte die Stimmung vollends behaglich zu machen und bat, sich eine Zigarre anzünden zu dürfen.

„Du weißt, daß du alles darfst," erwiderte sie und erhob sich, ihm Feuer und Aschbecher zu holen.

„Willst du mich etwa bedienen?" fragte er, seinerseits aufspringend.

„Laß nur," sagte sie mit ihrem wehmütigen Lächeln. „Es macht mir Vergnügen, und — es geschieht ja nicht zum erstenmal."

Er schaute ihr nach, wie sie in ihrem hellblauen Schlafrocke mit anmutigem Gleiten durch das Zimmer schlurfte.

Die Spitzenärmel strafften sich auf den üppigen Oberarmen und warfen klare, kleine Fältchen nach dem Korsett hinunter, dessen starre Fischbeinstreifen, auf dem leichten Kleide abgezeichnet, sich strahlenförmig nach der wogenden Rundung des Busens hin verloren, über welchem eine Atlasschleife leise zitterte.

Es lag ein holdes Behagen in dieser vollreifen, weichlinigen Gestalt, das von verglühendem Feuer und schwer errungenem Frieden sprach. — Magdalenenhaftes freilich war nichts darin, nur die traurigen, stets verschleierten Augen wußten ein Lied von süßer Sünde und bitterem Bereuen zu singen.

Sie sank auf ihren Sitz zurück und schaute traumverloren in den Park hinaus.

Die schon tiefstehende Sonne sandte eine Flut purpurnen Lichtes ins Zimmer, dunkelgoldige Arabesken an die Wände malend.

Leo, mit seiner Zigarre beschäftigt, verfolgte die Rauchwolken, die, sobald sie in den Sonnenbereich traten, sich zu einem tiefen, lichtrandigen Blau verklärten.

„Du bist wohl jetzt viel allein?“ fragte er, da das Gespräch wieder in Fluß gesetzt werden mußte.

„Fast immer!“ erwiderte sie.

„Was treibst du den langen Tag über?“

Sie zuckte die Achseln.

„Bist du viel in der Wirtschaft thätig?“

Sie schob gelangweilt die Lippen vor. „Ja — auch das!“

„Und — und — der Besuch läßt dich in Ruh?“

Sie errötete bis in den Nacken hinein. „Welcher Besuch?“

„Nun — du weißt schon — die Bengels.“ —

Sie lächelte in tiefer Beschämung. „Warum erinnerst du mich d a r a n?“ flehte sie. „Mir schaudert, wenn ich bedenke, wo ich noch vor kurzem meine Freuden suchte. — — O Leo, wie groß, wie rein fühl' ich mich, seitdem du wieder in mein Leben getreten bist!“

„Von mir könnt' ich das nicht sagen," dachte er, sich seiner Nöte erinnernd, aber er fühlte sich geschmeichelt, als guter Engel anerkannt zu sein.

„Ich klammere mich an dich," fuhr Felicitas fort, „mit allen guten Instinkten meines Wesens, denn ich weiß, du bist derjenige, von welchem mir Hilfe kommt. — Und wenn ich mit meinen Qualen ringe —"

„Jetzt wird sie doch tragisch," dachte er, aber diese „Tragik" war ihm nicht mehr so fatal wie ehedem. Ob auch die Form des Ausdrucks noch kein Echo bei ihm fand, die Stimmung, aus der sie floß, verstand er nur zu gut.

„Und wenn die bösen Geister über mich herfallen," fuhr Felicitas fort, „so sag' ich mir nur das eine: Er ist da, er verläßt dich nicht — und es wird wieder hell und friedlich in meiner Seele."

Sie seufzte. Die beiden Fäuste in die Polster hineinbohrend, saß sie da und schaute mit geöffneten Lippen hilfelechzend zu ihm empor, während ihr blondes Gelock wie ein Gewirr von spielenden Schlänglein über die Ohren herniederfiel.

„Freilich," fuhr sie fort, „was hab' ich viel von dir? — Wenn ich dich brauchte, so warst du nicht da ... O, Leo, wie bist du grausam gegen mich ... Nein, nein, ich will dich nicht kränken! ... Du bist gut, engelsgut. Du hast mir auch verziehen, daß ich wieder in Halewitz eingedrungen bin! Denn das hast du doch, nicht wahr? ... Auch daß ich's gewagt habe, mich und dich dem Haß Johannas preiszugeben. — Aber warum fliehst du vor mir? — Warum erlaubst du nicht, daß ich dich rufe, wenn es Nacht in mir wird, wenn das Gespenst des Getöteten —"

Er zuckte zusammen. Das grauenhafte Bild, das der alte Pfarrer in seinem Rausche heraufbeschworen hatte, stand wieder vor seiner Seele.

„Also dich sucht er auch heim?" murmelte er, die Zähne zusammenbeißend.

„O frage nicht ... Ich muß schweigen ... Es ist besser so — für dich und mich ... Denn wie könntest du ertragen, fern von mir zu sein, wenn du wüßtest ...“

„Was wüßtest?“

„Ein andermal!“ flehte sie. „Wenn es not thut. Heut fühl' ich mich froh und frei, denn ich bin ja so sicher in deiner Nähe ... Laß mich diese Stunde genießen! ... Sieh nur, wie die Sonne dort in den roten Wolken zerfließt ... Sieht es nicht aus, als weinte sie blutige Thränen mit uns und über uns?“

Er machte „Hm“. Denn diese Wendung war ihm zu poetisch.

„O, warum haben wir uns je begegnen müssen!“ hauchte sie, das Antlitz zur sinkenden Sonne emporgewandt, die einen rosigen Schleier darüber breitete.

Sie seufzte, aber dieser Seufzer löste sich in einem Lächeln.

„Da wir einmal davon reden,“ erwiderte er, wohl bemerkend, welch gefährliche Wendung das Gespräch genommen hatte, aber unfähig, es zurückzulenken. „An dem Begegnen lag es nicht ... Wir waren ja jahrelang ruhig nebeneinander hergegangen, trotzdem schon die alte Jugendeselei hinter uns lag ... Nur unser Blut und unsre Wünsche hätten wir besser in acht nehmen müssen ... Daran lag's ... Rhaden ließ uns zu oft allein ... Wir durften zu oft in den einsamen Winkeln bei einander stecken und zu oft im dunkeln Park spazieren gehn ... Daran lag's ... Daran lag's.“

Halb in den Polstern ausgestreckt, stützte sie das Kinn in beide Hände. „Wie mag nur der erste Gedanke daran in uns entstanden sein?“ fragte sie träumerisch.

Er zuckte die Achseln. „Soll man das heut noch wissen!“ sagte er. „So was attrappiert man wie drüben das Fieber und weiß nicht, wie.“

„Ich weiß es aber doch,“ flüsterte sie, immer zur Sonne hinausschauend. „Es war an einem Juliabend ... Rhaden

hatte in der Stadt zu thun ... Wir saßen in der Laube unter den verschnittenen Cypressen ... In Halewitz habt ihr ja eine ähnliche. — Besinnst du dich auf die Laube?"

Warum fragte sie? — Bis zu ihrem letzten Atemzuge würden sie beide der Stätte gedenken müssen, welche der Tempel ihres Glücks, der Ursprung ihrer Verdammnis geworden war.

„Es war ganz dunkel um uns. — Wir sahen uns kaum ... Deine Zigarre war dir ausgegangen ... Du wolltest Feuer ... Ich sagte: Laß mich dir helfen, und hielt das brennende Hölzchen gegen das Zigarrenende ... Und wie du mit tiefem Atem die Flamme einzogst ... da hobst du deine Hand auf und streicheltest dreimal meine Hand, mit der ich das Streichhölzchen hielt ... Gerade, als das Feuer zum letztenmal aufflackerte, da trafen sich unsre Augen ... und da wußt' ich schon: Es ist um mich geschehen."

„Da wußtest du's schon?"

Sie nickte. Als wär's der Abglanz des versunkenen heißen Glücks, so purpurn und geheimnisvoll lag der Widerschein der nun verschwundenen Sonne auf ihrem Angesicht.

„Wir Frauen ahnen dergleichen bald," sagte sie. „Noch bevor ihr Männer euch über eure Wünsche klar seid, fühlen wir schon die Annäherung. Es ist, als ob ein heißer Luftzug uns entgegenweht. Manchen von uns ist nur wohl in einer solchen Luft."

„Wenn du so was merktest, warum hast du dich nicht gewehrt?" fragte er finster.

„Wozu sich wehren gegen das, was einem das Schicksal beschert?" sagte sie, fromm die Hände faltend.

„Warum hast du mich nicht weggejagt? Warum hast du erlaubt, daß ich wiederkam?"

„Aber ich freute mich ja, daß du wiederkamst."

„Ja, ja verzeih ... Du bist schon im Recht ... Ich hätt' alles wissen müssen und Reißaus nehmen — weg, weg, weg — bloß weg! ... Du hast keine Schuld — bloß ich!"

„Sei nicht so strenge gegen dich, Leo," bat sie. „Es ist gekommen, wie es hat kommen müssen ... Wehrlos waren wir ja beide schon damals ... Weißt du noch — damals, als das Streichholz erloschen war und es wieder finster wurde in der Laube, wie wir ganz stille schwiegen alle beide? ... Lange Zeit hörte ich nichts wie dein Atmen, ganz kurz, ganz schwer ... Du mußt mir sagen, Leo: Was dachtest du in jenen Augenblicken?"

Er wollte rufen: „Laß mich in Ruh damit," aber allzu leibhaftig stand vor seinen Augen das Bild jenes heißen, purpurnen Juliabends, der alles Unheils Anfang war.

„Was ich dachte?" murmelte er, „hab' ich da was gedacht? ... Du — das weiß ich nicht mehr ... Aber dann ... als wir aufstanden und ins Haus zurückgingen, fragt' ich mich: Wie kommt's, daß ihre Schulter so warm anliegt? ... Ich schob's auf den heißen Sommerabend ... und dann ritt ich nach Hauf' ... Aber als ich mich zu Bette legte, fühlt' ich noch immer deine Schulter an meinem Oberarm ... das weiß ich noch wie heut."

Felicitas blickte ihn lächelnd an. — Aber mitten im Lächeln brach sie in krampfhaftes Weinen aus. Sie drückte den Kopf gegen die Lehne, streckte sich der Länge nach aus und warf, von heftigen Erschütterungen geschüttelt, den Leib in den Polstern umher. Einer ihrer Schuhe löste sich und fiel klappend zu Boden.

In tiefster Seele erschrocken sprang Leo auf und trat an ihre Seite.

„Warum? — Warum?" schluchzte sie. „Warum hat es so kommen müssen? ... Nun bin ich elend und verworfen ... und du bist elend ... und die andern auch ... O mein Jesus, hab Erbarmen!"

„Du — nimm Vernunft an," sagte er, sein Bangen unter Barschheit versteckend.

„Ja — ja! — Sag — was — ich soll! ... Ich will ja alles, was du befiehlst!"

„Beruhigen sollst du dich! — Wenn einer kommt!“ Seine Blicke irrten nach der Thür.

„Ich ... will ... sofort ... O Jesus, Jesus!“

„Felicitas!“

Er wollte sie schütteln, aber er scheute sich, sie mit seinen Händen zu berühren.

Sie, unter dem Banne seiner Strenge, richtete sich halb empor und wischte sich mit schlaffen Händen über das Gesicht. „Mir ist schwach,“ stammelte sie, „hol mir, bitte, mein Flacon aus dem Zimmer nebenan.“

Er eilte, ihren Wunsch zu erfüllen, denn immer mehr folterte ihn die Angst, man könnte sie beide in dieser Verfassung überraschen.

Als er wiederkehrte, lag sie regungslos mit dem Gesichte nach unten in den Kissen. Er rief ihren Namen. Statt der Antwort deutete sie nach dem Hinterkopfe.

Er goß etliche Tropfen der grell duftenden Flüssigkeit in ihr Haar und wischte sich die benetzten Hände rasch an den Rockärmeln ab.

Sie drehte sich um. „Nun die Stirn,“ flüsterte sie mit geschlossenen Augen.

Er feuchtete ihre Schläfen. „Wie gut du bist!“ fuhr sie flüsternd fort. „So elend also muß man werden, wenn man dein Mitleid kennen lernen will.“

„Richt dich doch auf,“ bat er.

„Du hast recht,“ erwiderte sie, die Augen groß zu ihm emporschlagend. „Unsre Zeit ist um. Ulrich muß jeden Augenblick heimkommen.“

Ulrich!

Eine Blutwelle schoß ihm ins Gesicht. — Der Name des Freundes drang schmerzhaft wie eine Züchtigung auf ihn ein.

„Ich muß weg!“ stieß er hervor.

„Willst du ihn nicht erwarten?“ fragte sie unschuldig.

Er schüttelte den Kopf, die Zähne aufeinander beißend.

„Aber morgen kommst du — nicht wahr? ... morgen?"

Er konnte nichts, als stumm bejahen.

Sie beugte sich über den Rand des Sofas, den verlorenen Pantoffel zu suchen, der sich irgendwo an der Wandleiste verkrochen hatte.

Als sie sich aufrichtete, lächelte sie wieder. Die blauen Augen hatten die alte Klarheit zurückgewonnen, nur auf den Wangenrändern brannten als letzte Thränenspuren schmale rosarote Flämmchen.

„Bist du mir böse?" fragte sie.

„Wieso böse?"

„Weil ich dir diese thörichte Scene bereitet hab' ... Aber die Thränen lasteten zu schwer auf mir ... Ich mußte sie mir von der Seele weinen ... Und jetzt ist mir so froh, so leicht, wie seit Monaten nicht mehr ... O Leo — hab Dank für deinen Trost."

Und in überströmendem Gefühl erhaschte sie seine beiden Riesenhände, die sie in ihren weichen, kleinen Fäustchen zu pressen versuchte.

Er verabschiedete sich rasch. Ihm war, als würde er von dannen gejagt. Doch seiner Flucht sich schämend, drehte er sich in der Thür noch einmal um.

„Grüß ihn!" sagte er, ihr fest ins Auge schauend.

Sie nickte, indem sie den Blick zu Boden schlug. —

— — — — — — — — — — — — —

Als er die Vorhalle verlassen hatte, stieg sie mit schleppenden Schritten zum ersten Stock empor, von dessen Eckbalkon die Strombreite sich übersehen ließ.

Die Hände über der Stirn gefaltet, sah sie dem Davoneilenden nach, wie er mit einem mächtigen Rucke das Boot vom Ufersande ins Wasser stieß, ihm nachsprang und rasch die Riemen in die Ruderbänke fallen ließ, ehe noch die Strömung das winzige Fahrzeug einen Fuß weit mit sich reißen konnte.

Sie zog das Taschentuch hervor, um einen Gruß hinter

ihm herzusenden, aber er schaute nicht mehr zu ihr empor. — Ungesehen leuchtete das Tüchlein durch die Dämmerung.

Das Boot wurde zum Schatten und verschwand.

Ein Frösteln überrieselte sie. —

Sie gedachte des fernen Knaben, mit dessen Verbannung sie diese Stunde erkauft hatte.

Vorsichtig nach der Thür hinhorchend, zog sie einen Brief aus der Tasche, betrachtete voll Angst und Rührung die mühsam gemalten Schriftzüge und las noch einmal die ungelenken Worte, die sie seit gestern peinigten:

„Meine gelibte Mama!

Ich bange mich sehr und wie Lange sol ich noch hier bleiben Bite sag mir auch ob ich zu den Weinachts Fehrchen zu hause komen darf und die Jungs faren fast Alle zu den Fehrchen zu hause und glaube nur das Ich nicht etwa Feige bin Nein ich bin gar nicht Feige. Und wenn sie mich Schlagen beis ich die Zehne zusamen und die Klasen Keile tuht doch weh. Aber wen du denkst ich Weine nein ich Weine gar nicht bloß wen ich alein bin Weine ich und Abents nach dem Gebeht das schad doch nicht nicht war? Und ich bete für die libe Mama und den liben Papa seine krankheit das er nemlig gesunt wird wil ich gerne hirbleiben und den fido und was macht der kleine schimelchen wo ich darauf rit Ich bange mich sehr nach den fido und den schimelchen und ich bange mich über Haupt sehr das kanst du mir Glauben libe Mama. Bis Weihnagten sind noch 87 Tage Und ich winsche mir den Schorers Jugendfreunt und brif Mahrken Alpum Und eine Pistohle wo man daraus schist aber nicht mit Amorsen sondern ist eine feder drin das ein Feil fligt Und die Lagriezenkuchen wo die alte Jette imer bakt Und ich bange mich auch ser nach der alten Jette womit dich küst

dein liber Sohn

Paulchen."

In nervöser Qual knitterte Felicitas den Bogen zusammen.

„Mein Gott, mein Gott, was soll daraus werden? stammelte sie; dann, wie um sich selbst zu entfliehen, trat sie rasch vom Balkon zurück und rannte in dem großen leeren Giebelzimmer angstvoll auf und nieder.

„Ich kann, ich darf und ich will nicht daran denken," rief sie. „Tausend Kinder leiden dasselbe und überstehn's. Er wird es auch überstehn!"

Sie schloß die Glasthür —, und die Stirn gegen die Scheiben pressend, starrte sie nach der Stelle hin, wo vor wenigen Augenblicken das Boot verschwunden war, während ihr Antlitz sich allgemach zu träumerischer Weichheit verklärte.

XXIII.

Hertha besaß ein feines Näschen.

Und damit hatte sie eine Entdeckung gemacht — eine Entdeckung, die unter günstigeren Verhältnissen nicht viel bedeutet hätte, die aber, so traurig wie die Dinge lagen, von großer Tragweite war.

Als sie sich zum Abendbrottische setzte, der heute durch die Anwesenheit Mamas eine besondere Bedeutung erhielt, fühlte sie sich von einem eigentümlichen Dufte angeweht, demselben, den sie in ihren Sinnen mit der Erinnerung an ein blasses, süßlächelndes Angesicht und zwei große, blaue, bittend emporgeschlagene Augen untrennbar verband.

Dieser Duft war ihr als die Vollendung graziöser Vornehmheit erschienen. Sie hatte schon oft versucht, ihn sich zurückzurufen, und da auch die feinste Seife keine Vorstellung davon gab, beschlossen, ihn sich auf der Stelle zu verschaffen, sobald — nach vier Jahren und vier Monaten — das Schicksal sie in den Besitz ihrer Reichtümer gesetzt haben würde.

Und plötzlich — wie von Uhlenfelde hergezaubert — erschien dieser Duft am Abendbrottische. Prüfend sog sie die Luft ein und maß einen nach dem andern — Mama, Elly, Großmama — mit herausfordernden Blicken, nur an Leo sah sie vorbei.

Johanna, die zum allgemeinen Unbehagen steif wie eine Bildsäule vor ihrem Teller saß, warf ihr einen verwunderten Blick zu.

Hertha rettete sich, indem sie um die Erlaubnis bat, die Schüssel mit Bratkartoffeln, die Christian um der Kotelettes willen im Stich gelassen hatte, an der Tafel herumzureichen. — Und während sie von einem zum andern ging, prüfte sie den Luftkreis, der einen jeden umgab. Da — als sie mit der Schüssel hinter Leos Platze erschien, stieg der herzbeklemmende Duft mit verdreifachter Deutlichkeit zu ihr empor.

Aber Leo liebte die Parfüms nicht. Im Gegenteil. Noch vor kurzem war Christian, welcher geglaubt hatte, zur Feier des Sonntagvormittags seine grauen Strähnen mit Haaröl einsalben zu müssen, von ihm mit einem Donnerwetter zur Pumpe geschickt worden.

Leo nahm die Bratkartoffeln, ohne die Geberin mit einem Blicke zu beschenken. — Er schien zerstreut und mißmutig und spielte, statt zu essen, mit seinem Messerbänkchen.

Wohl mochte Mamas Gegenwart an seiner Verstimmung schuld sein, aber Herthas Ahnung wies auf andre Fährten. —

Das Gespräch schlich einsilbig von Frage zu Antwort.

Großmama wollte wissen, wieviel Gänse man in diesem Herbste auf die Leber und wieviel aufs Fett hin stopfen solle.

„Macht, was ihr wollt," sagte Leo.

„Warst du heute in Uhlenfelde?" fragte Johanna plötzlich.

Hertha richtete sich spitz empor. — „Aha!"

„Nein," war seine kurze, scharfe Antwort. — Er liebte es nicht, ausgefragt zu werden, am allerwenigsten von Johanna, welche nicht übel Lust zu haben schien, die Aufpasserin zu spielen.

Und als er, selber noch verwundert über die Unwahrheit, die ihm entschlüpft war, den Blick an der Tafel entlang gleiten ließ, sah er Herthas Auge groß und glänzend in strafendem Entsetzen auf sich gerichtet.

„Warum lügst du?" hieß dieser Blick.

„Die Kleine wird unbequem," dachte er, und da er mit sich allein zu sein wünschte, sagte er „Gesegnete Mahlzeit" und ging von dannen.

Jedermann schaute ihm nach.

„Was mag ihm fehlen?“ fragte Großmama, auf seinen kaum berührten Teller weisend.

„Er hat bei den Fohlen Aerger gehabt,“ warf Hertha hin, da sie den dunklen Drang verspürte, ihn vor Nachforschungen zu behüten.

Sie haßte ihn — das war klar —, aber was er that, ging keinen sonst was an.

Nach dem Abendessen stürmte sie in den finstern Garten hinaus. — Sie fühlte, es ereignete sich etwas in ihr und außer ihr, von dessen Existenz sie bisher keine Ahnung gehabt hatte. Was es war, wie es hieß, darüber wußte sie sich keine Rechenschaft zu geben, aber der Zorn, der in ihr tobte, bewies ihr, daß es nichts Gutes sein konnte.

Wenn die „schöne Frau“ ihm wirklich ein paar Tropfen von ihrem Parfüm auf den Rock gegossen hatte, was wollte das sagen?

Doch nein, das war es nicht. — Warum ließ er sich herab zu lügen, er, der stolze Leo, der sich so erhaben dünkte, daß ihm selbst ihre demütige Liebe zu schlecht war, um sie zu erwidern? — Warum verheimlichte er seinen Besuch auf Uhlenfelde, er, der sonst tagtäglich von den Freunden Grüße brachte?

Natürlich — die schöne Frau war ja tausendmal schöner — auch viel klüger war sie. — Es gehörte wenig Selbstüberwindung dazu, um ihr den Vorzug zu geben.

Wenn sie nur — und das war das große Rätsel, der innere Widerspruch, der jeden Verdacht zu nichte machen mußte — wenn sie nur als verheiratete Frau überhaupt hätte geliebt werden können!

Frauen werden von ihren Männern geliebt — dazu sind sie eben verheiratet — und sonst von niemandem auf der Welt. — Ebenso konnte man sich ja in Ohm Kutowski verlieben oder in Leo, den Neufundländer, der soeben seine feuchte Schnauze voll trostreicher Zärtlichkeit in ihren Aermel schob.

Fröstelnd in dem kalten Herbstwinde, und dennoch glutübergossen, rannte sie in den mattschimmernden Pfaden auf und nieder, wo raschelnde Blätter vor ihr herstoben gleich aufgescheuchtem Getier.

Aus dem Hofe drang die Stimme Leos, der bei Laternenschein die Pflüge revidierte, mit hellem Schelten an ihr Ohr.

Leo, der Hund, antwortete mit einem freudigen Heulen, machte zwei Sätze nach vorne, kehrte aber wieder zu ihr zurück.

„Ja, du bist besser als dein Herr!" flüsterte sie, das Gesicht in seiner Mähne vergrabend, und beschloß, über die Frage, ob man verheiratete Leute lieben könne, noch heute ins klare zu kommen.

Vor allem befragte sie ihre Bibliothek.

Erstens den „Lampenputzer", zweitens „Goldelse", drittens „Barfüßele". Dieses waren die reifsten ihrer Romane, die „eingesegneten", wie sie sie zu nennen pflegte. Von dem, was Clara Cron und Ottilie Wildermuth geschrieben hatten, konnte nicht erst die Rede sein. — Aber nirgends war die bewußte Möglichkeit auch nur angedeutet. — Dann ging sie zu den Klassikern über.

Schiller. — Amalie war ein junges Mädchen, Luise erst recht — freilich die Königin von Spanien! — Allein in diesem Falle sah man ja sonnenklar, wie wenig die Dichter Glauben verdienten, denn daß man seine Stiefmutter liebt, kann sich eben nur in der Welt der Phantasien ereignen, in welcher der Genius erdenentrückt, begeisterungstrunken einherschwebt. — Nicht umsonst hatte sie vor anderthalb Jahren einen deutschen Aufsatz geschrieben: „Der Genius und die Wirklichkeit." Dort war diese ganze Frage erschöpfend behandelt gewesen. — Auch die schönen Worte: „erdenentrückt, begeisterungstrunken" stammten daher.

„Warum kramst du so furchtbar in den Büchern rum?" fragte Elly, welche bereits im Bette lag und sich vor dem Einschlafen daran ergötzte, auf der Bettdecke, die sie mit

Zähnen und Füßen straff gezogen hatte, Mandoline zu spielen, indem sie durch Nachlassen oder Anspannen der Leinwand, an welcher sie zupfte, höhere oder tiefere Geräusche hervorbrachte, welche eine entfernte Aehnlichkeit mit den Tönen eines Saiteninstruments besaßen.

Hertha überlegte, ob sie sich so weit herablassen sollte, dieses Kind um Rat zu fragen. — Aber Not bricht Eisen.

„Höre, Maus,“ sagte sie, sich zu Kopfenden des Bettes niedersetzend. „Ich will dich mal was fragen ... du liebst einen Mann — nicht wahr?“

„Ach ja!“ erwiderte Elly, indem sie sich spielend auf den kleinen Finger biß.

„Und du bist sicher, daß dieser Mann dich wiederliebt?“

„Warum sagst du immer ‚Mann‘?“ fragte Elly, „Kurt ist mein Ideal. — Vorher war es Benno. — Und vorher war es Alfred ... und jetzt ist es Kurt. Aber darum ist er noch immer kein Mann.“

„Was ist er denn sonst?“

„Ein junger Mann ist er.“

„Ah — Wenn du's so meinst! — Ein Mann ist er freilich nicht.“ — Und ihr Auge leuchtete auf in stiller Begeisterung. Sie wußte, wie man aussehn muß, um „Mann“ zu heißen. — „Glaubst du nun, Maus,“ fuhr sie fort, „daß ein ‚Mann‘ oder ein junger Mann — ganz egal — im stande ist, eine verheiratete Frau zu lieben?“

„Natürlich — gerade,“ erwiderte Elly mit ihrer schönen Ruhe.

Hertha lächelte nachsichtig über so viel Unverstand. „Nein, nein, Maus,“ sagte sie, „ich meine ja nicht die eigene Frau, sondern die Frau, die eines andern Frau ist.“

„Aber ich auch,“ erwiderte die Maus.

„Und das scheint dir so natürlich?“

„Sieh mal — ich hätte dich gar nicht für so unerfahren gehalten,“ sagte die Kleine. „So etwas muß man doch wissen ... Und früher ging's noch viel toller zu ... Wer

Digitized by Google

ein richtiger Ritter war, der liebte immer die Frau eines andern, und seine eigene Frau zu lieben war eine Lächerlichkeit ... Das steht ja alles in Königs großer Litteraturgeschichte."

Hertha war sehr nachdenklich geworden. „Ach was damals!" sagte sie mit einem schwachen Lächeln. — „Damals ritt man auch auf Turniere und stach sich zum Spaß mit Lanzen tot."

„Und heute?" sagte Elly im Flüstertone, indem sie sich mit den Augen eines märchenlesenden Kindes im Bette aufrichtete, „heute schießt man sich zum Spaß mit Pistolen tot."

Hertha fühlte einen Stich in der Brust, und die kleine, rosige Evastochter fuhr fort: „Ich denke es mir zu süß, sich so in der Ehe unglücklich geliebt zu wissen. Denn das ist sicher, die meisten unglücklichen Lieben entstehen auf diese Art."

„Wer hat dir das gesagt?"

„Weißt du denn nicht, was Kathi Greiffenstein uns von ihrer Tante erzählt hat?"

„Pfui," rief Hertha, „wenn es von der kommt, ist es sicher gelogen."

Damit hatte das Gespräch sein Ende erreicht, denn Hertha wollte, nachdem der gehaßte Name einmal gefallen war, nicht mehr mit sich reden lassen. Aber als das Licht bereits lange gelöscht war, lag sie noch grübelnd wach und suchte in vorwärts schießenden Gedanken den verdächtigen Nebel zu durchdringen, mit welchem das Leben sich ihrem Kinderblick verschleierte.

Am folgenden Vormittag näherte sie sich zagend der guten Großmama, die mit hölzernen Nadeln an einem ihrer beliebten Zephirwollentücher strickte.

„Du hast wohl ein böses Gewissen?" fragte Großmama, welche ihre Kunden zu kennen glaubte.

„Gott bewahre! ... Ich meine nur, Großmama — da ich doch — schon erwachsen bin ... Das bin ich doch, nicht wahr?"

„Na — halb und halb!" meinte Großmama mit einem Blicke lächelnder Prüfung über die Brillengläser hinweg.

Hertha holte tief Atem. Es war ein Wagestück, was sie unternahm, das wußte sie; aber Gewißheit mußte ihr werden.

„Und ich meine, da ich doch bald ver—ver—heiratet sein werde —"

„Du?" rief Großmama in tödlichem Erschrecken. — Das Unglückskind war sicherlich gekommen, ihr von der Liebe irgend eines nachbarlichen Sausewinds Mitteilung zu machen.

„Aber ja doch," fuhr Hertha maulend fort, „mit — mit — meinem — vielen Geld werd' ich doch nicht etwa sitzen bleiben."

Großmama ergriff ihre beiden Hände. „Kind, an wen denkst du?" rief sie, während der kalte Schweiß ihr auf die Stirne trat.

Hertha errötete bis in den Nacken hinein. „Ich? — an gar keinen," stotterte sie, bemüht, den tändelnden Ton beizubehalten.

„Also — du redst das bloß so hin?"

„Ja natürlich ... ich red' das bloß so hin."

Großmama wagte wieder zu atmen und faßte gleichzeitig den Entschluß, noch selbigen Tages mit Leo ein sehr ernstes Gespräch zu führen. Es fehlte gerade, daß jemand ihm den Goldfisch wegschnappte!

„Und — was willst du wissen?"

„Ich will wissen, wie das eigentlich mit der — weißt du — mit der Liebe ist, wenn man — — verheiratet ist!"

Großmama, welche derlei Fragen von früher her kannte — in letzter Zeit waren sie seltener geworden — erwiderte leichthin: „Dann liebt man sich eben, wie man sich vorher geliebt hat."

„Ja, das weiß ich. Aber wenn nun ein andrer, mit dem man nicht verheiratet ist —"

„Wa—as?" Großmama ließ vor Entsetzen die Brille von der Nase fallen. „Welcher andre?"

Hertha fühlte eine plötzliche Herzschwäche. Sie mußte energisch an ihren Mut appellieren, um weiterreden zu können.

„Kann es denn nicht vorkommen, liebe Großmama, daß so einer, mit dem man eben nicht verheiratet ist, sich in den Kopf setzt —“

„Hertha, sieh mich an,“ sagte Großmama. „Hast du ein verbotenes Buch gelesen?“

„Wo werd' ich, Großmama!“

„Was liest du jetzt?“

„Eine Geschichte, die mir Lene Podewyl gepumpt hat.“

„Man sagt ‚geliehen‘ und nicht ‚gepumpt‘. — Von wem ist die?“

„Von Felix Dahn.“

„Und wovon handelt sie?“

„Was weiß ich! Es wird da immer einer vom andern totgestochen. Manchmal wird man wieder lebendig, und manchmal wird man begraben. — Das ist weiter nicht schlimm.“

„Nein, das ist freilich nicht schlimm,“ dachte Großmama; dann sagte sie: „Daß du mir nie wieder mit so dummen Fragen kommst, mein Kind ... dergleichen verstehst du noch lange nicht ... Und nun gib mir einen Kuß und nimm dein Häkelzeug zur Hand.“

So war auch dieser Plan gescheitert. Doch Hertha sann weiter und weiter, wie die Finsternis zu bannen wäre, in welcher sie mit ihrem eifersüchtigen Herzen ratlos umhertappte.

Am Mittage desselben Tages machte Leo den Mädchen den unerwarteten Vorschlag, sie nach der Freundschaftsinsel hinüberzuführen. — Er kannte Herthas langgehegten Wunsch, die geheimnisvolle Stätte mit eigenen Augen zu sehen, und gedachte durch dessen Erfüllung die Spannung zu lösen, die sich — er wußte nicht, wodurch? — von Tag zu Tag verstärkte.

Allein Hertha schürzte ein wenig die Lippen und meinte: „Danke vielmals. — Wenn ich die Freundschaftsinsel besuchen will, so rudere ich mich selbst hinüber.“

„Sieh mal einer an!“ lachte er.

„Jawohl ... Es stehn ja nun zwei Boote da. Und mehr als eines brauchst du wohl nicht, wenn du einmal zufällig Uhlenfelde besuchen willst.“

In der Art, wie sie das Wort „zufällig“ aussprach, lag etwas, was ihn reizte und ärgerte.

„Trotzdem möcht' ich dich gebeten haben, liebes Kind,“ entgegnete er, „dergleichen Extravaganzen freundlichst bleiben zu lassen. — Es ist nicht nötig, daß du von Zeit zu Zeit die Gegend in Aufruhr versetzest.“

Mit zuckenden Lippen erwiderte sie: „Ich verspreche dir, daß du nie wieder nötig haben sollst, dich über mich zu beklagen.“

Er nickte, gleichsam zufriedengestellt, und die alte Mama wandte das Gespräch zur Wirtschaft hinüber.

Als Leo gegen Sonnenuntergang seinen Schimmel bestieg, fühlte Hertha, die ihn vom Garten aus beobachtete, das widrige, ärgerliche Gefühl des gestrigen Abends mit erneuter Kraft in sich erwachen. — Sie hätte sich auf den Rasen werfen und das welkende Gras mit den Fäusten ausreißen mögen.

Zwar ritt er in der Richtung nach Wengern davon, aber Hertha zweifelte nicht, daß er draußen einen Bogen machen würde, um auf kürzestem Wege nach dem Strome zu gelangen.

„Wenn ich nur erst wüßte, ob das *eine* möglich ist,“ dachte sie und knirschte in sich hinein.

Da kam ihr ein glänzender Gedanke.

Meta Podewyl, die sich vor vier Monaten in eine würdige Frau von Sembritzky verwandelt hatte, war vor der Verlobung ihre vertraute Freundin gewesen. — Sie hatten allerhand Versprechungen miteinander ausgetauscht und an Eidesstatt mit einer Unzahl von Küssen besiegelt.

Wer zuerst u. s. w., der sollte u. s. w.

Wie's im Lauf der Dinge lag, war von einer Erfüllung

dieser Versprechungen niemals die Rede gewesen, denn die intimen Beziehungen zwischen ihr und Meta hatten, wie die meisten Mädchenfreundschaften, schon mit dem Tage der Verlobung ihr Ende gefunden. — Mochte sie immerhin als Brautjungfer dicht hinter der Glücklichen an den Altar getreten sein, sie erschien ihr längst in ein fernes, fremdes Land entrückt, zu welchem Weg und Steg ihr mangelten.

Aber jetzt galt es ihr Glück und ihre Ruhe. — Und nur Meta konnte ihr dazu verhelfen.

Abends beim Zubettegehn sagte sie zu Elly: „Wenn ich dich morgen bitte, mit mir zusammen zu Meta zu fahren, so mußt du ‚Nein‘ sagen. Verstanden?“

Die Maus verstand zwar nichts, aber gehorsam, wie immer, neigte sie den süßen Blondkopf und schlief ein.

Am folgenden Tage regnete es, und da Hertha keinen Verdeckwagen für sich beanspruchen mochte, so blieb sie daheim. Es regnete noch zwei fernere Tage lang, und Hertha verzehrte sich in Sehnsucht nach Gewißheit.

Als auch der vierte Tag in grauer, plätschernder Trostlosigkeit hereinbrach, beschloß sie ihren Stolz so weit zu bändigen, daß sie Leo durch Großmama um Pferd und Wagen angehen ließ.

„Wozu diese Umwege, Hertha?“ sagte er, als sie bei Tisch mit ihm zusammentraf. „Ich denke, du solltest wissen, daß das Fuhrwerk dir ebenso zur Verfügung steht, wie jeder der andern Damen.“

Um zwei Uhr nachmittags stand der Wagen vor der Thür.

In strömendem Regen fuhr sie von dannen.

Sie hatte eine gute Stunde gewählt, denn der Gatte war nach Münsterberg gefahren, und die Schwiegermama, welche das junge Paar mit ihrer Aufsicht beglückte, litt an Migräne.

So fand sie Meta allein in ihrem Schlafzimmer, das mit seinen schwerfaltigen Atlasvorhängen und den duftigen

Musselinüberzügen, seiner niedrigen, teppichbedeckten Chaiselongue, seiner im Tageslichte smaragden schimmernden Ampel und mit all dem holden, geheimnisvollen Kleinkram einer frisch assortierten Ehewirtschaft zu vertrauensvollem Geplauder einlud.

Allein der Empfang, welcher Hertha von der einstigen Freundin zu teil wurde, war nicht ermutigend zu nennen.

Schwerfällig erhob sich die zarte, gebrechliche Gestalt aus dem Schaukelstuhl, in welchem sie geruht hatte, und streckte ihr mit schwachem Lächeln eine kalte, hagere Hand entgegen, auf welcher der breite Ehering respekteinflößend schimmerte.

Ein Buch mit braunem, goldgepreßtem Einband, in welchem sie gelesen hatte, sank von ihrem Schoße zur Erde nieder.

Hertha gewahrte auf den ersten Blick, wie sehr ihr junges, frischfarbiges Gesichtchen sich in den Monaten der Ehe verändert hatte. — Ihre Nase war spitz geworden, und die blassen Lippen erschienen vorgeschoben. — Die veränderte Haartracht machte sie vollends zur Fremden.

„Du bereitest mir eine große Freude," sagte sie, ganz wie eine Hausfrau zur andern spricht, wenn diese ihr eine formelle Visite abstattet.

Kurz: Hertha fühlte sich eingeschüchtert.

„Was liest du denn da?" fragte sie, das braune Buch von der Erde aufhebend.

Die kleine Frau errötete tief und nahm ihr eilends den Band aus der Hand, allein Hertha hatte die goldene Aufschrift des Rückens bereits entziffert.

Dieselbe lautete: Ammon, Mutterpflichten.

„O je," sagte Hertha, „so was darfst du lesen?"

„Ich soll es sogar lesen," erwiderte die kleine Frau, indem sie das Mündchen ein wenig ironisch zur Seite zog.

Hertha fühlte ein mächtiges Verlangen in sich entbrennen, das merkwürdige Buch auf der Stelle durchzupeitschen. Am

liebsten hätte sie es auf den Schoß genommen und die Freundin gebeten, sie für einige Stunden gefälligst in Ruhe zu lassen. Aber in all ihrer Verlegenheit wagte sie nicht, ihre Wünsche auch nur anzudeuten.

„Was wollen wir zum Kaffee essen?“ fragte Meta, augenscheinlich bemüht, ihre ganze Machtfülle zu entfalten. — „Schaumwaffeln — oder gefüllte Pfannkuchen — oder Apfelschnitte?“

„Das kannst du alles nur so bestimmen?“ fragte Hertha, erfüllt von Neid und Bewunderung. In diesem Augenblicke wäre sie fähig gewesen, statt Leos auch einen andern zu nehmen.

„O ja,“ erwiderte die Freundin mit einem melancholischen Kopfnicken. Sie hätte der Wahrheit gemäß hinzufügen müssen: „Wenn Hansens Mama Migräne hat.“

„Na, dann bitt' ich um Apfelschnitte,“ rief Hertha und stieß einen Seufzer der Erleichterung aus. Jetzt ging es doch wieder menschlich zu.

Während sie Hut und Mantel in eine Ecke warf, gewahrte sie ein ausgestopftes Taubenpaar, welches, gleichsam von der Decke niederflatternd, den Zipfel des Bettbaldachins in den halbgeöffneten Schnäbeln hielt.

„O Gott, wie ist das himmlisch!“ rief sie, und dann fing sie zu schwärmen an. „Wenn ich verheiratet wäre und Freiheit hätte zu thun, wie ich wollte, so brächte ich da oben einen goldenen Käfig an mit einer Nachtigall — die müßte mich allabendlich in den Schlaf singen.“

Die Freundin erwiderte nichts, aber — sie lächelte. Und dieses Lächeln, nachsichtig und voller Wehmut, in welchem Welten der Erkenntnis lagen, ließ Hertha ahnen, daß sie soeben eine faustdicke Dummheit gesagt habe.

Sie putzte sich verlegen die Nase und richtete sich dann straff in die Höhe, denn es schien ihr notwendig, „Contenance“ zu behalten.

Die Umschau, in der sie fortfuhr, zeigte ihr bei jedem Blick ein neues Wunder.

Auf dem Toilettentische, der ähnlich wie das Bett mit einem seidenen, gazebekleideten Thronhimmel überbaut war, fand sich eine lange Garnitur von Büchsen, Flaschen, runden und viereckigen Kästchen, alles aus demselben lapislazuliartigen Glase gefertigt.

Neugierig lockerte sie die Stöpsel und hob die Deckel ab.

In einer der Büchsen entdeckte sie eine Puderquaste. Es war in ihrem jungen Leben die erste Puderquaste, die sie in Händen hielt.

„Darfst du dich auch pudern?" fragte sie.

Meta schüttelte lächelnd den Kopf. „Ich dürfte wohl," sagte sie, „aber ich thu' es nicht."

Hertha fühlte eine unmäßige Lust in sich erwachen, den weißen, weichen Flaum auf ihrem Gesichte spazieren zu führen, aber sie bezwang sich, denn sie fürchtete, ihre Eitelkeit vor der Freundin bloßzustellen.

„Du bist wohl sehr, sehr glücklich?" fragte sie.

„Gott sei Dank, — ja," erwiderte die Freundin mit einem feierlichen Ernst, den Hertha nicht begriff, denn sie war des Glaubens, das Glück sei eine lustige Sache und nur das Unglück müsse mit Ernst behandelt werden.

Begierig, alles kennen zu lernen, was das Zimmer an Merkwürdigkeiten bot, ließ sie das Auge weiterwandern, bis es erschrocken vor einer Ecke Halt machte.

Dort standen nebeneinander aufgereiht drei Knopfstiefelpaare von so ungeheuren Dimensionen, daß sie ein Frauenfuß unmöglich ausfüllen konnte.

Aengstlich fragte sie: „Wie kommt das hierher?"

„Das sind Hansens Gamaschen," erwiderte Meta mit einer Selbstverständlichkeit des Tones, die Hertha von neuem in Schrecken setzte.

Ihr war zu Mute, als ob die Gamaschen noch riesenhafter emporwüchsen. Sie schienen eine Mauer zu bilden, die jedes Wort der Verständigung mit der Freundin unmöglich machte.

Zudem ärgerte sie die Zurückhaltung, mit welcher Meta sie zu behandeln fortfuhr. — Die Zeit, da man in den Winkeln nebeneinander gehockt, gekichert, gezischelt, aus einer quer auf dem Schoße liegenden Tüte Pfefferminzküchelchen genascht und sich von Zeit zu Zeit einen Schmatz hinters Ohr gegeben hatte, schien für immerdar dahin.

„Auch sie will mich verraten," dachte Hertha, und vom Herzen schwoll es ihr wild empor, wie immer, wenn Kathi Greiffensteins Bild an ihr vorüberzog.

Aber nun half das nichts. Wer mit Männergamaschen auf so vertrautem Fuße stand, der wußte zweifellos auch in jenen Geheimnissen Bescheid, nach deren Enthüllung sie so heiß verlangte.

Aber noch wagte sie sich mit ihrer Wißbegierde nicht ans Tageslicht.

Man sprach über dieses und jenes, und Meta bewahrte ihre mattlächelnd-reservierte Haltung. — Nach einer halben Stunde erhob sie sich und erklärte mit einem Seufzer, sie müsse sich nach Mamas Befinden erkundigen gehen — die Freundin möge sie entschuldigen.

Und Hertha blieb allein.

Was nun? Womit die Zeit ausnützen?

Denn ausgenützt mußte sie werden. Es fragte sich nur, ob den Mutterpflichten oder der Puderquaste der Vorzug gebührte.

Nach kurzem, aber schwerem Kampfe entschied sie sich für — die Puderquaste.

Mit hastigen, zitternden Strichen, den schuldbewußten Blick auf die Thür geheftet, ließ sie das kleine Instrument über Stirn und Wangen gleiten. — Dann wagte sie einen schüchternen Augenaufschlag zum Spiegel hin, um in tiefster Seele zu erschrecken, denn was sie vor sich schaute, war das Antlitz — einer Leiche.

Nun wußte sie's: So wird sie aussehen, wenn sie, den Myrtenkranz im Haar, von Lorbeer und weißen Rosen umgeben, im Sarge liegen wird.

So bleich und so schön.

Sie ließ den Kopf so weit als möglich in den Nacken fallen und senkte die Lider so tief, daß nur ein schmaler Spalt zwischen den Wimpern eine neblige Durchsicht gestattete.

Nacken und Kehlkopf begannen zu schmerzen, aber sie regte sich nicht.

„Wär' ich zu meinen Lebzeiten," dachte sie, „ein einzig Mal so schön gewesen, wie jetzt im Tode, er hätte meine Liebe sicher nicht verschmäht." — Ein süßes Verlangen zu weinen kam über sie, aber sie gab ihm nicht nach, denn sie fürchtete, die herabrollenden Thränen würden braune Streifen durch das schneeige Weiß ihrer Wangen ziehen.

„Es ist nicht möglich," dachte sie weiter, „daß er seine Kälte dann nicht bereuen sollte ... Wenn alles schlafen gegangen ist, wird er sich heimlich hierherschleichen, wo ich aufgebahrt liege — wird sich über meinen Sarg hinwerfen und mein starres Antlitz mit glühenden Küssen bedecken."

Es durchschauerte sie. Das Herdfeuer der Schänke von jenem unvergessenen Sommerabend her flackerte vor ihr auf.

„Und gesetzten Falls, daß ich vielleicht nur scheintot gewesen wäre," fuhr sie fort, „daß seine neuerwachte Liebe die Kraft besäße, mich ins Leben zurückzurufen! ... Wenn ich dann plötzlich die Augen öffnete und die Arme ausstreckte, um ihn vergebend an mich zu ziehen."

Und indem sie diese vergebungsbereiten Arme weit ausbreitete, gewahrte sie, daß Leben und Bewegung in ihr, daß sie noch nicht gestorben war.

„Wie schade!" dachte sie, „alles Schöne ist eben nur ein Traum."

Und hierauf machte sie sich eilends ans Werk, den Puder vom Gesichte zu entfernen. Mit einem Handtuch, das sie zum Knoten zusammengeballt hatte, rieb und scheuerte sie Wangen, Stirn und Nase ... Und je mehr sie rieb, desto höher stieg die Angst in ihr, daß sie nicht im stande sein würde, die Spuren ihrer Unthat vollends zu verwischen.

Ihr Herz pochte stark. — Sie erschien sich wie eine Verbrecherin, die rettungslos der Entdeckung verfallen ist.

Als sie auf dem Korridor Schritte hörte, ließ sie eilends das Handtuch fallen, zog sich in den dunkelsten Winkel hinter die Bettgardine zurück und gab sich den Anschein, als ob sie ein dort hängendes Bild mit Eifer studierte.

„Mama ist eingeschlafen," sagte Meta eintretend, „und der Kaffee wartet."

„Jawohl," entgegnete sie verworren. Sie hätte die ewige Seligkeit darangegeben, um in dem dunklen Winkel bleiben zu dürfen, aber daran war nicht zu denken.

Auf dem Wege zum Eßzimmer wischte sie sich noch rasch ein paarmal über die Wangen, dann trat sie resolut ins Helle.

Als die alte Mamsell, welche den Kaffee servierte, ihr grüßend zulächelte, fühlte sie sich verspottet und verhöhnt, und als gar Meta für eine Sekunde den Blick auf ihrem Antlitz ruhen ließ, da hielt sie sich nicht länger und, den glutüberströmten Kopf an ihrem Halse verbergend, gestand sie den begangenen Fehltritt.

Meta lächelte und küßte sie, indem sie sagte: „Sei ruhig! Das haben wir alle einmal gethan!"

„Du auch?" fragte Hertha, die wieder zu atmen wagte.

Meta nickte, und weil Mamas Einschlafen sie heiter gestimmt hatte, fügte sie ein Geständnis aus ihrem eigenen Leben hinzu, wie sie am zweiten Morgen ihrer Ehe Hansens Entfernung kaum habe abwarten können, um ihr Gesicht nach Kräften zu bemehlen. So mächtig habe der Vollbesitz der neuen Puderbüchse auf sie eingewirkt.

„Das gibt sich aber bald!" fügte sie mit einem nachdenklichen Erstarren des Auges hinzu.

Nun war das Eis gebrochen, und als die Apfelschnitte kamen, die brützelnd in ihrem Fette brieten, entwickelte sich langsam die Stimmung, die Hertha brauchte, um ihre große Frage zu thun.

Zwiefach eingeschüchtert, kämpfte sie lange mit sich, das richtige Wort und den richtigen Augenblick nicht zu verfehlen. — Sie fühlte wohl: mit dem neuen Lächeln der Freundin war nicht zu scherzen.

„Ja, eins wollt' ich dich fragen," begann sie so harmlos und beiläufig wie möglich, während die Kehle sich ihr zuschnürte, „Frauen lieben ihre Männer ... das versteht sich ja von selbst ... aber hältst du es für möglich, daß Frauen — auch — von — von — andern geliebt werden können?"

Die Freundin lächelte nicht, sondern sie lachte; und Hertha fiel ein Stein vom Herzen. „Hier wird man doch nicht gleich en canaille behandelt," dachte sie.

„Was bist du drollig," meinte Meta. „Man kann doch niemandem verbieten, zu lieben, wenn's ihm Spaß macht?"

„Das weiß ich wohl ... Aber ein Mann, siehst du ... der sollte doch —"

„Ja, wenn's danach ginge!"

„Nun — liebt dich denn ein andrer?"

Meta errötete. — Ihr Blick wanderte in die Weite hinaus. Vielleicht gedachte sie des Mannes, dem ihre erste Neigung gegolten hatte. — „Danach frag' ich nicht!" erwiderte sie. „Es ist schon übergenug, daß Hans an mir Gefallen findet. Und ich würd's mir auch höflichst verbitten."

„Also man verbittet sich das?"

„Wenn's einem gesagt wird — gewiß."

„Wie? — Das wird einem gesagt?"

„Manchmal. Es kommt vor. Wenn der, welcher einen liebt, sehr frech ist."

„O Gott!" sagte Hertha erschrocken. „Wenn mir das passierte, dem würd' ich nicht schlecht heimleuchten!"

Dann aber schwieg sie betroffen stille. — Die Frage war in ihr aufgestiegen: „Was mag er ihr gesagt — was mag sie ihm entgegnet haben?"

„Hältst du es für möglich," fragte sie angstvoll weiter, „daß es Frauen gibt, die — die — anders denken?"

„O ja!“ erwiderte Meta.

„Die — am Ende — den frechen Menschen — wieder lieben?“

„Auch das!“

Die Welt schien sich in Herthas Kopfe umzuwälzen, und mit aller Energie ihrer Reinheit rief sie: „Meta, das glaub' ich nicht!“

„Du würdest manches nicht glauben,“ entgegnete die Freundin, „was ich in dieser Zeit erfahren habe.“

„Erzähl — bitte — erzähl!“

„Das meiste läßt sich nicht erzählen,“ wehrte die Freundin, „dazu müßtest du auch verheiratet sein.“

Hertha gedachte des Schwures, der einst zwischen ihnen gewechselt worden, aber eine unbestimmte Scheu hielt sie ab, die Vergeßliche daran zu mahnen.

„Nur das kann ich dir sagen,“ fuhr diese fort, „es geht ein gut Teil anders auf Erden zu, als wir Mädel es uns träumten ... Besinnst du dich zum Beispiel, wie wir uns über deinen Onkel die Köpfe zerbrachen?“

„Welchen Onkel?“ fragte Hertha.

„Leo Sellenthin,“ entgegnete Meta, den Blick zur Seite wendend.

Hertha seufzte. Sie vergaß es nur zu gern, welche verwandtschaftlichen Rechte er besaß. — Und dann plötzlich stand das Herz ihr still, denn sie hatte begriffen, daß der nächste Augenblick ihr Großes, Fürchterliches bringen würde.

„Weißt du, was die Leute sich von jenem Duell erzählt haben, in welchem er den Herrn von Rhaden totschoß?“

„Nein, ich weiß nichts,“ stieß sie hervor.

„Er und Felicitas haben sich geliebt, sagten die Leute, und Rhaden ist dahintergekommen — — mein Gott, was hast du?“

Hertha, mit aufgerissenem Munde und stieren Augen, hatte die Hände abwehrend gegen sie erhoben, wie um sich gegen den Schlag zu schützen, der auf sie niedersauste.

„Um Gottes willen, beruhige dich," rief Meta, ihren Kopf mit beiden Händen streichelnd, „'s ist ja Geklatsche ... 's ist ja nicht wahr ... und keiner glaubt mehr daran."

„Warum ist es nicht wahr?"

„Sonst hätte doch Ulrich Kletzingk, der ja sein Busenfreund ist und alles weiß, was ihn angeht, sie nicht geheiratet."

„Und wenn er's nicht gewußt hat?"

„Dann würde Leo es ihm vor der Hochzeit gestanden haben!"

„Und wenn er es ihm nicht gestanden hat?"

„Das ist unmöglich. Dann hätte Leo schlecht und niedrig an ihm gehandelt."

Dies verstand Hertha wiederum nicht, aber eines war ihr klar, eines flammte dunkelglühend wie ein Feuerbrand durch die Nacht all dieser Rätsel: „Sie haben sich geliebt, — sie lieben sich noch, — sie werden sich ewig lieben."

Was nun noch gesprochen wurde, war ihr gleichgültig. Ein gelber Nebel lag vor ihren Augen, und Metas Worte schlugen wie aus weiter Ferne halbverständlich an ihr Ohr.

Sie antwortete auch, aber sie wußte nicht, was sie antwortete.

„Wie komm' ich hier fort?" fragte sie sich unaufhörlich und gedachte mit Entsetzen der Stunden, die sie anstandshalber noch verweilen mußte.

Aber die Erlösung war näher, als sie geahnt hatte, wenn auch die Art, in der sie sich vorbereitete, ihr neuen Schrecken brachte.

Meta war mitten im Plaudern, als sie sich plötzlich verfärbte, zweimal nach Luft schnappte und dann mit einem leichten Seufzer ohnmächtig vom Stuhle sank.

Aufschreiend stürzte sich Hertha über sie, dann griff sie nach der Karaffe und goß ihr einen Wasserstrahl ins Gesicht.

Meta stieß ein leises Quieken aus, zog heftig Luft durch die Nase und kam dann wieder zu sich.

„Um Himmels willen!“ rief Hertha, die nasse Stirn der Erwachenden mit Küssen bedeckend, „ich will sofort bestellen, daß man nach dem Arzte schickt.“

Aber die Freundin hielt sie zurück.

„Laß nur,“ sagte sie, indem sie sich gleichmütig wieder aufrichtete, „das verstehst du nicht ... Das muß so sein.“

„Ganz wie eine andre Welt ist das Verheiratetsein!“ dachte Hertha betroffen. „Da soll es sich so gehören, daß man mir nichts dir nichts in Ohnmacht fällt!“

Aber sie fühlte: für ihn wäre sie mit Freuden hundertmal täglich in Ohnmacht gefallen, für ihn, der sie verschmähte und verriet.

„Ich will nach Hause fahren, du brauchst Ruhe!“ flüsterte sie, ihre Erregung mühsam beherrschend, und die Freundin hielt sie nur wenig zurück. — — — —

Als sie eine Stunde später das Wohnzimmer von Halewitz betrat, rief Großmama erschrocken: „Was ist dir, Kind? Du bist ja totenblaß?“

„O, nichts, Großmama,“ erwiderte sie und versuchte zu lächeln. „Ich bin ein dummes Ding ... Ich hab' mich gepudert.“

XXIV.

Der Abend kam. — Hertha schlich umher, wie im Schlafe wandelnd.

Als die Glocke zum Abendessen rief, war ihr zu Mute, als müsse sie sich irgendwo in den Bodenräumen verkriechen — nur um ihm nicht zu begegnen.

Allein ratlos und willenlos, wie sie war, widerstand sie nicht, als Elly kam, sie zur Tafel zu schleppen.

Er saß auf seinem Platze und nickte ihr freundlich zu wie immer, doch leer und steinern erschien ihr heute sein Lächeln. — Wie ganz anders sah er aus, als je vordem!

Wenn plötzlich Feuer aus seinem Munde geflossen wäre, sie hätte sich nicht gewundert. — Nun war er wirklich der Dämon, als der er ihr früher in ihren thörichten Phantasien erschienen war. — Doch, was sie damals sehnsüchtig erträumt hatte, flößte ihr jetzt Entsetzen ein.

Von Zeit zu Zeit warf sie ihm einen scheuen Blick zu. — „Wie kann man so ruhig dasitzen," dachte sie, „und so fürchterliche Geheimnisse in seiner Brust beherbergen?"

Er war seit etlicher Zeit sehr schweigsam geworden. — Großmama behauptete, daß er sich zu Schanden arbeitete. — Auch die grimmige Falte zwischen den Brauen grub sich von Tag zu Tag tiefer in seine Stirn.

Hertha wußte nun, was diese Falte bedeutete.

Sie hätte gewünscht, er möchte sterben um dieser Falte willen. Sie haßte ihn und verabscheute sein Leiden.

Sie verabscheute auch sich selbst, denn dieser Zustand des Hasses und des Neides erschien ihr unwürdig und gemein.

„Wenn ich nur wüßte, wie ich mich vor mir selbst benehmen soll," dachte sie, „damit ich mich nicht zu schämen brauche!"

„Ich werde beten," beschloß sie, „vielleicht fällt mir dabei etwas ein." Sie hätte sich gern in den dunklen Garten hinausgeschlichen, um dort mit Gott allein zu sein, aber der Regen strömte noch immer.

Beim Schlafengehen wurde sie von Elly gestört, die durchaus wissen wollte, wie man sich zu verhalten habe, wenn plötzlich um Mitternacht der Geliebte erscheine, um einen zu rauben.

Das kindische Geschwätz der Busenfreundin erfüllte sie mit Mißtrauen gegen sich selbst. — „Vielleicht benehme ich mich genau so dumm," folgerte sie. Und weil sie es verschmähte, sich dummes Zeug auszudenken, dachte sie lieber gar nicht, sondern legte sich auf die Seite und schlief ein.

Mitten in der Nacht erwachte sie. Der Regen schien nachgelassen zu haben; dafür hatte sich ein Sturm erhoben, der die Läden schüttelte und mit Pfeifen und Sausen um die Ecken strich.

„Wollte ich nicht beten und nachdenken?" fragte Hertha, indem sie sich wohlig in den Kissen zurecht nestelte. — Sie fühlte sich freudig erregt, dem Schlafe so und so viel Stunden abgewonnen zu haben, denn selbst ihr Leiden vermochte nichts weiter, als das Gefühl unendlicher Daseinsfülle in ihr zu steigern und zu vertiefen.

Sie faltete die Hände, aber zum Beten fehlte ihr die Stimmung, denn in ihrer Seele quirlte und toste es von gewaltsamen Thaten und erhabenen Ideen. — Allgemach klärte sich dieses Chaos, und in siegreicher Reinheit stieg der große Entschluß, dessen sie bedurfte, daraus empor.

Sie wird entsagen.

Entsagen allen Träumen des Glücks und der Hoffnung,

entsagen allen nichtigen Freuden, womit gedankenlose Wesen ihre Jugend schmücken, entsagen allem gleisnerischen Tand der Welt. Still und groß wird sie sich der Not des Nächsten opfern, den Tod in der Brust und ein Lächeln auf den Lippen. — Ja, so sollte es sein.

Und süße Thränen weinend, dämmerte sie aufs neue in den Schlaf hinüber.

Als sie morgens die Augen aufschlug, leuchtete die Sonne ihr grüßend entgegen.

Was in der Nacht geschehen war, erschien ihr nun als ein gottgesandter Traum, ein Wunder, das der Himmel an ihr gethan hatte, um ihre Seele aus der Verzweiflung zu erretten.

Sie küßte Elly mit doppelter Innigkeit und erschöpfte sich in ergebungsvollen Diensten gegen jedermann, weil dies am besten zu ihrer seraphischen Stimmung paßte.

Allein schon während des Frühstücks, als sie Leo nur eben begegnete, fühlte sie die bittere, krampfige Not, die sie für immer überwunden wähnte, von neuem in sich erwachen.

Diese Wiederkehr beunruhigte und ängstigte sie.

„Gewiß ist mein Entschluß noch zu schwach," dachte sie, „um allen Versuchungen dieser Welt widerstehen zu können, ich muß ihn durch ein besonders feierliches Gelübde kräftigen und heiligen, so daß es eine schwere Sünde wird, wenn ich ihm zuwider handle."

Allein wie sehr sie auch nachsann, keine Handlung erschien ihr heilig und furchtbar genug, daß sie ihr eine solche Kraft hätte zutrauen können.

Endlich fand sie, was sie suchte:

Nach der Freundschaftsinsel wird sie hinüberrudern, jener Stätte, wo alle düstern Geheimnisse ihre Heimat haben; dort, vor dem blutbespritzten Opfersteine wird sie betend niederknieen, wird sich sodann eine Ader öffnen und über dem rinnenden Blute das Gelübde sprechen, das ihrem Sehnen und Hassen ein Ende machen soll für immerdar. — —

In weihevoller Erwartung verrannen die Stunden.

Bald nach dem Vesperkaffee stahl sie sich fort, den Schlüssel zum Badehäuschen in der Tasche.

Auf den weiten Wiesenflächen toste der Wind ... Blutrot, von Wolkenfetzen halb verdeckt, stand die Sonne am Himmel ... Der grasige Weg war vom Regen durchweicht, und mehr als einmal blieben ihre Füße unter Gurgeln und Quatschen in dem Morast stecken.

Aber unaufhaltsam eilte sie weiter.

Wie Schemen wichen die falben, halbzerzausten Weiden hinter ihr zurück ... Die schwarzweiße Schafgarbe schüttelte sich im Winde ... Gebrochen und angefault, zum schwammigen Mischmasch zerstampft, lagen alle die Blumen am Boden, die in vergangenen Sommertagen den Wiesenpfad so lieblich umsäumt hatten.

Als sie vom Damme aus den Strom in endlos leuchtender Fläche vor sich liegen sah, erschrak sie, denn heute war er fast noch einmal so breit und reißend als sonst. — Gewiß trug der Regen der letzten Tage die Schuld.

Die Boote hatten bis fast zur Höhe des Dammes emporgezogen werden müssen, und in dem Röhricht, das man sonst leidlich trockenen Fußes durchschritt, brachen sich zischelnde Wasser ... Unheimlich war es zu hören, wie die dürren, kolbengekrönten Halme, von Wind und Wogen gepeinigt, mit sausendem, raschelndem Laute aneinander schlugen ... Für einen Augenblick war ihr zu Mute, als müßte sie von dem tollkühnen Vorhaben abstehen ... Aber schon im nächsten erwachte ihr Trotz. —

„Wenn's mir Ernst ist mit meinem Gelübde," sprach sie zu sich, „so darf mich keine leibliche Gefahr davon zurückhalten."

Sie löste die Kette des Bootes, das fast von selber an der Abdachung des Dammes hinunterglitt; in dem Badehaus fand sich das passende Ruderpaar, und dann ging's in die Fluten hinaus.

Es war ein harter Kampf, der jetzt begann ... Schon

im Bereiche des Röhrichts ergriff die Strömung das Fahrzeug und führte es in das dickste Dickicht hinein, so daß der Kiel auf umgebrochenen Halmen festsaß wie auf einer Sandbank. Die Ruder ausgreifen zu lassen, war hier unmöglich, und nur dadurch, daß sie sich mit den Händen von einem Halmbüschel zum andern fortzog, gelang es ihr, das offene Wasser zu gewinnen.

Hier nahmen sofort ein paar Strudel das Boot in Empfang und drehten es wie einen Kreisel in die Runde.

Die Zähne aufeinander beißend, stemmte sich Hertha gegen die Ruderstiele.

Ihr Busen weitete sich — in den Schläfen toste das Blut — vor den Augen schwamm ein rötlicher Fieberdunst — mit jedem Ruderschlag schien ein Teil ihrer Lebenskraft sich auszuströmen. — Aber was that's ... Das Boot ließ sich meistern — es kam voran.

Und allgemach legte sich der Aufruhr ihres Blutes — die Muskeln, anstatt zu erschlaffen, stählten sich — sie wagte um sich zu schauen und ihren Weg zu bemessen.

Mit gelbbraunen Laubmassen von tanzenden Schwärmen losgelöster Blätter umwirbelt, leuchtete die Freundschaftsinsel ihr entgegen.

Ein Schrei voll hoffender Sehnsucht entrang sich ihrer Brust — aber sie mußte aufpassen, denn soeben wollte ein neuer Wirbel das Boot in seine Arme nehmen

Zehn Minuten mochten vergangen sein, da fegten zwei welke Blätter an ihrem Kopfe vorbei und ließen sich wie flugmüde Vögel schwimmend auf dem Wasser nieder.

Sie seufzte tief und befriedigt, denn sie wußte, diese Blätter waren Boten, welche die Freundschaftsinsel ihr entgegensandte.

Und als sie sich jetzt umschaute, fand sie sich bereits im Schattenbereiche ihrer Wipfel.

Noch ein erbitterter Kampf mit der Strömung, dann fuhr sie mit einem letzten weitausholenden Ruderschlage in die Landungsbucht hinein, deren sandiger Uferplatz sich unter

Wasser befand, so daß das Boot bis dicht an das bloßgelegte Wurzelwerk der Erlen hinantreiben konnte.

Mit raschem Griffe schlang sie die Kette um den kräftigsten der Knorren, knotete sie fest und schwang sich vom Bootrande aus, einen der herabhängenden Zweige umklammernd, die abschüssige Böschung des Ufers hinauf.

Für einen Augenblick hockte sie, Atem schöpfend, in dem durchnäßten Grase nieder und besah ihre zerschundenen Handflächen, an denen hie und da das Blut hervorquoll. — Das wischte sie mit der Zunge fort und lachte.

Dann sandte sie einen schüchternen Blick in das Dickicht hinein, wo dunkelrote Sonnenstrahlen sich auf gelben Blättern wiegten.

Die Quelle, welche zum Strome niederrann, wälzte schmutziggraues Regenwasser über die schlammigen Steine, vor deren jedem ein Haufe niedergerissenen Blattwerks sich staute.

Die Farnwedel, welche den Bach umstanden, waren geknickt und zusammengeschrumpft; gleich runzeligen alten Weibchen standen sie da in ihren verwaschenen, braunen Lumpen ... Neben ihnen machte ein fettes Gesindel von Pilzen sich breit mit glatten, kuppelförmigen Köpfen und zierlichen Zacken auf der Unterseite. Sie glänzten behaglich, als hätten sie sich in Butter gewälzt.

Voll Widerwillen vor diesen schmarotzenden Schlechtwetterexistenzen schritt Hertha daran vorbei und geriet in kahles Dorngestrüpp, welches sie arg zerzauste ... Allerhand Ruten, an denen Regentropfen wie Perlenschnüre hingen, peitschten ihr ins Gesicht, und das Moos des Bodens, in welches sie tief hineinsank, füllte sich in ihren Spuren mit glänzenden Lachen.

Es war ein Weg, wie ihn im Märchen verirrte Prinzessinnen zu durchwandern haben; aber sie fürchtete sich nicht im mindesten, und als sie eine blauschwarze Brombeertraube zu ihren Füßen schimmern sah, bückte sie sich und sammelte die Beeren sorgfältig in der hohlen Hand.

Endlich lag die Lichtung vor ihr, von der niedrig stehenden Sonne in purpurnen Glanz getaucht.

In andächtigem Bangen blieb sie stehen und hielt Umschau.

Ueber dem Tempelchen, das tief im Abendschatten vergraben lag, schüttelten die windgepeitschten Zweige ihre welkende Blätterlast . . . Ein Sausen und Pfeifen ging durch die Lüfte, als wäre das ganze Geisterheer, von welchem die Sagen der Gegend sprachen, an Ort und Stelle versammelt.

Und dort am Rande des Busches stand auch der alte Opferstein. — Wie ein Altar war er anzuschauen, neuer Blutsopfer gewärtig.

Ein Grausen wandelte sie an, aber sie erstickte es rasch. Die Furcht mochte denen bleiben, die feige waren oder sich schuldbeladen fühlten.

Vor dem Freundschaftstempel machte sie Halt und staunte in zager Neugier zu den Sandsteinleibern der Dioskuren empor.

„Wer von beiden mag Leo vorstellen?" fragte sie sich, und zum erstenmal wurde ihr klar, daß dem, der sich Ulrich nannte, recht eigentlich ein schweres Unrecht geschah. Ihr wurde unheimlich vor diesem Gedanken, der, je weiter man ihn dachte, in immer schwärzere Tiefen hinabzuweisen schien.

Sie wandte sich ab, denn sie konnte den Anblick der beiden einander umschlingenden Freunde nicht ertragen.

„Der eine ist ein Lügner," sagte sie vor sich hin. — Ihr war, als schwänden Treu und Glauben aus der Welt, als stünde die Sonne dort wie eine große, blutrote Lüge am Himmel.

„Nein, nein," dachte sie weiter. „Es ist nicht möglich. Er wird ihm gesagt haben: ‚Ich liebe deine Gattin. — Aber das schadet nichts . . . Ich kann ja auch nichts dafür . . . Ich will sie dir ja nicht rauben . . . Nur ansehen will ich sie bisweilen und hören, was sie spricht. Weiter nichts.'"

Natürlich. So war es. Nur so konnte es sein. Sie selbst wollte ja auch nichts weiter, als ihn bisweilen ansehen und ein freundliches Wort von ihm auffangen dürfen.

Oder doch eigentlich — das wollte sie nicht. — Sie wollte mehr. — Sie wollte ihn heiraten. — Wenigstens bis vor kurzem noch. Jetzt freilich war das alles aus, alles vorbei, denn — sie hatte ja entsagt.

Sie fühlte ihr Herz weit werden. Etlichemale lief sie um den alten Stein herum. Dann setzte sie sich oben hinauf und weinte bitterlich.

Als sie die Hände zum Beten falten wollte, sah sie das frisch perlende Blut ... „Wie dumm war ich noch heute morgen," dachte sie, „daß ich glaubte, mir hier auf dem Stein eine Ader öffnen zu müssen. — Ich gebe ja ohnedies all mein Herzblut für ihn hin."

Und die Füße unter den Leib ziehend, sprach sie mit lauter Stimme, während die Thränen ihr in den Mund liefen:

„Lieber Gott — es ist ja nun alles aus ... Meine Hoffnung und mein Glück sind hin ... Drum bitt' ich dich von ganzem Herzen, gib mir Kraft und Stärke, wenigstens andre glücklich zu machen ... Und wenn ich entsage, so laß es mich ohne Trotz und Neid und Bitterkeit thun ... Verleihe mir nun auch, worum ich dich schon lange bitte, die christliche Milde und Demut, die Elly in so hohem Grade hat, damit ich nicht immerzu in die schreckliche Hitze gerate und denen, die ich liebe, böse Worte sage. ... Und vor allem bitt' ich dich um eins: Wenn er sie liebt, so erspare ihm das große Leiden, das ich um ihn fühle ... Laß ihn so glücklich werden, als es bei seiner unglücklichen Liebe möglich ist ... Und besonders behüte ihn davor, daß er an Ulrich zum Lügner werde, denn ich müßte mich dann für ihn zu Tode schämen ... Nimm auch Frau Felicitas in deinen Schutz, und laß über alle Menschen, — die guten wie die bösen — deine Gnade walten, damit sie alle, alle glücklich werden. Amen!"

Sie wiederholte das „Amen" dreimal und fragte sich dann, ob es wohl noch einen Feind oder Widersacher gäbe, für den sie zu bitten vergessen hätte, aber es fiel ihr keiner mehr ein.

Ihr Herz war so übervoll von Liebe und Vergebung, daß sie nicht wußte, was mit dem Reichtum anfangen.

Die Sonne war im Untergehen ... Ein letzter glühroter Schein glitt an den Kanten des Tempels vorüber und vergoldete das blauschwarze Herbstgewölk, das in erschreckenden Massen am Himmel stand.

Hertha stieg vom Steine herab, aß die Brombeeren, die sie neben sich gelegt hatte, und dachte mit etlichem Bangen an den Heimweg.

Ein Raubvogel zog mit schwerem Flügelschlag über den Strom dahin, um sodann fast kerzengerade zu den Wolken emporzustreben. Sein Gefieder schien zu leuchten.

Der Wind schauerte in den Gräsern ... Es wurde mit einemmal dunkel.

„Lebt wohl!" sagte Hertha, zu den Freunden gewandt, „und im Frühling komm' ich wieder."

Plötzlich fuhr sie erschreckend zusammen ... Ein Rascheln, ein Knacken des Gehölzes drang an ihr Ohr ... es verstärkte, es näherte sich.

„Ein Räuber!" dachte Hertha und legte die Hand auf das pochende Herz ... Hochaufgerichtet stand sie da, dem nahenden Unheil mutvoll entgegenschauend.

Eine Männergestalt erschien am Rande der Lichtung.

Hertha fühlte ihr Blut erstarren ... Es war Leo.

Mit seinen harten Schritten eilte er auf sie zu. Die Adern auf seiner Stirn waren geschwollen. — Zorn blitzte ihm aus dem Auge.

„Was thust du hier?" herrschte er sie an.

Sie schwieg und kaute die Lippen, fühlend, wie ihre Weichheit mit einem Schlage verschwand.

„Bist du von Sinnen? ... Hab' ich dir nicht verboten, allein hierher zu rudern ... Und noch dazu bei angeschwollenem Strom?"

Hertha fühlte es in sich kochen. War das der Lohn für ihr Entsagen? Aber: „Dulde, schweig still!" rief es in ihr.

„Es ist ein Wunder, daß du nicht mitgerissen worden bist," schalt er weiter, all seine eben ausgestandene Angst in Zorn verwandelnd. „Wenn ich etwas verbiete, so hab' ich meine Gründe dafür, aber dich treibt ja der Teufel mit Gewalt zum Ungehorsam, Mädchen. — Ich habe keine Lust, wie damals hinter dir her auf die Jagd zu gehen."

Ah! Das war hart!

Er verhöhnte also jene Stunde, die als die heiligste von allen in ihrer Erinnerung lebte.

Das war nicht hart. Das war roh.

In diesem Augenblicke haßte sie ihn so sehr, daß sie sich sinnlos werden fühlte. Alles, alles war vergessen, was sie sich eben gelobt hatte, und mit einem Lächeln voll eisiger Verachtung, kaum wissend, was sie that, erwiderte sie:

„Du darfst ja befehlen und verbieten. Aber wer selbst nicht Treu und Glauben hält, kann nicht verlangen, daß man ihm gehorcht."

Es war gesprochen. Es ließ sich nicht mehr zurückrufen.

Einen Schritt vorwärtstaumelnd, starrte er sie an.

„Was — heißt — — das?" Jeder Blutstropfen war aus seinem Gesichte gewichen.

„Du wirst wohl wissen, was das heißt." — Und sie wandte sich zum Gehen.

Er wollte sie packen, wollte fragen, — forschen, — sie mit Gewalt zum Reden zwingen, aber er fand nicht den Mut dazu. Ihm war, als hätte er aus dem Munde dieses Kindes sein Verdammungsurteil empfangen.

Schweigend schritten sie zum Landungsplatz hinunter, schweigend ruderte er sie über den Strom, schweigend trennten sie sich.

Zweie, die, weil sie zu einander gehören, als Feinde durchs Leben gehen wollen.

XXV.

Durch die Versöhnung der beiden Frauen schien der letzte Stein fortgeräumt, welcher der Wiederkehr des alten Verhältnisses zwischen Leo und seinem Freunde im Wege gelegen hatte, trotzdem wollte es sich nicht wieder einfinden.

Leo that sein möglichstes, sich selbst zu betrügen; und doch bot jede neue Zusammenkunft ihm wenig mehr als Angst und herzbeklemmende Bedrängnis.

Ging er ehrlich mit sich ins Gericht, so wunderte er sich nicht einmal, daß es so gekommen war. Früher, als er noch mit ungetrübtem Blick seine Lage überschaut hatte, war es ihm selbstverständlich erschienen, daß das, was gewesen war, als ein Gespenst zwischen ihm und dem Freunde stehen würde, solange nicht ein Geständnis die nackte, schamlose Wahrheit ans Tageslicht gebracht hatte.

Dieses Geständnis aber war eine Nichtswürdigkeit, das verstand sich nicht minder von selbst; so blieb also nichts weiter übrig als eine andre, nicht weniger schwere, doch weniger verderbliche Nichtswürdigkeit: die Lüge, die schleichende, schielende, geheimnisvoll lächelnde Lüge Tag für Tag in das Haus des Ahnungslosen zu tragen und den Liebling und Meister mit jedem Hahnenschrei aufs neue zu verraten.

Denn an ein Fernbleiben war nicht zu denken. Er hätte es durch nichts mehr rechtfertigen können.

Felicitas aus dem Wege zu gehen war jetzt im Herbste, da die Tage kurz und regnerisch wurden, nicht mehr möglich.

Auch gestand er sich, daß er ihr nicht mehr aus dem Wege gehen wollte.

Jene Blicke, die er in der einen Stunde verabscheute, wurden ihm in der andern zum Troste, denn was sie sprachen, war intimes Verstehen und herzlicher Dank.

Fast hätte er nun gewünscht, häufiger mit ihr allein sein zu dürfen. Was ein solches Zusammensein ihm bot, war nichts als eine marternde Verquickung von Scham, Schlaffheit, Reue und Cynismus — aber man brauchte doch nicht zu lügen! Man gab sich zwanglos und wahr; mochte das, was man besprach, auch tausendmal abscheulich sein.

Das Schlimmste aber von allem war die unbestimmte Angst, wie Ulrich über ihn gesonnen sein möchte. Schon längst war er in seinem Benehmen gegen ihn unsicher geworden. Er belauerte die Mienen des Freundes und wollte sich vergewissern, ob er nicht angestoßen habe. — Auf diese Weise blieb ihm jedes frische und freie Wort in der Kehle stecken. — Und was er auch that, unaufhörlich peinigte ihn die Besorgnis, Ulrich könnte durch seine Verkehrsformen Felicitas gegenüber irgend einen Anstoß zum Verdachte erhalten haben, er könnte Rückschlüsse ziehen, Erinnerungen hervorsuchen und auf dem Wege des vergleichenden Kalküls die furchtbare Wahrheit an den Tag bringen.

So lebendig wurde diese Vorstellung in ihm, daß er es bisweilen für undenkbar hielt, Ulrich sollte diese Schlüsse noch nicht gezogen haben, ja es gab Stunden, in welchen er ernsthaft glaubte, des Freundes gleichgebliebene Herzlichkeit wäre Verstellung, um ihn in eine Falle zu locken.

Aengstlich bemaß er den Händedruck, mit welchem Ulrich ihn bewillkommnete, und sah er dessen Blick nachdenklich auf sich ruhen, so hängte das emporschießende Blut ihm einen Flor vor die Augen, hinter dem die Gestalt des Freundes schattenhaft verschwamm.

Eines Abends — um die Mitte des Oktober — empfing

ihn Ulrich auf der Rampe mit den Worten: „Komm in mein Arbeitszimmer. Wir haben miteinander zu reden."

Der Ton, in dem dies gesprochen wurde, war von verdächtiger Feierlichkeit, und Leo fühlte sein Herzblut gerinnen. Er war überzeugt: die Stunde der großen Erklärung hatte geschlagen.

„Eh ich's gesteh', schieß' ich mir eine Kugel vor den Kopf," dachte er, während Ulrich die Thüre hinter sich schloß.

Sein Blick flog in unsteter Suche die Repositorien entlang, welche in schwarzen Massen die Wände des langen, schmalen Raumes umrahmten, von dem Goldglanz der Bücherdeckel matt durchschimmert. Hier zwischen Fachzeitschriften und politischen Broschüren, Reagenzgläsern und Humusproben brachte der Freund seine Mußestunden zu, hier versäumte er in rastloser Arbeit den Schlaf seiner Nächte.

Leo war zu Mute, als müßte er sich einer Waffe versichern, aber in diesem friedlichen Bereiche gab es dergleichen nicht. Schweigend setzte er sich nieder und maß den Freund mit stummer Feindseligkeit.

Ulrich ließ die lange Gestalt in den schwarzbelederten Schreibstuhl fallen und rückte die grünumschirmte Oellampe aus dem Umkreis seines Ellenbogens fort.

„Hör mich an," begann er; „die Frage, die ich an dich richten will, ist unvermeidlich geworden ... Denn so, wie es jetzt mit uns geht, darf es nicht länger bleiben ... Etwas ist nicht in Ordnung bei dir ... Nein, widersprich mir nicht ... Wir kennen uns, solange wir denken können ... Aber so hab' ich dich noch nie gesehn."

Leo stieß ein heiseres Lachen aus, mit dem er die Antwort verschluckte.

„Soll ich dir alle die Wandlungen in deinem Wesen an den Fingern herzählen?" fuhr Ulrich fort. „Ich denke, das ist nicht nötig ... Jedenfalles verheimlichst du mir etwas ... Ich habe lange darüber nachgedacht, was es wohl sein könnte — ich habe mir alle Möglichkeiten streng nach logischem

Schema aufnotiert und sie nacheinander erwogen ... Das Sinnlose hab' ich ausgemerzt, und es sind mir zwei Eventualitäten übrig geblieben ... Die erste wäre Geldnot."

Leo wollte schleunigst zustimmen, damit für die andre kein Raum mehr übrig bliebe, aber er sah die Folgen voraus, und darum schwieg er still.

Ulrich ließ die Augen in brennender Sorge auf ihm ruhen. Er zauste, eine Antwort erwartend, an seinem dünnen Backenbart, schüttelte den Kopf und fuhr dann fort: „Aber ich sage mir, mein leichtsinniger Junge von dazumal wird sich durch dergleichen Lappalien nicht niederdrücken lassen ... und außerdem wär' es auch ein Treubruch schlimmster Sorte, wenn er sich eine unruhige Stunde bereiten wollte, solange mein Checkbuch noch eine unbeschriebene Seite hat ... Nicht wahr, das thätest du mir nie und nimmer an?"

„Nein, nein!" rief Leo und machte Miene, nach der Hand des Freundes zu greifen, aber er fand nicht den Mut dazu.

„Schwörst du mir das?"

„Jawohl! — ich schwör' es dir," erwiderte er. Auf einen Falscheid mehr oder weniger kam es nicht mehr an. Er wußte, daß er sich eher mit der Linken die Rechte abhacken würde, als noch einen einzigen Heller aus den Händen annehmen, die sich jetzt kalt und matt in die seinen legten.

„Und dann sagt' ich mir," fuhr Ulrich fort, „wenn ein Mensch wie du, der zum Lachen geboren ist, ein Grübler und Kopfhänger wird und es drücken ihn nicht Schulden, so drückt ihn — eine Schuld."

Leo wischte sich mit der Hand über die Stirn und zog sie feucht zurück. — „Welche Schuld sollte das wohl sein?" rief er und versuchte zu lachen.

„Ja, das hab' ich mich auch gefragt ... Und noch dazu eine, über die er nicht mit mir zu reden wagt ... Ich folgerte weiter: Das kann nur eine Schuld sein, mit deren Geständnis er mir weh zu thun fürchtet ... Denn sonst hätte sein

Schweigen keinen Sinn ... Es muß also etwas sein, woran ich selbst beteiligt bin."

Leo, halb aufgerichtet, umklammerte die Armlehnen seines Stuhles. Er war aufs Aeußerste gefaßt. — „Ich bin wie ein Glaskasten vor ihm," dachte er. Nur die freundliche, fast wehmütige Ruhe des Freundes war ihm noch ein Rätsel. Und diese Ruhe hielt ihn gefangen, sonst hätte er sich längst mit Gewalt vor dem, was kommen mußte, zu retten gesucht.

„Ich machte mich also daran, die Vergangenheit zu untersuchen," fuhr Ulrich fort. „Bis in die fernste Jugend hinein durchstöberte ich dein Leben ... Dumme Streiche und selbst Zuchtlosigkeiten fand ich genug, aber ein wahrhaftes Verschulden nirgends, — — bis auf eines allenfalls — —"

„Und das —?"

„Dein Duell mit Rhaden."

Leo hatte ein Gefühl, als ob in seinem Innern etwas zusammenbräche, was bisher sein Halt gewesen war. Mit einem müden Aufatmen sank er gegen die Lehne des Stuhls.

Ulrich neigte sich zu ihm herüber und legte die Hand auf sein Knie.

„Suche mir nichts mehr zu verbergen," sagte er. „Ich sehe zu deutlich, mein Junge, daß ich's getroffen habe. Du müßtest ja von Stein und Eisen sein, wenn der Anblick seiner einstigen Frau dich nicht unausgesetzt daran erinnerte, daß es schließlich nicht ganz in der Ordnung ist, einen, der unsre Eigenliebe verletzt hat, über den Haufen zu schießen, wie ein Stück Vieh, oder aber uns von ihm über den Haufen schießen zu lassen."

„Was hätt' ich thun sollen?" stammelte Leo, ohne Ahnung, was der Freund eigentlich wollte.

„Eine Versöhnung hättest du anbahnen sollen ... Das heißt — versteh mich recht — dies soll keine Anschuldigung sein ... Die käme mir nicht zu ... Denn ich trage ja mehr Schuld als du."

„Du — mehr —?"

„Zweifellos! Ich war der Vermittler, ich hätte auch der Versöhner sein müssen ... Und noch heute steh' ich wie vor einem Rätsel, daß es mir nicht hat gelingen können, die Folgen jenes dummen Wortstreites aus der Welt zu schaffen ... Ich hab' damals mein Amt schlecht verwaltet ... Rhaden hätte gezwungen werden müssen, das Wort ‚unfair' wieder zurückzunehmen, denn es ist ja klar, daß es ihm nur in augenblicklicher Erregung hat entfallen können. Ich bin strenge genug mit mir ins Gericht gegangen. Ich will dir sogar gestehen, daß ich mich bisweilen frage: Warst du berechtigt, die Frau eines Mannes zu heiraten, bei dessen Tode du deine Hand mit im Spiel gehabt hast? Nun, das sind vielleicht Skrupel eines pedantischen Gewissens, und niemand außer dir hat das Recht, mir einen Vorwurf zu machen."

„Vorwurf — ich?" stieß Leo hervor, der langsam begriff, wie dieser schwerblütige Träumer in seiner spintisierenden Rechtlichkeit selbst aus dem vorgeschobenen Kindermärchen eine Art von tragischer Schuld herausgeklaubt hatte.

Wenn er ahnte!

„Ja du, mein lieber Junge!" fuhr Ulrich fort. „Verheimliche mir nicht aus falscher Rücksichtnahme, wie du über mein Handeln denkst ... Ich bin der Schuldige, ich allein. Dieses Haus mußte ebenso deine Heimat bleiben wie Halewitz ... Ich hätte mich auch durch die wahnsinnigste Liebe nicht hinreißen lassen dürfen, ein Weib hierher zu führen, welches dir jenes unglückselige Ereignis unaufhörlich ins Gewissen zurückruft ... Ohne daß sie's weiß und will, natürlich ... Denn sie hat dir so gründlich verziehn, daß ich mich oft mit Bangen frage, wie ein solches Vergeben und Vergessen auf Erden möglich ist. — Es erscheint mir als Untreue an dem Vater ihres Kindes und vor allem" — eine fliegende Röte zog über sein Gesicht; er wandte sich ab, um seine Bewegung rascher zu bemeistern — „vor allem an dem Kinde selbst. — Du siehst, über all dem Grübeln werd' ich bitter und ungerecht, denn schließlich mache ich ihr nichts weiter

als ihre Liebe zu mir und mein eigenes Glück zum Vorwurf ... Nur durch dieses vollständige Verzeihen ist es mir möglich geworden, nicht ganz und gar als Verräter an unsrer Freundschaft vor dir zu stehn, wiewohl ich dir noch übergenug abzubitten habe."

„Ulrich — das ertrag' ich nicht," schrie Leo, von seinem Sitze aufspringend.

„Na, was erträgst du nicht?" erwiderte jener in dem gutmütig überlegenen Tone, in welchem man zu heißblütigen Kindern spricht. „Daß ich die Hälfte deiner Not auf meine eigenen Schultern nehmen will? ... So gehört es sich, mein Junge. Das ist mein Recht, das fordere ich ... Und gäb' es in der Freundschaft ein Konto, so würde ich sagen, ich stehe so tief bei dir in der Kreide, daß ich nicht absehe, wie sich eine erträgliche Bilanz jemals wird herstellen lassen ... Schnaufe nicht so — und renne nicht so wild in der Stube umher ... Du weißt, das kann ich nicht vertragen ... Also — laß jede überflüssige Rücksicht fallen und sei in Zukunft wieder offen zu mir ... Wir beide fahren immer noch am besten, wenn wir uns alles sagen ... auch wenn's weh thut ... Nur nicht aus zarter Schonung hinterhältig und scheu aneinander vorbeischleichen!"

Leo stieß ein Aechzen aus, und die Schultern hochziehend blieb er vor dem Freunde stehen.

Er fühlte sich entschlossen, alles zu bekennen.

Ein Hunger nach Wahrheit, so mächtig, daß ihm der Tod als billiger Preis für sie erschien, brannte in seiner Seele.

Aber schon im nächsten Augenblicke rief er sich zu: „Was du willst, ist Wahnsinn. Und es kann zum Morde werden."

So ließ er sich schweigend in den Sessel niederfallen. — Das Halbdunkel, welches im Bereiche des Lampenschirmes herrschte, verbarg den Aufruhr, der ihn schüttelte, sonst würde er zum Verräter an ihm geworden sein.

„Und noch eins, mein Junge," fuhr Ulrich fort. „Ein

Dank, den ich dir schuldig bin, liegt mir schon lange schwer auf dem Herzen."

„Er dankt mir noch!" dachte Leo mit einem Anflug von unsauberem Humor, der nichts wie Verzweiflung war.

„Du mußt es erfahren, damit du dich daran freust: du bist der gute Engel meines Hauses geworden. — Wehre dich nicht. So ist's ... Es scheint übrigens, daß du die Weiber verteufelt gut zu führen weißt. Denn es ist kaum glaublich, wie sehr sich Felicitas, seitdem du bei uns verkehrst, zu ihren Gunsten verändert hat ... Hättest du sie nur vorher gesehen, du würdest mich nicht so anstaunen ... Das alberne Spiel mit den jungen Herren der Umgegend ist aus ... Unlängst erinnerte ich sie im Scherze daran, da fiel sie mir mit thränenden Augen um den Hals und bat mich, nie mehr davon zu reden ... Sie lebt häuslich und sucht sich zu beschäftigen ... Ihre phantastischen Launen sind verschwunden ... sie weint nicht mehr ohne Grund und nährt sich nicht mehr von Marmelade und Madeira ... Ihre Ansichten gewinnen an Halt und Ruhe ... Und vor allem eins, was ich dir nicht verhehlen will, denn du sollst es wissen, wie glücklich ich bin und — wie unglücklich ich war: sie verschließt mir nicht mehr die Thür."

Durch Leos Brust zuckte ein widriges Gefühl, das er als Scham über das unverdiente Vertrauen deutete und niederkämpfte. Dann brach eine um so reinere Glücksempfindung in seiner Seele durch.

Er holte tief Atem und drückte dem Freunde die Hand.

Seine Angst war sinnlos gewesen.

Dieweil er litt und mit sich rang, hatte, ohne daß er darauf geachtet, sein Programm sich erfüllt.

Vielleicht standen die Sachen gar nicht so schlimm, vielleicht gab es noch Hoffnung — auch für ihn.

XXVI.

Die heilsamen Wirkungen dieses Gesprächs hielten etliche Tage an, dann gingen sie wieder verloren.

Das blinde Vertrauen, das der Freund ihm schenkte, peinigte ihn. So sehr er dessen Argwohn auch gefürchtet hatte, jetzt wäre ein Minus an Zuversicht ihm wie ein Labsal erschienen, denn es hätte sein Verbrechen in die Reihe des Menschenmöglichen gerückt. Unter den Fällen, die Ulrich nach seinen eigenen Worten als sinnlos ausgemerzt, hatte wahrscheinlich auch Leos Liebe zu Felicitas einen Platz gehabt. In dem logischen Schema des Freundes wurde so leicht nichts übersehen, aber die ahnungslose Vornehmheit seines Herzens machte wieder zunichte, was sein Geist scharfsinnig aufgebaut hatte.

Es gab Momente, wo er ihn deswegen haßte. — Hätte Ulrich vor seiner Heirat mehr Mißtrauen besessen, das ganze Unglück wäre ungeschehen geblieben.

Auch die Einkehr und Umkehr Lizzies, die beim ersten Blick so glückverheißend schien, beunruhigte ihn, je mehr er darüber nachdachte. — Wenn es die Wahrheit war, daß sie ihn nicht mehr liebte, woher der mächtige Einfluß, den er von neuem auf sie gewonnen hatte?

Er wagte nicht weiter zu folgern, aber seine Gedanken umschlichen das gefährliche Gebiet, wie wilde Tiere um ein nächtliches Feuer schleichen.

In allen diesen Nöten war die Wirtschaft sein einziger Trost. Er fühlte wohl, daß, wenn es eine Heilung für ihn

gab, nur die Arbeit — die Arbeit bis zum letzten Erschlaffen aller Muskeln, bis an die Grenze des Tothinsinkens — sie ihm bringen konnte. Und von dieser Arbeit gab es für ihn genug.

Der Oktober ist in allen Gegenden, welche die Zuckerrübe bauen, eine schwere Zeit.

Schon die Ernte an Ort und Stelle erheischt die strengste Bewachung, denn die Arbeiter lieben es, um schneller vorwärts zu kommen, die Wurzeln aus dem Boden herauszureißen und zur Befreiung von der anhängenden Erde kräftig aneinander zu schlagen. Zwei Kapitalverbrechen, weil durch die leiseste Verletzung der Zuckerwert der Rübe beeinträchtigt wird.

Noch schwieriger und arbeitsreicher aber ist der Transport zur nächsten Ablieferungsstation, der so schnell als möglich von statten gehen muß.

Was am Tage vorher aus der Erde gezogen, geputzt und auf Wagen geladen ist, wird in frühester Morgenstunde, lange bevor der erste Zwielichtschimmer über die Ebene schleicht, in langsamem Zuge von dannen gefahren, um in Münsterberg verwogen und auf die Bahn gepackt zu werden. Das war ein weiter und anstrengender Weg. Vor allem aber brachte der Transport über den Strom tausenderlei Mühen und jeden Tag aufs neue beklagten Zeitverlust.

Und Leo zögerte nicht, das beschwerliche Amt, den Transport zu geleiten, welches auch die pflichttreuesten Inspektoren gern von sich abzuwälzen pflegen, auf seine eigenen Schultern zu laden. Darob herrschte Spott und Erstaunen im ganzen Kreise, denn es galt als unerhört, einen hohen Gutsherrn morgens gegen sechse an der Wage erscheinen zu sehen.

Das waren schöne und strenge Tage voll maßlos gesteigerten und dennoch befriedigten Pflichtgefühls.

Morgens — fünf Minuten vor drei — pochte die Stange des Wächters an die Fensterlade ... Ein harter Moment — allein was half's? Mit dem Glockenschlage drei mußte die Lade geöffnet sein als Zeichen für den Wächter, der andern-

falls die Verpflichtung hatte, seinen Herrn mit einem Sprühregen kalten Wassers aus den Federn zu scheuchen.

Zwanzig Minuten später saß er im Sattel.

Im Schlosse herrschte Nacht und Schweigen, nur Christian, der es sich trotz seiner hohen Jahre nicht nehmen ließ, seinem gnädigen Herrn den erwärmenden Cognac selber einzuschenken, stand mit Lampe und Tablette in der Hausthür und rief ihm einen zittrigen Guten-Morgenwunsch entgegen.

Dann ging's in scharfem Trabe auf die Felder hinaus, wo die Leute mit fertiger Bespannung schon auf ihn warteten. Ihre Laternen, die aus der Finsternis herüberleuchteten, wiesen ihm den Weg. Ein sonorer Morgengruß, vielstimmig erwidert, — ein rascher Blick die Achsen entlang, — ein wenig Donnerwetter als Zugabe, — denn so gehört sich's in deutschen Landen, wo es keinem Arbeitenden wohl in seiner Haut ist, wenn er sich nicht verfluchen hört — alsdann setzte unter ungeheurem Lärmen, schwerfällig und dennoch adrett, der Wagenzug sich in Bewegung.

Eine halbe Stunde später hielt er in Wengern vor der Fähre.

Wie ein gestaltloses Ungetüm, mit unsichtbarem, tückischem Leben begabt, gähnend und gurgelnd, lag der schwarze Strom in der Finsternis da.

Darüber hin sausten und pfiffen die Winde, selbst wenn auf der Ebene kein Zweig sich rührte.

Die Fähre schwankte — die Pferde wieherten angstvoll — Geschrei und Kommando erschollen durcheinander. — Als müßten sie schnurstracks in die Tiefe hinunterrollen, so rasselten unter Krachen und Poltern die schwerbeladenen Wagen den brüchigen Knütteldamm hinab, in das zitternde Fahrzeug hinein, bis der Schlagbaum des Vorderteils den Pferden Halt gebot, die in ihrer Angst zur Seite wichen und sich ineinander verbeißen wollten.

Zehn Achsen faßte die Fähre, die übrigen mußten warten, bis sie wiederkehrte.

Ein eigentümliches Bangen überschlich Leo ein jedes Mal, wenn das Leitseil sich straffte und die Rollen zu kreischen begannen. Am Ufer hin und her reitend sah er dem Fahrzeug nach. Als glitte es ins Leere hinaus, in den Abgrund hinunter, so wurde es von der Nacht verschlungen. Nur die Laternen zogen leuchtende, zitternde Fäden über die schwarzen Wasser.

Jenseits der Fähre trennte sich der Zug, denn es wäre Zeitverschwendung gewesen, hätte die erste Abteilung die zweite erwarten wollen.

War der letzte Wagen übergesetzt, so begann Leos Fest. Er ließ dem Rappen die Zügel schießen, um den Voraufgefahrenen nachzusprengen. Die von Kälte oder Regen erstarrten Glieder lösten sich wieder, ein prickelndes Gefühl auffrischender Wärme durchströmte den Leib und beflügelte die Gedanken.

Solange das Rennen währte, war alle Not vergessen. Die krampfige Frühmorgenangst — auch eine Erscheinung, die sein robuster Körper früher nicht gekannt hatte — wurde schwächer und verschwand . . . Die erste Lichtahnung, die auf der Erde lag — traumhaft und verheißungsvoll — leuchtete für Momente in seiner Seele wieder.

Mit der Morgenröte fuhr der erste Wagen in Münsterberg ein und nach dem Bahnschuppen zu, in dessen Nähe die große Wage stand. — Eine häßliche Stunde voll Zank und Zahlen verfloß, dann ging's auf den Heimweg. — Und wenn im Schlosse Großmama die Kinder zum Kaffee rief, trat auch Leo — einmal staubig, ein andermal regendurchweicht — unter Sporengeklirr und Hundegebell ins Wohnzimmer und schleuderte mit einem müden „Guten Morgen" die Mütze in den Winkel.

Nun erst begann sein Tagewerk, und wenn er abends in sein Schlafzimmer trat, sank er in seinen Stuhl, wie von einem Streiche gefällt. Oft fand er nicht einmal mehr die Kraft, sich zu entkleiden, und zweimal überraschte ihn die un-

barmherzige Stange, wie er bei räuchernder Lampe mit rotgedrücktem Kopf vor seinem Tische saß.

Für die Besuche in Uhlenfelde blieb wenig Zeit, und Leo fühlte sich glücklich, mit einer triftigen Ausrede davonzukommen.

Doch empfand er es als Unrecht, daß er fortfuhr, ein Alleinsein mit Felicitas zu vermeiden. Sie durfte verlangen, daß er seinem gegebenen Worte nicht untreu wurde. Sie hatte Anspruch auf seine Nähe. Auch an ihm selber zehrte jetzt das Verlangen, sie ohne Ulrichs Zeugenschaft zu sehen und zu sprechen. Er hoffte auf einen günstigen Zufall, wie jener erste es gewesen war, aber jetzt verrechnete er sich nicht mehr. Mit Herzklopfen zählte er die Stunden, in welchen er Ulrich abwesend wußte, und — blieb daheim.

Doch eines Abends, als in Münsterberg der Vorstand der landwirtschaftlichen Vereinigung seine monatliche Sitzung hatte, hielt er sich nicht länger und machte sich, erfüllt von einem gewissen trübseligen Trotze, nach Uhlenfelde auf den Weg.

Es war schon dunkel geworden, als er am jenseitigen Ufer landete. Der Wind wehte rauh. Ihn fror.

Im Vestibül trat ihm die alte Minna entgegen, das Faktotum der verflossenen Liebe, an dessen Zwischenträgerdienste er sich mit Grauen erinnerte.

Sie erklärte ihm unter Knicksen und Blinzeln, das gnädige Frauchen sei nicht wohl, das gnädige Frauchen litte an Herzkrämpfen, aber ihn würde das gnädige Frauchen schon empfangen.

Entwürdigend war die Vertraulichkeit, mit welcher der schmatzende, zahnlose Mund zu ihm emporlächelte, entwürdigend noch mehr, daß er dies Lächeln zurückgab.

Aber man mußte sie warm halten. Sie war ja Mitwisserin.

Zusammenschaudernd — er wußte nicht, ob vor Kälte oder vor Erregung — rannte er zwischen den Pfeilern umher.

Es dauerte lange, ehe die Alte wiederkam.

Gnädiges Frauchen lägen zwar im Bette, aber ließen bitten, ein wenig Geduld zu haben. Sie wolle rasch Toilette machen — ein bißchen nur — bei einem so guten Freunde wären ja Umstände nicht vonnöten.

Leo biß die Zähne zusammen. Wenn sie beliebt hätte, noch deutlicher zu werden, er hätte sich auch das gefallen lassen müssen.

In Lizzies Allerheiligstem brannten zwei mit roter Seidengaze verschleierte Lampen. Auf der Chaiselongue lagen Kissen und Decken unordentlich auseinander geworfen, als hätte man sich soeben in Eile aus ihnen herausgewickelt.

Ein herabgeworfenes Buch stand rittlings auf dem Teppich.

Er hob es auf. Der Titel lautete: „Der goldene Weg zum Guten. Erlebnisse einer Sünderin."

Aufs Geratewohl begann er darin zu lesen. — Ein parfümierter Traktatenstil, in welchem eine Jüngstbekehrte ihre wunderbare Rettung aus sündiger Leidenschaft berichtete, sprang ihm mit koketter Inbrunst entgegen. Ihm war, als sähe er den lächelnden Augenaufschlag, mit welchem die Salonmagdalena den Heiland wie einen neuen Liebhaber ins Netz zu locken suchte, aber ihm, dem Barbaren, der seit der Schulzeit nur Allerschlechtestes gelesen hatte, nötigte auch dies Geschreibsel eine Art widerwilligen Respektes ab.

„So gut sie kann, macht sie Ernst," dachte er und legte das Buch mit Sorgfalt beiseite.

Ja, sie machte Ernst.

Als sie eintrat, gewahrte er sofort die dunklen Leidensringe unter den Augen und die bläulichweiße Färbung ihrer Lippen.

Und doch war sie ihm so schön noch nie erschienen. Sie trug ein lässig malerisches Deshabillé aus blauem Kaschmir, von cremefarbenen Spitzen umrahmt, die sich über dem Busen zu einer duftigen Wolke bauschten. Das Haar, nur wenig frisiert, ringelte sich in ungezählten Löckchen um Stirn und Wangen und wölbte sich über dem Scheitel zu einem locker

gerafften Knoten, den eine goldene Schnur zwiefach umschlang. — Leo erinnerte sich, dergleichen Köpfen in Bildergalerien begegnet zu sein, von goldenen Tönen überhaucht, aus purpurnem Halbdunkel wie aus einem geheimnisvollen Bade emportauchend.

„Du bist leidend?“ rief er, ihr die Hände entgegenstreckend.

„Ich? Wer sagt dir das?“ erwiderte sie mit einem müden Lächeln, indem sie sich in einen Sessel sinken ließ.

„Minna sagte es mir.“

Statt der Antwort hob sie die Augenbrauen empor; dann langte sie mit schlaffer Hand nach einem der Kissen, um sich den Nacken zu stützen.

Sie mußte sich frisch parfümiert haben, denn der penetrante Opoponaxgeruch strömte heute stärker denn je von ihr aus.

Leo spürte sofort das dumpfe Erschlaffen, das ihn jedesmal überfiel, sobald er in diese Atmosphäre geriet. Es begann als ein leiser Druck in den Schläfen, der sich langsam über die Stirn ausbreitete und schließlich den ganzen Kopf wie mit einem eisernen Reifen zu umspannen schien.

Felicitas bettete ihr Gesicht in die Höhlung des aufgestützten Armes und verharrte so regungslos.

„Mein Gott — was fehlt dir?“ forschte er.

Sie hob den Kopf ein wenig und lächelte ihn trostlos an.

„Was mir fehlt, Leo? Ich möchte nicht geboren sein — weiter nichts.“

„Wenigstens ein frommer Wunsch!“ erwiderte er mit einem verfehlten Anlauf zum Spott.

„Der frömmste, lieber Leo, den eine Verworfene haben kann.“

„Nun sag mal, Lizzie,“ mahnte er, „warum tobst du so gegen dich? ... Hat ja keinen Sinn ... Warum bloß?“

„Weil ich bereuen lerne, Leo.“

Ein mattes Aufzucken ging durch sein Gehirn, als wollte er diesem Worte noch ein letztes Mal Opposition machen, aber

er fand nicht mehr die Kraft dazu. — Das Leben, welches er seit zwei Monaten führte, war ja auch nichts weiter als ein vergeblicher Kampf mit Selbstvorwurf und Reue. Die ganze Zerrüttung seines Wesens kam daher.

Er erhob sich schweigend und ging mit unsicheren Schritten in der rötlichen Dämmerung des Kabinetts auf und nieder. Dann trat er neben sie und stützte sich auf den Rand ihres Sessels.

Mit klagendem Augenaufschlag sah sie an ihm empor, dann schmiegte sie aufseufzend das Angesicht gegen seinen Arm.

Er wollte zurückfahren, wagte es aber nicht, denn er mochte ihr nicht zeigen, daß er diese Berührung minder harmlos nahm als sie.

„Leo, ich leide unsäglich!“ flüsterte sie.

Sacht zog er den Arm von ihr fort und setzte sich ihr gegenüber.

„Und das ganze Glück, das du Ulrich bereitest,“ fragte er, „ist wieder nichts wie Täuschung?“

„Verlangst du etwa von mir, daß es Wahrheit sei?“ fragte sie zurück.

„Zu verlangen hab' ich nichts ... Ich will bloß ... ich ...“ Er konnte nicht weiter. — Seine Gedanken arbeiteten schwerfällig. — Er wußte nur, daß ihre erstaunte, entrüstete Frage ihn nicht so unzufrieden machte, wie es von Rechts wegen hätte sein müssen.

„Das Versprechen, das ich dir gab,“ fuhr sie fort, „hab' ich redlich gehalten ... Ich versuche die Hausfrau zu sein, die seiner würdig ist ... Und die Gattin, die ihn nichts entbehren läßt ... Die Buße, die ich mir auferlege, ist entsetzlich ... Ich leide Qualen, wie sie kein Mann zu ermessen vermag.“

„Und glaubst du, daß ich etwa auf Rosen gebettet bin?“ entgegnete er.

„O du! Was willst du!“

Da brach er los.

„Ich? ... Ach Weib, was weißt du von dem, was ich aushalte. — Ich quäl' mich ab ... Ich komm' mir vor wie schmutzig am ganzen Leib ... Ich wag' keinem ehrlichen Menschen mehr ins Gesicht zu sehn ... Mir ist, als zeigt jeder mit Fingern auf mich ... Wenn das so weiter geht, verlier' ich den Verstand ... Ist das nicht genug?"

Sie ließ das Auge wißbegierig auf ihm ruhen. — Etwas wie verstohlene Freude flimmerte darin, denn seit jenem fernen, fernen „Damals" hatte er ihr so vertrauensvoll sein Innerstes nicht mehr geöffnet.

„Kann ich dir helfen?" flüsterte sie, die Hände faltend.

Er lachte grell auf.

„O bitte, Leo!"

„Laß das!" entgegnete er. „Jede Hilfe von deiner Seite wär' nichts wie ein neues Verbrechen ... Und wie sollst du auch? ... Mir kann nur einer helfen, — das ist Ulrich ..."

„Um Jesu willen!" schrie sie auf. „Du willst doch nicht ..."

„Ruhig, ruhig!" erwiderte er, „ich weiß schon, was ich dir schuldig bin. Wir beide sind zusammengekoppelt ... Wir werden schon den Mund halten ... Das versteht sich von selbst."

Eine Pause entstand. Dann fragte Felicitas mit zitternder Stimme: „Kannst du beten, Leo?"

Erschrocken sah er sie an.

„Ja wohl — beten ... Wer das kann, der hat's gut ... Aber ich schleich' mich an meinem Herrgott vorbei, wie mein Leo sich an mir vorbeischleicht, wenn er ein Huhn zerrissen hat."

„Du solltest es doch versuchen," sagte sie mit ihrem frömmsten Gesicht. „Bei mir hat es in letzter Zeit Wunder gethan. Ich vertraue meine Sehnsucht der Barmherzigkeit des Heilands an und —"

„Sehnsucht? ... Wonach Sehnsucht?" fragte er.

Sie lächelte verwirrt. „Nein, wirklich," wiederholte sie dann, „du solltest beten."

„Hm!"

„Vielleicht führt uns Gott der Herr nur deshalb durch diese Prüfung, um unsre Treue um so herrlicher strahlen zu lassen. Vielleicht gehört es mit zu seiner Heilsordnung —“

Er stutzte. „Sag 'mal,“ fuhr er ihr ins Wort, „warst du etwa bei Brenckenberg?“

„Um Gottes willen,“ rief sie, „vor dem hab' ich Angst!“

„Oder vielleicht bei Johanna?“

„Nein,“ erwiderte sie errötend. „Johanna ... weißt du ... war bei mir.“

„Aha!“

„O sei nicht hart! Ich segne die Stunde, die mich in ihre Arme führte, denn sie hat mir den Weg zum Kreuze gezeigt.“

„Wie oft war sie hier?“

„Dreimal.“

„Und da hast du dich ihr auf Gnad' und Ungnad' übergeben?“

Sie schüttelte lächelnd den Kopf. „Das thät' ich nur mit einem,“ sagte sie. „Es gibt doch wohl noch manches zu verschweigen ... Aber sie hat mir unendlich wohlgethan.“

Er starrte nachdenklich vor sich hin.

Sie erhob sich und näherte sich seinem Sitze.

„Weißt du, Leo,“ sagte sie mit einem träumerischen Lächeln, „es wäre so schön, wenn wir zusammen beteten.“

„Wie meinst du das?“

Sie wurde verlegen. „Ich meine, wenn wir unsre Not gemeinschaftlich — —“

„Hm! ... glaubst du, das wäre wirksamer?“

Sie seufzte. „Es wäre doch so schön,“ flüsterte sie.

„Wie denkst du dir so was?“ fragte er. „Sollen wir uns wohl nebeneinander auf den Teppich knieen?“

Sie lächelte und wurde noch röter. „Du bist ein Heide,“ schmollte sie, sich niedersetzend, „und spottest über das Heiligste.“

„Sei unbesorgt, liebes Kind,“ erwiderte er ernst, „mir ist die Lust zum Spotten längst vergangen.“

„So bete wenigstens für mich — wie ich für dich bete.“

„Thust du das?“ fragte er, während ein Gefühl von Dankbarkeit sich matt in ihm regte.

Sie nickte verschämt und sah in den Schoß. „Es ist das Beste, was ich habe,“ flüsterte sie.

Aufs neue wurde es still.

Ihre Blicke trafen sich und blieben ineinander ruhen.

Ein süßes, verschwiegenes Mitleid wogte wie ein geheimnisvolles Fluidum zwischen ihnen hin und her. — In diesem Augenblicke drückten die Ketten nicht, von denen Leo gesprochen hatte.

Beider Gedanken wanderten in die Vergangenheit zurück.

„Wir sind zu glücklich gewesen,“ hauchte Felicitas, „darum müssen wir so viel leiden.“

Er antwortete nicht. Nach Männerart hatte er weniger Dankbarkeit für das genossene Liebesglück bewahrt als sie.

Sie wurde mißtrauisch. „Oder warst du es etwa nicht?“ fragte sie.

Er nickte halb widerwillig, alten Erinnerungen anheimgefallen.

Sie sah ihn mit starren Augen an, die gerungenen Hände vor die Stirn gepreßt. „Warum hat es nur so kommen müssen?“ flüsterte sie. „Warum konnten wir nicht stark sein und der Versuchung widerstehn?“

„Warum? ... Da gibt es kein warum ... jung und heiß und dumm waren wir und dachten nicht an das Ende ... Ich für mein Teil bin mir wunder wie forsch vorgekommen und hätte aller Welt zurufen mögen: Seht, was ich für ein verfluchter Kerl bin — ich hab' ein Verhältnis mit einer Dame, mit einer verheirateten Frau!“

„Aber anfangs war es doch nicht so?“ forschte sie.

„Wie — anfangs?“

„Als du — gerade erst — meine Liebe — kanntest?“

„Als — — — Ah, du meinst nach jener Nacht?“

„Hast du sie noch in Erinnerung behalten?“ fragte sie, sich weit zu ihm hinüberlehnend. Auf ihren Wangen brannten die rosigen Flämmchen, ihr Blick verschwamm in Träumerei.

„Wie soll man so was vergessen?“ erwiderte er, stirnrunzelnd und lächelnd zugleich. „Man hat ja sein Lebtag dran zu tragen.“

„Und — als — du damals — nach Hause rittest, was dachtest du eigentlich?“

„Du fragst mich immer, was ich dachte,“ erwiderte er, während die Bilder jener Stunde ihm den Kopf erhitzten. „Ich ritt und ritt und war wie betrunken ... Jeden Moment glaubt' ich, ich würd' aus dem Sattel fallen ... Und als ich auf meinen Wiesen war, ließ ich den Braunen halten ... Du weißt, es war noch der alte Braune damals mit den weißen Füßen ... Ich band ihn an einen Weidenknorren und warf mich ins Gras ... Es war wohl so zwei Uhr ... und sehr schwül trotz der Nachtzeit ... Ein Stück Morgenrot stand schon am Himmel ... Da hab' ich denn gelegen und mich immerzu gefragt: Ist das möglich? Kannst du das wirklich erlebt haben? Gibt es solche Stunden auf Erden? ... man war ja eben noch verflucht jung damals ... Und der Braune hat an den Weiden geknabbert ... Und ringsum lag das frischgemähte Heu ... Das benahm einem ganz den Kopf ... Kurz — es war zum Verrücktwerden!“

Ein matter Aufschrei kam aus ihrem Munde. Sie hatte den Kopf über die Lehne des Sessels zurückgeworfen ... die blauen Adern an ihrem Halse quollen hervor ... ihr Busen arbeitete schwer ... beide Hände auf das Herz gepreßt, lag sie da und rang nach Luft.

„Was hast du?“ fragte er besorgt, denn er fürchtete eine Wiederkehr jener Scene.

„Nichts — nichts ... das dumme Herz ... Weiter nichts!“

„Darf ich dir irgend etwas holen?“

„Ich danke ... Es wird ... schon wieder ... gut.“

Sie richtete sich auf und sah in der Absicht, ihn zu beruhigen, mit einem leeren Lächeln über ihn hinweg.

Dann begann sie wie im Traum vor sich hin zu reden:

„Und ich ... ich seh' es auch noch alles vor mir ... als du gegangen warst ... trat ich ans Fenster ... und horchte — wie du im Garten herumtapptest ... vom Zaun her hat dein Pferd gewiehert — das sah dich wohl kommen ... und dann gab's noch ein paar leise Hufschläge ... und dann wurd's still ...

„Hattest du da keine Gewissensbisse?“ fragte er.

Sie schüttelte mit seligem Lachen den Kopf, so daß die Locken und Löckchen ihr Hals und Wangen peitschten. Dann sich besinnend, wie ernst diese Frage war, zog sie die Brauen herunter und griff mit beiden Händen nach ihren Schläfen.

„Damals,“ sagte sie dumpf, „hatt' ich ja keine Ahnung, was Gewissen heißt ... damals ließ ich mich jubelnd tragen von dem sündigen Glück, ohne zu bedenken, daß es mich zum Abgrunde hintrug. Damals hab' ich mir in Weh und Wonne das Kleid vom Leibe gerissen —“

Erschrocken hielt sie inne. Ihre Finger, die nach der Kehle tasteten, hatten in die Spitzenwolke hineingegriffen. Mit einem feinen, langgezogenen Ton riß etwas in dem zarten Gewebe.

Verblüfft lächelnd sah sie ihn an. Dann wandte sie die Situation ins Komische hinüber.

„Das kommt davon,“ scherzte sie, „es sind echte Brabanter.“

Mit zierlichem Handgriff knotete sie die Enden wieder zusammen.

„Ist es so gut?“ fragte sie dann.

Er antwortete nicht.

Ein neues Schweigen senkte sich lähmend auf die beiden hernieder. Ihre Blicke glitten aneinander vorbei, als ob sie sich nicht mehr zu begegnen wagten.

Sie mit glutübergossenen Wangen fixierte die Spitze ihres türkischen Pantoffels, der mit seinen goldenen Arabesken unter dem Saume des blauen Kaschmirkleides hervorleuchtete, er, an seinem Barte nagend, starrte zur Decke empor.

Das Oel in den beiden Lampen surrte und brodelte. An den Fenstern strich der Wind mit mattem Geflüster vorüber. Die Pendüle tickte melodisch. Es war ein Klang, wie wenn in regelmäßigen Intervallen ein Regentropfen auf eine Harfensaite fällt. —

Leo fühlte einen ohnmächtigen Zorn in sich gären. Er wollte sich regen, aber er vermochte es nicht. — Und endlich gab er sich einen Ruck, um seine Mannheit zurückzugewinnen.

„Was wühlen wir in der Vergangenheit herum?" fragte er aufspringend, „zu was Gutem kann das doch nicht führen."

„Es hilft uns den Jammer der Gegenwart vergessen," erwiderte sie. „Ist das nicht Gutes genug?"

Er widersprach nicht und wandte sich zum Gehen.

Beim Abschiede erfaßte er sie, von plötzlicher Wut gepackt, schüttelte sie hin und her, und seine Finger in das elastische Fleisch ihrer Oberarme bohrend, murmelte er zu ihr nieder:

„Du hast recht. — Wir wollen beten." —

XXVII.

Im Pfarrhause fand der hereinbrechende Winter alles beim alten.

Dem Kandidaten war es trotz mannigfacher Eroberungszüge nicht gelungen, das Geld für die Fortsetzung seiner Studien aufzutreiben. Darum bereitete er sich in Ruhe darauf vor, das kommende Wintersemester im Elternhause zu verleben.

Er beschloß, die reichlichen Mußestunden, welche die nächste Zeit versprach, zu einer endgültigen Beschlußfassung über den künftigen Lebensweg zu verwenden und sodann ein epochemachendes Werk zu schreiben, das ihn auf den Gipfel der Berühmtheit zu heben im stande war. — Dasselbe sollte, wenn möglich, einen wissenschaftlichen Charakter tragen und den wirr umherwogenden Ideen der modernen Zeit Gestalt und Richtung geben.

Auch die staatsmännische Carriere lag offen da. Man setzte sich auf die Hosen und schrieb einige reformatorische Broschüren über die Prostitution oder die Duellfrage oder das Judentum auf der Universität — kurz, über Materien, die man beherrschte, ließ sich daraufhin in den Reichstag wählen; — und zeigte das Ministerium sich noch immer nicht willig, mit einer Anstellung herauszurücken, so begann man ihm Opposition zu machen, — nicht jene hämische Kastratenopposition des untergehenden Liberalismus, nein, jenen flammenden Lassalleschen Widerstand, welcher den Stempel

des Genius auf der Stirne trägt und daneben zu Liebesabenteuern Zeit läßt.

Alles in allem: Oswald Stein hatte es leichter gehabt. — Damals wußte man als Stürmer und Dränger, was man mit sich beginnen sollte. Man ging auf die Barrikaden, bahnte der Freiheit eine Gasse und ließ sich dabei von den Schergen der Tyrannen niedermetzeln ... Aber seit siebzig gab es keine Tyrannen. Auch machte man keine Revolutionen mehr. Das war nicht gentlemanlike und durchaus unmodern.

Den einzigen Trost in diesem Chaos schwankender Gefühle bot die Liebe dar.

Denn Kurt liebte und wurde geliebt.

Dies beseligende Bewußtsein war ihm geworden durch ein goldberändertes Briefchen, mit einer Rosenknospe zugeklebt, wie sie in den Papeterien sehr junger Damen zu Hause ist. — Es war eines Tages gegen Ende September durch den Gänsejungen des Vorwerks abgegeben worden und hatte folgendermaßen gelautet:

Lieber Herr Kandidat!

Das Lied von den lächelnden Sternen, welches Sie mir gewidmet haben, ist ganz reizend. Aber leider hat mein Bruder es mir fortgenommen, noch ehe es in meine Hände gekommen ist. Vor meinem Bruder möchte ich Sie überhaupt warnen, denn er ist sehr böse auf Sie. Und ich fürchte sogar, er wird Sie fordern. — Das wäre zu entsetzlich, davon würde ich den Tod haben. Ich bitte Sie darum, mir keine Gedichte mehr zu schicken, wenn sie auch noch so schön sind, oder wenn Sie mir doch welche schicken wollen, bitte ich Sie, dieselben nicht nach Halewitz zu senden. — Aber auf dem Wege zwischen Halewitz und Wengern sind mehrere Steine, welche mit Ziffern bezeichnet sind und zur Vermessung dienen. Derjenige Stein, welchen ich meine, trägt die Ziffer 2,4. Hinter diesem Stein bitte ich Sie das Gedicht in die Erde zu graben und zum Zeichen, daß Sie es vergraben haben, zwei kleine Aestchen in Form eines Kreuzes

vor dem Stein in die Erde zu stecken. Dann weiß ich es schon, wenn ich vorüberkomme. Und ich bitte Sie, dieses Geheimnis mit in das Grab zu nehmen, denn ich bin auf das strengste bewacht. Selbst Hertha paßt immer auf, was ich thue. Ach, es ist zu furchtbar! Es grüßt Sie hochachtungsvoll ergebenst

Ihre

E. v. S.

P. S. Ach, bitte, recht bald.

Von diesem Tage an hatte sich zwischen Elly und dem Kandidaten ein lebhafter Briefwechsel entwickelt, der teils in Versen, teils in Prosa geführt wurde und an Inbrunst und Feuer alsbald nichts zu wünschen übrig ließ.

Kurts Selbstbewußtsein fühlte sich dadurch aufs mächtigste gehoben.

Oswald Stein hatte nun nichts mehr vor ihm voraus. Falls Melitta — oder vielmehr Felicitas — in ihrem Schmollen verharrte, so blieb ihm wenigstens die kleine, blonde Kröte — wie hieß sie doch gleich? — die so toll hinter Oswald her war und die im vorliegenden Falle auf den Namen „Elly" hörte. —

Deren verliebtes Geschreibsel bot Zeitvertreib genug. Es wechselte zwischen poetischen Ergüssen, wie man sie in Gedichtbüchern findet, und drolligen Ausbrüchen der Herzensangst. „Myrtenhaine," „Nachtigallenlieder" und „lichtere Sphären" waren nicht weniger darin zu finden, wie Gewissensqual, Selbstmord und Verzweiflung. Zweimal schon hatte sie ihn angefleht, dem Briefwechsel ein Ende zu machen, sie frei zu geben und dergleichen, — aber schließlich hatte sich immer wieder eine neue Botschaft hinter dem Steine vorgefunden.

Kurt hatte reichlich zu thun, um zu trösten, zu beruhigen und auf die sonnigen Zeiten dereinstiger Vereinigung hinzuweisen.

Im Ernste freilich glaubte er nicht daran. Daß der rohe Krautjunker ihm das kaum erblühte Schwesterlein nicht gutwillig in den Arm legen würde, war selbstverständlich,

sich aber mit einer hoffnungslosen Brautschaft zu behängen, ziemte sich nicht für einen Mann von seinem Talent und seiner Zukunft. Es gab der Schwierigkeiten schon ohnehin genug. —

Der Vater, dem wohl von irgend jemandem ein Floh ins Ohr gesetzt sein mochte, begann das beschauliche Dasein seines Sohnes mit scheelen Augen anzusehen, — und die zarten Andeutungen, betreffend die „Lilien auf dem Felde" und den „unerschöpflichen Suppenlöffel", mehrten sich in unbehaglicher Weise.

Eines Tages, um die Mitte des Monats Oktober, platzte die Bombe. —

Kurt, der bis elf Uhr geruht hatte und kurz vor dem Mittagessen einen kleinen Imbiß zu sich nahm — bestehend aus Schinken, Spickaal, kaltem Kalbsbraten, kalten Bratkartoffeln, kaltem Rührei und allerhand sonstigen kalten Sachen, die man im Speiseschrank bei flüchtiger Durchsicht wohl findet — sah sich in seinem Geschäfte plötzlich von dem Alten gestört, der ihm die Hand auf die Gabel legte und ihn fragte, ob er es zeitlebens als seinen Beruf betrachten wolle, alle noch irgend genießbaren Reste des Hauses wegzuessen. —

Kurt nahm die Miene eines beleidigten Fürsten an. „Der Mensch muß leben," erwiderte er mit seiner ganzen Vornehmheit, „oder willst du mir damit etwa andeuten — —?"

„Komm mal mit ins Studierzimmer," unterbrach ihn der Alte.

„Bitte," sagte Kurt, sich den Mund wischend, „du bist mein Vater. Du hast zu befehlen." — Und er winkte ihm mit der Hand, zum Zeichen, daß er ihm gerne den Vortritt lasse.

„Wir wollen mal deutsch miteinander reden, mein Jungchen," begann der Alte, sich in seinem zerrissenen Polsterstuhle niederlassend, „du bist der verfluchteste Bengel, der mir mein Lebtag vorgekommen ist . . . Du säufst wie ein Loch,

schwadronierst wie ein Mistfink und renommierst wie 'ne Flaggenstange ... Das ist alles sehr schön und gut und du gefällst mir ausnehmend ... Aber meinst du, daß du so in infinitum weiterbummeln kannst?"

Kurt bezwang mühsam seine Entrüstung. „Ich verstehe nicht, Vater," sagte er, „wie du so etwas bummeln nennen kannst? Solche Zeiten scheinbar thatenlosen Wachsens und Gedeihens sind uns Menschen ebenso vonnöten wie der Saat der Winterschlaf. Während ich scheinbar faulenze, arbeite ich unaufhörlich an meiner Individualität. Ich bilde mein Menschentum heraus. Ich lasse meine Persönlichkeit ausreifen. — Das gilt mehr, als alle Buchgelehrsamkeit."

„So ist's recht, mein Sohn," erwiderte der Alte, „laß dich nicht verblüffen. Nur hübsch frech; das übrige findet sich. Aber ich will dir mal was sagen: die Welt ist groß. Reife gefälligst deine Persönlichkeit wo anders aus, suche dir einen andern Trockenplatz für deine feuchten Ohren."

„Aber mit Vergnügen, Papa!" erwiderte Kurt, „sobald ich nur das nötige Kleingeld habe." —

„Hättest du das Honorar, das dir der Baron von Kletzingk vor zwei Monaten gab, nicht sofort verjucht, du Schlingel, so würdest du jetzt für das halbe Semester zu leben haben. Du weißt, von mir hast du keinen Groschen zu erwarten. Sieh zu, wo du das Geld herkriegst, aber in acht Tagen wirst du das Feld geräumt haben." —

„Es ist gut," erwiderte Kurt mit Würde, indem er sich erhob, „mein Urteil ist gesprochen, ich werde also auf der Landstraße zu Grunde gehen. — Wie schade nur, daß gerade jetzt, wo meine Natur einen neuen großen Aufschwung nimmt, wo ich ungeahnte Quellen von Energie in meinem Innern fühle ... gut ... reden wir nicht mehr davon. Das Vaterhaus verschließt seine Pforten vor mir — und mit Recht. Deine Langmut ist grenzenlos gewesen, Vater ... ich danke dir ... Ich werde sofort versuchen, mir einiges Geld zu besorgen. Lebe wohl." —

Und er ging.

Mit einem Kopfschütteln sah der Alte hinter ihm drein. „Was für ein Schlingel!“ sagte er voll Bewunderung. „Ich bin genau so gewesen.“ —

Von Bitterkeit erfüllt, schritt Kurt zum Giebelzimmer empor und legte sich zuerst ein wenig übers Bett, um daselbst über seine Lage nachzudenken und gleichzeitig das Mittagessen abzuwarten. —

Es gab gebackenen Schinken mit Klößen, ein Gericht, das man in keiner Universitätsstadt so vorzüglich zuzubereiten verstand, wie im Elternhause. — Schade nur, daß der Schinken bald ein Ende nahm, und daß der Vater erklärte, man werde demnächst einen Esser weniger bei Tische haben!

Nachdem Kurt ein wenig geruht hatte, begab er sich auf den Weg nach den umliegenden Gütern, um daselbst wegen der nötigen Gelder Nachfrage zu halten. —

„Wie brutal,“ dachte er, „ist doch das menschliche Leben, daß man sich durch elende Geldsorgen aus seinen Träumen aufscheuchen lassen muß.“ —

Und während er auf der regendurchweichten Landstraße dahinschritt, wurde er sich immer mehr darüber klar, daß der Pessimismus als die einzig menschenwürdige Lebensanschauung zu betrachten sei.

Er beschloß, seine Ansichten in einem großen Werke niederzulegen, welches entweder in der Form des „Childe Harold“ oder der „Philosophie des Unbewußten“ gehalten sein sollte. —

Am Himmel rasten die grauen Wolken dahin, die Winde pfiffen über den Sturzacker — Raben flatterten unheilkrächzend über Düngerhügeln. Alles war groß und düster wie die Stimmung seiner Seele.

Der Erfolg des heutigen Kriegszuges bestand in einem Zehnmarkstück — entliehen von einem auf Ellernthal neuangestellten Inspektor — einem gleichfalls entliehenen Zolaschen Romane und einem Katzenjammer.

Der zweite Tag brachte nicht mehr, und am dritten wurde er sich klar, daß sein Kredit auf zehn Meilen in der Runde bis zur Neige erschöpft war.

Da übermannte ihn die Trostlosigkeit so ganz, daß er beschloß, sich demnächst das Leben zu nehmen.

An demselben Tage erhielt er ein goldgerändertes Briefchen, welches mit Ellys Botschaften eine gewisse Familienähnlichkeit aufwies, nur daß die Rosenknospe fehlte.

Die Unterschrift lautete: Hertha von Prachwitz.

„Sollte auch sie —?“ dachte er, und ein unnennbares Glücksgefühl durchströmte seine Adern.

Hertha begehrte in einer dringenden Angelegenheit ihn zehn Minuten lang zu sprechen, und bestimmte als Ort des Rendezvous den herrschaftlichen Kirchhof zu Wengern, als Zeit die sechste Abendstunde.

„Diese dringenden Angelegenheiten kennt man,“ dachte er und drehte lächelnd seinen Schnurrbart. — Wie dem auch sein mochte, wer von Komtessen zum Stelldichein geladen wird, mit dem kann es gar so schlimm noch nicht bestellt sein. —

Um etwaige Späherblicke über seine Spur zu täuschen, trat er gegen Abend einen längeren Spaziergang an, von dem er unbemerkt zurückzukehren suchte, denn der Kirchhof lag nur wenige Schritte vom Pfarrhause entfernt.

Als er mit dem sechsten Glockenschlage um den Kirchengiebel bog, sah er in der späten Dämmerung Herthas Gestalt dunkel auf einem Grabstein hocken.

Sein Herz schlug ungestüm in wonniger Verheißung; den Hut in der Hand, trat er an sie heran. — Welch ein fascinierender Reiz muß meiner Persönlichkeit innewohnen, dachte er, wenn sie selbst diesen hochmütigen Racker unterzukriegen vermag.

Hertha schoß in die Höhe. Sie trug ihren alten, grauen Regenmantel und hatte dessen Kapuze über den Kopf gestreift und unter dem Kinn zusammengebunden.

Sie war in arger Aufregung. Ihre Hände umklammerten das Grabgitter. Ihre Augen blitzten durch das Dunkel.

„Sie werden diesen Schritt befremdlich finden, Herr Kandidat," sagte sie, und ihre Stimme zitterte.

„O, nicht im mindesten!" versicherte er mit einer galanten Verbeugung.

„Für gewöhnlich," fuhr sie fort, „geben sich junge Mädchen, wie ich, keine Rendezvous mit Leuten —"

Sie stockte. Es lag etwas in ihrem Tone, was ihn stutzig machte. Fast schien es, als hätte sie sagen wollen: „Mit Leuten Ihres Schlages."

„Na warte," dachte er, „dich werd' ich schon klein kriegen."

„Aber die Dummheiten, zu denen Sie meine Cousine verleitet haben," fuhr sie fort, „zwingen mich, mal ein sehr ernstes Wort mit Ihnen zu reden."

Kurt hatte die Empfindung eines kalten Wassersturzes. — Darauf also lief's hinaus: Elly hatte geschwatzt, und Hertha, ob eifersüchtig oder nicht, versuchte ihm Schwierigkeiten in den Weg zu legen.

„Verzeihung, Komteß!" sagte er, indem er mit Würde und Nachsicht die Hand gegen sie erhob. „Dies sind Dinge durchaus intimer Natur. Ich weiß nicht, wie weit und durch welche Mittel Sie die Vertraute Ihres Fräulein Cousine geworden sind, ich selbst schmeichle mir leider nicht, Ihr Vertrauen zu besitzen, und daher gestatten Sie —"

Er lüftete den Hut, als wollte er der Unterredung ein Ende machen.

„Hören Sie mal, Herr Kandidat," sagte Hertha, und der Zorn sprühte ihr aus den Augen, „wenn Sie mir so kommen, geht's Ihnen schlecht."

„Sie belieben in Rätseln zu sprechen," erwiderte er mit einem Lächeln.

„Ich werd' mich so deutlich ausdrücken, daß Sie Ihr Vergnügen daran haben sollen," sagte Hertha. „Ich bin hierhergelaufen — heimlich und unter großen Gefahren — und

Sie wollen mich stehen lassen, wie einen dummen Jungen? — Das probieren Sie gefälligst nicht wieder."

Er bat als Kavalier um Vergebung und wartete der Dinge, die da kommen sollten.

„Also, was wollen Sie eigentlich von meiner Cousine?" fragte Hertha, indem sie ihn vom Wirbel bis zur Zehe maß.

„Ich liebe Fräulein Elly!" entgegnete er, „und werde jeden zerschmettern, der sich dieser Liebe in den Weg stellt ..."

„Herr Kandidat, bitte, seien Sie doch nicht so frech," erwiderte Hertha; „es glaubt Ihnen ja doch keiner."

„O, man wird schon lernen, mir zu glauben," sagte er. „Wenn zwei junge Herzen sich lieben, wer will es dann wagen, sie zu trennen?"

Hertha zuckte die Achseln. „Elly liebt Sie ja gar nicht, Herr Kandidat," sagte sie.

„Nun, da hätte ich wohl Beweise vom Gegenteil," erwiderte er mit einer höflichen Verneigung.

„Ach, Sie meinen wegen der dummen Briefe?" fragte Hertha. „Hätte sie nur nicht hinter meinem Rücken damit angefangen, ich würde Ihnen schon längst Bescheid gesagt haben. Aber gestern ist sie gekommen und hat mich angefleht: ‚Errette mich, errette mich!' Und ich werde sie erretten, Herr Kandidat, und wenn es mein Leben kostet."

„Ja, wovor denn, wenn ich fragen darf, Komteß?"

„Vor Ihnen, Herr Kandidat! Denn sie hat Sie gebeten, mehr als einmal: ‚Lassen Sie mich in Ruh — ich hab' Angst vor Ihnen' ... Aber Sie haben nicht nachgelassen, sie mit Ihren verrückten Briefen zu bombardieren. Und Versen und allerhand Redensarten. Und die Verse haben Sie gar nicht mal selbst gemacht, und die Redensarten sind gelogen. So, da haben Sie meine Meinung, Herr Kandidat."

Kurt biß sich auf den Schnurrbart. Eine zwiefache Niederlage erschien drohend am Horizont. Aber so leicht gab er die Schlacht nicht verloren.

„Meine gute Lebensart verbietet mir," entgegnete er, „einer Dame in ähnlichem Tone zu antworten, wie Sie ihn mir gegenüber anzuwenden beliebten. Aber gestatten Sie mir die Frage: Wenn Ihr Fräulein Cousine mich so verabscheuenswert und meine Briefe so verrückt gefunden hat, warum hat sie sich herabgelassen, mich zu einem Briefwechsel einzuladen, und warum hat sie bis zum heutigen Tage nicht verschmäht, mir zu antworten?"

Hertha biß sich auf die Lippen. Ellys Dummheiten zu verteidigen, war keine leichte Aufgabe.

Ein Schweigen entstand. — Der Herbstwind wühlte in den Lärchenkronen. Feine, zarte Regenschauer kamen prickelnd mit jedem Stoße dahergezogen.

Hertha kam sich unsäglich dumm und albern vor. — Am liebsten hätte sie dem jungen Herrn, der in geziertlässiger Haltung sich vor ihr blähte und krampfhaft bemüht war, den vollendeten Kavalier zu spielen, ihre Reitgerte um die Ohren geschlagen, aber die war nicht zur Hand und hätte wohl auch kaum die geeigneten Dienste gethan.

„Sie antworten mir nicht?" fragte triumphierend Kurt Brenckenberg. „Ich werde mir erlauben, daraus meine Folgerungen zu ziehen."

„Ach Gott, Herr Kandidat," sagte Hertha und zog verächtlich die Schultern hoch, „wenn Sie glauben, ich werde mich mit Ihnen in einen Disput einlassen! ... Elly hat nicht die Erfahrungen vom Leben, die ich habe. Elly ist noch ein dummes Ding, und ganz schlecht war es darum von Ihnen, ihre Dummheit auszunutzen. Sie hat geglaubt, sie muß Ihnen antworten. Das ist die ganze Geschichte. Und nun will ich Ihnen was sagen: Wenn Sie sich noch einmal erlauben, ihr zu nahe zu kommen — oder Briefe an sie zu schreiben — oder im Park Lieder zu singen — oder dergleichen, dann erzähl' ich alles ihrem Bruder ... Und der wird Ihnen dann schon klar machen, was Sie zu thun und zu lassen haben. — Guten Abend, Herr Kandidat."

Sie raffte ihre Röcke zusammen und schritt an ihm vorbei, während die falben Blätter hinter ihr her stoben.

Lange starrte Kurt Brenckenberg ihr nach. Die dunkle, schlanke Mädchengestalt zeichnete sich für einen Augenblick in malerischen Linien am schwefelgelben Abendhimmel ab und verschwand dann jenseits des Kirchhofswalles.

„Es ist doch ein Hundeleben!“ murmelte er. „Endlich denkt man, man hat was fürs Herz — und nun ist es wieder nichts.“

Er setzte sich auf den Rand eines Grabes und brütete vor sich hin. Der Wind heulte um ihn herum; wie Herbstgespenster wirbelten die dürren Blätter vor ihm nieder.

Er dachte an Ruhm, Heldentod, Liebesraserei und die Vergänglichkeit alles Irdischen.

„Hat der Mensch kein Geld, ist der Mensch schon halb gestorben,“ citierte er traurig und stand auf — denn die Abendbrotszeit nahte.

XXVIII.

Eines Nachmittags kam Ulrich mit der Nachricht nach Halewitz geritten, daß für die dritte Woche des November der Reichstag einberufen sei.

Leo erschrak, denn das bedeutete nichts weniger, als daß er binnen zehn Tagen mit Felicitas allein gelassen sein würde. Er fühlte in allen Gliedern den Stoß, der ihn eine Strecke weiter dem unbekannten Verhängnis entgegentrieb.

Ihm war, als müßte er Ulrichs Hände ergreifen und ihm in die Ohren schreien: „Wenn dir unser beider Leben lieb ist, so bleibe hier."

Und diese Stimmung verließ ihn nicht mehr, bis etliche Tage später der Freund mit einem verwunderlichen Vorschlage an ihn herantrat.

„Felicitas hat mich gebeten," sagte er mit seinem freundlich-stillen Schmunzeln, in welchem Herzensgüte die Ueberlegenheit zu Schanden machte, „bei dir der Fürsprecher zu sein für einen Wunsch, den sie schon lange auf dem Herzen trägt. Uebrigens teilt ihn auch deine Schwester Johanna. — Beide wollen, daß unsre Familien sich zusammenthun, um am Tage vor meiner Abreise gemeinsam zum heiligen Abendmahl zu gehn."

Leo empfand eine jähe Freude. Ihm war, als ob aus den Wolken sich eine Hand ausstreckte, um ihn in dem Wirbelsturme, der ihn herumriß, Halt und Anker zu sein.

Diese Feier war eine Schutzwehr gegen die bangen

Stunden des Alleinseins mit ihr, sie war die höchste Weihe seines reineren Willens.

„Und wie denkst du darüber, Uli?“ fragte er, mühsam seine Freude bemeisternd.

„Ich für mein Teil schätze und suche jede Stimmung,“ erwiderte lächelnd der Freund, „die mich aus dem flachen Werkeltagsempfinden heraushebt. — Wär' meine Pumpmaschine in Ordnung, so würd' ich gern auf Höhen klettern, um weitere Ueberschau zu haben. Solch eine Ueberschau über Gewordenes und Werdendes gibt die Abendmahlsstimmung. Ich hab' in diesem Winter schwere Dinge vor — ich steh' allein in meiner Fraktion und muß den Plänen meiner Freunde Opposition machen — es thut mir gut, vorher nach Golgatha zu gehn, um mich zu prüfen, ob ich's darf.“

„Wie himmelhoch steht er über mir,“ dachte Leo. „Er lebt in der Welt seiner Ideen und ahnt nicht, mit was für einem Schmutzpack von Gedanken man sich herumprügeln kann.“

Es blieb noch zu entscheiden, welche Kirche zu wählen sei.

Daß Felicitas lieber gestorben wäre, als mit ihm zusammen vor das finstere Rächerantlitz Brenckenbergs zu treten, war Leo zweifellos, und er selber würde diesen Schritt nicht übers Herz gebracht haben. Die Angst vor den drohenden Anspielungen des Mitwissers hätte seine ganze Andacht zu nichte gemacht. — Auch das nachbarliche Kirchspiel, in welchem Uhlenfelde eingepfarrt war, mußte vermieden werden, denn dadurch wäre Brenckenberg aufs heftigste erzürnt worden.

Darum einigte man sich, ein neutrales Gebiet zu wählen und nach Münsterberg zum Superintendenten Fürbringer hinüberzufahren, der wegen seiner milden, hilfbereiten Gesinnung im Kreise sehr beliebt war.

Alles übrige ordnete sich von selber.

Mama, die mit Freuden einwilligte, unternahm es, Johanna zu verständigen, und die Kücken wurden nicht erst gefragt.

Als Leo am nächsten Abende das Uhlenfelder Schloß betrat, fühlte er im dunklen Korridor seine Hand von zwei warmen, zitternden Frauenhänden ergriffen und hörte ein inbrünstiges Flüstern an seinem Ohr:

„Ich danke dir. — Ich danke dir."

Bestürzt fuhr er zurück — ein Schatten glitt von dannen — eine Glasthür klirrte in der Ferne. — Verwirrt — betäubt — als wär' ihm eine Vision begegnet, tappte er weiter nach Ulrichs Arbeitszimmer zu.

Das heiße Dankgeflüster wich ihm nicht mehr aus dem Ohre.

Die Woche verging in banger Ungeduld.

Am Sonnabendmorgen sollte zur Beichte gefahren werden.

Johanna fand sich im Schlosse ein, um sich der Familie anzuschließen.

In ihrem Blicke, der forschend auf ihm ruhte, erkannte Leo mit Grauen den nie erloschenen Argwohn. — Diesen Polizeiblick während stundenlanger Fahrt mit Ruhe auszuhalten, war zu viel für seine Standhaftigkeit. — Er befahl, den kleinen Jagdwagen für ihn anzuspannen.

Hertha, die in Hut und Mantel am Fenster saß, schaute bei seinen Worten erstaunt in den strömenden Regen hinaus und Johanna, die ihn zu verstehen schien, lächelte verbissen, in sich hinein.

Die Familienkutsche fuhr mit den Damen von dannen. Leo folgte eine Viertelstunde später nach.

In seinen Gummirock gewickelt, die Krempenmütze in den Nacken gedrückt, an der erloschenen Zigarre kauend, fuhr er auf dem morastigen Wege dahin. — Den Kutscher hatte er daheim gelassen, denn er wollte mit sich allein sein.

Er fuhr der heiligen Handlung entgegen wie einem Abenteuer — einem Abenteuer, von dessen Ausgang das Heil oder Unheil seiner ganzen Zukunft abhing. Die Kraft, die er in sich selber nicht mehr fand, sollte nun in dem Mysterium der heiligen Fleischwerdung vom Himmel auf ihn niedersteigen.

Entweder gab die Gnade des Herrn ihm jetzt den Frieden wieder, oder er war ihm verloren für alle Zeit.

An dem Wengernschen Pfarrhause fuhr er mit abgewandtem Angesicht vorbei, als befänd' er sich auf Diebeswegen.

Und wahrlich, viel fehlte nicht daran. Hinterrücks und verstohlen wollte er sich in den Kreis der göttlichen Vergebung hineinschleichen, wollte als ein Wunder empfangen, was der Mensch sich durch reinen Sinn und kräftige That erkämpfen muß.

Rasselnd rollte der Wagen in den Fährkasten hinunter.

Der alte Jürgens meldete respektvoll, daß er soeben die Damen hinübergeschafft habe.

„Ach, wat dem jnäjen Herrn sin Freilen Brut is, dat is 'n Engel!“ fügte er strahlend hinzu, während er das triefende Seil durch die hornigen Finger gleiten ließ.

„Welche Braut?“ fragte Leo stirnrunzelnd.

„Aberscht, jnäger Herr — die junge jnäge Kumteß,“ erwiderte Jürgens und blinzelte listig, wie man bei guten Partien zu thun pflegt.

„Ist Er toll, Kerl?“ Das Erschrecken betäubte seinen Zorn. — Was sollte aus Hertha werden, wenn dieses Gerede bereits im Munde des Volkes war?

Seit jenem Begegnen gingen sie als Fremde aneinander vorüber, kaum daß ein Morgen- und Abendgruß gewechselt wurde. — Und jetzt handelte es sich nicht mehr um ein Geplänkel zweier Seelen, die sich suchten. Was dies Verstummen in sich barg, war ein Verlorengehn auf ewig.

Doch was bedeutete das alles gegen die eine täglich wachsende Not — sie, die alle Sorgen und Verluste, alle Mühen und Bedrängnisse verschlang, als wären sie nie dagewesen.

Friede — Friede — um jeden Preis!

Vor der Kirchenpforte zu Münsterberg standen die Karossen von Halewitz und Uhlenfelde einträchtiglich neben-

einander, etliche bäuerliche Gefährte reihten sich bescheiden daran.

Er trat in die leere, graue Kirche. Das erste, was ihm entgegenleuchtete, waren die Riesenworte: „Friede sei mit euch", die als ein goldener Halbkranz den Bogen der Altarnische umrandeten. — Sie schienen der einzige Schmuck, den das nüchterne, mit gefirnißten Bänken vollgepfropfte Gotteshaus in sich barg.

Doch wessen bedurfte es noch?

Was sie verhießen und wie eine selbstverständliche Zugabe dem frommen Beter spendeten, war ja der Inbegriff dessen, wonach er rang.

So mächtig wirkten die Worte auf ihn ein, daß er die Thränen emporschießen fühlte. — Rasch verbarg er sich hinter einem Pfeiler und legte die hohle Hand über die Augen. Er verfluchte seine Wehleidigkeit und beschwor seine tollsten Erinnerungen herauf, nur um erst wieder zu sich zu kommen.

Endlich durfte er wagen, hervorzutreten und vor sich herzuschauen.

Auf den mittleren Bänken saßen etliche Gruppen von Handwerkern und Häuslern, die Frauen mit rotgeweinter Nasenspitze, die Männer in mäßiger Neugier nach dem Orgelchore starrend.

Die Seinen hatten den Kirchenraum noch nicht betreten. Offenbar verweilten sie in der Sakristei, die einem hohen Adel allzeit offen stand.

Dorthin begab er sich. Der Schall seiner Tritte hallte dumpf in den Wölbungen wider. — Die betenden Frauen hoben ein wenig die Nasen, die Männer starrten träge hinter ihm her.

Die erste, die ihm in der Sakristei entgegentrat, war Felicitas.

Von unwillkürlichem Schauder ergriffen, wich er zurück, doch er faßte sich sofort und bot ihr ernst die Hand, fühlend,

wie Johanna jede Nuance dieses Begegnens beobachtete. Und als er auffah, gewahrte er im dunklen Hintergrunde ein zweites Augenpaar, das angstvoll und fragend an ihnen beiden hing.

Dann kam Ulrich, ihm die Hand zu schütteln und ihn dem Superintendenten vorzustellen, einem hagern, ruhig blickenden Manne mit einer Brille und ergrauenden Backenbartzipfeln. Eine helle Rednerstimme bot ihm ein freundliches Willkommen.

Wie ein friedbringender Gesang drang diese Stimme auf ihn ein, dieweil er an den dröhnenden Donner Brenckenbergs gedachte.

Man begab sich zur Kirche zurück und nahm auf den ersten Bänken Platz.

Zu Leos Rechten saß Ulrich, zur Linken Elly. — So war alles aufs beste geordnet.

Der Gottesdienst begann . . . Ein Choral wurde gesungen. Die üblichen Bußgebete folgten.

Leo versuchte aufzumerken, aber es gelang ihm nicht. Unverwandt starrte er die goldenen Worte an, die von der Wand wie eine Zauberformel auf ihn niederleuchteten.

Er wollte das Auge von ihnen losreißen, aber er vermochte es nicht. Sie hypnotisierten ihn fast.

Friede, Friede um jeden Preis!

Und dann plötzlich drangen vom Altar her die Worte an sein Ohr: „Kraft meines Amtes verkündige ich dir, dir sind deine Sünden vergeben.“

Er fuhr erstaunt in die Höhe.

So rasch, so einfach ging das zu? — Das, wonach er gerungen hatte mit der Kraftanspannung eines Verzweifelnden, mit der Preisgabe seines ganzen Wesens, ward ihm hier nach etlichen Momenten unbehaglichen Hinbrütens von einem fremden, bebrillten Manne, mit einer auswendig gelernten Wendung wie ein Gelegenheitsgeschenk in den Schoß geworfen?

Wie konnte, wie durfte das geschehen?

Dicht neben ihm saß der, an dem er gesündigt hatte, — von jenem andern, der in der Erde moderte, ganz zu schweigen — einen Schritt weiter, ihn mit den Schauern ihrer Nähe überflutend, das Weib, welches seine Sünden teilte, — hinter ihm die Mitwisserin — alles war, wie es fünf Minuten früher gewesen . . . und trotzdem sollte die Schuld aus seinem Leben hinweggewischt sein, weil der ruhevolle Mann dort oben „kraft seines Amtes“ es so wollte?

Daran glaube, wer kann!

Die Orgel erging sich in den Arabesken eines kunstreichen Nachspiels. Die Beichte war beendet.

Als Leo dem Superintendenten zum Abschied die Hand reichte, traf ihn hinter den Brillengläsern hervor ein freundlich wohlgefälliger Blick, der zu sagen schien: „Alles in allem mußt du ein braver Kerl sein.“

„Das war einmal,“ dachte Leo, die stumme Rede stumm erwidernd, und faßte zugleich den Entschluß, sich bei dem Manne des Friedens Rat und Ruhe zu holen.

Geschäfte auf dem Steueramte vorschützend, ließ er die Seinen voranfahren, versprach Ulrich, abends bei ihm anzukehren, wich einem letzten, vieldeutigen Blicke Lizzies aus und verträumte zwei peinliche Stunden auf den nach Rauch duftenden Wachstuchpolstern der „Preußischen Krone“, mattlaunig in den Speisen herumstochernd, die der dienstfertige Wirt vor ihn hingestellt hatte.

Dann schlug er den Weg zum Hause des Superintendenten ein, während der Regen noch immer vom Himmel strömte.

Die Dielen des Hausflurs, den er betrat, leuchteten ihm mit gedämpftem Silberglanze so nagelneu entgegen, als wären sie soeben vom Tischler gekommen. Denselben Glanz strömten die Stufen der Holztreppe aus, welche zum oberen Stockwerk führte. Jede Rippe, jede Wolke des Gemasers war in den Brettern zu erkennen, wiewohl sie schon seit manchem

Jahr an dieser Stelle liegen mochten. — An den schneeweiß gekalkten Wänden hingen Bilder aus der biblischen Geschichte, in hellbraunen Mahagonirahmen, von Immortellenkränzen umgeben.

Ein diskreter Duft von frischgemahlenem Kaffee erfüllte den Raum, ein Duft, der sich in Wohnungen festzusetzen pflegt, in welchen peinlichste Accuratesse sich mit bescheidener Daseinsfreude verbindet, und der als Herold bürgerlichen Hausfriedens zu gelten vermag.

Ein zwölfjähriges Mädchen mit einer steifgefältelten weißen Latzenschürze, die wie der Kragen eines Mandarinen über die Achseln hinausragte, erschien auf der Schwelle einer geräuschlos geöffneten Thür, knickste artig und erwartete dann stumm, was er ihr sagen würde. — Ihr hellblondes Haar unterschied sich so wenig von der Farbe ihrer Haut und war so glatt über den Kopf zurückgestrichen, daß es des Zöpfchens bedurfte, welches im Nacken ein Nest bildete, um zu erkennen, daß sie nicht kahlköpfig war.

Als Leo sein Begehren ausgesprochen hatte, rieb sie sich ein wenig das Näschen und verschwand dann in einer andern Thür. — Kein Laut wurde nun noch hörbar.

„So sieht der Friede aus," dachte Leo, um sich schauend. Ihm war zu Mute, als stünde er an der Schwelle des gelobten Landes.

„Papa läßt bitten," sagte die Kleine mit einem abermaligen Knickse.

Er trat ein.

Der Superintendent in langem, schwarzem Hausrock, auf der rechten Wange in roten Linien das Muster seines Schlummerkissens tragend, stand an der Thür, wischte seine Brillengläser und blinzelte ihm mit den kurzsichtigen Augen verschlafen entgegen. —

„Verzeihung," sagte er freundlich, „ich habe soeben meine Mittagsruhe gehalten, und dabei ist mir die Brille beschlagen. So kann ich eben nicht recht erkennen, mit wem ich —"

Als Leo seinen Namen nannte, wurde das hagere, milde Gesicht noch um einen Schimmer freundlicher, ohne jedoch seine Ruhe zu verlieren. —

„Das ist eine wirkliche Ehre für mich, Herr von Sellenthin,“ sagte er und lud ihn ein, auf dem rotgeblümten, steiflehnigen Sofa Platz zu nehmen, das bei Leos Niedersitzen einen Laut von sich gab wie ein getretener Hund, und von dessen Sprungfedern jede einzelne sich dem Gefühle unangenehm bemerkbar machte.

„Es gibt der Wege mancherlei,“ fuhr der Seelsorger fort, „welche den Menschen zum Menschen führen; lassen Sie mich hoffen, daß der, auf welchem Sie kommen, ein gesegneter sei.“ —

Er streckte Leo seine beiden Hände entgegen, die dieser voll dankbarer Wärme ergriff. —

„Sie werden es überraschend finden, Herr Superintendent —“ sagte er.

„Verzeihung, lieber Herr von Sellenthin. — Im Gegenteil. — Ich möchte fast behaupten, ich hätte Sie erwartet.“ —

„Wie das?“ fragte Leo betroffen.

„Gibt es eben etwas Natürlicheres, als daß der Beichtende, der sein Gewissen den Händen eines unbekannten Menschen anvertraut, diesem, der so Großes verkündet und verspricht, auch eben menschlich näher treten möchte? Auch wir Protestanten, wiewohl wir eben das Institut eines Beichtvaters nicht kennen, möchten unser Seelenheil nicht gern in Bausch und Bogen abgehandelt sehen. — Jeder von uns hat eben seine Besonderheit, seinen Vorbehalt, — wenn's schlimm kommt, seinen Zweifel — und eben diese Gegenstände sind es, wenn ich mich nicht irre, über die mit mir zu reden Sie mich würdigen.“ —

„Sie haben recht, Herr Superintendent,“ erwiderte Leo in wachsendem Zutrauen.

„Und vorerst noch eins, mein werter Freund. Ich dränge mich eben nicht in das Vertrauen meiner Beichtbrüder und

verlange darum nicht, daß Sie mir pragmatisch mitteilen sollen, was eben im Grunde Ihr Herz bedrückt. Denn dergleichen ist schwierig und raubt beiden Teilen die Ruhe."

„Das war auch nicht meine Absicht," sagte Leo.

„Vorzüglich! Um so besser werden wir eben zum Ziele kommen." —

Und mit einer maßvollen Handbewegung lud er Leo ein, sein Anliegen zu erklären.

„Sie haben vielleicht davon gehört, Herr Superintendent, daß ich mich für längere Zeit meiner Heimat entfremdet hatte," begann Leo, unwillkürlich die trotz aller Schlichtheit so gewählte Ausdrucksweise des Kanzelredners adoptierend.

„Ich habe allerdings dunkel davon gehört," erwiderte dieser voll Reserve. —

„Vier Jahre lang bin ich in aller Herren Ländern herumgestreift und habe wenig an mein Seelenheil gedacht. Nehmen wir an, Herr Superintendent, ich wäre während dieser Zeit den Sitten und Gewohnheiten meiner halbwilden Umgebung gefolgt, ohne mir etwas Schlimmes dabei zu denken —"

„Nehmen wir dieses an," sagte der Superintendent.

„Und sähe nun, da ich in geordnete Verhältnisse zurückkehre, mit Schrecken ein, daß ich schwere Sündenschuld — sagen wir Blutschuld — auf mich geladen habe."

Der Superintendent machte eine kleine, steife Verbeugung und strich sich freundlich das rasierte Kinn. — „Auch dieses angenommen," ermunterte er.

„Versetzen Sie sich also in meine Lage. Das, was mir früher als etwas durchaus Legitimes erschienen war, womit ich mich längst in Ehren abgefunden glaubte, fängt an, mein Gewissen zu beunruhigen, — quält mich die Nächte hindurch, — treibt mich bei Tage ruhelos umher, — macht mich schlaff, — schädigt meine Intelligenz, ja verunstaltet auch meinen Charakter, so daß ich kaum mehr der Schatten dessen bin, was ich vor kurzem war."

Der Seelsorger nickte befriedigt, wie ein Arzt wohl thut,

dem ein Kranker die Erscheinungen des Leidens, dessen Diagnose er im voraus gestellt hat, am Schnürchen herzählt.

„Und von diesen Uebeln suchen Sie Heilung?“ fragte er.

„Ja.“

„Mein teurer Freund — eben diese Uebel sind die Heilung.“

Leo fühlte die dumpfe Wut in sich erwachen, die ihn jetzt so oft überfiel. Das kam schließlich auf dasselbe hinaus, was Brenckenberg ihm längst gepredigt hatte.

„Runzeln Sie nicht die Stirne, mein teurer Freund. Und hadern Sie nicht mit Gott, sondern falten Sie die Hände und preisen Sie seine Gnade, denn dadurch, daß er eben diesen Zustand in Ihnen erweckte, hat er den rechten Sauerteig in Ihr Herz gelegt, der Sie eben vorbereitet für die Segnungen, die er über Sie ausschütten will.“

„Welche Segnungen?“

„Die Segnungen seines Erbarmens, mein teurer Freund. — Wie können Sie fragen, da Sie eben bereits an der Schwelle des Heiles angelangt sind? — Wie der Blinde, den Gottes Engel geleitet, sind Sie eben ahnungslos dahergewandelt, und da Sie in der Irre zu gehen vermeinten, stehen Sie plötzlich vor der Heimatsthür. — Eine dunkle Stimme hat Sie zum Tische des Herrn getrieben — diese Stimme war eben die Stimme der göttlichen Gnade.“

Trost und Argwohn kämpften in Leos Seele. Auch störte ihn das immer wiederkehrende Wörtchen „eben“, das der Superintendent in alle seine Reden mischte. — Nach dessen Anwendung pflegte er eine kleine Pause zu machen, während welcher er einmal mit den Lippen schmatzte. Dadurch erhielt seine Redeweise, so mild und trostbringend sie sein mochte, den Anschein der Dürftigkeit und Trockenheit. — Aber nicht einen Augenblick verlor er die ruhige, bescheidene Wärme, mit welcher er Leos Vertrauen an sich gezogen hatte.

„Und darum, mein teurer Freund, darf ich Ihnen verkünden, daß morgen eben ein göttliches Wunder an Ihnen

geschehen wird. In dem Augenblicke, da der heilige Kelch Ihre Lippen berühren wird, wird eben die Not, an der Sie leiden, hinweggespült sein, samt der Sünde, die Sie so eifrig bereuen. — Wäre diese Reue nicht, von der Sie mir berichtet haben, dann, ja dann könnte ich eben nicht so zuversichtlich zu Ihnen sprechen, aber nun darf ich Sie willkommen heißen als einen würdigen Gast, dessen Seele in weißen Kleidern zum Tische Gottes kam."

Leo verbarg ein höhnisches Lächeln. — Wie ahnungslos das alles klang!

Dieser brave Mann, der in seiner gutmütigen Nüchternheit friedlich auf den blitzblanken Dielen seines Hauses einherwandelte, die sanften Kaffeedüfte einsog und sich allnachmittäglich die Backen auf dem perlgestickten Schlummerkissen rotdrückte, hatte die Höllen niemals ausgemessen, in deren tiefsten einer er selbst mit seinen Qualen rang.

Und dennoch — wie verheißungsreich, wie evangelienhaft war das, was sein Mund verkündete! — Einem Wiegenlied ähnelte es, das man einem weinenden Kinde singt.

Ein Wunder sollte geschehen. — Wahrlich, ein Wunder mußte geschehen, sonst gab es keine Rettung mehr. — Auf ein Wunder hatte er gelauert — ein Wunder ward ihm prophezeit.

Was konnte er Besseres verlangen?

Derweilen war das kleine, blaßblonde Töchterchen durch die Thür des Nebenzimmers getreten, schmiegte sich an des Vaters Knie und flüsterte ihm ein paar Worte ins Ohr.

Er sah nach der Wanduhr, schmatzte leise mit den trockenen Lippen — es war, als wollte er „eben" sagen — und schüttelte lächelnd den Kopf.

Dann schien er sich eines Besseren zu besinnen.

„Oder," wandte er sich an Leo, „wollen Sie meinem Hause die Ehre erweisen, in aller Ruhe ein Täßchen Kaffee mit mir zu trinken? Wir werden um so friedlicher zum Ziele kommen."

Es wäre eine Kränkung gewesen, die Einladung abzulehnen, und zwei Minuten später brachte das Töchterchen mit sorgsam zusammengekniffenen Lippen ein porzellanenes Theebrett hereingetragen, von welchem der Kaffeeduft, der bis dahin wie ein ganz leiser Geleitston in den Lüften gezittert hatte, in voller Stärke daherkam.

Eine Frauenhand mit einem blanken Eheringe war an der Klinke sichtbar geworden; nun sie ihr Werk gethan hatte, wollte sie sich wieder zurückziehen, aber der Superintendent sagte: „Tritt näher, liebe Frau, damit ich dich mit unserm werten Gaste bekannt mache.“

Da erschien eine in Schwarz gekleidete Frauengestalt auf der Schwelle. — Hager und dennoch würdevoll, ernst und dennoch freundlich, streng und dennoch gutherzig, schien sie recht eigentlich dazu angethan, Frauenvereinen ohne Geziere zu präsidieren und den Ehrenplatz neben der Frau Landrätin mit ruhigem Selbstbewußtsein einzunehmen. — Ein schwarzes Häubchen, kaum mehr als thalergroß, bedeckte ihren Scheitel. Zwei breite Bänder wallten an den Ohren vorüber auf die Schultern herab, den Eindruck bescheidener Feierlichkeit, den ihre Erscheinung ausströmte, noch verstärkend.

Der Superintendent stellte vor. Sie reichte ihm schweigend die Hand, die grau und knochig war wie die einer Arbeiterin, und sich von Nadelstichen rissig anfühlte. — Man erzählte, daß diese Hand Segen in Fülle verbreitete auf Meilen hinaus.

„Seien Sie willkommen, Herr von Sellenthin,“ sagte sie, steif mit dem Kopfe nickend, und zu ihrem Gatten gewandt fügte sie leiser hinzu: „Soll ich die Honigbüchse hereinschicken?“

„Schicke sie immerhin herein,“ erwiderte er nach etlichem Nachdenken mit derselben ruhevollen Freundlichkeit, mit welcher er vorhin Leos Seelenheil behandelt hatte.

Die Herren blieben allein. Der Pfarrer bot Leo Zigarren — blonde, sehr helle Zigarren, die ein wenig kohlten — und zündete sich selbst eine lange Pfeife an.

Man sprach mit ruhiger Sachlichkeit über die Verhältnisse der Gegend, die diesjährige Ernte, den zunehmenden Pauperismus und die Sachsengängerei, die sich auch hier zu einem sozialen Uebel zu gestalten drohte.

So kam man auch auf die Gemeinde Wengern zu reden.

Der Superintendent lächelte.

„Ihr seliger Herr Vater," sagte er, „hat da einen tollen Kauz in die Pfarre hineingesetzt. — Heute wäre das nicht mehr möglich, denn man übt eben von oben her das Bestätigungsrecht mit größerer Strenge aus als früher. — Ich will Ihnen gestehen, daß ich eben schon manchen Sturm von seinem Haupte abgewandt habe, denn das Konsistorium möchte gern mit ihm aufräumen. Ihn rettet eben nur seine Rechtgläubigkeit und die strenge Zucht, die er hält. Freilich, wüßte man nur die Hälfte von seinem Treiben, es wäre schon längst aus mit ihm."

„Und Sie als sein Vorgesetzter?" fragte Leo.

„Ja, lieber Herr von Sellenthin . . . Wie soll ich das ausdrücken? — Es muß wohl in der Schwachheit des Menschenherzens liegen, daß man eben nicht kann wie man sollte. — Der Mann hat, glaub' ich, acht Kinder . . . Ich habe deren nur fünf. — Der strenge Petrus ist ja der Fels, auf dem die Kirche steht, aber es hat eben auch einen Johannes gegeben. Warum soll man sich nicht an den Johannes halten, solange man eben nicht selbst im Konsistorium sitzt? — —"

Leo drückte dem einfachen Manne dankbar die Hand.

„Und dann, sehen Sie, noch eins, Herr von Sellenthin. — In der Konferenz ist der Pfarrer Brenckenberg der einzige, der das hat, was wir eben auf der Universität ‚Ideen' nannten. — Mit diesen sogenannten Ideen ist das eine seltsame Sache. — Als man jung war, hatte man deren in Haufen, dann werden sie immer seltener, und zuletzt weiß man eben gar nicht mehr, wie sie aussehen. — Begegnet man ihnen bei einem andern, so ärgern sie einen zuerst,

aber schließlich kommt man eben dahinter, daß sie einem gut gethan haben. — Darum hab' ich ihn gern in unsrer Mitte. — Und noch ein andres, Herr von Sellenthin! ... Ein Wahlspruch, den ich oft bewährt gefunden habe, und der vielleicht auch auf Ihren Fall passen möchte. — Selbiger lautet: ‚Es ist das meiste eben nicht so schlimm, wie es aussieht.‘ ... Sie wollen mich fragen: Wo bleiben die Todsünden? — Mein Gott, es gibt deren. — Sieben, sagen die Schriften. — In Wahrheit werden es siebenmal siebzig sein ... Aber bedenken Sie die Hauptsache! — Wozu ist denn eben der Heiland am Kreuze gestorben, wenn wir Sünder nun noch verzweifeln wollten? ... Entweder jener Tod ist uns eine Thorheit, was Gott verhüten möge — oder wir glauben daran und glauben ebenso an die Wunder, die er jeden Tag aufs neue wirkt und morgen eben auch an Ihnen wirken wird, mein teurer Freund.“

Und erfüllt von der Harmonie seiner Weltanschauung schüttelte er mit behaglichem Schwunge seine Tasse, damit die ungelösten Zuckerreste sich in dem Milchkaffee verteilen möchten.

Leo erhob sich, Abschied zu nehmen.

Dieser Mann — man mußte ihn gern haben — aber der Priester, den er brauchte, war er nicht.

Und er eilte davon, ohne Trost, wie er gekommen. Ihm war, als müßte er den Staub jener Friedensstätte von seinen Füßen schütteln, aber Staub gab es dort nicht. — — —

Auf dem Wege nach Uhlenfelde fuhr er in die regnerische Dämmerung hinaus.

Es war Nacht geworden, eh sein Wägelchen vor dem geschlossenen Hofthor Halt machte.

Sein Pferd platschte in einer Lache; die entlaubten Birken, welche den Weg umsäumten, schüttelten Tropfenschauer über ihn aus.

Er wollte absteigen, um die Glocke zu ziehen, aber in der Stumpfheit, die ihn überfallen hatte, blieb er willenlos sitzen und starrte vor sich hin.

Wie zwei schwarze Hunde, die sich auf den Hinterbeinen aufgerichtet haben, standen die Thorpfosten da und glotzten einander an ... Rechts und links kam ein Stück der Mauer aus der Nacht hervorgekrochen, das übrige verbarg das Dunkel.

Nur von dem Schlosse her, aus dem Erker, hinter welchem Ulrichs Schreibtisch stand, schimmerte ein helles Lampenlicht. ... In gelblichen Strahlenbündeln glitt es an den nassen Stämmen des Parkes entlang, von denen spiegelnde Flächen aus der Nacht hervortraten — es schien sich einen Weg zu dem Platze hin bahnen zu wollen, an welchem er zögernd verharrte ... Aber der Schein wurde schwächer und schwächer, je weiter er vordrang, er vermochte nicht, die Nacht zu bezwingen, die Finsternis verschluckte ihn.

Leo schüttelte fröstelnd den durchnäßten Körper.

„Dort ist der Priester, den ich brauche," dachte er, „der einzige auf Erden, der mich erretten kann."

Aber was halfen die ohnmächtigen Wünsche? Mit zusammengebissenen Lippen wird er vor ihm stehen, heute wie immer, wird den Blick voll Scheu an den Wänden herumwandern lassen und, gemartert von Angst und Verlangen, nach der Thür hinhorchen, ob kein schlürfender, gleitender Schritt auf dem Korridor sich nähere, um ihm die Not zu versüßen und die Hoffnung zu verscheuchen.

Was sollte er hier am heutigen Tage der Einkehr, da er doch nicht büßen und bekennen durfte?

Seine Peitsche knallte ... Das Pferd stampfte kehrend in dem aufspritzenden Wasser, das die Räder kreischend durchwühlten ... Einen letzten Blick voll ohnmächtiger Wut und dumpfer Sehnsucht sandte er nach dem friedlichen Lichte, das, wie alles auf Erden, ihm nur als Vorwurf galt. Dann floh er auf demselben Wege wieder von dannen, auf dem er in zager Hoffnung dahergefahren war. — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Morgen kam.

Der Regen hatte aufgehört ... Ein fahler Sonnenschein

zerriß ab und zu für etliche Momente die wandernden Wolkenballen und schlich dann wie übermüdet von dieser Kraftanstrengung auf den gelben Ebenen dahin, ließ die Lachen erglänzen und warf eine Art von Laternenlicht auf die sprenkligen Wände der Waldränder.

Wie am Tage vorher, so fuhr Leo auch heute in seinem Wägelchen allein zur Kirche — diesmal den Seinen vorauf, da er sich durch Johannas Anblick nicht erst die Stimmung zu verderben wünschte.

In seiner Seele wogte es von frommen Plänen und freudigen Entschlüssen. Von dem alten Kinderglauben war ein frohlockender Schimmer wieder in ihm erwacht. Vor Gottes Throne wollte er die alte Sünde demütig niederlegen und in stiller Dankbarkeit die Entsühnung empfangen, die der Herr für ihn bereit hielt.

Die gierige Wildheit seiner gestrigen Stimmung that ihm weh. Er hatte sich das Heil mit scheuem Diebesgriff erraffen, den Segen des Himmels verbissenen Sinnes ertrotzen wollen — heute nahte das alles gleichsam ungebeten; der Novemberwind hauchte ihm wie ein göttlicher Odem gegen die heiße Stirn, und der fahle Sonnenschein schüttete goldene Reichtümer über ihn aus.

„So beginnt gewiß das Wunder zu wirken,“ dachte er.

Aber zu unterst in seinem Herzen kauerte schweigend die alte Angst und wollte nicht weichen — die Angst, ihr zu begegnen.

Ja, hätte er allein den Weg zum heiligen Tische gehen dürfen! ... Doch überall, wohin er sich wandte, war ja auch sie ... Vor ihr gab es kein Entrinnen. Wie zwischen ihm und dem Freunde, so stand sie zwischen ihm und Gott.

Dicht vor seinem Wägelchen bog die Uhlenfelder Karosse auf den Kirchenplatz ein.

Die schwarzverhüllte, holdselige Kreatur, die sich dort mit zierlichem Schwunge vom Trittbrett zur Erde niederließ, das war sie ... Zwischen diesen seinen Riesenhänden hätte

er sie zermalmen können — wie man ein Wachskügelchen zermalmt. Er brauchte nur zuzudrücken — und er that es, mit den Nägeln tief in sein Fleisch eingreifend.

Ulrich, ein wenig gelber als sonst, mit glänzenderen Augen als sonst, näherte sich ihm auf seinen Storchenbeinen.

„Du hast mich gestern im Stich gelassen," sagte er mit sanftem Vorwurf.

„Es war zu spät geworden," entschuldigte Leo. „Ich fürchtete, mit dem Wagen nicht mehr über die Fähre zu kommen."

„Schade!" erwiderte Ulrich, „du hast mir sehr gefehlt."

„Gab es etwas Besonderes?"

„Ich brauchte einen Beichtvater," sagte Ulrich lächelnd.

„Und ich erst!" dachte Leo, die Zähne zusammenbeißend, und schielte derweilen nach Felicitas hinüber, die hinter dem Wagen ihre Schleier und Flöre zurechtzupfte und eines Spiegels sehr zu bedürfen schien.

„Heut will sie den Herrgott ködern," dachte er weiter und fühlte in seinen wutbebenden Gliedern, wie er sie haßte.

Dann trat er auf sie zu, um ihr die Hand zu reichen.

Hinter dem Doppelschleier hervor blickte ihr Auge thränengetränkt in süßem Flehen ihn an. Ihre Hand preßte zweimal zuckend die seine. Das war das Freimaurerzeichen alter Sünde, das er mit Grauen empfand.

Nach wenigen Minuten kamen die Seinen dahergefahren. Alle in Schwarz. Mama zog vor lauter Frömmigkeit die Lippen spitz. Elly, die ihr heute auffallend ähnelte, that desgleichen.

„Wir fasten alle," flüsterte sie voll Stolz zu Leo empor. — Hertha war sehr bleich und blickte sorgfältig an ihm vorbei. Johanna, die erschreckend alt aussah, trat plötzlich auf ihn zu und bat ihn um seinen Arm.

Verwundert willfahrte er ihr, denn das war seit seiner Rückkehr nicht mehr geschehen.

„Dieser Abendmahlsgang ist mein Werk, Leo," sagte sie leise.

„Ich hab's mir gedacht," erwiderte er.

„Und weißt du, was ich damit bezwecke?"

„Kann's mir denken."

„Er soll vor allem uns beiden die Versöhnung bringen."

„Und was noch?"

„Fühlst du nicht selber, was noch?"

Ihre Blicke trafen sich in bitterer Feindseligkeit.

„Leo!"

„Was wünschest du?"

„Ist es nicht gut so, wie es ist?"

„Vortrefflich ist es — bildschön ist es — hahaha!"

Die Voranschreitenden sahen sich um. Das grelle Auflachen paßte nicht in die Abendmahlsstimmung.

Vor der Sakristeithür ließ er den Arm der Schwester los und vermied es, ihr ferner zu begegnen.

Der Superintendent saß hinter dem Amtstische und studierte friedlich seine Predigt.

Leo trat grüßend an ihn heran. — Da ergriff er mit einem stillen Schmunzeln verstohlen seine beiden Hände, als wollte er sagen:

„Wir beide, wir wissen schon."

„Ja, wenn du wüßtest," dachte Leo in aufquellendem Hohne und sah sich scheu nach einem Ausweg um, denn inzwischen manövrierte das süße, bleiche, unselige Weib dort ohne Aufhören, um an seine Seite zu kommen. — Wie waren Sammlung und Andacht möglich, solange jener weiße, runde Hals mit dem Doppelfältchen sich in beklommener Sehnsucht nach ihm ausreckte?

In der Kirche saßen sie nun wieder beisammen wie am vorigen Tage. — In der ersten Reihe Leo neben Elly und der Mutter — dahinter Ulrich mit Felicitas, während Johanna und Hertha sich auf die dritte Bank zurückgezogen hatten.

Die Kirche war gefüllt bis auf den letzten Platz. Auf dem Altar, einem prunklosen, mit rotem Tuch umspannten

Tische, brannten in den Leuchterhälsen die Wachskerzen wie allemal an Abendmahlstagen. — Das Schiff mit seinen grauen Chören und Emporen, seinen matt bemalten Holzpilastern und der leeren, weißgetünchten Decke umspannte in kahler Weiträumigkeit den schwarzen Haufen trauriger Menschen, die sich reihenweise aneinander drückten. — Nur die buntglasigen Fenster machten einen schüchternen Versuch, Farbe und Stimmung in dieses trüb-graue Einerlei zu bringen, und über dem Bogen der Altarnische leuchteten heller noch die vielverheißenden Worte: „Friede sei mit euch."

Frieden, Frieden um jeden Preis!

Doch der war ferner denn je.

Hetzend und stechend drang das Gefühl ihrer Nähe ihm durch alle Poren.

Und während die Predigt verrann — ein wirrer Klang im wirren Ohr — saß er mit krummem Rücken über der Tischleiste zusammengekauert und haschte nach Beziehungen, die er nicht zu fassen vermochte, selbst wo sein schweifender Argwohn sie witterte.

Er schämte sich.

Stolze Erinnerungen zuckten ihm durch das Hirn. Er sah sich auf frisch gebändigtem Mustang durch die Prairien sausen, er hörte sein tolles Saufgelächter, wenn er mit geöffnetem Brustlatz inmitten trunkener Genossen am Lagerfeuer die Nacht durchwachte, er roch den gärenden Schlammdunst gewaltiger Ströme, die er auf dem Rücken seines Pferdes durchschwamm.

Ueber jenem Leben hatte ein andrer Wahlspruch geleuchtet: „Nichts bereuen!" schrieb damals ein lachender Sonnenstrahl ihm in das Herz. „Nichts bereuen!" jubelten die Stürme und kreischten die Dirnen — jedes in seiner Sprache.

Und jetzt?

An den bleiernen Einfassungen der Kirchenfenster kratzte bescheiden der Herbstwind. — Das gab eine kläglich winselnde

Musik, fast wie ein Reuegewimmer. — Und wenn ein falber Sonnenschein sich in das Kirchenschiff verirrte, so zeigte er mit schulmeisterlichem Finger nach der Kirchhofsbelohnung, die da hieß: „Friede sei mit euch."

Er reckte seine Fäuste und stemmte sie gegen die Rückwand, da hörte er hinter sich, keinen Fuß weit von seinem Ohre entfernt, ein leises, süßes, bittendes Weinen — so wie nur Kinder und verliebte Weiber weinen.

Er schauerte zusammen.

Ein sinnloses Mitleid, über das er sich ärgerte, während es ihn mit lauen Wellen übergoß, drängte ihn nach ihr hin. — Viel fehlte nicht, so hätte er sich umgewandt, um ihr ein Trostwort zuzuraunen.

Da hörte er Ulrichs mild ermahnende Stimme: „Nimm dich zusammen, liebes Kind!"

Und diese Stimme bändigte ihn und ließ ihn erstarren.

Aber das Weinen dauerte fort ... Weich und schmeichelnd wie eine zärtlich tastende Frage umstrich es seine Seele.

„Laß mich in Ruh!" schrie es in ihm, „laß mich allein mit meinem Gott."

Aber sie war da und blieb da und sog mit ihrem Schluchzen Sammlung und Kraft aus seinem Herzen. —

„Leo!" hörte er das mahnende Geflüster der Mutter neben sich.

„Was gibt's?"

„Steh auf! Das Bittgebet."

Verstört fuhr er empor. Von der Kanzel her erklang die Stimme des Superintendenten in einem matten Singeton:

„Jesu, wahres Brot des Lebens,
Gib doch, daß wir nicht vergebens
Oder gar für uns zum Schaden
Sei'n zu deinem Tisch geladen."

„Will's hoffen," dachte Leo, und eine wilde Angst vor der eigenen Unwürdigkeit stieg jäh in ihm empor.

Der Gottesdienst war beendet. Den Ausgängen der Kirche zu ergoß sich der Strom der Gläubigen ... Nur die Abendmahlsgänger waren auf ihren Plätzen geblieben.

Felicitas hatte das Haupt ganz auf ihr Gebetbuch herabgeneigt. Unter der schwarzen Crêpeschleife gleißte mit verstohlenen Lichtern das goldige Stirnhaar ... Ulrich schien in tiefes Sinnen versunken ... Als er Leos Blick auf sich gerichtet sah, verklärte sich sein Gesicht ... Er blinzelte zweimal mit den kurzen, müden Lidern. Ein Lichtschwall voll von Liebe und Vertrauen brach darunter hervor.

Die Kirche hatte sich geleert. Der Superintendent, der von neuem vor dem Altar erschienen war, sprach sein Einladungsgebet, indem er ein großes, dünnes Buch zwischen den beiden Händen hin und her gleiten ließ.

Dann hob er die dreieckig gefältete Serviette von dem heiligen Tischzeug, das auf der rechten Ecke des Altars aufgestellt war.

Man stand auf, zum Tische des Herrn zu treten.

Den Altar umgab eine mit verschossenem rotem Tuch bekleidete Balustrade, an deren Fuße eine Betbank sich entlang zog.

Leo — ohne aufzuschauen — hatte der Mutter den Arm geboten und schritt mit ihr, die Elly auf der andern Seite führte, die Stufen zum Altarchore hinan.

Dicht hinter ihm folgten Ulrich und seine Gattin.

Johanna und ihr Stiefkind blieben etliche Schritte zurück. — Hertha biß in ihren Schleier — ihre Hand umklammerte den Arm der Mutter. — Auf der untersten Stufe strauchelte sie und wäre beinahe gefallen.

Man kniete auf der Betbank nieder. Zu Leos Linken blieben zwei Plätze leer. Ulrich wollte die Stelle an seiner Seite einnehmen, da schob sich im letzten Augenblicke Felicitas, den Arm ihres Mannes loslassend, zwischen sie beide.

Leo fühlte ein heißes Erschrecken ... Ihm war, als müßte er aufspringen und von dannen eilen, allein das ging nicht an.

Nicht einmal zur Seite rücken durfte er und mußte es ruhig geschehen lassen, daß der Wurf ihrer Röcke ihn überrieselte, daß ihr Oberarm sich warm an den seinen schmiegte.

Sie hatte erreicht, was sie wollte. Sie kniete an seiner Seite, um Vergebung bettelnd, vor Gottes Thron.

Der Geistliche begann mit dem Hostiengefäß die Runde zu machen.

„Nehmet hin — und esset — das ist mein Leib.“

Zwei magere, endlos scheinende Finger mit einem blitzenden Ehering schoben sich vor Leos Mund ... Er empfing das heilige Brot und dachte: „Das wenigstens teil' ich nicht mit ihr.“

Der Geistliche setzte seinen Rundgang fort, beim Ueberreichen jeder Oblate das Stück eines Satzes vor sich hinsprechend: „Der für euch — gegeben wird. — Solches thut — zu meinem Gedächtnis.“

Und da zu gleicher Zeit wohl fünfzehn Menschen rings um den Altar knieten, begann er von neuem die Formel: „Nehmet hin — und esset — das ist mein Leib“ —

Leo starrte das silbergestickte Kreuz an, das die Mitte der Altardecke füllte. Er hätte die Fäden zählen mögen, so nahe erschien es ihm. An seinem unteren Ende lag etwas wie ein Fettfleck, den Glanz der Stickerei verdunkelnd.

„Vielleicht ist es auch Blut,“ dachte Leo.

Der Arm, der sich an den seinen preßte, erzitterte. Es war, als verlangte er nach einem Gegengruß.

Da griff der Geistliche nach dem Kelche und hob ihn hoch empor.

Ein Sonnenstrahl, der durch die bunten Fenster brach, spiegelte sich in seinem goldenen Leibe. — Eine bläuliche Flamme schien von ihm auszugehen.

„Nehmet hin und trinket“ —

Der Kelch neigte sich zu Ulrichs Munde.

„Das ist mein Blut“ —

Nun war es Felicitas, die da trank.

„Sie trinkt auch mein Blut,“ — dachte er.

Mit leichtem Schwunge wurde der Kelch zurückgezogen und näherte sich seinem Munde.

Eine dunkle Höhlung verdeckte seinen Blick. Der scharfe Rand, der gegen seine Zähne stieß, war noch warm von den Lippen, die soeben auf ihm geruht hatten.

Der laue Wein goß sich in seinen Mund.

Er schauderte und verschluckte sich.

Wie ein Blitzstrahl fuhr es auf ihn nieder ... Verworfen war er von Gott dem Herrn — ausgestoßen aus der Gemeinschaft aller Reinen, — gerichtet und verdammt: er hatte im heiligen Blute nur ihre Küsse getrunken.

XXIX.

In den ersten Tagen des Dezember war es plötzlich Winter geworden.

Nun lag die Welt im Schnee. — Nur die Weggeleise zogen schwarze Ringelbänder über die weite Ebene.

Wie eine Rauchdecke schwer und dunstig hing der Himmel tief über der Erde und ließ den Tag im Abende verdämmern, noch ehe der Morgen recht gekommen war.

Die Monate vom Dezember bis zum März sind die Erholungszeit des Landmannes. Dann pflegt er die Geselligkeit, dann macht er Reisen in die Hauptstadt und selbst bis nach Italien hinein, dann trinkt und hazardiert er, und wer etwa Bildungsgelüste in sich fühlt, der schreibt seinem Buchhändler, er möge ihm in einem Zehnpfundpaket die wichtigsten Erscheinungen der neuen Litteratur gefälligst übermitteln.

Leo fand an alledem keine Freude. Dem Verkehr in den benachbarten Familien ging er aus dem Wege, denn er wußte, die Mütter machten Jagd auf ihn. — Das Reisen hatte er satt. — Sich zu betrinken, war eine Hundearbeit, denn er vertrug zu viel. — „Gejeut" hatte er in Monte Carlo so reichlich, daß seines Geldschranks Leere ihm noch heute ein Memento entgegenschrie; — und um sich in Lektüre zu vertiefen, fehlten ihm Sammlung und geistige Kraft. — Selbst das tröstliche Weidwerk widerte ihn an, seitdem er durch die Jagdgründe „dort drüben" verwöhnt worden war.

So blieb ihm also nichts, als das thaten- und ruhelose Hindämmern, der Müßiggang in jeder Form, welche die Laune des Augenblicks ihm aufzwang.

Und die Sehnsucht zehrte an ihm.

Ja, es ließ sich nicht fortleugnen, er hatte Sehnsucht nach ihr.

Am Abendmahlstische war er ihr zum letztenmal begegnet.

Damals war er von dannen gejagt, ohne Ulrich die Hand zu drücken, ohne auf die verwunderten und gekränkten Blicke der Seinen acht zu geben.

Fort nur aus dem Bannkreis ihres Duftes! Fort aus dem fragenden Auge des Freundes! Fort aus dem Hause des Herrn, der seinen Gnadenschatz für ihn zum Fluche wandelte!

„Denn welcher unwürdig isset und trinket, der isset und trinket sich selber das Gericht, damit daß er nicht unterscheidet den Leib des Herrn," so lautete der Bibelspruch, den er einst auf der Schule gelernt hatte und der sich nun schrecklich an ihm offenbarte.

Seitdem war es stiller geworden in ihm. Da religiöse Grübeleien seinem Wesen fernlagen, so gelang es ihm, das stete Gefühl des Verdammt- und Verworfenseins allmählich wieder abzuschütteln. Und doch war an jenem Tage der letzte Anker seines alten fröhlichen Willens ihm zerbrochen. Ein dumpfes Gedrücktsein hielt ihn fortan im Banne und baute aller Enden Mauern vor ihm auf.

Seit vier Wochen weilte Ulrich in Berlin, seit vier Wochen hatte Leo den Boden von Uhlenfelde nicht mehr betreten.

„Geh ihr aus dem Wege!" das war jetzt wie vor fünf Monaten seiner Weisheit letzter Schluß. — Doch was damals in der rührigen Kraft einer genesenen Seele Wurzel geschlagen hatte, entsprang jetzt aus Feigheit und Angst.

Auch den Hausgenossen wich er aus, soviel die Tischordnung es erlaubte. Er sah es wohl, wie sehr er sich allen

entfremdete. — Johanna bemerkte er kaum, Elly zog sich verschüchtert zurück, und Hertha trotzte. Selbst die alte, liebe Mama fand nicht mehr das Herz, ihm ungezwungen zu begegnen.

Halewitz hatte eine trübere Adventszeit nie erlebt . . .

— — — — — — — — — — — — —

Der 16. Dezember war für die Gutsbesitzer der Gegend von alters her eines der hohen Jahresfeste. An ihm feierte Frau von Stolt ihren Geburtstag.

Einladungen wurden nicht versandt, — aber wehe dem, welcher an diesem Tage auf Stoltenhof zu fehlen wagte!

Wollte Leo der Nachbarschaft nicht leichtfertig Fehde ansagen, so durfte er sich nicht zurückziehen.

„Sie wird nicht da sein," sagte er sich — denn Ulrich war ja nicht daheim; aber bei dem Gedanken, daß sie doch vielleicht da sein könnte, stieg ihm der Herzschlag zum Halse empor.

Auf den Korridoren gab es ein Laufen und Thürenschlagen ohne Ende. Die beiden Kücken sollten heute zum erstenmal auf den Ball geführt werden. — Darum herrschte das Ankleidefieber im Hause.

Um die Dämmerzeit trat Mama in Leos Arbeitszimmer, hochrot, die Brust mit Stecknadeln gepanzert.

„Willst du nicht heute eine Ausnahme machen und mit uns zusammen fahren, mein Sohn?" fragte sie.

„Nein."

„Johanna bleibt zu Hause."

„Auch dann nicht."

„Leo!" Mit gefalteten Händen, die aufquellenden Thränen hinunterschluckend, trat sie auf ihn zu.

„Was befiehlst du, Mama?"

„Leo, bist du krank?"

„Nein."

Finster, in starrem Brennen, ruhte sein Blick auf ihr.

„Haben wir dir was gethan?"

„Nein.“

„Hast du kein bißchen Liebe mehr für mich?“

Er sah ihr bettelndes Auge, ihren zuckenden Mund; ein grelles Wehgefühl stieg in ihm auf und erlosch wie ein Licht, das in einer Pfütze ertrinkt.

„Quäl mich doch nicht!“ sagte er. „Ich will ja nichts wie mein nacktes Leben. Zu nahe tret' ich ja keinem.“

Und er wandte sich ab.

Sie strich in leiser, zagender Liebkosung zwei=, dreimal über seinen Aermel und schlich sich hinaus.

Im nächsten Augenblicke hörte er sie Doren schelten, weil sie irgend einen Tüllstrich nicht steif genug geplättet habe. „Zum Glück geht ihr nichts tief,“ dachte er und lachte hart vor sich hin.

Und dann erschrak er über sich:

Er war im Begriffe, auch die Mutter jenem namenlosen Gespenste hinzuopfern.

Gegen sieben Uhr fuhr der große Verdeckschlitten vor; — er selbst folgte im Einspänner eine halbe Stunde später. Den Kutscher ließ er wie gewöhnlich zu Hause.

Ein trüber Mondschein lag auf den weißen Ebenen, auf denen die Katen und Bauernhöfe sich in mißgestalteten Schattenmassen abhoben. — Ein matter Milchdunst verschleierte die Fernen und umgab die Baumgruppen mit weißlichen Rändern.

Der Weg blieb diesseits des Stromes, ging aber durch Wengern und dicht an der Fähre vorüber, welche gerade zwei herrschaftliche Schlitten abgesetzt hatte, die nun mit ihren stolzen Glockenspielen vor ihm dahersausten. Das Uhlenfelder Geläute — er hätte es auf Meilenweite herausgekannt — war nicht darunter.

Wird sie da sein? — Wird sie da sein?

Und er reckte sich, steif vom Krampfe der Erwartung.

Schon vor den Ställen wurde ihm Gewißheit. Da stand der Uhlenfelder Wilhelm und riß mit dem vertraulichen

Grinsen, das die Diener befreundeter Häuser sich erlauben dürfen, vor ihm die Mütze.

Am Ende ist Ulrich auch da! fiel ihm ein ... Und er — erschrak bei diesem Gedanken.

Er wollte fragen, aber eine ungewisse Scham ließ das Wort in der Kehle ersticken.

Dann schritt er langsam zur Rampe hinan.

Schloß Stoltenhof glich einem Heerlager. In der Halle war ein Jahrmarkt hergerichtet, mit Schenken und Spielbuden, vor denen in buntem Gewimmel Zivil und Militär sich staute. Denn die Offiziere der Münsterberger und der Wartensteiner Ulanenschwadron wurden überall da zur Hilfsleistung herbeigezogen, wo die Beine der bequemeren Junker sich als unzuverlässig erwiesen.

Dort traf Leo den Hausherrn, dessen kupferbraunes, welkes Altsündergesicht in Humor und Suffisance erstrahlte.

„Na, sind Sie richtig aus Ihrem Dachsbau gekrochen?“ schnarrte er ihm entgegen. „Kommen Sie — kommen Sie — im Saale reckt man sich die Hälse nach Ihnen aus?“

„Sind Ihre Jungens da?“ fragte Leo. Er hatte nach Ulrich forschen wollen, aber er wagte es nicht.

„Natürlich, natürlich! Das Schlingelzeug scherwenzelt um Ihre schöne Cousine herum.“

„Cousine? Welche Cousine?“

„Nu ja ... Frau Felicitas, Sie Glückshase.“

Leo vergaß die Verwandtschaft allzugern. Der Gedanke daran bohrte sich stets wie ein Stachel in sein Fleisch.

„Und schön ist diese Frau wieder ... Eine Zeitlang schien's mit ihr bergab zu gehen. Sie langweilte sich offenbar ... Vielleicht grämte sie sich auch ... Aber seit zwischen euern beiden Häusern wieder alles in Ordnung ist —“

Leo biß die Zähne aufeinander.

Klatschte man schon?

An Massen begrüßender Hände vorüber ließ er sich zur Saalthüre ziehen.

Der weite, kahle Raum schaute trotz seiner giftgrünen Tapete, trotz der niedrigen, verräucherten Decke, an welcher ein sechsarmiger Kronleuchter von grauem Zinkguß dunstete, reich und festlich aus, denn blühende, weißleuchtende Jugend schmückte ihn. Auch war die braungerahmte Galerie berühmter Rennpferde durch eine mit Lichtern gezierte Tannenguirlande, welche in anmutigen Windungen den ganzen Saal umzog, erheblich an Strenge gemildert. Tannenduft und Kerzenglanz lagen wie eine leise Weihnachtsahnung über dem Bilde.

Klavier und Fiedel machten eine anspruchslose Musik. Dazu wurde schon fleißig getanzt.

Mit glühenden Backen, scheu und selig im Arme ihres Tänzers liegend, sah er sein Schwesterchen an sich vorüberrasen. Während sein Blick in brennendem Verlangen nach Felicitas auf die Suche ging, entdeckte er Hertha, deren Auge weitgeöffnet an ihm hing und sich dann schroff zur Seite wandte. Ihr hochmütiges Köpfchen war unvorteilhaft frisiert, und der überschlanke Hals erhob sich steif über dem kindlich dürftigen Busen. —

Der Leute wegen wollte er an sie herantreten, da gewahrte er, über das Gewühl hinausragend, die Gardistengestalt der Hausfrau, der er Handkuß und Glückwunsch darzubringen hatte.

„Sie sollten sich das Heil unsrer Felicitas ein wenig angelegen sein lassen, lieber Sellenthin," sagte sie, die Beweise seines Respektes gnädig entgegennehmend.

Er stutzte, denn er glaubte eine gewisse Mißbilligung in ihrem Tone zu entdecken.

„Ihr Freund ist noch nicht zurück," fuhr sie fort, „ich glaube, Sie sind der Nächste daran, um — verzeihen Sie schon meine Offenheit, aber seit ich die Versöhnung zwischen Ihnen zu stande gebracht habe, glaube ich, ein ganz kleines Recht der Freundschaft in Anspruch nehmen zu dürfen — —"

„Wollen Sie belieben, sich deutlicher zu erklären, gnädigste Frau?"

„Ich habe nichts zu erklären, lieber Freund. Ich meine nur, es fehlt ihr ein Auge, welches ... daß sie ein wenig kokett ist, wissen wir ... in aller Harmlosigkeit versteht sich ... aber sie begeht Unvorsichtigkeiten, die ihr von bösen Zungen übel ausgelegt werden können, und ich möchte nicht gern, daß gerade in meinem Hause der Klatsch neue Nahrung bekäme."

Ein Schreck durchfuhr ihn, der eine wohlige Erleichterung mit sich brachte. Man ahnte nichts. Man hatte vergeben und vergessen, was einst geargwöhnt worden war.

„Was, um Gottes willen, geschieht denn, Gnädigste?" fragte er.

„Nichts von Belang, aber — na, sehn Sie selbst!"

Sie führte ihn durch das Getümmel der Tanzenden hindurch in einen der Nebenräume, der durch Seidenpapierschleier zu einem rosigen Halbdunkel herabgestimmt worden war.

Dort saß mitten in der eisigen Zugluft — denn weil der Raum bis zur ersten Abkühlungspause unbenutzt bleiben sollte, waren die Fenster geöffnet — Felicitas, von einem Halbkreise junger Leute umgeben, welche die unerlaubte Zurückgezogenheit mit Lärm und Gelächter erfüllten.

Leo sah's, und seine Brust wurde eng. Ein Gefühl, von eisernen Klammern gepackt zu sein, stieg ihm zum Halse empor.

„Hier bring' ich Ihnen noch einen Freund, meine Teuerste," sagte Frau von Stolt, bevor sie umkehrte: „nun werden Sie in Ihrem Strohwitwensitz wohl niemand mehr vermissen."

Leo fühlte die Tücke dieser Wendung auch gegen sich gerichtet, und sein Zorn verstärkte sich.

„Da bist du ja, Freund, Bruder und Vetter!" rief Felicitas, ihm die unbehandschuhte Linke entgegenstreckend. „Warum hat man Euer Majestät so lange nicht gesehn?"

„Du wirst dich hier erkälten, Felicitas," erwiderte er.

„Nicht hofmeistern, mein Freund! — Reiche diesen Jünglingen deine Löwentatze und sei bon garçon."

Da waren sie alle, die sich mit Stolz „Lizzies wilde verwegene Jagd" titulierten: Otzen und Krassow und Zeßlingen und Neuhaus, auch die beiden Kürassiere natürlich.

Die Preisgabe seines Entschlusses, das Opfer seiner Mannheit, der Sturz in Angst und Lüge — alles war umsonst gewesen. Sie trieb das unwürdige Spiel mit diesen dummen Jungen weiter, ohne sich um ihn zu kümmern. Den langen Leidensweg von jenem Septembermorgen auf der Freundschaftsinsel bis zu den Stufen des entweihten Altars — alles — alles hätte er sich ersparen können.

Er sah einen roten Dunst vor seinen Augen flimmern, das untrügliche Zeichen aufflammenden Jähzorns.

„Nimm dich zusammen!" schrie eine Stimme in ihm. In jedem Hader, den er mit den jungen Leuten vom Zaune brach, war er im voraus der Unterlegene, denn sie traf kaum der Schatten einer Schuld.

Er drückte allen die Hand und sagte dann sehr bestimmt: „Du weißt, Felicitas, wie Ulrich sich um deine Gesundheit absorgt. — Ich kann nicht dulden, daß du hier Selbstmord begehst. Gib mir den Arm."

Sie, die vor jeder Aeußerung der Energie Angst hatte, wagte nicht, ihm vollends Trotz zu bieten, aber sie wich ihm aus.

Aufstehend legte sie ihren Arm in den des jüngeren Stolt und sagte: „Wer mein Ritter sein will, darf nicht mein Herr sein wollen, lieber Leo ... Kommen Sie, Fritz, wir wollen tanzen."

Und mit einer tiefen Verbeugung rauschte sie, schon den Walzertakt mithüpfend, an ihm vorbei.

„Trösten Sie sich, Sellenthin," sagte der junge Zeßlingen naiv, „uns behandelt sie noch schlechter."

Dann stellte sich die Schar zum Entsetzen der Mütter, den Schwestern zum Grame, unthätig in der Saalthüre auf und lauerte auf den Moment, da einer oder der andre sich auf die Ausruhende stürzen könnte.

Als er in die Halle zurückkehren wollte, lief der Kandidat Brenckenberg ihm in den Weg, tänzelnd und geschniegelt, mit frischen Rotweinflecken auf den blanken Seidenklappen seines Frackes. Er suchte sein böses Gewissen in ein paar geringschätzigen Pfeiftönen zu verstecken und ging dann im Bogen um Leo herum.

Dem fiel das „Lied von den lächelnden Sternen" ein.

Er rief sich Elly beiseite, die halbwild von ihren Triumphen, aus dem Arme ihres Tänzers in den seinen hinüberflog.

„Du — ich wünsche nicht, daß du dir mit dem Kandidaten was zu schaffen machst," sagte er.

Sie that, als wäre der Name ihrem Gedächtnis gänzlich abhanden gekommen. „Kandidat? Kandidat? Ach so — der! ... Den hab' ich schon längst abfallen lassen ... Mit so was geb' ich mich nicht mehr ab, lieber Leo! Darüber kannst du ruhig sein."

Und mit dem malerischen Ausdruck grenzenloser Verachtung, wie er nur halbreifen, kleinen Fräuleins zu Gebote steht, schaute sie über die Achsel hinweg nach dem Manne ihrer ersten Liebe hin, der herüberschielend mit mühsam unterdrücktem Aerger in die Spitzen seiner verwaschenen Glacéhandschuhe hineinbiß.

Als er so seiner Bruderpflicht genügt hatte, kam ein Bewußtsein von Ueberflüssigkeit, von Leer- und Fremdgewordensein erdrückend über ihn. — Er fühlte sich beschämt und lahmgeschlagen. — In seinem Herzen wühlte eine dumpfe Wut, die in jedem Augenblick das Aussehen wechselte. Bald schrie sie nach Dreinschlagen, nach Morden, bald sank sie zu einem ohnmächtig nagenden, weichlichen Wehgefühl zusammen.

Und dann wurde ihm plötzlich klar: Das Gift, das an ihm fraß, hieß Eifersucht.

Ein grelles Lachen entfuhr ihm, das zufällig in eine Stille hineinplatzte.

Erschrocken schaute er um sich, aber es war zu spät; eine Galerie erstaunter Gesichter guckte ihn an.

Jetzt erst kam ihm zu Sinnen, wo er sich befand. Er saß am Biertisch in der Halle mitten unter guten Freunden, getreuen Nachbarn und desgleichen, denen er seit seiner Rückkehr kaum zwei- oder dreimal begegnet war.

Nun fielen sie alle über ihn her.

Das ginge nicht länger so, er bilde sich zum Sonderling, zum Einsiedler aus, er habe sich von drüben einen Vogel mitgebracht und werde binnen kurzem gänzlich überschnappen.

Während sie auf ihn einredeten, ließ er in fragendem Staunen den Blick von einem zum andern gleiten. — So viele Menschen gab es, die sich um sein Wohl und Wehe bekümmerten, die das Recht hatten, ihm gutgemeinte Derbheiten ins Gesicht zu sagen. — Und wie fremd geworden waren sie ihm alle! — Daß sie mit ihm auf einer Schulbank gesessen hatten, daß sie die Gefährten, die Vasallen seiner Jugendstreiche gewesen waren, wie wenig kam das heut noch in Betracht! ... Das Schicksal hatte einen Abgrund zwischen ihn und sie gelegt; — wie aus den Nebeln eines fernen jenseitigen Ufers glotzten diese Larven ihn an.

„Was wollt ihr also von mir?" fragte er, als sie ihren Freundeseifer ausgetobt hatten.

Er solle sich nicht länger verkriechen, solle seine Mucken zum Teufel schicken und an der Geselligkeit der Gegend teilnehmen — wenn möglich, sich nach einer Frau umsehen.

„Laßt mich mit Weibern in Ruh!"

Hans von Sembritzky, der alte, dicke Hans, der ihm von seinen Jugendkumpanen der liebste geblieben war, machte einen Vorschlag zur Güte.

In der „Preußischen Krone" gäbe es ein paarmal jede Woche fidele Gesellschaft, da kämen die jüngeren und lebenslustigeren Besitzer der Gegend mit den Offizieren und Richtern zusammen, um einen gediegenen Humpen zu schwingen,

zu klatschen, Zoten zu erzählen und wenn man besonders fromm gestimmt wäre, auch ein Tempelchen aufzulegen. — Hiezu könnte er sich doch wenigstens in die Höhe rappeln.

Er versprach, sich die Einladung zu merken, und weil es nötig war, den Eindruck jenes irren Gelächters zu verlöschen, gab er sich einen Ruck, riß die Unterhaltung an sich und erzählte Episoden aus seinem Jägerleben drüben, das wie ein neubelebter wüster Traum an seinem erregten Hirn vorüberzog.

Eine große Korona bildete sich rings um ihn, auch Damen fanden sich hinzu — gebannt hing jedermann an seinen Lippen.

Der Erfolg berauschte ihn. Mehr und mehr entzündete sich seine Phantasie, Scherze und Pointen sprudelten aus seinem Munde. Und während der Klang seiner Stimme ihm in den Ohren hallte, stieg die Verwunderung in ihm auf über das, was er hier that.

Die Gesichter ringsherum glichen weißlichen Flecken, in welchen zwei leuchtende Kugeln rollten; — er sah ein Stück gelbblumiger Tapete — eine kupfrige Hängelampe — blanke Rotweinflaschen, und von Zeit zu Zeit schrie es in ihm auf: „Umsonst — alles umsonst."

Sie vergaß ihn, sie betrog ihn, sie spielte mit ihm, mit ihm, der Ehre, Freundschaft, Lebensfreude, Hoffnung — alles, alles für sie hingegeben hatte.

Der Mensch, der hier saß und Indianergeschichten erzählte, halb wahre und halb erlogene, war ein Automat und weiter nichts. Die Erinnerung ließ herunterschnurren, was an Bildern in ihm saß, während seine Seele sich in Qualen wand.

Da gewahrte er in der hintersten Reihe der Gesichter, die durch die vorderen fast gänzlich verdeckt wurden, ein dunkles Augenpaar, das halb hingerissen und halb trotzig, bald in strahlendem Stolze, bald voll greller Angst an seinem Gesichte hing. Hier war ein junges Menschenherz, das bis

in die letzten Fibern hinein sein eigen war, das seine Freuden freudiger widerspiegelte, das seine Leiden blutig in sich hineingrub und das er zum Dank dafür zwischen seinen rohen, breiten Fingern zerquetschte.

Da übermannte ihn der Jammer seiner Existenz.

Seine Erinnerung wurde unsicher, seine Worte verwirrten sich.

„Ich weiß nicht weiter," sagte er aufstehend, ein andermal mehr."

Enttäuscht, mit dem Verdachte, genarrt zu sein, ging der Kreis auseinander. — Er versank aufs neue in sein Brüten.

Gegen Mitternacht wurde Abendbrot gegessen. Die Tische der Spiel- und Trinkbuden hatten sich in Büffette verwandelt, von denen jeder Herr für sich und seine Dame den nötigen Proviant zu holen hatte.

Leo wählte sich die kleine Meta Sembritzky, deren schmales, bekümmertes Gesichtchen ihm aufgefallen war, und die gewisser Umstände halber in einem sehr weiten grauen Seidenkleide wie in einem Sacke steckte.

Das Gespräch schleppte sich lahm von Thema zu Thema. Ein jeder von beiden fühlte sich dem andern befreundet und durfte ihm dennoch das, was sein Herz bedrückte, nicht preisgeben.

Nur daß Hans spät nach Hause kam und daß die Schwiegermama sehr strenge war, blieb Leo nicht vorenthalten.

Währenddessen erscholl von einem der ferneren Tische quer über den Saal hin brausendes Gelächter, das salvenweise das Gespräch der andern übertönte und allgemeines Aufsehen machte.

Dort saß Felicitas mit ihrem Gefolge, welches notgedrungen ein paar blutjunge Mädel engagiert hatte, sich im übrigen aber nur mit seiner schönen Herrin zu schaffen machte. Die armen Dinger, ganz erdrückt durch die Nichtbeachtung ihrer Kavaliere und das mißbilligende Geflüster

ringsherum, saßen schweigsam da und wechselten hilfeflehende Blicke.

Felicitas hatte sich, der Sitte zum Trotz, welche sie einem der verheirateten Herren zuwies, vom jungen Zeßlingen zu Tische führen lassen. Die beiden Kürassiere waren von der erzürnten Mutter beizeiten nach andern Tischen hin abkommandiert worden.

Gegen Schluß der Tafel kam Mama in einem schönen bordeauxfarbenen Atlaskleide mit der ihr eigenen liebevollen Würde quer durch den Saal gewatschelt und winkte Leo in eine Ecke hinein.

„Erbarm dich bloß,“ zischelte sie ängstlich. „Was fehlt Lizzie heute, daß sie sich einen Schwanz von dummen Jungen anhängt und mit denen Skandal macht? Alle Welt spricht darüber.“

„Warum fragst du mich, Mutter?“ erwiderte er.

„Ich denke, du könntest — —“

„Gar nichts kann ich. — Felicitas ist Herrin ihrer Handlungen. Will sie sich lächerlich machen, so ist das ihre Sache.“

Damit führte er sie an ihren Platz zurück.

Nach Tische kam Felicitas mit strahlenden Augen, die Wangen von Wein und Lachen gerötet, am Arme ihres glückseligen Ritters, von zwei andern gefolgt, geradeswegs auf ihn los. „Gesegnete Mahlzeit, du Brummbär!“ rief sie, und legte ihre kleine, lockere Patschhand mit drolliger Herzhaftigkeit in die seine. Kein Zucken ihrer Wimpern, kein Zittern ihrer Lippen verriet, daß ein Geheimnis zwischen ihnen stand. Alles, was einst und jüngst gewesen war, schien aus ihrer Erinnerung ausgebrannt bis auf die letzte Spur.

Er murmelte einen steifen Gesegnete-Mahlzeit-Wunsch.

„Apropos, Leo,“ fuhr sie fort, „hast du Lust zu dummen Streichen?“

„Kann schon sein! Aber erst möcht' ich wissen —“

„Ach geh, du bist ein alter Pedant ... Also hör zu ...

aber Mund halten!... wir wollen eine nächtliche Schlittenfahrt unternehmen."

„Wer — wir?"

„Nun, diese Jünglinge und noch ein paar andre von demselben Kaliber ... — So eine Schlittenfahrt à la König von Bayern, weißt du ... mit Fackeln und Spitzenreitern im Rokokokostüm ... Leider haben wir keine Berge hier und laufen nicht einmal Gefahr, den Hals zu brechen. Die Geschichte scheint aber trotzdem furchtbar unpassend zu sein, wenigstens für mich als einzige Dame ... Darum möchte ich gern jemanden haben — einen gesetzten Mann, weißt du ... womöglich einen Verwandten, der so eine Art von Duenna spielen könnte ... Und da dacht' ich, ob du vielleicht —"

„Dein Vertrauen ehrt mich, liebe Lizzie," erwiderte er, sich straff aufrichtend, „aber ich stehe dir leider verwandtschaftlich nicht nahe genug, um diese Rolle, unbeschadet deinem Rufe, auf mich nehmen zu dürfen. Nahe genug hingegen stehe ich Ulrich, um einen jeden, der dich durch Teilnahme an solchen Unternehmungen in eine falsche Lage bringt, gebührend zur Rechenschaft ziehen zu können."

Drei lang gewordene Gesichter starrten ihn an. — Auch Felicitas war merklich erblaßt. Die Augen, die ihn eben noch in höhnischem Uebermute angeblitzt hatten, verschleierten sich zu einem süßgeheimen Flehen.

Er fühlte ein heißes Rieseln und wandte sich rasch von der Gruppe ab, um in die Halle zurückzukehren.

Dort brachte er noch zwei Stunden zu, in jedem Augenblick willens, nach Hause zu fahren, und doch nicht im stande, dem Bannkreis ihrer Nähe zu entweichen. Hinter dem breiten Rücken eines Whistspielers saß er schweigend da, scheinbar von wärmstem Interesse gefesselt, innerlich froh, daß man ihn hier in Ruhe ließ.

Gegen drei Uhr hörte er den jüngeren Kürassier einem Diener zurufen: „Der Uhlenfelder Schlitten soll vorfahren."

In raschem Entschluß erhob er sich, verabschiedete sich ohne Aufsehen und ging nach den Ställen, um das Anspannen des eigenen Gefährtes zu beschleunigen.

Eine klare, kalte Mondnacht lag schleierlos über der weißen Erde ... Die Schneekrystallchen flimmerten ringsum, als wäre eine Lichtersaat auf den Gefilden jung emporgesprossen ... Die Baumschatten breiteten tiefschwarze Flecke dazwischen ... Nirgends auf den Höfen schimmerte mehr ein Licht ... Weißleuchtende Dächer über dunkelnden Mauerstreifen hoben die menschlichen Wohnungen von dem matteren Silberlicht der Fernen ab ...

Der Braune, der es im Gaststalle gut gehabt hatte, wollte mächtig ausgreifen. Leo mußte ihm Gewalt anthun, um seine Begierde zu dämpfen ... Die langsamer schlagenden Schlittenglocken hallten müde über die schlafenden Ebenen ... Ein wohliges Ruhebewußtsein schien sich über die Erde gebreitet zu haben ... Der große Todesfrieden, vor dem allem Lebendigen graut, ließ seine Reize spielen.

„Was willst du thun?“ schrie es in ihm. „Warum gibst du dem Gaul nicht die Peitsche, anstatt ihn zurückzuhalten? — Mach, daß du heimkommst. Sieh dich nicht um. Horche nicht zurück.“

Aber derweilen lauschte sein Ohr, ob hinter ihm kein fernes Geläute die nächtige Stille durchbrechen wollte, ja von Zeit zu Zeit machte er Halt, um zu prüfen, ob die eigenen Glocken den leisen Hall nicht verschlängen.

Doch nichts ließ sich hören.

Er wollte Rechenschaft fordern und Richter sein, allein er fühlte wohl, was sich gern als Zorn aufspielen mochte, war nichts als ohnmächtige, jämmerliche Sehnsucht.

Als er am Wengernschen Pfarrhause vorüberfuhr, stieg ein dumpfer Groll in ihm auf. „Der Alte schläft ruhig den Schlaf aller Propheten,“ dachte er, „dieweil sein armer König David in Nöten durch die Nacht streicht.“

Er lenkte zur Stromfähre hinunter. Dort durfte er

Felicitas erwarten, ohne Aufsehen zu erregen. Denn da die Fähre unter seinem Patronat stand, war nichts natürlicher, als daß er selbst nach dem Rechten sah.

In silberstreifigem Schwarz lag die weite Wasserfläche vor ihm ... Mit Knirschen und Scharren brachen sich die Wellen an den vereisten Uferrändern.

Beim Klange der Schlittenglocken kam der alte Jürgens, verschlafen die Laterne schwenkend, aus seiner Bretterbude gekrochen.

„Worom fahrt Ji nich rop?" schrie er unwirsch, denn das kutscherlose Gefährte imponierte ihm wenig.

„Nich schimpfen, Jürgens!" erwiderte Leo, dem das alte Gewächse leid that.

„Jeses, der 'näge Herr!" — Er küßte ihm den Aermel, bat stammelnd um Vergebung und wollte eilends das Pferd zur Fähre hinunterleiten.

Leo beruhigte ihn. Er hätte nur angehalten, um nach dem Grundeis zu sehen.

Ein leises Geläute — dreitönig — erhob sich in der Ferne.

Leos Herz machte einen Sprung. Sie kam. Sie kam allein.

Er riß sich die Pelzdecke vom Leibe, stieg ab und band das Pferd an den Wolmen, der das Fährhäuschen umgab.

Jürgens schwatzte in zahnloser Unterwürfigkeit drauf los, wie altgewordene Dienerseelen pflegen: das Grundeis sei heute noch unbedeutend, aber morgen würd's wohl los gehen, und am Weihnachtstage könnten Kanonen rüberfahren. Und heute wäre die beste Nacht im ganzen Jahr. Einmal sei er sogar auf sieben Mark gekommen, so spendabel hätte dem Herrn von Stolt seine Freundschaft sich erwiesen.

Nun fuhr sie durchs Dorf, denn der Schall dämpfte sich zwischen den Mauern ... Und plötzlich schwoll er aufs neue ... Ein Schatten wurde an der Kirchhofsmauer sichtbar ... Der Schlitten bog zum Strom herab.

Die vermummte Gestalt, die müde in einer Ecke lehnte, das war sie.

Er trat dicht an sie heran, während der Kutscher verwundert die Pferde halten ließ.

Sie rührte sich nicht. Sie hatte geschlafen. Erst der Ruck des stoppenden Schlittens erweckte sie.

„Guten Morgen, Felicitas.“

Ein leiser Aufschrei, halb noch aus dem Traume, scholl ihm entgegen.

Halb in Angst, halb in Jubel streckte sie die Hände nach ihm aus. Sie war wie ein Kind, das nicht weiß, ob es geschlagen oder gestreichelt werden soll.

„Erschrick nicht!“ sagte er und sah mit einem rasch warnenden Blicke nach dem Kutscher hin. „Ich bin hier abgestiegen, um mich von der Sicherheit der Fähre zu überzeugen. Der Strom ist voll Schollen, und ich trage für das Heil der Stoltschen Gäste die Verantwortung.“

Sie lächelte ihm Dank zu. Sie hatte ihn wohl verstanden.

„Ich begleite dich hinüber,“ fuhr er fort. „Wir plaudern besser, wenn du absteigst.“

Gehorsam ließ sie sich aus dem Schlitten heben. Die holde Last hing für einen Augenblick an seinem Halse. Ihm war, als drückte sie ihn klaftertief in den Boden hinein.

Der Schlitten polterte in die Fähre hinab. — Schweigend folgte das Paar.

„Leo!“ flüsterte sie flehend.

„Schweig und komm mit,“ erwiderte er, sich zur Rauheit zwingend, und erhob den vorderen Schlagbaum ein wenig. — Sie traten auf die schwankende Fallbrücke, die schmal ins Wasser hinausragte. Nur eines Fußes Breite trennte sie von der schwarzen Tiefe.

Wie unheimliches Riesengetier tauchten die Schollen des treibenden Grundeises hie und da aus dem Wasser empor, scheuerten den weißlichen Rücken an den Kanten des Fähr-

bootes und glitten vorüber. Das eisbezogene Tau schillerte metallen und zerbrach knirschend seine Kruste an den Rädern der Winde.

„Leo!“ flüsterte sie wieder und preßte ihren Kopf sachte gegen den Aermel seines Pelzes.

„Du — du — jetzt steh mir Rede — du —“ Ein böses Wort saß ihm auf der Zunge. Mühsam schluckte er es hinunter.

„Leo, ich verzweifle ohne dich,“ klagte sie leise zu ihm empor. „Warum hast du mich verlassen, Leo?“

„Was redst du von Verlassen?“ stieß er hervor, „ich darf nicht kommen, solange Ulrich fort ist — das ist alles.“

„Warum nicht?“

„Das fragst du?“

„Ja, das frag' ich ... Wir haben bereut und gebeichtet ... Wir haben uns entsühnt vor Gott und Menschen ... Wir wissen doch nun unsern Weg!“

„So? Das Gefühl hast du?“

„Nun, du etwa nicht?“ fragte sie zurück, in ruhiger Reinheit zu ihm emporschauend.

Er stutzte, er stammelte. — War er denn allein verdammt? Hatte Gott das Opfer ihres Herzens angenommen und das seinige verworfen?

„Wir sind doch zum heiligen Abendmahl gegangen,“ fuhr sie fort, „wir haben dem Himmel unser Seelenheil anheimgestellt. Nun sollten wir uns doch geborgen fühlen.“

„Wir sollten — freilich — wir sollten!“

„Leo, sei doch nicht so mißtrauisch ... Was kann uns wohl Böses begegnen, wenn wir treu zusammenhalten? ... Aber — wenn du mich allein läßt, dann steh' ich für nichts ... Sieh, ich habe auf dich gewartet Tag für Tag. Wenn ich in der Frühe aufstand, fragte ich mich: ‚Ob er wohl kommen wird?‘ ... Und dann hoffte ich auf morgen — und immer wieder auf morgen ... Ach, was ist die Zeit mir lang geworden! ... So grau und so einsam jeder Tag! ... Und

schließlich hat mich die Verzweiflung gepackt ... ‚Gibt er dich auf, dann gibst du dich selber auf,‘ sagte ich zu mir. Und da habe ich mein altes Treiben wieder angefangen mit den dummen Jungen. Habe ihnen den Kopf verdreht und mich von ihnen anschmachten lassen. Und heute hatte mich der Teufel ganz gepackt, so daß ich mir sagte: ‚Du willst ihm schon zeigen, daß du ihn nicht brauchst.‘ ... Aber das Herz hat mir dabei geblutet, das kannst du mir glauben — und meine Seele hat dir entgegengeweint. Aber du warst hart und kalt, so daß ich mich von neuem in Trotz verstockte."

Ein weiches Wohlgefühl rieselte ihm durch den Leib. Ihm war, als fielen Gewichte von ihm ab, die bislang seine Glieder schmerzhaft gezerrt hatten. Ein ruhiges Ermatten kam über ihn. Er hätte sich auf der Stelle lang ausstrecken und einschlafen mögen.

„Und du wirst die Jungen nun laufen lassen?" fragte er.

„Aber Leo!"

„Ja oder nein?"

„Mit tausend Freuden ... Nur kommen mußt du."

„Und wenn ich nicht komme?"

In neuer Mutlosigkeit warf sie sich über den Schlagbaum. — „Dann weiß ich nichts ..." stammelte sie.

„Wann erwartest du Ulrich?" fragte er, um einzulenken.

„Ja, Ulrich!" rief sie hastig; „in jedem Briefe hat er sich nach dir erkundigt und dich grüßen lassen. Manches hat er sogar an uns zusammen adressiert. Drum hab' ich ihm auch nicht zu schreiben gewagt, daß ich dich gar nicht gesehen habe. — Denn was sollte er wohl über dein Fernbleiben denken?"

„Da hast du freilich recht," murmelte er. Selbst der reinste, vertrauensseligste Geist mußte aus der Befangenheit seines Gebarens schließlich Verdacht schöpfen.

Dann wiederholte er seine Frage nach Ulrichs Heimkehr.

„Der Reichstag wird wohl morgen oder übermorgen

Ferien machen," erwiderte sie. „Aber ob er vor dem heiligen Abend kommt, ist sehr ungewiß. Er schreibt, man habe ihn zum Präses eines Komitees — landwirtschaftliche Ausstellung oder so was — gewählt. Drum müsse er die Tage der Parlamentsferien zu den Vorarbeiten benützen ... Auch läßt er dich fragen, ob er dir einen Platz im Komitee reservieren solle. Du möchtest nur annehmen. Es könnte deinem Renommee von Nutzen sein."

Von Beschämung gequält, schwieg er stille. Allüberall von fern und nah umgab ihn die sorgende Liebe des Freundes. — Es war Wahnsinn, daß er sich und seiner Kraft mißtraute. Einer Schurkerei, wie die, vor der ihm bangte, war Leo Sellenthin nicht fähig.

„Nicht wahr, du kommst?" flehte sie.

„Ja, ich komme," gab er rasch und fest zur Antwort.

„Bald?"

„Ja, bald!"

„Morgen?"

Er stutzte. — Das war zu früh, das sah der Sehnsucht allzu ähnlich.

„Ich habe mich für morgen und übermorgen zur Revision in Knutzendorf angemeldet," gab er zur Antwort.

„Sag ab!"

„Nein."

„Leo!" klang es in zärtlichem Vorwurf zu ihm empor.

„Willst du mich meinen Verpflichtungen abwendig machen?"

„Um Gottes willen nicht! Aber denk daran: bis du deinen Fuß über meine Schwelle gesetzt hast, wird keine Minute vergehen, in der ich dich nicht erwarte."

Die Fallbrücke stieß gegen den Uferdamm. — Der Schlagbaum hob sich knisternd und knarrend in seinen vereisten Angeln.

„Leb wohl!"

„Leb wohl!"

Ihre Hände umklammerten sich, als müßten sie mit Gewalt auseinander gerissen werden, aber schon im nächsten Augenblick löſten sie sich gleichsam erschrocken.

Dann führte er sie zu ihrem Sitze und hüllte sie in die Decken.

Das Pferd zog an, die Glocken erklangen ... Als ein silbergrauer Schatten verfloß der Schlitten in der Ferne.

Die Fähre rauschte ins Wasser zurück ... Der Alte arbeitete keuchend ... Sein Zugriemen schwirrte wie eine hochgeschwungene Geißel durch die Luft.

Leo umfaßte den Schlagbaum und lauschte den verhallenden Glocken.

Der Mond fing an sich zu senken ... Knirschend brachen sich die Schollen an dem breitbrüstigen Kiel ...

XXX.

„Meine gelibte Mama!

Die meisten Jungs reisen bald zu hause. Der Erich Froben bleibt hier weil der keine Mama hat und der Fritz Lawsky hat bloß einen vor Mund und der If der ist aus west Indien und ist gelb wie ein schweizer Käse. Die andern Jungs reisen alle zu Hause. — Warum darf ich nicht zu hause reisen? Einige haben noch weiter und reisen doch zu Hause. Ach, ich möchte gern zu hause reisen. Ich weine jeden Morgen und jeden Abend daß ich nicht zu hause reisen darf. — Und bis Weihnachten sind noch sechs Tage. Dann wird eine Bescherung gemacht werden. — Und Jeder Junge bekomt sein Päkgen alles was drin ist unter dem Tannenbaum aufgebaut. — Und ich freue mich furchtbar auf das Päkgen. — Und eine Glokke gibt es auch — die Schulen Glokke die wird geleut. If bekomt auch was. Herr Doktor hat an seinen Papa geschrieben, und sein Papa hat zurükgeschrieben ja er wird was schikken. — Hast du meinen Wunschzettel auch bekomen? Villeicht ist er verloren gegangen. Das wäre ja schreklich. Darum will ich rasch einen neuen Wunschzettel schreiben.

Wunschzettel.

1. Zin-soldaten recht viele — solche dicken die orntliche Leiber haben nicht die glatten die taugen nichts.

2. eine Festung — das ist eine richtige Festung mit einer Zug-Brükke die wird aufgezogen und in dem Graben ist

Wasser und wer Todt geschossen wird fällt ins Wasser rein. Aber davon geht die Farbe ab.

3. Eine Kanone.

4. Noch eine Kanone. Zusammen zwei große Kanonen, denn der Feind muß auch eine Kanone haben denn sonst kan er nicht schiessen.

5. Noch viele kleine Kanonen, denn eine Armee muß doch Athilirie haben. Und wer die beste Ahtilirie hat, der ist der Sieger.

6. Eine Menascherie. Jf hat eine Menascherie.

7. Einen Tinten Wischer. Mit einem Euhlenkopf. Das ist der schönste.

8. wird ausgestrichen. Also bitte kein Taschenmesser, den Herr Doktor der hat gesagt, wer ein Taschenmesser kriegt, der wird kohnfissirt.

9. ein Taschen-tintenfas. Der Kleist hat eins wie ein Kestchen und wenn man eine heimlige Feder drükt, dann springt es auf. Das ist etwas sehr Schönes. Man kann es immer brauchen und macht wirklig die Hosen nicht schmuzzig.

10. weiß ich nichts mehr. Aber viel Konfeckt. Aber das versteht sich von selbst. Denn ohne Konfeckt giebt es ja keinen Weihnachten.

Ach und zu Hause wäre es doch viel schöner. Ach, liebe, liebe Mama, wenn ich doch könnte zu hause komen. Aber weil es nicht kann sein will ich auch so zufrieden sein. Aber wenn ich dran denke, muß ich weinen ... Die Jungs lassen mich jetzt in Ruhe und das hab ich dem Jf zu verdanken. Einmal haben sie mich so verkeilt, das mir das Blut gekomen ist und hat er sein Taschenmesser genommen denn er ist auch man klein und hat die großen Jungs gespikt. Und das Taschenmesser ist ihm kohnfissirt worden, aber sie fürchten sich doch. Und schicke doch recht viel Zinsoldaten, denn die Helfte soll der Jf kriegen. — Und nun mach ich einen Schlus. Dein Sohn Paul.

Postscriptum. Auf das Päkgen freue ich mich sehr."

Dieser Brief war unter der Adresse von Minna Huth am Sonntag vor Weihnachten in Münsterberg angekommen. Felicitas las ihn wieder und wieder, und jedesmal standen ihr Thränen in den Augen, aber sie gewann es nicht über sich, an Ulrich zu depeschieren, er möchte, wie es sein Wunsch war, sich auf die Bahn setzen, das Kind von Wiesbaden abzuholen.

Um gut zu machen, was sie an ihm sündigte, häufte sie eine unvernünftige Masse von Geschenken zusammen, die Paulchens Weihnachtstisch zu zieren bestimmt waren. Von Berlin waren zwei große Kisten angekommen, die nun auf demselben Wege wieder zurückkehren sollten, denn ihr Mutterstolz duldete nicht, daß irgend eine der Weihnachtsgaben durch andre Hände ginge.

In ihrem Eckzimmer standen große Stöße von Schachteln und Kartons, auf dem Teppich lagen Haufen von Sägespänen und Papierschnitzeln, und Marzipan und Pfeffernüsse — selbstgebacken — dufteten lieblich dazwischen.

Felicitas packte, — denn die Kisten sollten der Sicherheit wegen mit dem Abendzuge von Münsterberg abgehen. Die Aermel bis über die rosigen Ellenbogen emporgeschlagen, eine blaugeblümte Latzenschürze vorgebunden, strahlend von der Erregung der lustigen Arbeit, hantierte sie zwischen den Paketen umher, ließ die Zinnsoldaten aufmarschieren, gab einem Hampelmann einen Kuß auf den Schnauzbart, damit er ihn dem Herzensjungen wiedergäbe, und jagte einem Luftballon nach, unter welchem hoch in der Luft ein kleiner Trapezkünstler seine Kunststücke machte.

Sie war scheinbar mit ganzer Seele bei ihrem Werke; nur von Zeit zu Zeit gewahrte Minna, die ihr behilflich war, daß ihre flinken Hände lässig im Schoße liegen blieben und ihr Blick in sehnsüchtiger Träumerei zum Fenster hinausglitt.

„Sie erwarten wohl jemand, gnädiges Frauchen?“ fragte sie endlich. Das kleine, gelbe Runzelgesicht schillerte vor Neugier.

Felicitas seufzte und schüttelte den Kopf.

Drei Tage waren seit jener Nacht auf der Fähre vergangen, und Leo hatte sich noch immer nicht gemeldet.

„Ja, das ist so mit den Herrens," philosophierte die alte Nähterin, „zuerst versprechen sie und hernach kommen sie nicht."

Felicitas hatte ihr nichts von der Begegnung mit Leo verraten, aber seit sie in jener Nacht ihre Herrin mit verdächtig leuchtenden Augen hatte heimkehren sehen, wußte sie, daß die Dinge eine andre Wendung genommen hatten.

Gegen halb vier Uhr wurde die Hausglocke geläutet.

Felicitas machte einen Satz zur Thüre hin.

„Na, lassen Sie man, gnädiges Frauchen," sagte die Alte, „is er es nu wirklich, so macht es sich entschieden besser, wenn Sie ihm nich gleich an den Hals fliegen." Und sie trippelte hustend hinaus, den Besuch zu empfangen.

Felicitas legte das Ohr ans Schlüsselloch. Beim ersten Klange der Männerstimme draußen fuhr sie hoch auf und sank, die Rechte gegen das Herz pressend, mit tiefem Aufseufzen in einen Sessel zurück.

Er war es.

Die Alte kehrte zurück und sagte, die Thür halb offen lassend, mit demselben dummen Gesichte, das sie Leo gezeigt haben mochte: „Der Herr von Sellenthin sind da — aber ich hab' gesagt, gnädige Frau werden wohl nicht —"

Da stand er! — Das alte Wesen beiseite und zur Thür hinausschiebend, war er ins Zimmer gestürmt.

„Endlich, endlich!" sagte sie, indem sie ihm mit ruhig wehmütigem Lächeln die Hand entgegenstreckte.

„Jawohl! ... endlich!" wiederholte er mit einem kurzen, beinahe keuchenden Gelächter, das sie nicht an ihm kannte.

Auf den ersten Blick sah sie, daß irgend eine Veränderung mit ihm vorgegangen war. — Seine Augen gingen unruhig umher, auf dem Stirnbogen saßen dick aufgetrieben die Zornrunzeln.

Ihr Gewissen, das sich stets unsicher fühlte, selbst wenn sie sich keiner Schuld bewußt war, ließ sie zu einer ungetrübten Beobachtung nicht kommen.

„Hast du schon wieder was gegen mich?" stammelte sie.

„Nichts hab' ich, — rein nichts hab' ich!" stieß er hervor und lehnte sich, für einen Moment die Augen zusammenkneifend, rückwärts gegen die Wand.

Dann fragte er: „Wann kommt Ulrich?" — und sein Blick hing gierig an ihrem Munde.

„Vor dem heiligen Abend sicher nicht — vielleicht spät sogar, denn hier wird ja erst immer am Morgen beschert."

Er atmete tief auf.

„Was fehlt dir nur?" fragte sie mit einem Ansatz zu ernster Besorgnis.

Er lachte kurz und hart. „Was soll mir wohl fehlen, liebes Herz? Ein Tete-a-tete mit der schönsten aller Cousinen ... Der Gatte hübsch weit vom Schuß ... Alle Gewissensskrupel überwunden ... Der liebe Gott gewissermaßen als dritter im Bunde ... Feiner kann man's doch nicht verlangen?"

„Leo, du machst mir bange," sagte sie und duckte sich in ihrem Sessel.

„Warum bange, Kindchen?" erwiderte er, nach ihrer Hand hintastend. „Ich hab' mich drei Tage lang ein Stückchen mehr verwildern lassen, das ist alles ... Oder — aber ... das heißt, ich hab' mir dies Kommen schwer gemacht ... als ehrlicher Mensch, der ich — war ... Voilà! ... Denn das Versprechen auf der Fähre, liebes Herz — liebes Herz sagt' ich ja wohl früher immer ... dann kann ich's ja auch noch — so nah' steh' ich dir doch wieder — was? ... das Versprechen, siehst du, das war Blödsinn ... das hast du mir abgeluchst ... denn du bist eine Schlaue! ... Mit allen Hunden gehetzt bist du."

„Leo, du thust mir weh," sagte sie, die thränengefüllten Augen mit der Hand bedeckend.

Er packte ihren Unterarm und riß ihr die Hand vom Gesichte.

„Du sollst nicht weinen," knirschte er, „ich kann dich nicht weinen sehen ... ich weiß, du spielst Komödie mit deinem Weinen, wie mit deinem Lachen ... aber ich kann dich nicht weinen sehen ... Warum lachst du nicht lieber? ... Kommt ja auf eins raus."

„Ach, wenn dich jemand hörte!" rief sie, die Hände faltend.

„Das fehlte noch!" höhnte er, aber sein Auge irrte in Angst die halbgeschlossenen Thüren entlang.

„In das Eckzimmer kann ich dich nicht führen," sagte sie, der umhergestreuten Pakete gedenkend. — Vor ihrem Geiste stand einen Augenblick lang das Bild des auf die Weihnacht hoffenden Kindes und erlosch sofort, von der Not der Stunde verschlungen. —

Er streckte in Furcht und Abscheu die Hände gegen die Thür aus. „Lebendig kriegst du mich da auch nicht mehr hinein!" rief er. „Deine Parfüms da drinnen haben mich schon immer halb verrückt gemacht ... Und nun gar heute ... Aber weißt du was?" — sein Auge suchte das Fenster, in dessen Eisblumendickicht die Nachmittagssonne kleine Lichtungen hineingeschmolzen hatte — „da draußen im Schnee, da ist es klar und kalt ... das macht klare Köpfe ... und einsam ist es auch ... da kann man reden ... da kann man auch losschreien, wenn's einem gar zu lustig wird auf der Welt ... Häng' dir einen Mantel um und komm." —

Freudig willfahrte sie ihm, wickelte rasch einen spanischen Schleier eng um den Kopf, warf über das Hauskleid einen weiten, ärmellosen Pelz und eilte ihm voran zur Hausthür, ohne daß ein Mensch ihr Fortgehen bemerkt hatte.

Sie konnte nicht umhin, dies gegen ihn zu erwähnen.

Er antwortete nicht. Er hatte dasselbe gedacht. —

Der Winterabend schlug ihnen seine eisigen Wellen prickelnd gegen die heißen Gesichter ... Die Sonne war im

Untergehen ... Ueber den Stallungen, deren Firste sich scharf wie Messerschneiden in die dünne, dunstlose Luft emporhoben, stand am stahlblauen Osthimmel die blanke Mondsichel.

Von den Scheunen her kam das Heulen der Dreschmaschine. — Sonst war auf dem Hofe alles still und menschenleer.

Das Paar schritt in den ausgeschaufelten Pfaden um den Giebel des Herrenhauses herum, öffnete die Gitterpforte, deren Riegel sich in seinem Haken festgeeist hatte, und trat in den Garten, der in seinem Schneegewande bläulich leuchtend vor ihnen lag. — Die Urnen auf den Ecken der Terrasse trugen weiße Hauben, und die Reben an der Wand schauten in ihren Schutzlappen drein wie frierende Kinder. —

Als die beiden den Rasenplatz durchschritten, versuchte Felicitas, ihren Arm in den Leos zu legen, mußte ihn aber wieder zurückziehen, da der schwere Pelzmantel ihre Bewegungen hemmte. — Am Rande des Buschwerks hörten die Pfade auf, aber sie dachten nicht ans Umkehren.

Schweigend schritten sie hintereinander her. Ihr Fuß suchte die Spuren, welche sein schwerer Stiefel in den Schnee gepreßt hatte.

„Wohin?" fragte er einmal, sich umdrehend.

„Ich weiß nicht," erwiderte sie, „nur weiter."

Planlos irrten sie in dem Gehölz umher. Beiden war zu Mute, als müßten sie sich irgendwo verkriechen, wo keines Menschen Blick sie fand.

Dann hörte er, daß sie mit den Zähnen klapperte.

„Dich friert," sagte er, „wir wollen zurück."

„Nein, mich friert nicht," stammelte sie, am ganzen Leibe zitternd, „ich hab' bloß ein bißchen leichtes Schuhwerk." Und sie wies ihm mit einem schwachen Lächeln die goldgestickten Pantoffeln, die sie in der Ungeduld, hinauszukommen, an den Füßen behalten hatte.

„Sofort dreh um!" rief er.

Sie wollte maulen, und er, um ihre Gegenwehr kurz abzuschneiden, setzte hinzu: „Oder ich trag' dich zurück."

Da breitete sie die Arme aus und flehte lächelnd: „Trag mich."

Aber er war feige geworden und nahm sein Anerbieten zurück. „Geh nur lieber," sagte er, „man könnte uns von den Fenstern aus beobachten — und dann gäb's Geklätsche."

Sie zuckte die Achseln und kehrte um.

Es war schon fast dunkel geworden ... Durch das kahle Gezweig schimmerte ein verglühender Streifen Abendrot ... Die Schneeflächen färbten sich rosig, ehe sie in Nacht untertauchten ... Nichts regte sich, nur hie und da glitten kleine Schneehäufchen von den Zweigen, sternförmig am Boden zerplatzend.

Als sie am Treibhause vorbeikamen, wies Felicitas auf den Glanz der Feuerung, der trübe durch die erblindenden Scheiben der Glasthür schimmerte.

„Da könnte man sich wärmen," flüsterte sie.

„Wär's nicht besser, wir gingen ins Schloß?" fragte er zögernd, indem er finster nach dem Feuer schielte.

„Komm!" rief sie mit einem leichtsinnigen Auflachen, und schritt voran, dem Glashause zu.

Er folgte, willenlos geworden.

In dem Vorraum waren Holzscheite aufgeschichtet, die das Flackerfeuer geheimnisvoll erleuchtete. — Wie Scheiterhaufen sahen sie aus, an denen eine verborgene Glut zehrend emporkriecht.

Die Feuerungsthür lag tiefer als der Boden des Raumes. Sie war in die Wand eines gemauerten Loches eingelassen, zu welchem drei Stufen hinabführten. Aus der Oeffnung der rotglühenden Platte quollen ab und zu die beizenden Wolken feuchten Erlenholzes hervor.

Felicitas sprang sofort in das Loch hinab und wollte die erstarrten Füße gegen die Feuerung ausstrecken, aber sie besann sich, stieg noch einmal hinauf, und die Schiebethür öffnend, die zu dem Hauptraume führte, rief sie den Namen des Gärtners in die Dunkelheit hinein.

Nichts ließ sich hören ... In der heißfeuchten Atmosphäre da drinnen tropfte das Wasser geräuschvoll von Blatt zu Blatt. —

„Jetzt sind wir sicher," lachte sie, sprang aufs neue in das Loch hinunter und dehnte sich seufzend in dem Wohlgefühle der erwärmenden Gluten.

Der Pelz verlor sich von ihren Schultern. Halb auf den Stufen hingestreckt, hob sich die Gestalt in dem blauen Morgenkleide weichlinig von den weißen Fellen ab, auf denen sie ruhte. Die Glut der Feuerung ließ das Blondhaar flimmern und warf einen Schimmer wie von purpurnen Schleiern auf das runde, wehmütig stille Kindergesicht, das sie oft zeigte, wenn sie schwieg und es ihr wohl zu Mute war.

„Warum stehst du da und siehst aus wie ein Uhu?" sagte sie dann mit einem Lächeln, den Kopf weit hintenüber reckend, um ihn sehen zu können.

Leo, der in Betrachtung verloren hinter einem Holzstoß lehnte, erwiderte:

„Schade, daß du das Fell da nicht auf dem Leibe trägst ... du sähst aus wie Ellys weiße Katze."

„Hast du mich nun bald genug maltraitiert, mein Freund?" fragte sie, ernst werdend. „Ich erweise dir Liebes und nichts wie Liebes und du benimmst dich wie ein knurriger Hund."

„Hund und Katze, das paßt."

„Laß die Witze und setze dich neben mich."

Er that nach ihrem Geheiß und ließ sich auf dem Schmalrande des Feuerloches nieder, so daß er auf die Liegende hinabblicken konnte.

„Jetzt sind wir wie Hänsel und Gretel, die braven Geschwister," sagte sie, von der seltsamen Poesie der Situation erfaßt. „Erzähl noch eine Rittergeschichte, und wir sind wieder fünfzehn Jahre alt."

„So harmlos ist dir zu Mut?" fragte er.

„Ja," erwiderte sie, „und so verliebt ... das heißt natürlich nicht in dich, du eitler Mensch ... nur in die

Ritter, die du die Ehre haben wirst, mir vorzuführen ... Und das war schon damals immer so ... Und Johanna ärgerte sich ... Ach, die ärgerte sich!"

Das düstre Bild der Schwester stieg gespenstisch vor ihm auf. Brütend sank er in sich zusammen, während sie zu plaudern fortfuhr:

„Aber wenn ich aufrichtig sein will, ich war auch in dich verschossen! ... Und du warst ein rechter Bengel ... oder wie sagt man: Flegeljahre oder so ... sollte einer glauben, daß du kein Jota davon merktest? ... Ich schickte dir allabendlich die schönsten Küsse durchs Fenster hinunter in dein Zimmer und du merktest nichts! ... Dabei wandst du dich in deiner Verliebtheit wie ein Regenwurm ... Und Johanna ärgerte sich! Ach, die ärgerte sich! Denn ihr teurer Ulrich trieb es genau so."

Der Name Ulrich, der spielend über ihre Lippen geglitten war, machte sie stutzig. Aengstlich sah sie zu Leo auf und dann sinnend in die Flammen.

„Ach," seufzte sie nach einer Weile, „wie das alles so gekommen ist!"

„Und wie das noch kommen wird!" stieß er hervor, von ohnmächtigem Zorne geschüttelt.

„Wieso?" fragte sie naiv.

„Weib, ist dir denn nie eine Ahnung aufgegangen, wohin wir steuern?" rief er, die gespreizten Finger gegen sie ausstreckend.

„Quäl mich doch nicht," bat sie, indem sie sich halb umdrehte und das Gesicht in den Fellen verbarg.

„Steh mir Rede! — Ich will wenigstens wissen, ob du das Spiel kennst, das du mit dir und mir treibst."

„Ach, Leo," flüsterte sie, „ich will an nichts denken. Ich mag an nichts denken. Es ist so süß, bei dir zu sein ... Weiter weiß ich nichts — und weiter will ich nichts."

„Zuerst sollten wir bereuen," schalt er weiter. „Das war alles. In Sack und Asche wollten wir trauern und

Leib und Seele abkasteien ... Und ich, weiß Gott, ich hab' es redlich gethan ... So zerschlagen und so zerschunden bin ich von meinen Gewissensbissen, daß nicht ein ehrlicher Fleck mehr an meinem Leibe ist. Verfault und modrig komm' ich mir vor, und wenn mir einer die Hand reichen will, so möcht' ich ihm sagen: ‚Bitte, beschmutzen Sie sich nicht.' Wenn das der Sinn war von dem allen, gut, das ist erreicht. — Aber was wir jetzt hier treiben, Weib, elendiges, ist das etwa noch Reue? Ist das nicht neue scheußliche Niedertracht?"

„Ich weiß nichts," wiederholte sie flüsternd, „es ist ja so süß."

„Und das genügt dir — was?"

Sie nickte zwei-, dreimal schweigend wie in aufblühender Seligkeit. — Dann sagte sie: „Du bist hier — das genügt mir."

„Aber was ich ausgehalten habe, bis ich kam, danach fragst du nicht ... Hast du überhaupt eine Ahnung, wie's in einem Menschen aussieht, der sich krampfhaft an das letzte Stückchen Energie anklammert, das ihm noch übrig geblieben ist? ... Die Nächte durch hab' ich mich in den Wäldern rumgetrieben ... die Füße hab' ich mir blutig gelaufen ... zu Tode hab' ich mich hetzen wollen, um nicht herkommen zu müssen — und nun bin ich doch gekommen."

Flehend, klagend, ein hungriges, hilfloses Kind, breitete er die Arme gegen sie aus. Ihr Blick trank ihm voll Inbrunst die Worte von den Lippen.

„Mein armer, armer Junge," sagte sie leise und richtete sich an ihm empor, indem sie seine Füße streichelte.

Da schlug er die Hände vors Gesicht und weinte bitterlich.

Erschrocken und voll Entsetzen starrte sie ihn an. Sie kannte ihn seit sechzehn Jahren, und noch nie hatte sie eine Thräne in seinem Auge gesehn.

Sie sprang auf und faßte seinen Kopf mit beiden Händen.

„Leo! ... mein lieber, lieber Leo!"

Sie versuchte seine Finger zu lösen, und da ihr dies nicht gelang, drückte sie ihre Lippen darauf. Er aber rührte sich nicht.

Immer ängstlicher werdend, sprang sie die Stufen hinan und kniete hinter ihm nieder, seinen Hals mit beiden Armen umschlingend.

Eine Ahnung von dem, was sie an ihm verschuldet hatte, dämmerte in ihr auf, nun sie den Riesen zerbrochen an Leib und Seele vor sich sah. Um dies Verschulden gut zu machen und um ihr Mitleid mit ihm zu ertränken, wußte sie nichts Besseres als ihn zu küssen. — Und sie küßte jeden Fleck seines Gesichtes, der ihr erreichbar war. Sie küßte sein Haar, seine Hände, seinen Hals.

Dann zog sie seinen Kopf in ihren Schoß hernieder und löste mit liebkosenden Fingern die Hände von seinem Gesicht.

Mit geschlossenen Augen und erschlafften Muskeln lag er da wie ein Schlafender. Der Atem ging kurz und keuchend aus seinem Munde.

Da preßte sie rasch und durstig ihre Lippen auf die seinen.

Er öffnete zusammenschauernd die Augen und sah mit wirrem Blicke zu ihr auf, dann schloß er sie wieder.

„Wir müssen jetzt gehn," flüsterte sie, indem sie sanft seinen Kopf erhob, „der Gärtner könnte kommen. Dann wär's mit uns Matthäi am letzten."

Hierauf streichelte sie noch einmal sein Haar und sagte dazu: „Du mußt es dir wieder kürzer schneiden lassen, mein Liebling, — das sah viel besser aus."

Er rieb sich die Stirn, stand auf und schüttelte seine Kleider. Dann taumelte er matt gegen eine Wand.

„Komm, komm," bat sie, sich den Pelz über der Brust zusammenziehend.

„Ja, ich komm'," sagte er und tappte gehorsam hinter ihr drein in den Schnee hinaus.

Vor dem Hausthor machte er Halt.

„Willst du etwa jetzt nach Hause fahren?“ fragte sie erschrocken.

„Ja, ich will nach Hause fahren,“ entgegnete er.

Es war etwas Eintöniges, Automatenhaftes in seinem Sprechen, was sie ängstigte, drum bestand sie nicht auf ihrer Einladung.

„Ach, war das schön!“ flüsterte sie, indem sie seine Hand ergriff und an ihr Herz drückte.

Er erwiderte nichts, drehte sich um und verschwand wankenden Schrittes in der Dunkelheit . . .

Von den Ställen her hörte sie noch einmal seine Stimme. — Dann klingelte eine Schlittenglocke, und dann wurde es still.

Als die alte Minna ihrer Herrin öffnete, sah sie ein Paar verzückt leuchtende Augen und einen halb geöffneten Mund, der selig lächelte.

„Na, Gott sei Dank,“ sagte sie, „nun kommt ja alles wieder in Ordnung.“

Felicitas glitt stumm an ihr vorüber und schloß sich in ihrem Schlafzimmer ein. —

An das Weihnachtspaket wurde am selbigen Abend nicht mehr gedacht.

XXXI.

Hertha Prachwitz war mit ihren Arbeiten noch immer nicht fertig, wiewohl der heilige Abend vor der Thür stand.

Sie hatte für Mama einen Gesangbuchdeckel aus gepunztem Leder mit Sinnsprüchen und Emblemen bemalt, für Großmama einen Tischläufer gestickt und für Elly einen Guipurekragen geklöppelt. — Nun arbeitete sie zur Nachtzeit an einer Brieftasche, die anonym an Leo gesandt werden sollte und die neben Verschlußfächern und Notizbuch auch einen Photographierahmen enthielt.

Dieser Rahmen war für das Bild von Felicitas Kletzingk bestimmt.

Ueber die Teufelei ihres Vornehmens war Hertha sich nicht klar geworden, sie wußte nur das eine: er liebte sie — er sollte hoffen.

Sie selbst wollte schweigend entsagen, vielleicht wieder katholisch werden und in ein Kloster gehn, vielleicht als Krankenpflegerin sich von der nächsten Seuche wegraffen lassen. — Gelegenheit bot sich genug, den Tod der Ueberflüssigen zu finden.

Ihre Krankenpflegerideen hatte Hertha nicht für sich behalten können und wurde unglücklicherweise von ihrer Stiefmutter darin bestärkt. Sie trug in dieser Zeit mit Vorliebe schwarze Kleider mit weißen Halskragen und übergeschlagenen Manschetten nach Art der englischen nurses und schlug heimlich das Zeichen des Kreuzes über sich und Elly.

Großmama, die diese Symptome mit Unruhe verfolgte und das Vertrauen des Kindes nicht mehr erlangen konnte, klagte eines Sonntags in der Sakristei dem Pfarrer Brenckenberg ihre Not.

Der Alte erwies sich als ein vernünftiger Mann. Er strich sich schmunzelnd das fette Doppelkinn und sagte:

„Lassen Sie man, liebe Frau von Sellenthin, das hat nichts auf sich. Das ist der sogenannte Jungfernkoller. — So zwischen fünfzehn und achtzehn — bei einer früher, bei der andern später — pflegt die Frömmigkeit einen ungeheuren Aufschwung zu nehmen ... Da hab' ich denn nichts wie abzuwiegeln ... Und wegen des Bekreuzigens — Gott — eigentlich ist sie ja katholisch — und lassen Sie mich man aufpassen — das bißchen Heidentum verliert sich wieder."

Die alte Dame lächelte und gab sich zufrieden, aber Hertha setzte ihr Wesen fort, hatte blaugeränderte Augen und sah in den Mond.

Man hätte sie für krank halten können, wenn nicht gerade in diesen Wochen ihre Gestalt begonnen hätte, sich prächtig zu entwickeln. Ihr Busen höhte und weitete sich, der magere Hals erblühte in bräunlicher Straffheit, und die eckigen Schultern rundeten sich in sanftabfallenden Bogenlinien. — Nur das Köpfchen blieb hager und klein und behielt den vogelartig spähenden, unzufriedenen Ausdruck.

Aber alles, was an ihr zehrte — aufrührerischer Groll und Schmerz um die verratene Liebe — hielt vor dem Frieden der heiligen Zeit nicht stand. Während sie fleißig an ihren Geschenken arbeitete, quoll Liebe aus allen Winkeln ihres Wesens hervor. — Ein seliger Drang nach Gutsein und Vergeben bemächtigte sich ihrer und erstickte selbst die brennende Not, die sie mit Namen nicht zu nennen wußte und die sonst allemal sich meldete, wenn das Bild der schönen Frau vor ihren Augen stand.

Am Tage vor Heiligenabend konnte die Malerei der Brieftasche zur Not als fertig gelten.

Als sie die Photographie von Frau Felicitas aus dem Familienalbum entwendet und dem Rahmen eingefügt hatte, blieb nur noch eine Schwierigkeit: ihr Geschenk heimlich zum nächsten Postamte zu schaffen.

Am Vormittag des heiligen Abends wurde ihr die ersehnte Gelegenheit dazu einfach auf dem Präsentierteller entgegengetragen.

Großmama, welche die Weihnachtstische des Gesindes bereitete, fand, daß es an Nüssen und Pfefferkuchen mangelte. Auch wäre die Zahl der Schürzen und wollenen Schuhe zu knapp bemessen.

„Man möchte ja in diesem Unwetter keinen Hund auf die Straße jagen,“ sagte sie, „aber wenn sich irgend jemand fände, der zu Hoffmann nach Münsterberg fahren möchte, so würde er sich beim Weihnachtsmann lieb Kindchen machen.“

Hochklopfenden Herzens erbot sich Hertha, die Fahrt zu unternehmen.

„Mein Schäfchen ist doch immer auf dem Platze, wo's gilt, was Gutes zu thun,“ sagte Großmama, ihr die Wangen streichelnd, die unter der Last des unverdienten Lobes voll Scham erröteten. „Und wenn du den Verdeckschlitten nimmst, wird's wohl auch nicht zu kalt sein.“

Eine halbe Stunde später ging's auf den Weg.

Ein Schneegestöber, so dicht, daß weiße Tücher vor den Schlittenfenstern zu hängen schienen, erfüllte die Luft. — Die feinkörnigen Schauer prallten so hart gegen das Glas, als ob man aus ungeheuren Schaufeln weißen Sand dagegen schüttete. Der Sturm fegte mit unheimlichem Singen durch die Ritzen, die alsbald mehlig bepuderte Leisten erhielten.

Doch unter den Pelzdecken war es lauschig und warm. Das Halbdunkel des engen Raumes forderte zum Träumen geradezu heraus. — Ihr war, als ob ein sammetweiches Spinnennetz sie enger und enger umzöge und sie von allem trennte, was ihr das Leben verleidete.

Ihre Finger, welche die Brieftasche krampfhaft umklammert hielten, lösten sich, — sie barg den Kopf in der dunkelsten Ecke und dachte nur Liebes und Edles von ihm.

So ging ihr die Fahrt wie im Fluge dahin. — Nur als der Schlitten mit holpernden Stößen zum Strome hinunterbog, dessen Trajektweg auf geebneter Eisstraße vor wenigen Tagen fertig geworden war, schreckte sie empor und schaute mit leisem Grauen auf die Schollenberge hinaus, die sich rechts und links vom Wege aufstauten und die von den Schneewolken in Wirbeln umtanzt wurden.

Als sie in Münsterberg einfuhr, und die Gelegenheit, die Brieftasche abzusenden, in verführerischer Nähe vor ihr lag, wurde sie wieder unschlüssig.

Sie hatte nur nötig, dem jungen Manne bei Hoffmann zu sagen: „Packen Sie das da in meiner Gegenwart ein und schreiben Sie die Adresse des Herrn von Sellenthin darauf" — und alles war gethan. —

Plötzlich machte sie vor Schreck einen Satz in die Höhe.

Dicht vor dem Schlitten ging Er. — Keine fünf Schritte von ihr entfernt. — Sie erkannte ihn sofort, auch ohne daß er sich umwandte. Er trug eine Flausjoppe und lange Oekonomenstiefel; die von Großmama gestrickte Wintermütze aus grauer Walkwolle hatte er tief über die Ohren gezogen. Zwischen seinen Schultern saß eine dicke Schicht aufgewehten Schnees. —

Hertha war nicht im entferntesten darauf gefaßt, ihm hier in Münsterberg zu begegnen. Zwar hatte sie ihn auch daheim nicht gesehen, aber man sah ihn ja überhaupt nicht mehr. Höchstens zu Mittag fand er sich noch in den Familienzimmern ein, um schweigend zu essen, was man ihm bot, und dann eilends von hinnen zu gehen.

Jetzt hatte er seine Pferde erkannt.

„Hoho — wer da?" rief er, sich zum Kutscherbocke wendend. — Sein Bart war ganz voll Schnee gebacken. Das Tauwasser rann ihm über Stirn und Wangen.

Der Kutscher hielt, und er öffnete den Schlag.

„Ach, du bist's, Kind," sagte er mit einem Lächeln, das müde und traurig war und sie dennoch mit Glückseligkeit erfüllte. „Willst wohl noch Einkäufe machen zu heute abend?"

„Ja."

„Na, das ist recht! Ich möcht' mit dir fahren, aber ich hab' eigenes Fuhrwerk da. Hab' auch noch in der ‚Preußischen Krone' zu thun. Komm gut nach Hause, Kind, und erkält dich nicht."

Er bot ihr die Hand und schloß den Schlag. — Die Pferde zogen an — er war verschwunden. —

Hertha lehnte sich in ihre Ecke zurück und drückte die Augen fest zu. Die Brieftasche würde nun nicht mehr abgeschickt werden, das wußte sie wohl. Er brauchte ja nur zu lächeln, und alle Mucken waren verschwunden. Aber etwas Liebes mußte ihm angethan werden, etwas Extraliebes. —

Im Tumulte des Hoffmannschen Ladens machte sie ihre Besorgungen.

Die Schürzen mußten die schönsten Blumen tragen und die wollenen Schuhe mit roten Rändern geschmückt sein. Was es mehr kostete, legte sie aus eigenen Ersparnissen hinzu. —

Als sie vor der Thür der „Preußischen Krone" ihre Pakete in den Schlitten laden ließ, gewahrte sie Leo an einem Fenster der Gaststube. Vor ihm auf einem kleinen Tische stand eine Weinflasche. Er hatte den Kopf gegen beide Fäuste gestemmt und schaute nicht einmal auf.

Das Herz schlug ihr höher. Gern hätte sie ihn gefragt, ob er daheim nicht etwas zu bestellen habe, aber es fehlte ihr der Mut, an ihn heranzutreten.

Schweren Herzens ließ sie ihn vor seiner Flasche sitzen und fuhr von dannen.

Der Heimweg war wieder wie ein Traum. —

Sein Lächeln ging ihr nicht aus dem Sinne. Und

wie einfach, wie freundlich er gesprochen hatte! Das macht die Weihnacht, dachte sie, die jagt alle Feindschaft aus dem Herzen.

Und nun wußte sie auch, was sie ihm Liebes erweisen konnte:

Die Brieftasche sollte ihm als Versöhnungszeichen auf seinen Teller gelegt werden, und statt des Bildes jener — Dame sollten Großmamas liebe, treue Züge ihm daraus entgegenlächeln.

Das änderte freilich die Sache. — —

Gegen halb drei kam Hertha zu Hause an.

Sie war müde und glücklich und hielt in steifgefrorenen Fingern noch immer die Brieftasche.

Zu thun gab's wenig mehr für sie. —

Großmama mit Johanna und der alten Mamsell besorgte die Bescherungen — und die Saalthüren blieben verschlossen.

Elly, die übrigens furchtbar faul gewesen war — kaum daß sie für Großmama ein paar Ellen Besatz geprudelt hatte —, lag lang auf dem Sofa und gab ihre thörichten Ideen zum besten ... Wenn Bruno wüßte, was Frank ihr ins Ohr gesagt hatte, so müßte es notwendigerweise zwischen beiden zum Duelle kommen, und wenn Frank wüßte, was Bruno zu Käthe über sie geäußert hatte, so müßte es gleichfalls zum Duelle kommen. — Jetzt war es Bruno, über dessen Tod sie sich blind weinen würde, und fünf Minuten später war es Frank. — So ging ihr Geschwätze ziellos hin und her. Auch hatte sie sich in diesem Herbste allerhand Ausdrücke angewöhnt, welche Hertha mit Verachtung erfüllten, zum Beispiel: „einer einen wegschnappen", oder „kokettieren wie verrückt", oder „abfallen lassen". Sie nannte ihre Verehrer „süße Kerle" und kramte ein ganzes Lexikon von englischen Fachausdrücken, „smart" und „ladylike" und „flirtation" und dergleichen vor Herthas unwilligen Ohren aus.

Diese stand an einem der Fenster, von denen aus der Hof zu übersehen war, und schaute in das Schneetreiben, dessen mehlige Wolken zwischen den Ställen ihr wüstes Spiel trieben ... Von den Dächern wogten die weißen Schauer empor und wölbten sich über den Firsten wie linnene Laken, die der Sturm von der Bleiche emporpeitscht ... In den Bäumen heulte und seufzte es ... Eisige Krusten hatten sich an der Windseite der Stämme festgeklatscht ... Hie und da war der Rasen bloßgelegt worden ... Seine zitternden, verwelkten Gräser schauten drein wie Leichen, die man aus dem Grabe hervorgeholt hat und durch Zauber tanzen läßt ... Aus den Wolken kam ein falbes Licht hernieder, welches die sinkende Dämmerung unheimlich belebte ... Ein schmaler, schwefelgelber Streifen zeigte den Ort des Sonnenuntergangs. Kein grüßender Strahl ließ sich sehen, auf dem — wie Hertha in seligen Jugendjahren geglaubt hatte — das Christkindlein zur Erde herniedersteigen könnte. —

Ach, das war lange her! Alt und müd erschien sie sich heute! Ewigkeiten zehrenden Leides schienen hinter ihr zu liegen ... Und vor ihr lag ein süßes, banges Etwas, dessen Ahnung ihre Seele mit wonniger Traurigkeit erfüllte und ihr die Thränen weihevollen Dankes in die Augen trieb ... Es war ein Flüstern, ein Klingen ringsherum, leis und geheimnisvoll — ein Grabgesang und ein Frühlingslied, hold durcheinander gemischt ... Ueberall schien etwas rege, was blühen und leben wollte, — ein Rosenbusch voll tauiger Knospen, oder ein Vogelnest mit goldig gesprenkelten Eiern — irgend etwas, was man als Hoffnung und Geheimnis in tiefster Seele hegt und hütet.

Und alles zusammen hieß Weihnacht, hieß Versöhnung!

Die Uhr ging auf fünf.

Immer grauer wurden die Schneewolken draußen, immer mehr schwammen die Stalldächer mit dem Himmel zusammen.

Und er kam nicht ...

Von der Gesindestube her drang schon das Summen vieler Menschenstimmen. Die Ungeduld trieb alle die Harrenden zusammen, lange noch bevor das Glockenzeichen ertönen sollte. Großmama hatte das vorausgesehen und ließ große Mengen von Kaffee und Striezel unter sie verteilen.

Hertha wollte sich nützlich machen und ging zu ihnen hinaus.

In dichtem Gedränge standen sie da, muffige Dünste aushauchend, und hielten die wärmenden Kaffeetöpfe zwischen den erklammten Fingern.

Auch Mamas Betschule war vollzählig vertreten. Mama hatte den Kleinen zuerst bei sich im Witwenhause bescheren wollen, weil es ihr nicht paßte, den murrenden Bruder um irgend eine Erlaubnis anzugehen, aber auf Herthas Bitten und die Versicherung Großmamas, daß er nichts dawider haben würde, hatte sie sich entschlossen, für den Festabend mit der kleinen Welt, die sie umgab, ins Herrenhaus überzusiedeln. —

Alt und jung begrüßte strahlend die allbeliebte „gnäje Kumteß". Sie nahm ihre Lieblinge der Reihe nach auf den Schoß, ließ sich von den Müttern deren winterliche Leiden ausführlich vorerzählen und fühlte sich als guter Engel ...

Aber die Zeit verrann — und er kam nicht.

Als die Uhr sechse schlug, begannen die Leute in den Korridor hinauszuströmen und gegen die Saalthüre hinzudrängen. Dort stauten sie sich mit Gier und Lärmen. Obgleich ein jeder wußte, daß sein Teller für ihn bereitet stand, versuchte er doch mit Knieen und Ellenbogen dem Vordermanne den besseren Platz abzugewinnen.

Hertha kehrte nach den Familienzimmern zurück, weil niemand mehr sich um sie kümmerte.

Großmama ging mit erregten Schritten auf und nieder, Mama starrte in die Lampe, und Elly zupfte gähnend an der Tischdecke.

„Solch eine Rücksichtslosigkeit!“ schalt Großmama. „Er weiß, daß die Leute einen mit ihrer Ungeduld beinahe auffressen, er weiß, wie gerne ein jeder zur Ruhe kommen möchte, und anstatt wenigstens am heiligen Abend zu Hause zu sein, treibt er sich weiß Gott, wo, herum.“

Hertha war entsetzt, daß selbst Großmama, die sonst immer seine Partei nahm, heute wider ihn herzog. Und damit ihn wenigstens einer verteidigte, sagte sie:

„Ich hab' ihn doch heute in Münsterberg getroffen. Er hatte noch Geschäfte in der ‚Preußischen Krone‘.“ —

Aber Großmama entgegnete, noch böser werdend:

„Ach was, Geschäfte! Am heiligen Abend hat keiner Geschäfte.“

Hertha sah ihn durch Sturm und Nacht dem heimischen Herde zueilen, sah ihn verirrt, in den wehenden Schneedünen festgefahren. Vor Mitleid und Angst krampfte sich ihr Herz zusammen. — Wie war alles anders geworden seit heute früh — durch ein freundliches Wort, ein weihnachtliches Lächeln!

Mit der Brieftasche unter der Schürze schlich sie zu ihrem Schubfach, warf Lizzies Bild verächtlich in einen Winkel und schob das Großmamas an seine Stelle.

Die Uhr schlug sieben. Draußen drückte man fast die Thür entzwei, und noch immer ließ keine Schlittenglocke sich hören. —

„Es hilft nichts,“ sagte Großmama, sich die Thränen abwischend, „wir müssen Weihnachten ohne den Hausherrn feiern.“

„Wir sind ja daran gewöhnt,“ erwiderte Mama in ihrer verbissenen Art.

Hertha haßte sie beinahe für diese Antwort.

„Aber siehst du denn nicht ein,“ erwiderte Großmama, von neuem weinend, „wie das doppelt schmerzlich für mich ist? — Vier Weihnachten ist er weg gewesen in Amerika und Gott weiß wo, und nun, wie er wieder da ist, muß er mir — das — anthun?“

„Wart noch ein Viertelstündchen!“ bat Hertha, „das schlechte Wetter wird schuld dran sein.“

Man wartete nicht eine Viertel-, sondern eine halbe Stunde, dann kam die Mamsell herein und meldete:

„Ich kann's mit den Leuten nicht mehr aushalten — die Kinder weinen, und die Männer wollen nach Hause gehen.“

„Kommt!“ sagte Großmama entschlossen. „Es muß sein.“ — Die drei, welche die Bäume geschmückt hatten, gingen sie anzünden. Die beiden Cousinen blieben allein.

Atemlose Stille breitete sich im Hause aus.

„Was meinst du,“ sagte Elly, die ohne Aufhören mit der Tischdecke gespielt hatte, träumerisch aufblickend, „ob ich wohl etwas Anonymes geschickt bekommen werde?“

Hertha zuckte die Achseln und sah über sie hinweg.

Und dann erklang die Glocke. —

Eine atemlose Angst, wie einst in Kinderjahren, packte Herthas Herz. Mit zitternden Händen raffte sie ihre Geschenke zusammen.

Die Flügelthüren öffneten sich. Ein Meer von Kerzenlicht flutete ihr entgegen.

Drei Tannenbäume füllten mit Glanz und Duft den weiten Raum — einer für die Herrschaft, einer für das Gesinde und der dritte für die Kinder der Betschule.

Auf langen, weißgedeckten Tischen reihte sich Teller an Teller. — Warme Kleider, Schuhe, Mützen, Halstücher und Strümpfe lagen in dunklen Paketen daneben. An dem Wollenzeug hatte Großmamas sorgliche Hand schon in der heißen Sommerzeit geschneidert und gestrickt. Für die Kinder war neben dem Warmen und Süßen auch billiges Spielzeug aufgebaut, denn „gespielt haben muß der Mensch einmal“, sagte Großmama.

Zur gegenüberliegenden Thür herein brachen sie in hellen Haufen. Sie, welche den Eingang hatten sprengen wollen, drückten sich verlegen an den Wänden entlang und wagten nicht sich den Tischen zu nähern. Einzeln ließen sie sich her-

beiziehen und schielten alsdann scheu zu ihrem Eigentum hinüber, als müßte es erst gestohlen werden, um in ihre Hände zu gelangen.

Hertha hatte so viel zu thun, aufzumuntern, zu führen und zu erklären, daß sie an ihre eigene Bescherung nicht denken konnte.

Inzwischen waren auch die Insassen des Amtshauses, die Inspektoren, der Brauer und der Rechnungsführer erschienen, welchen am Familientische aufgebaut worden war.

„Nehmen Sie vorlieb, meine Herren," sagte Großmama, die Thränen tapfer verbeißend, „mein Sohn hat sich verspätet — er wird hinzufügen, was noch fehlt."

Der lange Brauer erschöpfte sich in Entschuldigungen — weswegen, wußte niemand, — und Schumann schien unruhig zu werden.

Hertha nahm ihn beiseite: „Seien Sie aufrichtig, Herr Schumann, kann ihm ein Unglück passiert sein?"

„Können — kann schon!" — erwiderte der Brave, „in den Graben kann er gefahren sein — oder so — aber lassen Sie's nicht merken, Komteßchen, sonst ist der Großmama ihre Freude futsch."

„Wollen Sie denn gar nichts thun?" fragte Hertha, ihre Angst hinunterschluckend.

Ja, nach der Bescherung wolle er Leute auf die Suche schicken.

Damit mußte sie sich für jetzt zufrieden geben.

Großmama, deren Kummer sich in doppelte Liebe umzusetzen schien, hatte für jeden ein gutes Wort, eine stille Zärtlichkeit in Bereitschaft. Sie streichelte Herthas Wange und führte sie zu ihrem Teller.

Hertha sah einen Stapel Bücher, sah etwas Goldnes flimmern, aber ihr Auge war trübe von verhaltenen Thränen; was es war, vermochte sie nicht zu erkennen.

Mama, die mit trübsinnigem Lächeln ihrer Betschule die Honneurs machte, ließ die Kleinen in Reih und Glied sich

aufpostieren und das zweistimmige Weihnachtslied anstimmen, das man schon seit zwei Monaten durch die entlaubten Gänge des Parks herübertönen hörte.

Alles schwieg und faltete stillstehend die Hände.

„Vom Himmel hoch, da komm' ich her," schrieen die messerscharfen Diskantstimmchen, durch die Freude zu mächtigen Leistungen ermutigt, in den weiten Saal hinein.

Da plötzlich wurde die Thür mit jähem Rucke aufgerissen und krachend wieder ins Schloß geworfen.

Alles schaute sich um, der mühsam gelernte Choral kam ins Wanken.

„Ruhig da!" schrie eine dröhnend heisere Stimme in den Singsang hinein, der sofort verstummte.

Herthas Kniee begannen zu zittern. Sie sah und wagte doch nicht zu sehen.

Mit kupferrotem Gesicht, die Augen verquollen, über und über mit schmelzendem Schnee bedeckt, kam er, die Hacken kurz aufschlagend, quer durch den Saal, während alles um ihn her verängstigt in die Ecken wich.

„Was für 'ne Wirtschaft ist das?" schrie er. „Man feiert Weihnachten in meinem Haus, ohne daß ich dabei bin? — und ich muß über die Hofmauer klettern, um überhaupt reinzukommen? — Was, ihr Banditen? ihr — ihr — Canaillen ihr! — Raus! Schlitten ausspannen! Vorwärts!"

„Hilf Himmel, er ist betrunken!" rief leise Großmama, die Hände ringend.

Hertha umschlang sie mit beiden Armen, als wolle sie die alte Frau vor seinem Zorne schützen.

Johanna stellte sich ihm in den Weg.

„Den Weihnachtsfrieden zu stören hat selbst der Hausherr nicht das Recht!" sagte sie, indem sie ihn verächtlich maß.

„Ach, hol dich der Deibel mit deinen Phrasen!" stieß er hervor, ihr seine haßerfüllten Blicke ins Antlitz bohrend.

„Und wenn ich dein Geplärre da drüben dulde, so verbitt' ich's mir um so energischer im eigenen Hause. Hier will ich Ruhe haben — verstanden?"

„Nur zu gut verstanden!" erwiderte sie, indem sie bedeutungsvoll in sich hineinlächelte. Dann wich sie, die Schleppe aufraffend, zur Seite.

Er schritt auf Großmama los, die hilflos in einem Sessel zusammengesunken war und in stumpfem Jammer mit dem alten Kopfe wackelte.

„Großmama läßt du aber in Ruh!" rief Hertha, halb sinnlos vor Entsetzen, ihm entgegen, indem sie deren liebes, erstarrtes Gesicht schützend mit den Händen bedeckte.

„Na, na, na, na," stieß er hervor, und ließ die blutunterlaufenen Augen halb geistesabwesend auf der Gruppe ruhen.

Langsam schien er zum Bewußtsein dessen zu kommen, was er that.

„Geh fort!" rief Hertha zornsprühend von neuem. „Du benimmst dich ja wie ein wildes Tier, du!"

Er grollte und kollerte in sich hinein — dann warf er sich schwer in einen Sessel, auf welchem ein Morgenkleid für Hertha kunstvoll ausgebreitet lag.

Der Saal hatte sich langsam geleert. Die einen hatten ihre Teller scheu und verstohlen an sich gerissen, die andern gar im Stich gelassen, was ihnen beschert worden war, auf günstigere Zeiten der Besitzergreifung hoffend.

„Komm, Großmama," sagte Hertha, „in deinem Zimmer wirst du wohl sicher sein."

Er zuckte empor und fiel brütend wieder zusammen.

Mit Herthas Hilfe richtete sich Großmama in die Höhe.

„Mein Jung', mein Jung'," klagte sie leise, die Hände über ihm faltend. — Er nickte zwei-, dreimal; sein Grollen und Kollern dauerte fort.

An Herthas Arm verließ die alte Frau das Zimmer

und Elly, die sich hinter ihrem Sitz versteckt gehalten hatte, zottelte furchtsam hinterdrein.

In der Thür wandte sich Hertha noch einmal um.

Da saß er mutterseelenallein in dem weiten, leeren Saal mit den strahlenden Tannenbäumen und den langen, weißen Tischen, und stierte hinter ihnen her mit einem Ausdruck so trostlosen, herzbrechenden Elends, daß Hertha bei diesem Anblick von einem Grauen kalt überrieselt wurde. —

Ihr war, als sähe sie in einen Abgrund, der auch sie verschlingen sollte.

XXXII.

Am zweiten Weihnachtsfeiertage nachmittags drei Uhr trafen die beiden Freunde nach fast sechswöchentlicher Trennung wieder zusammen.

Ulrich, der am heiligen Abend von Berlin angekommen war, hatte den ersten Feiertag über gewartet, ob Leo sich nicht sehen lassen würde, da aber weder er selbst, noch irgend eine Nachricht von ihm eingetroffen war, so hatte er sich auf den Weg gemacht, den sehnsüchtig Vermißten aufzusuchen.

Er fand ihn in seiner Arbeitsstube im Schlafrock und Nachthemde, von dicken Rauchwolken umgeben, auf der Chaiselongue liegen.

„Du bist mir ein schöner Lüderjan geworden!“ rief er ihm lachend entgegen, und das Herz ging ihm auf beim Anblick dieser lässig hingestreckten Vollkraft.

Ein kurzer Ruck des Erschreckens war beim Eintreten des Freundes durch Leos Körper gefahren. Aber er faßte sich sofort, sprang auf und eilte ihm entgegen.

Ulrich stutzte, als er das rote, vom langen Liegen gedunsene Gesicht Leos gewahrte, in welchem die Augen klein und untergesunken schienen.

„Was hast du? Bist du krank?“ fragte er.

Leo antwortete mit einem Gelächter. „Die Faulkrankheit hab' ich — das ist die ganze Geschichte.“ — Und er preßte die Hände des Freundes mit einem kurzen, in Mattigkeit sich lösenden Drucke.

Ulrich schwieg, aber in dem Blicke, der fortan auf Leos Zügen haften blieb, lag prüfende Sorge.

„Nimm Platz! ... Mach's dir bequem! ... Willst du was Warmes? Kaffee — Thee — Grog — Glühwein ... alles frisch vom Faß ... Verfluchte Kälte draußen ... Sturm war mir lieber ... Hast du gute Fahrt gehabt! ... Massiges Ende von Berlin bis hierher. — Was siehst du mich immer so an? ... Kennst mich doch."

„Verzeih. Ich werde fortsehen, wenn es dir unangenehm ist."

„Deibel! Was bist du empfindlich! Man muß sich ja heillos in acht nehmen mit dir ... Thu mir den Gefallen und trink einen Cognac ... Ich habe da einen Cognac ... alten Hennessy ... der macht Tote wieder lebendig."

„Du weißt ja, daß ich nie Liköre trinke."

„Sehr unrecht ... im höchsten Grade unrecht, lieber Ulrich ... Man muß etwas für sich thun ... Man ist sich das schuldig, lieber Ulrich. Erlaube daher, daß ich mich bediene."

Er holte eine Cognacflasche aus dem Schränkchen des Schreibtisches und stürzte rasch drei, vier Gläser hinunter, die ihn ein wenig zu beruhigen schienen.

„Du wunderst dich," lachte er, „daß ich mich zum heimlichen Säufer ausbilde. Aber ich bitte dich, was soll ein armer, einsamer Krautjunker wohl Besseres thun, um sich das Herz —"

„Es ist deine Schuld, daß du so einsam bist," fiel ihm Ulrich ins Wort.

„Wieso — meine Schuld?"

„Du ziehst dich von allen Nachbarn zurück. Sogar den Weg nach Uhlenfelde scheinst du vergessen zu haben."

„Hoho!"

„Es war alter Brauch zwischen uns, daß du am ersten Feiertage zu mir herüberkamst."

„Hättest ja auch ebensogut zu mir herüberkommen können."

Ulrich stutzte und sah ihn mit großen Augen an. — Zum erstenmal stieg der Gedanke in ihm auf, daß ein Gereiztsein, wie es in andern Freundschaften zur Tagesordnung gehört, zwischen ihnen beiden möglich wäre. Und um so sanfter — liebkosende Nachsicht im Tone — fuhr er fort: „Da du nicht kamst, hab' ich es sogar müssen. — Aber ich hielt es für meine Pflicht, Felicitas am ersten Tage meines Hierseins nicht allein zu lassen. — Doch abgesehen von gestern: Felicitas hat mir erzählt, daß du in der ganzen Zeit meines Fortseins nur ein einziges Mal bei ihr drüben gewesen bist — und das auch erst vor wenigen Tagen."

„Wie sie heuchelt, die Bestie!" rief es in ihm, und eine Art von trüber Bewunderung für ihre Geistesstärke stieg in ihm auf.

„Deine Frau ist nicht du," erwiderte er mit einem schüchternen Versuche, es ihr gleich zu thun.

„Aber ein Stück von mir," entgegnete Ulrich; „und ich hätte mich gefreut, wenn jetzt, da alles zwischen euch wieder in Ordnung ist —"

„In Ordnung — wundervoll in Ordnung," höhnte es in ihm. Und ein kurzes, verbissenes Lachen, das er nicht unterdrücken konnte, machte Ulrich von neuem stutzig, so daß er sich unterbrach und den Freund einer erstaunten Musterung unterwarf.

„Mein Gott, starr mich doch nicht immer an!" rief dieser, jeden Blick Ulrichs als Mißtrauen deutend. „Ob ich dir gefalle oder nicht, ich muß eben verbraucht werden, wie ich bin ... Und ich wiederhole dir, was ich dir schon immer als Junge gesagt hab': einer wie du, temperamentlos und schmalbrüstig, wie du bist, hat keine Ahnung von den Leidenschaften, die in so einem vierzigzölligen Thorax herumhausen."

Er schlug mit der geballten Faust auf die sich blähende, nackte Brust und dachte bei sich: „Was für ein ekelhafter Protz ich bin!"

Ulrich erwiderte nichts, aber aus seinem Blick sprach starre Verständnislosigkeit.

Leo fühlte mit schneidender Schärfe, wie er Schritt für Schritt bei dem Freunde an Boden verlor. Er erkannte so klar, als ob er es abläse, was in der Brust Ulrichs vorging. Ihm war, als sähe er sich selbst noch einmal neben sich stehen und wie ein schlechter Schauspieler agieren. Und diese Klarheit, wie sie ihn unsicher machte und ihm sein eigenes Thun zu einem würdelosen, unsauberen Gehaben verzerrte, trieb ihn zu immer neuen Kraftmeiereien, die er in demselben Augenblicke verfluchte, da er sie aussprach.

„Ist das hier ein Leben für einen Kerl wie ich? ... der manchmal acht Tage lang nicht aus dem Sattel kam, und dem nur wohl war, wenn er sich rumbalgen konnte mit Mensch und Bestie? ... Was hab' ich hier zu suchen? ... Was geht mich das alles an? Entweder man verlübert oder man schießt sich eine Kugel durch den Kopf ... Was andres gibt's nicht ... Sieh mich mal an: wie ich hier liege, lieg' ich schon seit gestern morgen ... Essen laß ich mir ins Zimmer schieben ... Nachts kriech' ich nebenan ins Bett ... Und so wart' ich, bis diese vermaledeiten Feiertage ein Ende haben ... Dann kann man doch wenigstens wieder arbeiten. Und was ist auch dies sogenannte Arbeiten? ... Leute anschnauzen, die nichts verbrochen haben — finstere Gesichter schneiden und mit ungeheurer Wichtigthuerei von einem Ort zum andern rennen ... Helfen kann man ja doch nicht, denn das einzige, was wirklich zu thun ist, besorgt der liebe Gott ... da will man denn schaffen ... will sich betäuben ... will sich die verwünschten Gedanken aus dem Kopf jagen — und es gibt nichts ... so viel du suchst, nicht ein menschenwürdiges Tagewerk ... Und da läuft man denn rum oder liegt auf dem Bauche wie ein Panther in seinem Käfig, und das Luderzeug von Gedanken jungt jeden Tag aufs neue.“

„Von was für Gedanken redst du denn immerzu — um

Gottes willen?“ rief Ulrich, der nicht mehr im stande war, seine Angst zu beherrschen.

Leo stieß ein heiseres Lachen aus. „Das könnt' uns so passen!“ rief er und bohrte einen grellen Blick in Ulrichs Gesicht.

Ulrich sprang auf und schritt, Ruhe suchend, im Zimmer auf und ab ... Seine Brust arbeitete schwer. Eine fliegende Röte übergoß seine müden, faltigen Wangen.

„Laß mich ein ernstes Wort mit dir reden, mein Junge,“ sagte er, vor Leo stehen bleibend, und ein hoher Entschluß stand in dem brennenden Blicke seines Auges geschrieben. „Auch ich habe mein Päckchen zu tragen ... Daß mein Haus verödet ist, hab' ich nie härter empfunden, als diese Weihnachten, wo der kleine Kerl nicht um den Tannenbaum herumspielt ... Er hätte ruhig heimkommen können — meine Frau wollte es nicht ... Bei mir im Hause herrscht eine dumpfe Spannung — versteh mich recht — es ist, als ob sich etwas vorbereitete — niemand weiß, was — aber es liegt in der Luft — ich bin fast wie ein Fremder diesmal in meinem eigenen Hause ...“

Leo sank unter der schmalen Hand, die sich auf seine Schulter gelegt hatte, zusammen, als drückte sie ihn in den Boden. Ulrich fuhr fort: „Mein einziges Glück ist jetzt eigentlich meine Thätigkeit als Parteimann ... Freilich erfordert sie aufreibende, hingebende Arbeit. — Du weißt, was wir in den Kommissionen zu schaffen haben. Noch steht die Saat auf dem Halme, aber gegen Ostern, denk' ich, werden wir unsre Sache durchgesetzt haben. Natürlich ist noch Ungeheures zu thun. Wenn's nach Wunsch und Pflicht geht, bin ich dort notwendiger als sonst irgendwo in der Welt. Und nun hör zu: Vor sechs Wochen, als ich wegfuhr, war mit dir noch alles leidlich in Ordnung. Du schienst zwar mürrisch und verbissen, aber dein Blick war fest, und dein Wort war klar. Und jetzt, wie ich wiederkomme, find' ich dich in einem solchen Zustande, daß ich mir sagen muß: Er ist drauf und dran, sich zu Grunde zu richten.“

„Na, laß mir doch mein Vergnügen,“ lachte Leo.

„Um diesen Ausspruch beneid' ich dich nicht, mein Junge!“ erwiderte Ulrich. „Aber wenn ich auch dein Vertrauen verloren hab', wenn du mich auch behandelst wie einen lästigen Eindringling, wäre ich da gewesen, es hätte so weit mit dir nicht kommen können ... In diese trostlose Stimmung hättest du dich mir nicht verrennen dürfen.“

„Was willst du eigentlich von mir?“ fragte Leo trotzig. „Bin ich nicht ganz fidel?“

„Nach Neujahr soll ich wieder weg,“ fuhr Ulrich fort. „Der Himmel weiß, wie ich dich finden werde, wenn ich wiederkomme.“

„Kaput!“ lachte Leo, der seine Gereiztheit wachsen fühlte.

Ulrich schloß die Augen, überwältigt von dieser grausamen, wahnsinnigen Selbstvernichtung.

„Was möchtest du?“ rief er. „Willst du wieder fort?“

„Nein!“

„Gut denn. — Soll ich bei dir bleiben? Kannst du mich brauchen? Fühlst du, daß meine Nähe dir gut thut?“

Leo maß ihn mit einem wilden, starren Blicke, aus dem Hoffnung und Angst für einen Augenblick lechzend hervorbrachen, dann erwiderte er, den Kopf abwendend: „Laß nur. Ich brauch' keinen Vormund.“

Ulrich erbleichte. „Ich will hoffen,“ sagte er, mühsam die Worte emporwürgend, „du weißt selber nicht, was du eben ausgesprochen hast. Ich biete dir das Höchste zum Opfer an, was ich habe, meine Ziele, meinen Ehrgeiz, alles, woran ich schaffe und weswegen ich lebe, — und du gibst mir eine Antwort, die eine Beleidigung für mich und meine ehrliche Freundschaft ist ... Ich weiß nicht, wie ich dich nun behandeln soll, als einen Kranken oder einen Fremden.“

Ein Schweigen erhob sich.

Leo hatte sich aufgerichtet und stand reglos da, die Fäuste gegen die Tischplatte gestemmt. Das Gefühl ohnmächtiger

Entschlußlosigkeit war in diesem Augenblicke zur körperlichen Marter angewachsen.

Weichere Gefühle wogten in ihm auf und ab und wurden erstickt von der alten Notwendigkeit, den Freund zu belügen. Jedes Sichhingeben war schon ein halbes Gestehen. Aber beruhigen mußte er ihn, das war klar.

„Du nimmst natürlich wieder alles viel zu tragisch," sagte er. „Die Faulenzerei bekommt mir nicht, das ist alles ... Ich bin an Rumvagieren und Aufregungen aller Art gewöhnt und langweile mich jetzt ... das gibt dickes Blut und böse Gedanken ... Laß nur erst Frühling werden, und ich werd' auch wieder der alte sein."

Mit scheuem Griff erfaßte er Ulrichs Hand, die fest und forschend seinen Druck erwiderte, als fühlte sie, daß bis in die Fingerspitzen hinein der Freund ein andrer war.

Man sprach über die Angelegenheiten des Tages, über Wirtschaft und Politik.

Leo blieb unsicher und ungleich. Tastendes Mißtrauen wechselte mit flackerndem Uebereifer. — Ein cynischer Humor brach hie und da aus brütender Niedergeschlagenheit hervor und verwundete den Freund, weil er einer gewollten Spaßhaftigkeit Ausdruck gab.

Man trennte sich — Leo mit der Empfindung, von einer Qual erlöst zu sein, Ulrich befangen und niedergedrückt.

Er fühlte mit Entsetzen, daß die Freundschaft, die, solange er denken konnte, ein Stück seines Wesens gewesen war, die Leos vierjährige Abwesenheit, die seine eigene Heirat mit der schönen Witwe Rhadens siegreich überdauert hatte, sich aufzulösen begann.

Voll Grauen gedachte er kommender Tage — und ahnte nicht, daß an der Schwelle seines Hauses ein Schlag seiner wartete, so furchtbar, daß dadurch selbst die düstere Erkenntnis, die ihm heute geworden war, aus seinem Kopfe verdrängt werden sollte.

Auf Uhlenfelde angekommen, fand er Felicitas in Wein-

krämpfen am Boden liegen, die alte Minna jammernd mit ihr beschäftigt.

Eine Depesche war vor einer halben Stunde aus Wiesbaden angelangt und in seiner Abwesenheit von seiner Frau erbrochen worden.

Er las:

„Beklagenswertes Ereignis, woran Anstalt keine Schuld, hat Ihren Sohn Paul aufs Krankenlager geworfen. Derselbe hat Weihnachtsabend, höchst wahrscheinlich aus Heimweh, Anstalt heimlich verlassen und wurde heute in einem Dorfe der Umgegend bei Leuten, die sich seiner angenommen, vorgefunden. Fiebert. Von seiten Arztes Ihr Kommen dringend gewünscht.“

XXXIII.

Leo erfuhr die Unglücksnachricht durch einen Zettel, den Ulrich noch in derselben Nacht auf dem Münsterberger Bahnhof an ihn geschrieben hatte.

„Felicitas," hieß es darin, „leidet so sehr, daß es mir nicht möglich war, sie auf die Reise mitzunehmen. Auch fürchte ich, daß ihre Fassungslosigkeit den Zustand des Kindes nur verschlimmern würde. — Wenn du noch magst, so nimm dich ihrer an."

Ein hartes Wort, dieses: „Wenn du noch magst." Und härter noch: es war verdient.

Leo fühlte eine dumpfe Erschütterung, die sich in einen nagenden Selbstvorwurf umsetzte, als trüge er selbst die Schuld an dieser unheilvollen Flucht.

Er raffte sich zu einem langen Briefe an Felicitas auf, worin er, unter dem Scheine unbefangenen Mitgefühls, ihr seine Zeit und seine Person zur Verfügung stellte und sie bat, ihn als Freund und Bruder an ihrem Kummer teilnehmen zu lassen.

Voll Furcht, daß sie auf sein Anerbieten eingehen würde, erwartete er ihre Antwort.

Dieselbe enthielt nur wenige Worte:

„Um Gottes willen, komme nicht! Ich flehe zu Gott bei Tag und Nacht! Du bist der letzte, den ich in meiner Angst um mich sehen kann."

Drauf bat er Mama, daß sie der Trostlosen beistehen

möchte. Mama, in tiefster Seele erschrocken, machte sich sofort auf die Reise, kam aber nach anderthalb Stunden unverrichteter Sache zurück. Sie war nicht angenommen worden.

Vier Tage voll banger Erwartung vergingen. Leo schickte zweimal täglich einen Boten nach Uhlenfelde, welcher durch Minna erfuhr, daß die Wiesbadener Depeschen zwar Hoffnung ließen, daß die Dinge aber trotzdem übel ständen. Die gnädige Frau läge meistens im Bette und betete; der Doktor aus Münsterberg käme an jedem Morgen.

Die Stunden von einer Nachricht bis zur andern wurden zu Ewigkeiten.

Leo wußte sich nicht anders zu helfen, als daß er die Büchse über die Schulter hängte und zwecklos durch die eingeschneiten Felder strich. Er beschäftigte sich damit, Orakelfragen zu ersinnen, ob das Kind leben bleiben oder sterben würde. Er zählte die Holzstapel an den Wegen, die querfeldein streichenden Hasen und die Knöpfe an seiner Jacke. Er zählte die Atemzüge, die er bis zu einer bestimmten Stelle machen mußte, die Sonnenblicke, die durch das schwarze Unterholz der Tannen brachen, und die Rabenschreie, die den schweigenden Forst durchhallten. — Ein stumpfsinniges Spiel mit wechselndem Ausgang.

Auch leistete er Gelübde aller Art, die er im nächsten Augenblick wieder vergaß. — Bisweilen wurde er fröhlich und fühlte sich als Dämon. Dann rief er einen Juchzer durch den Wald und erschrak vor seiner eigenen Stimme.

Abends fuhr er zu seiner Zerstreuung in die „Preußische Krone" und trank in Gesellschaft der Amtsrichter und Referendare Unmassen von Grog und Rotwein und ab und zu zwei Cognacs dazwischen. — Diese zwei Cognacs nannte man „ein Paar Flanellhosen".

Auch alte Freunde fanden sich ein. Hans von Sembritzky, der dicke Hans, der seit seiner Verheiratung ein starker Trinker geworden war und der unausgesetzt von seinen „Viererzügen" erzählte, welche er als seine Spezialität be-

trachtete, — der ältere Otzen, bei Tage ein scheuer Melancholiker, abends nach der zweiten Flasche ein wilder Liedersänger, — Herr von Stolt, der unaufhörlich nach Weibern herumschnüffelte und durch Leo eine Wiederannäherung an Felicitas erhoffte.

Von dem Unglück, welches die Uhlenfelder betroffen hatte, war hier noch nichts bekannt. Auch Ulrichs plötzliche Abreise wunderte niemanden, denn er, der höchste Würdenträger des Kreises, war häufig unterwegs.

Der einzige, der wohl Bescheid wußte, war Doktor Senftleben, der Arzt, welcher Felicitas behandelte. Dieser schweigsame alte Junggeselle, der als Cyniker gefürchtet wurde, hatte die Gewohnheit, in einem Winkel sein Abendbrot zu verzehren, um darauf ohne Gutenachtgruß von dannen zu gehen.

Leo sprach ihn an und fragte, was Felicitas fehle.

„Nichts," antwortete der Arzt und griff nach seinem Hute.

„Aber sie ist doch bettlägerig und wird tagtäglich von Ihnen besucht?"

„Sie hat das sogenannte Angstfieber, Herr von Sellenthin — und kriegt Morphium mit Himbeer — viel Himbeer... Aber beileibe kein Brom. Das gibt Pickel. Empfehle mich, Herr von Sellenthin."

Am Morgen des fünften Tages, als Leo sich gerade ankleidete, kam Lizzies altes Faktotum schluchzend und händeringend in sein Schlafzimmer gestürzt.

„Was ist geschehen, Minna?"

Unglück über Unglück!

Paulchen sei tot, das gnädige Frauchen habe sich aus Verzweiflung vergiftet und wäre zwar noch am Leben, aber völlig bewußtlos. Man habe sofort nach dem Arzt geschickt, aber der gnädige Herr möchten sich erbarmen und hinkommen. Es ginge alles drunter und drüber.

Leo fühlte ein jähes Kältegefühl, das ihm vom Hinterkopfe aus bis in die Zehen und Finger hineinflutete. — Er taumelte gegen die Wand.

„Es ist ja Unsinn — es kann ja nicht sein," war sein erster Gedanke.

Dann sagte er sich: „Du mußt jetzt in deine Stiefel fahren" und ging um die Stiefel herum mit der Empfindung, es würden ihm für alle Zeit die Kräfte fehlen, diese That zu vollbringen.

Dann brach er in ein Hohngelächter aus, vor dem die Alte furchtsam in eine Ecke kroch.

So war's recht. — So mußte es kommen.

Das Kind tot — Lizzie im Sterben — nun fehlte nur noch Ulrich, der mit seinem kaputen Herzen den Ereignissen so wie so nicht gewachsen war — und dann kam er selber an die Reihe.

Er warf einen Blick nach der Wand, wo seine Waffen hingen. — Die Kugel für ihn war schon gegossen.

Er reckte sich — er streckte sich. — Eine mörderische Lustigkeit kam über ihn. — Dann kleidete er sich an und rannte der Alten, die keuchend zurückblieb, vorauf, quer über die Schneefelder und den vereisten Strom nach Uhlenfelde zu.

Und während des Laufes fragte er sich fortwährend:

„Lieb' ich sie eigentlich?"

„Nein, ich liebe sie nicht," antwortete er sich, „Liebe muß anders aussehen. Ich traure ja nicht einmal um sie. Meine Schuld an ihrem Tode scheint mir ja viel fürchterlicher als ihr Tod selber."

Und das Kind ... und Ulrich ... Aus allem Unheil guckte nur immer wieder die Teufelsfratze der eigenen Schuld.

Auf dem Hofe von Uhlenfelde war alles wie gewöhnlich. Das wunderte ihn. Mindestens hätten die Scheunen brennen müssen.

Auf der Rampe stand der zweispännige Alltagsschlitten.

„Wer ist da?" fragte er den alten Wilhelm, der, rot gefroren, in würdevoller Starrheit unter der Pelzmütze hervorschaute, wie gewöhnlich.

„Der Doktor, gnädiger Herr."

Im Hausflur begegnete er ihm. — In gemäßigter Eile, wie beschäftigte Aerzte pflegen, machte der alte Sonderling sich auf den Heimweg.

„Wie steht es, Doktor?“ schrie er ihm entgegen.

„Na — den Umständen angemessen,“ erwiderte der mit einer Grimasse.

„Was soll das heißen? Ist sie gerettet?“

„Das soll heißen, daß die Frau Baronin einen Katzenjammer hat, um den ich sie nicht beneide.“

„Hat sie denn nicht Gift genommen?“

„Gift? Hm! Sehen Sie, Gift ist ein relativer Begriff ... Daß die Frau Baronin die Absicht gehabt hat, sich vom Leben zum Tode zu bringen, will ich gern glauben. Nur hat sie sich im Mittel vergriffen. Sie hat nämlich ihre Zahntropfen ausgetrunken, Herr von Sellenthin ... So eine Aetherverdünnung mit Kreidnelkenöl schmeckt ja nicht gerade schlecht, Herr von Sellenthin, aber es gehört schon eine tüchtige Natur dazu, will man sich davon keinen Rausch antrinken ... Nun scheint sie ihn ja ausgeschlafen zu haben und wird noch ein paar Tage lang an verdorbenem Magen laborieren ... Empfehle mich, Herr von Sellenthin.“

Er stieg in den Schlitten, grüßte tief und fuhr von dannen.

Leo hatte ein widriges, flaues Gefühl, als wäre ihm ein heiliger Besitz mit übelriechender Lauge übergossen worden ... Die Tragik, unter der sein Herz sich soeben noch gewunden hatte, löste sich in eine Farce auf.

Aber das Kind, das arme Kind blieb tot. Das rief keiner mehr ins Leben zurück.

Die Wut gegen das Weib da drinnen, die Wut, die so oft in den Momenten tiefster Willensohnmacht sein Wesen durchschüttelt hatte, wuchs zum kalten Hasse an.

Er hätte sie ermorden mögen um dieser unglückseligen Zahntropfen willen.

Alles, selbst der Wille, zu Grunde zu gehen, ward in ihrer Hand zum lauen, lügnerischen Spiele.

Aber das Kind war tot ... blieb tot.

Ein Dienstmädchen, das, noch verstört vom ausgestandenen Schrecken, die Treppe herunterkam, fragte er, ob er die Herrin sprechen könne.

Sie antwortete scheu, sie wolle sehen, und eilte wieder empor.

Noch überströmt von Angst und Jammer, hustend und schluchzend, kam die alte Minna zur Thür herein und fragte mit gerungenen Händen, ob ihr gnädiges Frauchen noch lebe.

Er drehte sich um, ohne sie einer Antwort zu würdigen.

Die Alte humpelte die Treppe hinan. Er blieb allein.

Es dauerte lange, ehe jemand kam, ihm Bescheid zu sagen. Er wanderte zwischen den Truhen hin und her, hinter denen er einst als Knabe mit Ulrich Versteckens gespielt hatte, und dachte: „Was haben wir aus deinem Hause gemacht!“ Ihm wäre es wie eine Erlösung gewesen, hätte ihn jemand mit Peitschenhieben über die Schwelle hinausgetrieben, die sein Fuß nun entweihte.

Statt dessen kam endlich strahlend und schmatzend vor Freude die alte Minna und erklärte, dem gnädigen Frauchen ginge es wieder gut — und das gnädige Frauchen ließen bitten.

Er biß die Zähne zusammen und folgte.

Was er von ihr wollte, was er ihr sagen würde, er wußte es nicht; er hatte nur das dumpfe Verlangen, seine Finger um ihren Hals zu legen und zuzudrücken. So sehr haßte er sie.

Und dann wurde er von Minna in ihr Schlafzimmer geführt.

Er war noch nie darinnen gewesen. Seit Fichtkampen, versteht sich.

Eine Flut ihres Opoponaxduftes drang ihm durch die geöffnete Thür entgegen. Er schaute in eine glutrote Dämmerung hinein, welche Streifen grellen, kalten Tageslichtes senkrecht durchbrachen. Ihm ward, als würde er in ein

heißes, wohlriechendes Bad geworfen und der Deckel über ihm geschlossen.

Er blieb an der Thüre stehen und atmete schwer.

Die Alte zupfte ihn verstohlen am Aermel, er möchte näher treten.

Drüben im Bette lag sie. Ein Streifen des Tageslichtes strömte über sie her und verklärte ihr Angesicht. — Das weiße Kissen leuchtete wie ein Heiligenschein um sie herum, während das übrige in purpurnem Dunkel vergraben blieb.

„Ob sie das so hat einrichten lassen?" fragte er sich.

Ihr Antlitz war schlohweiß, ihre Augen blau gerandet, und unter den halbgesenkten Lidern hervor brach ein müder, bleierner Blick, der ohne Ausdruck an ihm hängen blieb.

Es schien, als wäre sie noch immer nicht ganz aus ihrem Rausche erwacht.

Auf Zehenspitzen näherte er sich dem Bette. Der schmelzende Schnee löste sich von seinen Stiefeln und blieb in mißfarbenen Spuren auf dem Teppich liegen.

„Felicitas!"

Sie hob ein wenig die linke Hand und winkte ihn an ihre Seite. Er rückte einen Stuhl dicht neben das Bett. Vor ihm stand der Nachttisch mit Flaschen und Fläschchen aller Art. Eines davon, welches leer war, trug die bedeutungsvolle Aufschrift: „Gegen Zahnschmerz" und drei Kreuze als Giftzeichen darunter.

Diese Kreuze mochten sie verführt haben, das Zeug zu trinken.

„Felicitas," sagte er noch einmal.

Da schlug sie die erloschenen Augen groß und stier zu ihm empor und nickte langsam zwei-, dreimal, während ein bitteres Lächeln ihren Mund verzerrte.

„Felicitas, komm zu dir!" mahnte er, da ihn das alles beunruhigte.

Sie stammelte Paulchens Namen und wandte den irren-

den Blick ins Leere. Es lag wie ein Abglanz des Todes auf diesem weißen, im Leiden versteinerten Angesicht.

Leo würde erschüttert und verängstigt vor ihr niedergesunken sein, hätten die Worte des Arztes ihn nicht hart und nüchtern gestimmt.

„Leo!“ flüsterte sie, ohne ihn anzusehen.

„Was willst du?“

„Bist du mein Freund?“

„Das weißt du ja.“

„Leo, ich kann doch nicht leben bleiben ... Leo, besorg mir Gift.“

Ein matter Schreck, der etwas wie Erlösung mit sich brachte, rieselte ihm durch die Glieder. Es war ihr also ernst ums Sterben, und in seinem Herzen dankte er ihr dafür.

„Versündige dich nicht, Felicitas!“ sagte er, um etwas zu sagen.

Ein Zucken müden Jammers ging über ihr Angesicht, das in der Not der letzten Tage lang und spitz geworden war und tiefe Schattenfalten aufwies, die es älter, doch auch kräftiger machten. — Das war nicht mehr das rosige Lärvchen, das ihn lächelnd in den Abgrund lockte, ein Madonnenantlitz war es, hager und qualdurchfurcht.

So geziemte es sich für die Gefährtin seiner Schuld!

Und sein Haß schwand allgemach. Er fühlte zum erstenmal, wie sehr sie zu ihm gehörte.

Und dann fing sie zu reden an, leise, eintönig, ins Leere hinein: „Versündigen, sagt er! — Mein Gott, versündigen ... Als ob es für mich noch so was wie eine Sünde geben könnte ... Mein Paulchen ist tot, und ich lebe noch! Ich hab' mein Kind hingemordet, und ich lebe noch ... Und da spricht er mir von Sünde ... Kindesmord — das ist das Schwerste von allem ... das hab' ich auf mich geladen ... das soll ich tragen ... das soll ich durchs Leben schleppen ... Wie kann er das von mir verlangen, wenn er mich lieb hat?“

Er stutzte. „Kindesmord? Was soll das heißen?"

„Ich weiß, was das heißt," sagte sie und lächelte.

Ihn überlief es kalt. Dies Weib war eine Verzweifelnde. Der Schmerz fing an, ihr die Sinne zu verwirren.

Ihre Finger tasteten auf der Bettdecke umher. „Wo ist deine Hand?" flüsterte sie. „Gib mir deine Hand! Ich fleh' dich an, gib mir deine Hand!"

Er streckte die Hand mechanisch aus, die sie mit feuchten, heißen Fingern ergriff.

„Neig dich zu mir," flüsterte sie weiter. „Ich will's dir ins Ohr sagen, wie's gekommen ist."

Er neigte den Kopf zu ihrem Munde herab, wie sie's befohlen hatte.

Und flüsternd sprach sie:

„Weißt du noch, jener Abend vor Weihnachten, als du kamst? ... Da hab' ich dir meinen Jungen verkauft ... Denn an jenen Stunden, als wir uns wärmten vor der Feuerung — weißt du noch? ... an jenen Stunden ist er gestorben."

„Du redst ja im Fieber, Felicitas!" rief er, sich aufrichtend.

„Pst!" machte sie, ihn wieder zu sich hinunterziehend. „Vor den Thüren da horchen sie — und es braucht's keiner zu wissen. Außer uns beiden braucht's keiner zu wissen. Es war drei Tage vor Weihnachten damals ... ich wollte ihm gerade seine Bescherung zurechtmachen — und es war höchste Zeit dafür ... Denn hatt' ich ihn auch in die Fremde hinausgejagt um deinetwillen, und Ulrich verheimlicht, wie sehr er sich unglücklich fühlte — auch um deinetwillen — so ganz entartet war ich doch noch nicht; — seine Weihnachtsfreude wollt' ich ihm gönnen ... Aber da kamst du zur Thür herein. — Und da war alles aus! ... Da hab' ich nicht mehr an Weihnachten gedacht ... und nicht mehr an mein Kind gedacht ... Alles in mir hat dir entgegengejauchzt ... Nichts hab' ich gewollt als mich verkriechen mit dir in irgend einem

Winkel, wo keiner uns sah und keiner uns hörte ... Und als du wegwarst, da bin ich wie im Rausch herumgelaufen ... treppauf, treppab, immer treppauf und treppab ... die Nacht über hab' ich am Fenster gestanden und nach Halewitz ausgeschaut ... und vor dem Ofenfeuer hab' ich gesessen und hineingestarrt und nur das eine gedacht: ‚So saß er mit dir vor der Feuerung' ... Und als ich wieder zu mir gekommen bin — da ist's zu spät gewesen."

„Warum zu spät?" stieß er heiser hervor, sich wieder aufrichtend.

„Gestern morgen," gab sie zur Antwort, „ist Ulrichs Depesche gekommen, und gestern abend der Brief ... In dem Brief hat alles gestanden ... da kannst du es selber lesen ... Er muß da irgendwo liegen. Geh, such ihn dir."

Taumelnd erhob er sich und tastete mit irrenden Händen über den Tisch, den verhängisvollen Brief zu suchen, aber er fand ihn nicht ... Er durchspähte den ganzen Raum, der in seiner weichlich verschwenderischen Pracht, mit seinen Polstern und seidenen Decken, seinen halbverhüllten Spiegeln und elfenbeinernen Toilettenscherzen in geheimnisvollem Halbdunkel vor ihm lag.

Er irrte von Möbel zu Möbel, durchforschte Stück um Stück, und während er den Blick in dumpfem Erstaunen über all den glitzernden Trödel gleiten ließ, fragte er sich fortwährend: „Was ist es doch, was du suchst?"

Da hörte er vom Bett her ihre Stimme:

„Geh ins Ankleidezimmer daneben — da findst du ihn vielleicht."

Ach ja, den Brief. — Richtig, der Brief!

Und er öffnete die Thür, auf die sie ihn hinwies.

Ein kleiner Raum, mit porzellanenen Fliesen ausgelegt, lag vor ihm ... Die blendende Helle that seinen Augen weh ... Er sah links, in den Boden eingelassen, ein Badebassin, zu welchem Stufen hinabführten, rechts einen Tisch mit marmorner Platte, den von drei Seiten hohe Spiegel-

wände umgaben und den in buntem Wirrwarr von Krystall und Schildpatt neue Werkzeuge der Toilettenkunst bedeckten.

„Wie mag Er sich unbehaglich fühlen in all' dem Pomp," dachte er.

Da fiel sein Blick auf das gegenüberliegende Zimmer, dessen Thür weit offen stand. Ein schlichtes, eisernes Bettgestell mit weißgehäkelter Decke und einem Rehfellchen als Vorlage daneben war dort zu sehen ... Photographien in dunklen Holzrahmen belebten die Wände. Und ihm gerade gegenüber, dreist und behäbig, mit lachenden Augen und prallen Backen — sein eigenes Bild!

Laut aufstöhnend fuhr er zusammen, und die Hände vors Gesicht schlagend, floh er zurück in das duftende, purpurne Gefängnis.

„Hast du den Brief?" fragte sie.

„Nein."

„Hast du alles durchsucht?"

„Ich weiß nicht — ich glaub' ja."

„Leo — was ist dir?" — Angst zitterte in ihren Worten.

„Mir — was mir ist?" schrie er auf. „Schämen thu' ich mich — schämen thu' ich mich!" Er reckte sich hoch in die Höhe und stürzte dann vor ihrem Bett auf die Kniee nieder.

Sie richtete sich in den Kissen empor und legte die Hand auf seinen Scheitel, während ihre Augen sich mit Thränen füllten.

„Mein armer Junge!" sagte sie, „du willst schon verzweifeln ... Und du weißt noch lange nicht alles ..."

„Was gibt's denn noch?" fragte er, von Angst geschüttelt.

„In dem Briefe hat's gestanden," fuhr sie fort. „Allen ist beschert worden! Alle haben ihre Geschenke bekommen von Eltern und Angehörigen — zur rechten Zeit ... Nur sein Platz ist leer gewesen ... Das hat er nicht glauben

wollen ... Hat nicht glauben wollen, daß seine Mutter ihn vergessen hat — um deinetwillen ... Und als die andern um den Weihnachtsbaum gespielt haben, da hat er sich heimlich fortgeschlichen ... ohne Mantel, ohne Mütze ... hat zum Postamt gehen wollen ... hat nachfragen wollen, ob Mama nichts geschickt hat ... nicht die Kanone und nicht die Soldaten ... und das Taschenmesser ... und alles, was er sich gewünscht hat ... und was Mama ihm versprochen hat ... Und hat das Postamt nicht gefunden und ist immer weiter gerannt — aufs freie Feld hinaus — im Schneegestöber herum ... ohne Mantel und ohne Mütze. — Und weil er's nicht hat glauben wollen, daß seine Mutter ihn verlassen hat — um deinetwillen, Leo — darum ist er gestorben, — darum ist er — gestorben."

Laut schluchzend lehnte sie die Stirn gegen den Kopf des Knieenden, mit den Händen seine Schultern umklammernd.

So weinten sie zusammen und wollten sich nicht trennen.

Und als sie endlich emporfuhren, sahen sie sich erstaunt und fragend in die Augen.

Das war nicht er — das war nicht sie ... Zwei neue Menschen, eins geworden in ihrer Not, zusammengenietet durch Schuld und Verderben, freuten sich aneinander.

Sie lächelte ihn an, trostlos und glücklich zugleich.

„Lizzie, wir sind ja verloren!" stammelte er.

„Ja, wir sind verloren!" sagte sie und lächelte.

Und dann ging er. — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — —

XXXIV.

Es war am ersten Sonntage des neuen Jahres um die siebente Abendstunde, als Ulrich, vom frischen Grabe seines Stiefsohnes kommend, auf dem Bahnhof zu Münsterberg eintraf.

Nach langem Ueberlegen hatte er beschlossen, die Leiche fürs erste am Orte des Todes zu bestatten, um später, wenn der Zustand seiner Frau neuen Aufregungen gewachsen sein würde, eine Ueberführung nach dem Rhadenschen Erbbegräbnisse in Fichtkampen vornehmen zu lassen.

Felicitas hatte die Farben nicht geschont, ihm das, was sie durchgemacht, ihren Selbstmordversuch, ihre Krankheit und Verzweiflung, so düster als möglich auszumalen. Sie hatte zu viel zu vertuschen und umzudrapieren, als daß sie dem Schmerze, den sie fühlte, einfachen und aufrichtigen Ausdruck hätte geben können. Nicht umsonst nannte sie sich Mörderin, ihr lag nun auch die Aufgabe ob, den Mord zu verhehlen und ihrer Schuld — soweit dieselbe sich nicht verleugnen ließ — vor der Welt, vor Ulrich und nicht zum mindesten vor sich selbst ein romantisches Mäntelchen umzuhängen.

Eines vor allem war ihr dabei nicht eingefallen: ihren Gatten zu schonen. In ihren Briefen, die sie mit fiebernder Hand vom Bette aus an ihn richtete, erging sie sich in endlosen Klagen über das Thema: „Warum haben wir ihn in die Fremde gehen lassen?“ und grub dadurch den Wider-

haken des Selbstvorwurfs tiefer und tiefer in seine gequälte Seele.

Indem sie mit dem Instinkt der Selbsterhaltung die Verantwortlichkeit für das Geschehene zum Teil auf seine Schultern hinüberzuwälzen suchte und ihn — wie auf der andern Seite Leo — zu ihrem Mitschuldigen stempelte, reizte sie sein nie ruhendes Pflichtbewußtsein zu krankhafter Empfindlichkeit, so daß er schließlich sich selbst, und sich vor allem, für den Urheber all des Schrecklichen hielt.

„Sie ist ein Kind,“ so sagte er sich, „sie folgt Launen und Einfällen des Augenblicks. Ich hätte das wissen müssen, hätte ihr nicht nachgeben dürfen, selbst wenn ihr eigen Fleisch und Blut es war, über dessen Schicksal sie bestimmte.“

Und dann das Schlimmste von allem: für ihn, und nur für ihn war es geschehen! Damit er dem, der den Tod des Vaters auf dem Gewissen hatte, die Freundestreue bewahren konnte, war das Kind in Verbannung und Tod gejagt worden, ein Opfer, grausam, widernatürlich, das sich rächen mußte, früh oder spät — und das noch dazu, wie die Dinge sich gestalteten, umsonst gewesen war.

Denn es ließ sich nicht mehr leugnen: sein Freund, sein Jugendgenosse, sein Liebling, er, für den er gesorgt und gehofft hatte, so lang er denken konnte, er, der sein Stolz, seine Zuversicht, seine Gesundheit, seine Kraft gewesen war, er, in dem sich alles verkörperte, was ihm selbst das Schicksal versagt hatte, — er löste sich von ihm.

Schon jetzt verstand er ihn nicht mehr. — Die Gesetze seines Fühlens waren ihm fremd geworden, und was früher wie ein Vollaccord der lachenden Mutter Natur durch die Welt gebraust war, erschien ihm jetzt in einen Wirrwarr schreiender Mißklänge auseinandergefallen.

Ob er selbst sich so verändert hatte, ob jener, er wußte es nicht; nur eines war ihm klar, daß jede Aeußerung von Leos Wesen ihn befremdete und ihm wehe that.

Niemand wußte so gut, wie der Freund, wie nahe das

Stiefkind seinem Herzen gestanden hatte, aber der Brief, den er am Tage des Begräbnisses von ihm erhalten hatte, war steif und befangen gewesen, als hätte ein Fremder seine Kondolenzphrasen mühsam zusammengedrechselt.

Das war traurige Heimkunft!

Niemand empfing ihn. Nur der Bahnhofsvorsteher, der ihn im Laternenschein erkannte, trat an sein Coupé und brachte ihm beim Aussteigen sein respektvolles Beileid dar.

Der alte Wilhelm, der den Kutscherbock nicht hatte verlassen dürfen, verschluckte bei seinem Nahen ein paar Thränen, und als er die Hand auf seine Achsel legte und leise zu ihm sagte: „Na, Wilhelm, unsern Jungen, den sehen wir nun nicht mehr,“ da entglitt ihm fast die Leine aus der wetterfesten Faust.

Allerhand Kisten und Kasten, die Paulchens Nachlaß enthielten, hatte Ulrich mit sich gebracht. — Die wurden auf dem hinteren Trittbrett des Schlittens festgeschnallt, so daß sie sich zum Berge stauten. — Auch die beiden Weihnachtspakete waren dabei, nach denen der kleine Bursch am heiligen Abend sehnsüchtig auf die Suche gegangen war, und die am ersten Feiertage der Postbote fröhlich abgeliefert hatte.

Der Schlitten fuhr in die mondlose Dunkelheit hinaus. — Auf den Ebenen lag das ruhige Schneelicht, das sich in falbem Dämmer verlor ... Die Pappelstämme der Chaussee quollen in endloser Wiederkehr — ein Paar wie das andre — aus dem Grau der Nacht hervor. Ulrich war zu Mute, als müßte hinter jedem Baum der Knabe stehen und ihm zurufen: „Nimm mich mit ... Ich bange mich ... Ich will nach Hause.“

Dann kam die lange Brücke, die über die Niederung der Maraune führte, und die zu allen Zeiten Paulchens Entzücken gewesen war. Hundertfünfzig Schritte war sie lang und hatte eine Balustrade mit schwarzweißen Pfeilern, auf die er immer hatte klettern wollen, wenn er erst groß geworden war ... Unter der Brücke, wo man zu Zeiten der

Trockenheit herumspazieren konnte, gab es ein Echo, und wenn ein Wagen oben vorüberfuhr, klang es, als ob der Donner rollte.

Und ein Ende weiter kam das größte Wunder des Weges: die Windmühle, die auf dem Dache stand. Man denke sich: eine Windmühle hoch oben auf dem Dache. — Traurig starrten ihre verschneiten Flügel in die Luft — wie ein Riesengespenst hob sie sich zum grauen Nachthimmel empor, die Arme weithin ausgestreckt.

Und weiter ging die Fahrt. Das Gebiet von Uhlenfelde nahte. Hier gab es keinen Fußbreit Landes, der nicht durch irgend eine Erinnerung an den Toten geheiligt war.

Wie öde und düster lagen die Felder da! Es war, als ob nie mehr ein Tag herandämmern würde, sie in Sonnenlicht zu baden, und als ob der letzte ewige Winter für die Welt gekommen wäre.

Ein Grauen wandelte ihn an vor dem, was seiner wartete, vor seinem Tagewerk und mehr noch vor seiner Muße.

Dann fiel Felicitas ihm ein, und er schämte sich seiner. Auf ihn harrte ein Weib daheim, das der Verzweiflung nahe war, und das er mit vorsichtiger Arbeit und zärtlicher Geduld langsam sich selbst und dem Leben zurückzugeben hatte.

Eine Flut mitleidiger Liebe quoll aus seiner Seele ihr entgegen. Ihm war zu Mute, als wäre sie und Leo und die ganze Welt ein großes Vermächtnis, das der arme kleine Bursch ihm hinterlassen hatte.

Auch mit Leo mußte sich alles wieder zum Guten wenden. Er würde zu ihm gehen und zu ihm sagen, Aug' in Auge, Hand in Hand: „Mensch — nun rede — angesichts des Todes, der noch über uns schwebt, rede: Was hast du — was steht zwischen dir und mir?"

Der Schlitten fuhr durchs Hofthor. Längs des Fahrweges standen in schwarzen Gruppen die Leute und zogen schweigend ihre Mützen. Kein einziger war zu Biere gegangen, oder daheim geblieben bei Weib und Kind, die spärlichen

Stunden der sonntäglichen Ruhe auszukosten. Alle wollten sie ihm zeigen, daß sie in seinem Leide zu ihm standen.

Der Schlitten hielt. Sein Herz schlug höher. — Er fürchtete, daß sie ihm entgegenkommen würde. Aber sie kam nicht.

In ihrem Eckzimmer wartete sie auf ihn, neben dem Schreibtisch stehend.

Das Trauerkleid machte sie größer. Fast majestätisch erschien sie ihm. Oder war es ihr Schmerz, der sie in seinen Augen mit Majestät umkleidete? Doch, was aus dem lang gewordenen Gesichte mit großen, grellen Augen ihm entgegenstarrte, das war nicht Schmerz, — Angst und Entsetzen schien's — vor einem, dem man sich wehrlos überantwortet sieht.

„Lizzie," stammelte er, die Arme ausstreckend.

Da schloß sie die Lider und lehnte sich wankend gegen die Wand.

Er nahm sie in seine Arme, führte sie zu einem Sessel und sprach leise und tröstlich auf sie ein. Alles, was sein übervolles Herz an Liebe für sie hatte, preßte er in seine Worte. Er sprach von innigerem Zusammenschließen, von Aufgehen ineinander, von der Weihe und Heiligung, die der Tod des unschuldigen Kindes ihrem Leben fortan geben würde. Grenzenloses Vertrauen, innigste Hingebung, zarteste Rücksicht, all das versprach er ihr für die Zukunft, was er ihr seit Jahren bereits, mehr als gut war, gegeben, und was sie lächelnd hingenommen hatte, ohne des Gebers zu achten.

Als sie merkte, daß er nicht willens war, sie zur Verantwortung zu ziehen, da löste sich ihre angstvolle Starrheit. — Sie glitt auf den Teppich nieder, und den Kopf auf seine Kniee legend, schluchzte sie jämmerlich.

Er sprach weiter, wie man zu einer Kranken spricht.

Sie rang die Hände und schlug sich mit den Daumenballen gegen die Stirn.

Für ein paar Augenblicke kam der Mutterschmerz, der trotz allem brennend in ihr tobte, schrankenlos und ohne

Hintergedanken zum Durchbruch, nur daß sie sich im Ausdruck vergriff und durch Uebertreibung fälschte, was wahr und gut und der Rettung fähig noch in ihr lebte.

Und allgemach beruhigte sie sich. Ihre Arme glitten herab. Eine Müdigkeit, die etwas Wohliges, Erlösendes an sich hatte, kam über sie.

Sie ließ sich von ihm emporziehen und lehnte sich in die Ecke der Chaiselongue.

Ein brennender Wunsch, bedauert, bewehklagt zu werden, wie Kinder ihn haben, wenn sie über Rutenstreiche weinen, erfaßte sie.

„Ach, Ulrich,“ stammelte sie, „was hab' ich alles gelitten!“

Er stutzte. Ein Gefühl unruhiger Enttäuschung flackerte in ihm auf und dämpfte die schmerzvolle Steigerung seines Wesens.

Mitleid mit sich selbst — das ziemte sich nicht für diese Stunde, das hätte das erste Wort, welches von ihren Lippen kam, nicht zu Tage fördern dürfen.

Er sagte nichts — aber er sah mit großen Augen um sich herum, wie einer, der etwas Unerwartetes an sich erfährt.

Das Abendessen wurde gemeldet. Die Beamten, die sonst mit bei Tische saßen, hatten aus zarter Rücksicht um Urlaub gebeten. Die Gatten blieben allein.

Die Theemaschine dampfte. Aus der bronzenen Hängelampe ergoß sich ein mildes Leuchten über den weißen Damast und das mattschimmernde Silbergerät.

In emsiger Dienstfertigkeit war Felicitas um ihn beschäftigt. Sie hatte den Drang, es ihm behaglich zu machen, und durch das Kleingeld liebevoller Sorgfalt die schwere Schuld der Stunde zu bezahlen.

Sie legte ihm die Sardinen vor, wie er sie liebte, sie schnitt ihm das dünnste Butterbrot und goß in den Thee die drei Theelöffel mit Rum, die er als Erfrischung nicht gern entbehren mochte. Auch ein Kissen legte sie ihm in den

Rücken und ließ den Schirm der Lampe tiefer herab, damit seine „armen, müden Augen“ nicht geblendet würden.

Mit peinlichem Staunen sah er ihrem Treiben zu. Er wollte seinen Hunger befriedigen, schweigend wie ein Tier, und nicht daran erinnert sein, daß es Leibgerichte und Leckerbissen auf der Erde gab.

„Wie kann sie Sinn haben für das alles?“ fragte er sich, „da sie sich noch eben in Jammer auf der Erde wand?“

Ein feiner Instinkt in ihr, der seine Verstimmung witterte, machte sie noch unsicherer. Und in dem Verlangen, ihre sühnenden Leiden im hellsten Lichte strahlen zu lassen, fing sie aufs neue von sich zu reden an.

„Nein, Ulrich,“ sagte sie, „du kannst dir nicht vorstellen, was für Qualen es mir bereitet hat, dich allein dort zu wissen — an seinem Sarge, ... dir nicht helfen zu können — nicht um dich sein zu können ... aber es ging nicht. Ich durfte nicht reisen ... der Doktor hatte es mir streng verboten ... ich war ja auch schwer leidend ... Viel fehlte nicht, so hättest du auch mich nicht mehr gefunden.“

Sie hielt inne, denn sie erwartete, daß er sie nach dem Selbstmordversuche fragen würde, und als er schwieg, suchte sie selber das Gespräch darauf zu bringen.

„Bist du mir noch böse, Liebster?“ fragte sie.

„Weshalb sollt' ich dir böse sein?“

„Weil ich so sündhaft gehandelt habe ... Weil ich im ersten Schrecken an Gott und seiner Barmherzigkeit irre geworden bin, so daß ich geglaubt hab', nicht weiter leben zu dürfen ... Ach, Ulrich, wenn du wüßtest, wie es damals in mir ausgesehen hat, du würdest mir gewiß verzeihen ...“

„Ich habe dir nichts zu verzeihen, Felicitas.“

„Und das sagst du so finster, Ulrich! Ich weiß ja, ich habe gefrevelt. Ich weiß ja, man soll ausharren auch im tiefsten Elend. Aber ich war so allein — so verlassen. Du nicht bei mir — niemand bei mir. Zuerst dacht' ich daran, mich in den Strom zu stürzen. Dann wär's am schnellsten

zu Ende gewesen ... aber der Strom war ja mit Eis bedeckt ... Dann dacht' ich, ich könnte mich totfrieren lassen und bin umhergeirrt auf den Feldern — die halbe Nacht lang. Aber der Tod kam nicht ... Und dann bin ich heimgekehrt und griff zum Gift ... Ich sah gar nichts, weißt du ... Ich griff bloß so hinein in die Flaschen ... Und trank — und trank ... Es war, wie wenn mir brennendes Feuer in den Schlund hinabfloß ... und vor meinen Augen sah ich lauter Sonnen ... und dann bin ich umgefallen ... Und weiter weiß ich nichts mehr ... Siehst du, Uli, so schlimm erging es deiner armen Frau."

In dem Verlangen, eine Tröstung zu erhaschen, fing sie von neuem zu weinen an. Aber diese Tröstung blieb aus.

„Ach, mir wäre besser gewesen," klagte sie weiter, „ich wäre nie wieder erwacht. Wozu ist doch das ganze menschliche Leben? Nichts wie Kummer und Not und Mißverstandensein ... Wie fühlt man sich doch immer allein mit seinem vollen Herzen! Ach, Uli, auch für dich wäre es besser gewesen! Würdest du ein bißchen um mich getrauert haben, Uli?"

Er antwortete nichts. Er sah sie an und immer wieder an. Wie ein eisiger Strom ging es von ihr aus und ergoß sich über ihn. Er wartete auf einen Aufschrei des wunden Mutterherzens. Statt dessen redete sie von sich und nur von sich.

Er sah sie in ihrem blonden Liebreiz sich auf dem Stuhle hin und her wiegen. In seiner schlanken Ueppigkeit straffte sich der Busen unter dem knappen Trauerkleide. Wie ein Heiligenschein flimmerte das Wirrhaar rings um ihre mattweiße Stirn. Die feinen, rosigen Ohren glühten, und das schmale, sanfte Leidensgesicht, das ihm noch neu an ihr war, lächelte wehmütig und gekränkt, als könnte es mit diesem Lächeln Tod und Verderben aus dem Leben hinausschaffen.

Ihn packte ein leiser Widerwille, dessen er sich im nächsten Augenblicke schämte. Er wußte ja, man mußte Geduld mit ihr haben. Wie war plötzlich diese Bitterkeit in sein Wesen gekommen?

Und mahnend, mehr als tadelnd, sagte er:

„Und nach dem Kinde fragst du nicht, Felicitas?"

In entsetzter Abwehr streckte sie die Hände gegen ihn aus. „Heute nicht, Liebster," flehte sie, „nur heute noch nicht! ... Es würde uns zu sehr erregen, dich wie mich ... Ich hab' mir alles ausgemalt tausendmal — ach, tausendmal! ... Die Bilder all des Schrecklichen umschweben mich, wo ich geh' und stehe ... Und ich bin müde, ach — so — müde! — Ich sehne mich nach dem Schlafe ... Einmal recht, recht schlafen — und am liebsten gar nicht mehr aufwachen. Das wäre schön! Ach ja, das wäre schön."

Die Augen schließend, legte sie sich über die Lehne des Stuhles zurück, so daß der Hals in seiner rosigen Fülle weit aus der schwarzen Krause hervorquoll.

Er mußte einen neuen Anfall des Widerwillens niederkämpfen. Mit der ruhigen Pedanterie, die seinem Wesen eigen war, hielt er an seinem Vorsatz fest, ihr von den letzten Tagen Paulchens zu erzählen.

„Wir dürfen uns nicht feige vor unsern Empfindungen verkriechen, Lizzie," sagte er; „du hast viel gelitten, ich glaub' es dir gerne, auch ohne daß du es mir sagst. Aber es wäre vergeblich, wenn du dich schonen wolltest. Unsre Gedanken kehren ja doch immer wieder zu ihm zurück. Und erst, wenn du alles durchgekostet hast, kannst du hoffen, zur Ruhe zu kommen."

Erschauernd kroch sie in sich zusammen. „Nun denn, sprich," sagte sie, sich in ihr Schicksal ergebend, „erzähl, was du willst."

Als er das Grauen gewahrte, mit dem sie dem Kommenden entgegensah, wurde ihm zu Mute, als könnte er niemals über die Lippen bringen, was an Erinnerungen heilig und schmerzvoll in ihm lebte. Er hatte geglaubt, sie würde ihm in neidvoller Gier die Worte vom Munde trinken, sie würde ihn ausforschen nach jeder Minute, die er am Bette des Sterbenden hatte weilen dürfen, bis jedes Bild ihr eigener

Besitz geworden war; statt dessen zog sie sich in wohlfeiler Nervenangst vor drohenden Erregungen zurück.

Unmütterlich, unmenschlich fast, erschien ihm, was er an ihr erlebte.

Sein Herz krampfte sich zusammen. Ihm war plötzlich, als würde das traurig stille Sterben des Kindes entweiht dadurch, daß er der Mutter davon erzählte. Er, dem kein fleischliches Anrecht gegeben war, fühlte sich ihm zugehörig im Leben wie im Tode; — das Weib dort, aus dessen Schoß es entsprungen, das angstvoll lächelnde Weib, das nur an sein eigenes Leiden dachte, und nur sich bedauert wissen wollte, hatte sich selber zur Fremden gestempelt.

Fremd war sie dem Kinde geworden, und fremd ihm selbst.

Erschreckend sah er die Kluft, die zwischen ihm und ihr sich aufgethan hatte, und die kein Schmeicheln, kein verführerischer Reiz mehr überbrücken konnte.

„Ich sehe ein, daß du recht hast, Felicitas," sagte er, „wir wollen's lassen. Es würde uns zu sehr erregen."

„Ja, du bist gut," flüsterte sie dankbar. „Du hast ein Herz für deine arme, müde Frau."

Und wie sie wohl auch sonst gethan, wenn sie ihn durch eine billige Zärtlichkeit bezaubern wollte, reckte sie sich weit zu ihm herüber und bettete, mit ekstatisch emporgeschlagenen Augen, ihren Kopf in seinem Arm.

Er ließ es geschehen und blickte in kaltem Erstaunen auf das Antlitz nieder, das in seiner milchigen Blässe mit fast koketter Wehmut zu ihm auflächelte.

Ihm war, als durchschaute er mit einem Schlage die tausend Mätzchen, mit denen sie ihn jahrelang an sich gefesselt die halben Lockungen, mit denen sie trübe Wünsche in ihm genährt, ohne sie zu befriedigen, die nachlässigen Launen, mit denen sie seinen Willen gefälscht und seinen Intellekt erniedrigt hatte, das ganze Netzwerk, gewoben aus lächelnder Selbstsucht, zielsicherem Liebreiz und gemachter Kindlichkeit,

mit dem sie ihn so lange als einen scheuen Anbeter hinter sich hergezogen hatte.

Er konnte freilich nicht ahnen, daß alles, was sie in dieser Stunde that und sagte, nichts war als eine geheime Bitte um Entschuldigung, aber gerade der Drang, begangene Fehler zu vertuschen, hatte ihm die wahren Linien ihres Wesens bloßgelegt. Er sah das Hohle, das Eitle, das Verlogene in ihr, wenn er auch nicht ergründen konnte, warum sie sich spreizte und log.

Wohl noch eine Stunde saßen sie beisammen.

Der Tisch wurde abgeräumt, nur der Heißwasserkessel brodelte weiter. Die altdeutsche Uhr im Winkel schlug ruhig ihren dumpfen Pendelschlag. Von Zeit zu Zeit schwirrten Schneewölkchen gegen die leise klingenden Fenster. Ein tiefer, träumerischer Friede schien sich auf das Gemach herabzusenken, ein Friede, recht dazu angethan, wunde Herzen aneinander gesunden zu lassen.

Felicitas, ahnungslos und doch voll innerer Besorgnis, fuhr fort, sich reizvoll und gefällig zu zeigen. Sie sprach von der teilnahmsvollen Freundschaft, die ihr die Nachbarschaft erwiesen hatte, den unzähligen Beileidsbriefen, die sie empfangen, und den ebenso unzähligen Visiten, die sie abgewiesen hatte. Sie schmiedete Pläne für die Zukunft und versprach Wunderdinge, wie sie ihn trösten und zerstreuen wollte.

Ernst, in aufmerksamer Prüfung hörte er ihr zu, und jedes Wort, das er vernahm, ward ihm eine Probe für sein Exempel.

Mit großen Augen schaute er um sich, — sah Schatten und Lichter auf den Wänden zerfließen, — sah das alte, liebe Hausgerät, in dessen Mitte er aufgewachsen war und das er seinem Stiefkinde hatte hinterlassen wollen, sobald es vor dem Gesetz sein eigenes geworden war — er lauschte dem Ticktack der Uhr und all den heimlichen Lauten, die zur stillen Abendzeit vertraute Stätten beleben.

Doch alles erschien ihm anders, erschien ihm fremd, widersinnig und fast beängstigend.

In ihm schrie es: „Fort! Fort aus diesem Hause, das nicht mehr dein eigenes ist! . . .“

Als der Wächter draußen die zehnte Stunde pfiff, erhob er sich . . . Es war genug der Quälerei.

Sie bot ihm mit müdem Anschmiegen des Kopfes die Stirn zum Kusse dar. Er bückte sich tief herab und küßte ihr die Hand.

„Bist du mir auch wirklich nicht böse?“ flüsterte sie, von neuer Gewissensangst gepackt.

Er verneinte lächelnd. Ein weher Hohn saß in seiner Seele und machte ihn stark und kalt.

Er ging — und als sich die Thür hinter ihm geschlossen hatte, rief sie mit ausgebreiteten Armen: „Gott sei Dank!“

— — — — — — — — — — — — —

Am nächsten Morgen erklärte Ulrich seiner Frau, daß er dringender Geschäfte wegen sofort nach Königsberg reisen müsse, wo das Komitee für die Landwirtschaftliche Ausstellung mit seinen Sitzungen auf ihn warte. Ob er vor Wiedereröffnung des Reichstags nach Uhlenfelde zurückkehren könne, sei noch ungewiß.

Felicitas erschrak ein wenig, doch fügte sie sich gern.

Der Abschied der Gatten war voll ruhiger Freundlichkeit. So sehr empfand Felicitas die Trennung als Erlösung, daß sie jedes Komödienspiel vergaß.

Als der Schlitten die Dammhöhe erreicht hatte, ließ Ulrich halten und schaute lange nach Halewitz hinüber, das mit seinen verschneiten Scheunen und dem alten, grauen Schloß heimatlich herüberwinkte.

Wie sehr auch sein Herz nach dem Freunde schrie, er fürchtete sich, ihm zu begegnen.

Er fürchtete, daß auch das Letzte, was er auf Erden — vielleicht noch! — besaß, ihm unter den Händen zerrinnen würde.

XXXV.

In diesen Tagen begann Leo in der „Preußischen Krone" Stammgast zu werden.

Es gab da immer lustige Gesellschaft, die nur auf einen ordentlichen Kerl wartete, welcher Leben in die Bude brachte.

Mit den drei oder vier Ulanen war freilich nicht viel anzufangen. Sie nahmen zwar den Mund sehr voll, und hörte man sie reden, so mußte man glauben, die ausgepichtesten Kehlen vor sich zu haben; aber wenn es an ein gediegenes Saufen ging, so wurden sie zaghaft und verschwanden von der Walstatt, noch ehe der eigentliche Kampf begonnen hatte. — Die Wahrheit war, daß der Rittmeister vom Kommandeur gemessene Ordre erhalten hatte, Excesse jeder Art zu verhüten, damit der demoralisierende Einfluß des Zivils, wie er sich in Teilgarnisonen besonders fühlbar machte, thunlichst vermieden würde.

Die Amtsrichter aber waren famose Brüder, alte Corpsstudenten, verschuldet und vertrunken. Nur einer hielt sich fern, weil er als Jude Neckereien fürchtete. Dagegen gab es unter den Referendaren ein gemütliches Sumpfhuhn, das ihn vollauf ersetzte. Er war gleichfalls Jude, beobachtete aber die entgegengesetzte Taktik und war dank der Anschmiegsamkeit seiner Rasse der Wildeste der Wilden geworden.

In Gemeinschaft mit ein paar Gutsbesitzern, die leider wechselten, weil Weib und Weg allabendliche Wiederkehr verboten, kam so eine lustige Compagnie zusammen, in der sich manche böse Stunde behaglich vertrinken ließ.

Da Bier und Rotwein als unschuldige Wässerchen galten, so trank man den sogenannten „Rußner Punsch", mit welchem man rascher und gründlicher zum Ziele kam. — Dieses Höllengebräu wurde unter starkem Zuckerzusatz aus Cognac und Portwein zusammengebraut und siedendheiß auf den Tisch getragen. — Der Mann, der den Segnungen einer solchen Mischung widerstanden hätte, war noch nicht gefunden, und jedesmal, wenn in der Küche der Punschkessel aufs Feuer gesetzt wurde, erhielten Hausknecht und Kutscher des Gasthauses den Befehl, sich für spätere Samariterdienste bereit zu halten.

Allein in der „Preußischen Krone" ging es alles in allem noch zu solide her. — Es verkehrten daselbst allerhand brave Honoratioren, die ihre Zeitung lesen und ein Spielchen machen wollten. Wenn man sich auch nicht gerade genierte, so mußte man doch Rücksicht nehmen.

Auch fehlte es an Damenbedienung.

Hingegen gab es in Münsterberg eine Reihe von Spelunken, in denen die Plebs ihre Vergnügungen suchte, und wo bei schlechtem Bier und gutem Grog ein freundliches Fräulein von Schoß zu Schoße wanderte.

Bei Engelmann bediente die blonde Ida, — im Gambrinus, wo es immer leer war, lächelte schon durchs Fenster Grete, genannt die Kröte, — und im Restaurant von Königgrätz wechselte die Bedienung, sobald man es wünschte.

Vor den verhangenen Fenstern der Wirtshäuser mußte Johann in diesen Winternächten, oft stundenlang frierend, auf seinem Bocke warten. Er und Christian hatten zusammen ein Komplott geschmiedet, um den Halewitzern den Verfall ihres Herrn verborgen zu halten. — Sie ersannen tausend Ränke, mit denen sie die Stunde der allnächtlichen Heimkunft verschleierten, und logen jeden an, der sie ausfragen wollte.

Doch auf dem Hofe wußte schon nach acht Tagen jedermann, daß der Herr ein Trinker geworden war und die

Nächte durchjubelte. Niemand wunderte sich, — die Geschichte des Weihnachtsabends hatte sich zu tief in alle Gemüter eingegraben.

Im Schlosse härmte man sich ab, ohne recht zu verstehen, was geschah. Leo bewahrte bei Tage leidliche Haltung, nur daß ein launischer Mißmut, der in einen grollenden, quälerischen Humor jählings umsprang, jeden Verkehr mit ihm wie eine Strafe gefürchtet machte. — Es war ein Katz- und Mausspiel zwischen ihm und den Seinen eingerissen, das den armen Weibern oft mitten in einem halb hoffenden, halb erzwungenen Lachen die Thränen der Scham und der Empörung in die Augen trieb.

Die alte, gutmütige Mama hatte nicht weniger zu leiden als Hertha, und Elly wurde abwechselnd mit ihrem fetten Mops gehätschelt und fortgejagt.

Wer aber am meisten litt, das war er selber.

Er versuchte den Dämon zu spielen, und war doch nichts weiter als ein armer Schelm, der unter den Rutenstreichen der Selbstverachtung blutete, und von Sehnsucht und Sinnenfieber gemartert, in einem Zustand seelischer und körperlicher Erschöpfung von einer Betäubung in die andre taumelte.

Der Gedanke, ein Ende zu machen, wurde stärker und stärker in ihm. Er spielte mit verzweifelten Entschlüssen wie ein Kind mit seinen Hoffnungen. — Bisweilen war ihm zu Mute, als müßte er irgendwas zu morden haben ... Den umzubringen und jenen, Leute, die ihm nichts zuleide gethan hatten und nie etwas zuleide thun würden, die er sich aber in seiner lauernden Gereiztheit als Feinde und Verleumder zurechtmachte, wurde ein Lieblingsspiel seiner trüben Phantasie.

Morden — und dann ins Zuchthaus wandern — oder lieber noch aufs Schafott — das war's, was er brauchte ... Das verhieß Rettung und Ruhe.

Mit Felicitas war er seit jenem Morgen nicht mehr zusammengekommen. Sie hatte ihm zweimal geschrieben,

doch war er der Antwort aus dem Wege gegangen. — Der letzte Rest ehemaliger Energie versteckte sich in dieser Feigheit.

Auch von Ulrich war ein Brief eingetroffen, worin er um Vergebung bat, daß er ihn bei seinem jüngsten Hiersein nicht aufgesucht hatte.

Leo lachte sein bösestes Lachen. Das hätte ein schönes Begegnen werden können!

Mitten in diese Tage fiel eine Nachricht, die wohl geeignet war, ihn aus seiner Selbsterniedrigung emporzurütteln.

In der „Preußischen Krone" zog sein alter Freund Hans von Sembritzky, der dicke, brave Hans, ihn vorsichtig in eine Ecke und sagte gurgelnd und pustend, wie sein Fettherz es mit sich brachte: „Hör 'mal, alter Sohn ... das ist ja, wie gesagt, nicht schlimm, und es wird ja auch weiter nichts auf sich haben ... aber siehst du, deine kleine Schwester, die Elly, die kommt in die Jahre, wo die Mächens Dummheiten machen ... sieh doch dem Kind ein bißchen auf die Finger, oder mindestens häng ihr die Schreibmaterialien etwas höher ... Tinte macht Flecken, siehst du."

Leo war zu Mute, als ob ein Feuerschrei ihn aus wüstem Halbschlafe jagte. Halb erschreckt und halb verdrossen verlangte er Erklärung.

Also, es triebe sich ja der Sohn des alten Brenckenberg seit bald einem Jahre — oder länger — in der Gegend herum. Patenter Corpsstudent von Haus aus — Normannen, feine Couleur, und eng liiert mit seinem eigenen Corps — aber was sei da zu machen? Der Bengel verbummele mehr und mehr — in der Gesellschaft dürfe er sich kaum mehr sehen lassen, und die Inspektoren möchten auch nichts mehr von ihm wissen. Und das sei ihnen nicht zu verdenken, denn —

Leo unterbrach ihn unwirsch.

Ja also, was los wäre? Es sei nämlich gestern sein Oberinspektor, der Lorenz — ein ehrlicher Kerl und glaubwürdig bis in die Fingerspitzen — der sei zu ihm gekommen

und habe ihm erzählt, der Kandidat Brenckenberg hätte in Münsterberg am Kneiptisch Briefe der kleinen Elly Sellenthin zum Lesen gegeben, Liebesbriefe, an ihn gerichtet, die ungemein drollig geklungen hätten. Die einen hätten gelacht, die andern wären entrüstet gewesen. Kurzum — Skandal.

In Leo stieg die Wut, gemischt mit einem grausamen Triumphgefühl, jäh in die Höhe. Er brauchte einen zum Niedermachen, zum Zerstampfen, zum Zerreiben, und er hatte ihn.

Hans erstaunte über das Gelächter, das er aufschlug.

„Du scheinst die Affaire nicht ernst zu nehmen?" fragte er, beinahe gekränkt.

„Abwarten, Alterchen!" sagte Leo und klopfte ihn auf die Schulter.

Dann setzte er sich und trank weiter; sein Freund aber meinte kopfschüttelnd bei sich: „Er ist doch eklig runtergekommen da drüben!" — —

Leo gedachte vor allem die Schwester ins Gebet zu nehmen, doch als er ihr folgenden Tags gegenüberstand, hatte er die Lust dazu verloren.

Es war ja alles so egal. Wozu erst Jammer und Thränen heraufbeschwören? Der Bursche blieb ihm so wie so verfallen.

Er begnügte sich, sie in den Arm zu nehmen und sich an ihrer Bestürzung zu weiden, während er ihr mit allerhand verfänglichen Andeutungen die Hölle heiß machte.

Eine Art von schadenfrohem Mitgefühl stimmte ihn lustig. Was that sie schließlich mehr als er? Wenn er sich zu Grunde richtete — sehend, mit vollem Bewußtsein dessen, was er that —, warum sollte so ein kleines, dummes Schaf nicht auch das Vergnügen haben, seine blinde Jugend ein bißchen in die Pfütze zu führen?

Und als er sie genugsam gequält hatte, küßte er sie ab und ließ sie laufen.

Dies spielte kurz nach dem Mittagessen. Eine Weile darauf trat Hertha, blaß vor Erregung, ihn anreden zu müssen, mit einem Briefe Johannas vor ihn hin.

Die Schwester schrieb, sie habe in seinen eigenen Angelegenheiten dringend mit ihm zu reden, und ersuche ihn, sich nach Empfang dieses unverzüglich zu ihr zu bemühen.

„Die kann sich gratulieren," dachte er und reckte sich. Aber aus dem Hohne heraus, der sein Wesen durchtränkte, fühlte er, daß er sie fürchtete — sie oder die Unbequemlichkeit, mit der sie ihm drohte. Denn Gutes stand nie in Sicht, sobald Johanna sich meldete.

Das prickelnde Lebensgefühl, das plötzlich seine Adern durchströmte, sagte ihm, wie heiß er sie haßte.

Sie und Lizzie und alle — sie aber am meisten.

Er langte die Pelzmütze vom Nagel und schritt in den Park hinaus.

Es ging auf vier.

Eine glanzlos müde Sonne senkte sich dem Untergange zu ... Ihr Licht glitt über die Schneeflächen hin ohne die Kraft, deren müdes Grau zu beleben, nur hie und da zitterte ein Krystall in blauen Reflexen ... Die Gesträuche kauerten schwarzmassig am Boden ... Durch die Lücken des höheren Geästels guckten die auseinander gereckten Lichtwolken wie tausend runde Augen.

In der Schneedecke des Karpfenteiches hatten die Mädchen eine Rutschbahn ausgeschaufelt, die wie ein schmales, dunkles Brett von Ufer zu Ufer reichte.

Gedankenlos nahm Leo einen Ansatz, und während des Gleitens freute er sich, daß er nicht hinfiel.

Jener glutatmende Mittag kam ihm in den Sinn, als er mit dampfender Zigarre hier auf der Bank gelegen hatte, in Ruhe die Unterredung mit ihr abzuwarten.

Auf dem Sitzbrett erhob sich jetzt ein weißes Polster, in welches irrende Vogelfüße bunte Reihen von Sternen hineingemustert hatten. — — Ihm war, als müßte er

sich dort in den Schnee werfen, nur um wieder derselbe zu sein.

„Aber meinen Mann werd' ich ihr stehen — besser als damals!" dachte er und schritt den verwehten Pfaden zu, die durch das zerzauste Dickicht zum Witwenhause führten.

Am Fenster stand sie und wartete auf ihn.

Als er die Stube betrat, drehte sie sich langsam um und maß ihn, die Lippen einbeißend, mit einem kalten, glasigen Blicke.

Sie war noch gealtert inzwischen und schien länger und schmaler geworden. Das Fleisch ihres Gesichtes war erschlafft, und die Gramfalte, die senkrecht von den Mundwinkeln zum Kinn hinunterstieg, zerhackte vollends das Oval ihrer Wangen ... Das graue Licht, das seitlich auf sie fiel, gab dem Gesichte einen kreidig-fettigen Ton, wie ihn Todeskandidaten haben oder Leute, deren Kräfte durch Ueberreizung verfallen sind.

„Also hier beliebst du zu hausen," sagte er und that, als ob er Umschau hielte. — Er sah nur das weiße Kruzifix in seiner Ecke mit dem Betschemel davor, und einen Aufbau von schwerfälligen Möbeln, über deren Flächen und Kanten das späte Licht grauspiegelnd dahinstrich. Der Armeleutsdunst, den die Kinder der Betschule zurückgelassen hatten, legte sich drückend auf seine Brust. Ein Geruch wie von gepreßten Kräutern und vergilbten Gebetbüchern mischte sich muffig darein.

„Bitte, nimm Platz," sagte Johanna, ohne ihm die Hand zu reichen.

Es lag etwas Müdes, Weiches, Weinerliches in ihrer Stimme, das ihm an ihr neu war. Auch die Art, in der sie sich zum Sofa hinschob und sich langsam in die Polster sinken ließ, war die einer Kranken oder seelisch Gebrochenen.

„Ich habe dich zu mir gebeten," begann sie, „damit du weißt, was der liebe Gott mit uns beschlossen hat ... Denn was jetzt kommen wird, das ist Gottes Gericht ... Ich hab'

nichts weiter zu thun, als was mir befohlen ist ... Aber du sollst mir nicht vorwerfen dürfen, daß ich den Schlag tückisch und aus dem Hinterhalte heraus gegen dich geführt habe."

Sie drohte ... Natürlich ... Er hatte nichts Besseres erwartet.

„Also, was ist schon wieder los?" fragte er, den Ingrimm bändigend, der ihn schüttelte. „Was willst du? ... Und wieviel kostet die Geschichte? ... Ihr Frommen habt ja eure festen Preise, wenn man sich von euch loskaufen soll?"

Sein Hohn prallte ohne Wirkung an ihr ab.

„Sieh, Leo," sagte sie, und ihre Stimme wurde noch müder, noch klagender; „du thust mir ja leid ... Ich hätte viel darum gegeben, wenn ich dich hätte retten können ... dich und uns alle ... denn wir gehn alle daran zu Grunde ... Aber gegen Gottes Richterspruch gibt es kein Auflehnen ... Und Gott hat gesprochen ... Das Kind ist tot ... Weißt du, warum das Kind gestorben ist?"

„Laß das Kind ruhen," stammelte er in jäh aufsteigender Angst. „Was geht dich das Kind an?"

„Das will ich dir sagen, lieber Leo," erwiderte sie, den matten Arm zum Kruzifix hin ausstreckend. „An jener Stelle hat sie das Kind zum Tode verurteilt! — Und um deinetwillen hat sie es sterben lassen."

Ihm war, als schlüge eine flache Hand ihm klatschend gegen die Stirn. Er wollte reden, aber seine Gedanken verwirrten sich. — Nur ein würgendes Lachen kam aus seiner Kehle.

War sie mit dem Teufel im Bunde, diese abgewelkte Betschwester, daß sie den heimlichsten Sinn des heimlich Geschehenen erfaßte und erriet?

Für einen Augenblick wurde es totenstill in dem dumpfen, überheizten Zimmer, das die sinkende Dämmerung mit ihren Schatten umspann.

Johanna sah mit stierem Auge in die dunkle Ecke hinein, aus welcher das Kruzifix, wie ein Blutzeuge der voll-

endeten Schuld, in verschwimmenden Umrissen herüberleuchtete.

„Auf jener Stelle,“ fuhr sie fort, „hat sie gekniet und geschworen ... und ich hab' ihr geglaubt, denn das Haupt seines Kindes verschwört man doch nicht ... Und gewarnt waret ihr alle beide ... Selbst das Abendmahl ließ ich euch nehmen, damit ihr ganz sicher sein solltet eines vor dem andern ... Dann sah ich, wie du verwildertest, und bekam Angst ... Aber das Kind lebt ja, dacht' ich dagegen, noch ist nichts geschehen ... Gott wird sprechen, wenn es Zeit ist ... Gesessen und gewartet hab' ich Tag für Tag, ob das Kind nicht sterben würde ... Und es ist gestorben ... Da wußt' ich, was ich wissen wollte ... Du brauchst dich nicht zu wehren, lieber Leo, du brauchst nicht erst zu leugnen ... Gott hat gesprochen, und Gott glaub' ich mehr als dir.“

In ihm fing die Wut zu wühlen an, doch war er noch ungewiß, auf welche Art er ihr die Zügel schießen lassen könnte. „Gesessen und gewartet hast du!“ knirschte er. „Eine noble Beschäftigung — eine hochnoble Beschäftigung — wie eine Kreuzspinne im Winkel zu sitzen und auf den Tod eines unschuldigen Kindes zu lauern.“

„Ich habe ja sonst nichts zu thun auf der Welt,“ erwiderte sie mit einem klagenden Lächeln. „Ich bin ja ganz überflüssig — ganz überflüssig bin ich.“

„Es scheint doch nicht,“ hohnlachte er. „Wozu hättest du mich sonst rufen lassen? ... Also los! ... Was ist das für ein Schlag, den du in petto hast?“

„Schlag, sagst du,“ erwiderte die Schwester. „Ebenso kannst du es nennen Wohlthat ... Wohlthat, Wohlthat für uns alle ... Ich habe geschwiegen jahraus, jahrein — und habe alles darüber verloren — Glück und Jugend und alles ... Aber nun muß ich reden ... das will der liebe Gott so ... Gott will, ich soll mit Ulrich reden, damit sein Haus wieder rein wird — damit er weiß, wes Geistes Kind sein Weib ist ... und sein Freund ... einer wie der andre.“

Er war in die Höhe getaumelt ... Seine Hände tasteten nach ihr ... Vor seine Augen legte sich ein Blutdunst. „Mache sie unschädlich!“ schrie es in ihm. „Lieber schlag sie tot, bevor sie dich verrät!“

Seine Blicke schweiften in irrer Suche an den Wänden umher. Er sah einen Strauß verstaubter Gräser ... eine blaue Porzellantasse ... und einen Erlöser, welcher mit süßem Lächeln ein Lamm in den Armen trug.

Dann sammelte er sich mühsam. „Wann gedenkst du dein Vorhaben auszuführen?“ fragte er heiser.

„Sobald es not thut,“ erwiderte sie.

„Wann wird's denn not thun?“ fragte er gierig weiter. „Ulrich ist fort ... von Königsberg geht er nach Berlin ... vor Monat März kommt er nicht wieder ... so lange wirst du dich also wohl gedulden müssen.“

„Ich kann ihn ja auch heimrufen,“ erwiderte sie nachdenklich mit ihrem weinerlichen Lächeln. „Wenn es not thut, kann ich ihn ja auch heimrufen.“

„Das wirst du nicht thun!“ schrie er, indem er auf sie lossprang und sie packte.

Das Zimmer drehte sich ihm im Kreise ... Er sah wieder einen blutigen Dunst, und aus demselben weitaufgerissene Augen in stierem Grauen zu ihm emporgewandt. Er fühlte einen hageren Hals ohnmächtig unter dem Drucke seiner Finger zucken. Ein Insekt, eine graue, lichtscheue Motte, die man aus der Welt hinwegwischt, wenn sie lästig wird, — mehr war die Schwester ihm nicht in diesem Augenblick.

„Deinen Mund wirst du halten,“ knirschte er, „oder ich erwürg' dich.“

Er versuchte sie in die Höhe zu reißen. Mit einem harten, kurzen Schalle schlug ihr Kopf gegen die Kante des Sofas. Ein Zittern jähen Schmerzes lief über ihr Angesicht, sie sank knieend auf die Erde nieder.

Da kam er halbwegs zur Besinnung, löste die Hände von ihrem Halse und lehnte ihren Kopf gegen das Sitzpolster.

Dann rannte er im Zimmer umher, wie ein Verzweifelnder in die Winkel spähend, als müßte dort irgend etwas stecken, das er bloß zu greifen und hervorzuziehen hatte, um sich und Ulrich damit zu retten ... Er sah und suchte ... Das Kruzifix verfloß gespenstisch in den dichter werdenden Schatten ... der gute Hirte lächelte ihn an ... der staubige Blumenstrauß schien sich zu schütteln.

„Wie rett' ich mich? wie rett' ich mich?" schrie es in ihm. Er suchte und suchte und kroch in sich zusammen ... Ihm war, als hinge senkrecht über seinem Scheitel das Beil, das der Schattenriese seit Monden unermüdlich vor ihm hertrug.

Dann sah er die Schwester reglos vor dem Sofa liegen, und begann, sich seiner zu schämen.

„Richt dich doch auf, Johanna," bat er murrend, „wenn ich dich auch hab' umbringen wollen, mißhandeln wollt' ich dich nicht."

Er streckte die Hände helfend nach ihr aus, aber erschauernd wehrte sie ihm und zog sich mühsam auf ihren Sitz zurück.

„Armer Leo!" sagte sie, und ein müdes Mitleid zitterte in ihrer zerbrochenen Stimme.

„Jawohl — armer Leo, armer Leo!" rief er, indem er sich in seiner Ratlosigkeit dicht vor ihr aufpflanzte. „Bedauern kannst du mich — aber zu Grunde richten willst du mich doch."

„Du — bist es ja schon," klagte sie.

„Und wenn ich's bin? Nehmen wir mal an, ich bin's ... Wer ist schuld daran als du? ... du und der Pfaffe, der Hund, mit dem ich auch demnächst meine Abrechnung halten werde ... Jetzt willst du reden, Weib, — jetzt, wo uns kein Tod und Teufel mehr hilft! ... Aber damals, als Ulrich in die wahnsinnige Geschichte hineinrennen wollte, und als du die einzige warst auf der Welt, die das Unheil verhüten konnte, damals — warum hast du damals deinen Mund nicht aufgethan — hä?"

Sie sah aus ihren untergesunkenen Augen mit einem Blicke scheuen Jammers zu ihm auf. Dann zog sie wie fröstelnd das locker hängende Kleid mit den Schultern in die Höhe.

„Ich hab' ja alles bereut," murmelte sie. „Alles hab' ich bereut, siehst du, alles hab' ich bereut."

„Bereut oder nicht ... Damit kommst du mir nicht mehr! ... Schon damals im Sommer, als ich dich fragte, wichst du mir aus ... Wenn du ein reines Gewissen hast, warum antwortest du mir nicht?"

„Quäl mich doch nicht," bat sie in wachsender Angst und drückte sich in die hinterste Sofaecke.

Und als Leo seine Forderung noch dringender wiederholte, brach sie in lautloses Weinen aus ... Ohne Regung saß sie da, und die Thränen liefen in leuchtenden Rinnen über ihr Gesicht.

Er hatte sie noch nie so weich, so wehrlos gesehen. Ritterlichkeit und Mitleid regten sich in ihm. Mitten aus Wut und Angst heraus begann er — wider Willen fast — in weicherem Tone zu ihr zu reden:

„Siehst du, Hannah, als ich heute zu dir ins Haus kam, haßt' ich dich ... Viel fehlte nicht, bei Gott! und ich hätte dich — — Aber du bist nicht mehr das, was du warst ... trotz deiner Drohungen ... Viel Staat ist mit uns beiden nicht mehr zu machen ... Wir sind beide armes Gesindel ... Drum hab Vertrauen zu mir! ... Sag mir, was ich wissen will ... Es könnte sonst leicht zu spät werden für uns alle beide."

Ihre Thränen versiegten. Sie schaute ihn an, erstaunt, verdutzt beinahe ob der ungewohnten Milde seiner Sprache. Sie schien so sehr daran gewöhnt, ihn in ihrem Innern als ein wildes Tier zu behandeln, daß sie seine wiedererstandene Herzlichkeit nicht zu fassen vermochte.

Und dann erwachte in ihrem Auge wieder das starre Brennnen. Mit geheimnisvollem Lächeln nickte sie ihm zu und wies nach dem Kruzifix in der Ecke.

„Sieh ihn dir an,“ sagte sie, „ganz genau!“

„Wen?“

„Wen? Den Heiland!“

Er trat vor das Betpult und schaute in das weiße Angesicht des Gekreuzigten, das sich im Frieden des Verscheidens, müde von allen Schmerzen, auf die Brust herniederneigte.

„Siehst du keine Aehnlichkeit?“ fragte die Schwester ... ihr Lächeln spannte sich und wurde fast verschmitzt.

„Nein, mit wem?“

„Aber schäme dich, Leo,“ erwiderte sie und schlug mit einer trübselig scherzenden Bewegung durch die Luft. „Jedes Kind kann es erkennen ... Genau so sieht doch Ulrich aus.“

„Ja — so!“ machte Leo gedehnt und starrte ihr in das abgehärmte Gesicht, das ein triumphierendes Leuchten des Besitzes verklärte. Ein lebenslanges Martyrium enthüllte sich ihm blitzartig in diesem wirren Geständnis.

„Hannah!“ sagte er dann, „wenn du ihn geliebt hast, warum nahmst du denn jenen Lumpen?“

Sie fuhr zusammen. „Lieben?“ stammelte sie. „Wer spricht von Lieben? ... Wen soll ich lieben?“

„Laß nur!“ erwiderte er, „um mir Komödie vorzuspielen, hast du mich doch nicht herbestellt.“

Da sank sie auf das Sofa zurück und hub aufs neue zu weinen an — lautlos wie vordem, als wagte der tiefste Jammer ihrer Seele sich nicht ans Tageslicht empor.

Sie wollte reden, aber ihre Laute blieben ein tonloses Gestammel. Nicht allein, daß sie hatte leiden müssen ein Leben lang, — das Schlimmste von allem: sie schämte sich noch des Erlittenen.

Und endlich fand sie das Wort, das demütig genug war, um ihre Beichte zu beginnen:

„Es klingt ja lächerlich, wenn ich es heut sage, Leo ... und du kannst mich ja auch aushöhnen, so viel du willst ...

aber du hast recht: Ich lieb' ihn und ich hab' ihn geliebt, solang ich denken kann ... das ist mein ganzes Verhängnis ... Und ich bin ihm von Gott bestimmt gewesen! ... ich allein; ich ganz allein ... denn ich hab' sein Wesen verstanden, wie keiner auf der Welt ... auch du nicht, Leo ... mitsamt deiner großen Freundschaft ... Wär' ich seine Frau geworden, ich hätte ihm Hände und Füße geküßt ... ich hätte mich verzehrt in Sorge um seinen armen, kranken Leib, der jetzt hinsiechen muß, weil keiner ihn pflegt ... Aber da ist sie gekommen ... Ich will sie nicht schelten ... sie hat ihren Lohn dahin ... Um ihretwillen hat er mich vergessen und ist hinter ihr hergerannt — geradeso wie du ... Da hat mich der Trotz gepackt, daß ich jenen Menschen genommen hab', weil er eben da war ... Und als ich als Witwe zurückkam, da fragt' ich mich: Ob er dich jetzt wohl wollen wird? ... Aber sie war auch Witwe geworden ... Du, lieber Leo, hatt'st ja dafür gesorgt ... Und ich war verbittert und vergrämt und traute mir kein Glück mehr zu ... Aber sie that süß und verschämt, und ihre ganze Trauer war nichts wie ein neues Locken: Komm doch — nimm mich doch — ich bin ja da! ... Ich sah, daß er immer öfter und öfter zu ihr fuhr, um ihr beizustehen in ihrer Verlassenheit, wie es hieß ... Und ich war wie gelähmt durch die Angst, er könnte mir von neuem verloren gehen ... Und anstatt um ihn zu kämpfen, verkroch ich mich vor ihm ... Und richtig, da verlor ich ihn ..."

Sie schwieg und lächelte still vor sich hin. In ihm bäumte ein jäher Zorn sich auf. Ihm war, als müßte er sich mit der letzten Kraft seiner Fäuste dem Schicksal entgegenstemmen, unter dessen Schritten sie beide — schon halb zermalmt — sich wanden.

Und die Schwester fuhr fort:

„Dann freilich, als der Tag kam, wo ich euer Geheimnis von ihr erfuhr, da hatt' ich sie in meiner Hand ... Aber da waren Haß und Verbitterung so groß in mir geworden,

daß ich mir sagte: So — bist du ihm so vielmal zu schlecht, daß er dir sogar diese Dirne vorzieht, dann soll er in sein Unglück rennen ... Und du auch ... Und Leo auch ... Und darum schwieg ich ... So — nun weißt du's! ... Das ist die große Sünde, die ich begangen habe ... Die muß ich bereuen ... immerzu bereuen ... immerzu bereuen, solang mein armer Kopf noch zusammenhält ... Aber mein Kopf ist müd ... Und meine Kniee sind auch müd ... Lang wird's nicht mehr dauern, lieber Leo."

Sie legte die flachen Hände auf die Schläfen, sank in die Sofaecke zurück und lächelte ihn an.

„Was denkst du über deine Zukunft, Hannah?" fragte er, in tiefster Seele erschüttert.

„Ich? ... Ich komm' ins Irrenhaus," erwiderte sie ruhig.

„Hannah!" schrie er auf.

„Ja, siehst du denn nicht, daß ich verrückt werde?" fragte sie, und der verschmitzte Zug erschien wieder in ihrem Gesicht. „Wenn du wüßtest, was mir schon alles erschienen ist, du würdest mich nicht so frei herumlaufen lassen ... Weißt du, was ich unlängst gesehen hab'? ... Vier feurige Reiter hab' ich gesehn ... mit großen, blanken Sensen ... Und den Brand Jerusalems hab' ich auch gesehn ... Und den großen Moloch hab' ich gesehn, wie ihr ihm den kleinen Paul in den glühenden Rachen warft ... Und Urias' Weib hab' ich auch gesehen ... Das ist immer *sie* ... Und allnächtlich, weißt du —"

Ihr Auge vergrößerte sich. Eine Welt voll seliger Geheimnisse brach daraus hervor.

„Allnächtlich kommt der Heiland und unterhält sich mit mir. Und ich darf zu seinen Füßen sitzen und die Finger in seine Wundmale legen ... Und das ganze Zimmer ist dann voll von seinem Glanz ... und hunderttausend Engel flattern rings herum. Die haben rote und blaue Flügel wie Paradiesvögel ... Das ist ein wunderschöner Anblick, das

kannst du mir glauben — aber wenn du's weiter sagst, lieber Leo, dann kommen zwei fremde Männer und kriegen mich zu packen und bringen mich ins Irrenhaus. Und das willst du doch nicht, — nicht wahr, lieber Leo?"

Sie reckte sich zu ihm herüber und streichelte bittend seine Hand.

Der Jammer dieses armen, verlorenen Daseins packte ihn so, daß er das eigene Schicksal beinahe darüber vergaß ... Wohl fuhr ihm für einen Augenblick der Gedanke durch den Kopf: „Wenn du sie einsperren läßt, so bist du gerettet!" Aber mit Ekel verwarf er ihn wieder ... Auch er war müde geworden.

„Armes Weib!" sagte er, vor sie hintretend, „armes Weib!" und ließ die Rechte in mitleidiger Liebkosung über ihren nonnenhaften Scheitel gleiten.

Mit dem Blick eines gequälten Hundes sah sie an ihm empor, seufzte tief auf und machte einen zagen Versuch, ihren Kopf gegen seinen Leib zu lehnen.

Als er ihre Bewegung gewahrte, ließ er sich neben ihr auf dem Sofa nieder und legte schweigend den Arm um ihren Hals.

So saßen sie lange, still aneinander gedrückt, und starrten vor sich nieder.

Jetzt erst wußte er, wie sehr sie seine Todfeindin war, sie, die er in seinem Arme hielt, und dennoch war von Haß nichts mehr in seinem Herzen.

Denn was war sie weiter, als ein Stück von ihm? Sie halb eine Wahnsinnige — er halb ein Schuft — — und zu Grunde gerichtet sie alle beide!

Das Sellenthinsche Vollblut hatte allzu heiß in ihnen gequirlt und sie auf verschiedenen Wegen zum gleichen Ziele hingejagt ...

Er nahm Johannas Kopf in seine beiden Hände.

Ihre Blicke trafen sich und wollten sich nicht trennen.

Im tiefsten Elend, im wildesten Wüten gegeneinander, hatten Schwester und Bruder sich wiedergefunden.

Dann küßte er sie leise auf die Stirn und stand auf.

„Und reden mußt du mit ihm?" fragte er, „das ist dein fester Entschluß?"

Ihre Züge spannten sich, ihr Auge bekam wieder den starren, fiebrig-trüben Glanz.

„Frag doch nicht erst!" sagte sie im Tone weinerlichen Eigensinns. „Gott will es doch so ... Gott hat es doch selbst von mir verlangt ... Soll ich etwa Gott ungehorsam sein? Und ich muß es auch bald thun, denn sonst schenkt man mir am Ende keinen Glauben mehr."

„Na, dann in Gottes Namen," sagte er, seine Mütze aufstülpend. „Leb wohl, Hannah!"

„Auch du, Leo!" — — —

Draußen fing er zu pfeifen an ... Es war das Lied von der „Paloma"!

Er fühlte, er hatte sein Todesurteil empfangen.

— — — — — — — — — — — — —

XXXVI.

Also sterben!

„Sterben, alter Junge — sterben — sterben!“ rief auf seinen Wegen eine Stimme vor ihm her.

Es war, als ob sein Riese lächelnd mit dem Kopfe nickte: „So, jetzt hab' ich dich so weit!“

Doch noch eine Rettung gab's: die Flucht.

In vierundzwanzig Stunden nach Hamburg, und von dort aus über den Ozean auf Nimmerwiederkehr.

Zwei- bis dreitausend Mark ließen sich flüssig machen. Für das, was zurückblieb, mußte der Herrgott sorgen.

Oder Ulrich vielmehr! Wer würde kommen und die Bücher durchsehen und die Gläubiger befriedigen und Außenstände einziehen und schaffen ohne Rast, damit die Ehre des schmählich Entflohenen gerettet werde?

Ulrich — nur er — und immer wieder er!

Dieser Gedanke war so unerträglich, daß er jede Entschließung lähmte.

Ein briefliches Geständnis verbot sich von selbst, denn was sollte aus Felicitas werden, wenn sie bloßgestellt und verraten in Ulrichs Hause zurückblieb?

Ja, durfte er sie überhaupt im Stiche lassen, sie, die mit der Todesangst der Verbrecherin an ihm hing?

Und seine Sehnsucht schrie nach ihr ...

Es war nicht eine Faser mehr in seinem Leibe, die nicht nach ihrem Besitz verlangte ... Er vermochte sich das Menschen-

dasein nicht mehr vorzustellen ohne diesen einen wollüstig schmerzenden Wunsch, der für alle Ewigkeit unerfüllbar blieb.

Am folgenden Nachmittag fuhr er nach Uhlenfelde.

Verwachte Nacht, durchgrämter Tag, dumpfe Ratlosigkeit und nicht zumindest eine schadenfrohe Neugier, wie sie die Nachricht des drohenden Unheils entgegennehmen würde, trieben ihn endlich in ihre Nähe.

Gab sie ihn frei, so wollte er noch am selbigen Abend in die Weite gehen.

Vom Reitknecht erfuhr er, die Frau Baronin habe vor einer Stunde allein und zu Fuß den Hof verlassen.

Wohin sie gegangen sei?

Das wüßte man nicht. Die Richtung sei nach Münsterberg gewesen. Gestern hätte sie es ebenso gemacht, und vorgestern auch — und heimgekehrt wäre sie erst lange nach Einbruch der Dunkelheit.

Der erste Gedanke, der ihm kam, war eine unwürdige, schmutzige Eifersucht. — Er warf ihn weit wieder von sich.

„Nach Münsterberg!" befahl er einsteigend dem Kutscher.

Sein Schlitten verließ den Hof. Die eingeschneiten Felder umfingen ihn.

Es war just um dieselbe Stunde, da er gestern zu Johanna gegangen war.

Wie eine braungraue Decke, mit fahlen Flecken betupft, hüllte der Himmel die Gefilde ein ... Ein Schneefall schien bevorzustehen, doch noch hingen die Wolken nicht tief genug, um sich zu öffnen.

Die Wege zogen Schattenbänder durch das eintönige Weiß der Ebenen, das der Abend schon zu verfärben begann ... Ein matter Windstoß strich durch das kahle Geäst der Ebereschen, welche den Grabenrand umsäumten, und die runzlig braunen Reste ihrer Trauben zitterten, als fröre sie.

Majestätisch hallte das Schlittengeläute durch das weite Schweigen ... Hie und da schürfte eine Schlittenkufe mit mißtönigem Kratzen die schwarze Erde — sonst kein Laut,

so weit das Ohr auch in die Ferne reichte ... Aus dem lichten Haselnußgehölz, das eine kurze Strecke weit den Weg begleitete, hatte eine Krähenschar sich langsam erhoben; nun hing sie lautlos schwebend unter den Wolken, als hätte dort die Not sie festgenagelt.

Die spitzen Pappeln der Chaussee dunkelten mit jeder Sekunde höher und massiger herüber.

Dort hoffte er sie zu finden.

Und dort fand er sie.

Kaum war er in die breite Fahrstraße eingebogen, da sah er eine schwarze Gestalt, von wehenden Trauerschleiern umflort, in der Richtung nach Münsterberg vor sich her marschieren.

Rasch holte er sie ein.

Sie wandte sich. Der Wind hatte ihre Wangen gerötet ... Unter dem Trauerhut hervor, der ein dunkles Dreieck in das Weiß der Stirne schnitt, leuchtete ihr Antlitz in mädchenhafter Frische und Süße, nur die schmachtende Müdigkeit ihrer blauumschatteten Augen zeigte, was sie gelitten hatte ... Und nun verklärte sich auch ihr Blick ... Verschämt und strahlend wie dereinst, mit ausgestreckten Händen, stand sie da, und seine Seele jauchzte ihr entgegen.

Er sprang aus den Decken und befahl dem Kutscher, langsam hin und her zu fahren, bis er wiederkäme, dann bot er ihr schweigend den Arm und führte sie auf den einsamen Landweg zurück.

„Was treibst du hier, Felicitas?“ fragte er.

„Ich laure dir auf,“ flüsterte sie. „Bist du mir böse deshalb?“

„Wie soll ich böse sein?“ gab er zur Antwort, „ich komm' ja von dir.“

„Also endlich!“ seufzte sie und schmiegte sich enger an ihn. „Mein ganzes Leben ist nichts mehr als ein großes Warten auf dich, Leo. — Ich bin krank nach dir, Leo!“

„Und ich nach dir!“ stieß er hervor.

Ihr Arm erbebte heftig in dem seinen. Für eine Weile schwiegen sie beide. — Sie wußten, was sie wissen wollten.

Ein streifiges Zwielicht breitete sich von Westen her über die verschneiten Ebenen ... Das Haselnußgehölz, dem sie sich näherten, nahm eine bräunlich-violette Färbung an ... Die Krähen hatten sich wieder zur Erde niedergelassen und saßen wie schwarze Klümpchen in dem dünnen Gezweig, dessen Ruten sich faserig gegen den Himmel abschatteten.

Von der Chaussee her drang ab und zu ein kurzer, harter Glockenton, wenn eines der wartenden Tiere sich regte.

Leo klopfte das Herz. Er fühlte, daß die nächsten Minuten über ihrer beider Schicksal die Entscheidung bringen würden.

„Hör zu, Felicitas," begann er, „mit uns beiden steht es schlecht."

„Was ist geschehn?" stammelte sie, indem sie erschrocken in dem Schlittengeleise Halt machte.

„Geschehn ist nichts ... Aber wir müssen uns trennen, eh was geschieht."

Da hub sie zu wehklagen an: „Ich hab's ja geahnt, daß du mich verlassen willst ... Ich hab's ja geahnt ... Aber ich will bei dir bleiben. Ich will bei dir bleiben ... Ich kann nicht leben ohne dich."

Und sie klammerte sich an seinen Arm, als könnte er ihr schon in diesem Augenblick verloren gehn.

Er sah ihr erbleichendes Gesicht, er sah die leuchtenden Augen, die in angstvoller Hingabe zu ihm emporflehten, und die Fluchtgedanken wichen weit zurück — wurden zum schattenhaften Spiele. Das Gefühl der Verantwortlichkeit für dieses in Mitschuld zitternde Menschenwesen legte sich als eine neue Last zu allen andern Lasten schwer auf seine ächzende Seele.

Sie hatte mit beiden Händen in seinen Pelz hineingegriffen und hing so fest an ihm, als wolle sie ihn nie wieder frei geben. Wäre er weitergeschritten, so hätte sie sich am Boden mitschleifen lassen.

„Da bleibt einem also nichts übrig, als wie 'ne Kugel vor den Kopf," murmelte er, an ihr vorüberschauend.

Sie schrie hell auf.

„Hab doch Erbarmen mit mir," flehte sie, „und ängstige mich nicht so ... Was hab' ich dir gethan, daß du mich so ängstigst?"

„Du hast mir nichts gethan, Felicitas," erwiderte er, „aber Johanna will reden."

Ein Schweigen entstand ... Der matte Wind, der über die Schneeflächen dahergeglitten kam, strich mit leisem Pfeifen durch die bebenden Ruten ... Die zunächst hockenden Krähen waren aufgeflattert und kreisten mit trägem Flügelschlage um das Paar. Auch die ferneren rüsteten sich zur Flucht.

Felicitas löste langsam ihre Hände und fuhr sich zwei- bis dreimal wie träumend über die Stirn. Dann schielte sie nach rechts und nach links, als ob hinten im Weggraben schon irgendwo die Rächer kauerten.

„Komm ins Gebüsch," flüsterte sie, „dort sieht uns keiner."

Und ohne sein Mitkommen abzuwarten, lief sie seitwärts in den tiefen Schnee hinein, den Wildspuren kreuz und quer durchfurchten. Erst als das Unterholz seine dünnen Zweige als notdürftigen Schutz um sie breitete, wagte sie innezuhalten.

Langsamer schritt er hinterdrein. Auch ihm wurde erst wohl zwischen dem bergenden Gestrüpp.

„Sie *soll* nicht reden," rief Felicitas mit gefalteten Händen ihm leise entgegen. „Ich fleh' dich an, Geliebter, sie soll nicht reden ... Du mußt sie zum Schweigen bringen ... Thu mir doch den Gefallen."

Er lachte finster vor sich hin.

„*Ein* Mittel hätt' ich," sagte er, „das könnt' ich im Notfalle anwenden, wenn sie es so weiter treibt." Aber da packte ihn der Ekel vor dem längst verworfenen tückischen Plane.

„Laß mich in Ruh," rief er sie an. „Ich will nicht mehr ... Ich bin mürbe ... Ich will ein Ende machen."

„Bloß nicht fliehen," jammerte sie, ihn von neuem umklammernd. „Alles — bloß nicht fliehen."

„Du hast klug reden," erwiderte er. „Bei mir heißt es jetzt: Fliehen oder — —." Er schauderte und schwieg.

„Sterben?" fragte sie, halb neugierig und halb verängstigt, indem sie wie ein Kind im Dunkeln sich an ihn drückte.

Er nickte. „Was Drittes gibt's nicht mehr für mich, das siehst du ja wohl ein."

„Ach ja, dann sterben!" flüsterte sie, indem sie mit einem lechzenden Lächeln den Kopf nach hinten überneigte. „Viel lieber sterben!"

Ihn überlief es heiß. „Du hast es ja sehr eilig, mich los zu werden," sagte er mit tastendem, gequältem Scherze.

„Dich los zu werden?" fragte sie entrüstet. „Glaubst du, daß du ohne mich sterben wirst?"

„Felicitas!" schrie er auf, indem er ihre beiden Arme packte.

„Ach, gäb' es etwas Seligeres für mich, Geliebter," fuhr sie flüsternd fort, „als in deinem Arme den Tod zu finden?"

Er preßte sie an sich. Ein Gefühl von Trunkenheit, das er sich als Todessehnsucht deutete, ging schauernd durch seine Seele, doch dann kam abkühlend ein Mißtrauen über ihn — Mißtrauen gegen sich selbst und mehr noch gegen sie.

„Du, ist es dir aber auch Ernst mit deinem Verlangen?" fragte er, „denn das — laß dir — gesagt sein: Gespaßt wird diesmal nicht ... Zahntropfen trinken wir keine."

„O pfui!" schmollte sie, und dann mit einem matten Lächeln der Verzückung: „Dein will ich sein ... dein will ich sein ... Und da's im Leben nicht geht, so wenigstens im Tode."

„Prüfe dich genau, Felicitas," warnte er noch einmal. „Es handelt sich hier nicht um das bißchen Tod allein ...

Diese Hundewelt im Stich zu lassen, ist da, wo wir beide glücklich angelangt sind, keine große Sache mehr ... Aber wir geben zugleich alles daran, worauf der Mensch Wert legt, solang es ihm nicht egal ist, ob er als Lumpenhund in irgend einem Graben liegen bleibt ... Mit Zangen wird man uns anfassen — das bedenk! ... Und über unsern Gräbern werden sie ausspucken."

„Was geht uns das dann noch an?" fragte sie lächelnd. „Wir fühlen ja nichts mehr."

„Also du willst?"

„In deinen Armen will ich sterben," hauchte sie, und die Augen selig schließend, legte sie den Kopf ganz weit nach hinten über, so daß das Himmelsgewölbe ihr Angesicht mit weißem Lichte übergoß.

„So wird sie daliegen," dachte er.

Doch diesmal schlug sie die Lider noch auf.

„Ja, ja, ich lebe noch," sagte sie, seinen Gedanken erratend, in schwermütiger Schelmerei, und suchte mit ihren Lippen durstig seinen Mund.

Und dann verabredeten sie, wie es geschehn sollte. —

Der morgige Tag sollte den letzten Anordnungen gehören. Zur Mitternachtsstunde wollten sie am Strome zusammentreffen, um gemeinsam für ihre That eine Stätte zu suchen, damit das Licht des nächsten Tages sie schon im Tode vereinigt fände.

Felicitas schauderte.

„Thut es dir etwa schon leid?" fragte er, von frischem Argwohn gepackt.

Sie verbarg den Kopf an seiner Brust. „Und vorher?" flüsterte sie zu ihm empor.

Sein Blick ging irrend in die Weite ... Ihm war, als säh' er die blaue Ampel von Fichtkampen, bei deren Schein er seines Herzens Reinheit einst zu Grabe getragen hatte, von neuem lockend vor sich angezündet.

„Wie meinst du das: ‚vorher?'" stammelte er.

„Ich bin ein schwaches Weib, siehst du ... Ich könnte im letzten Augenblick Furcht bekommen, allein hinunterzugehn, wenn ich weiß, daß dort der Tod auf mich wartet ... drum bitt' ich dich, mach es mir leichter ... komm herauf, mich abholen ... Wir machen uns dann zusammen auf unsern letzten Weg."

Er fuhr auf. Etwas wie eine heiße Hoffnung war in ihm erwacht, um sofort in Grauen zu ersticken ... Schweigend sah er auf sie nieder und atmete inbrünstig den Duft, der ihrem Leib entströmte, dem weißen, zärtlichen Leibe, in dessen Besitze seine jugendlichen Sinne einst Rast und Reichtum gefunden hatten.

Und während seine Seele sich vollsog an Duft und Bildern, hörte er unter sich an seinem Arme flüstern:

„Nicht wahr, du kommst, Geliebter, du kommst?"

„Wenn du Furcht hast, werd' ich kommen!" sagte er und wandte sich ab.

Rasch und angstvoll — als könnte sein Entschluß sich im nächsten Augenblick verflüchtigen — machte sie ihm klar, wie sein Besuch sich bewerkstelligen ließe. Um Mitternacht würde Minna am Strome, dort, wo die Wunen waren, auf ihn warten — würde ihm das Parkthor aufschließen und ihn über die neue Turmtreppe zu ihr emporgeleiten.

Wie im Traume hörte er zu. — Stärker noch zitterte durch seinen Leib und seine Seele die geheimnisvolle Trunkenheit, die ja nichts weiter war — nichts weiter sein durfte — als das allmächtige Verlangen nach dem Tode.

Und dann trennten sie sich. —

Sie ging auf dem Wege nach Uhlenfelde von dannen, er kehrte zu seinem Schlitten zurück.

Als er die Chaussee erreicht hatte, machte er Halt, lehnte sich gegen einen Pappelbaum und sah ihr nach.

Wie ein harter, schwarzer Strich mitten in weißlicher Dämmerung hob sie sich von den umgebenden Schneefeldern ab — wurde kleiner und runder und schrumpfte zum Punkte zusammen.

Da kam mit einemmal wie eine schmutzige Woge ein grausamer, allzerfressender Hohn über ihn — Hohn über sich — Hohn über sie — Hohn über die ganze Welt.

Das war das Ende! Das war das Ende!

Gellend lachte er auf, so daß Johann, der keine zwanzig Schritte weit auf seinem Bocke saß, sich erschrocken nach ihm umsah.

Die Pferde machten einen Satz. Die Glocken klirrten.

„Was nun?" fragte sich Leo, und starrte ratlos dem Alten ins Gesicht.

Nach Münsterberg hatte er fahren wollen ... Was wollte er doch in Münsterberg? ... Ja richtig, der Jude Jacobi sollte ihm zur Amerikafahrt das Geld besorgen ... Das war nun freilich nicht mehr vonnöten ... Aber gleichviel, die Stunden bis zum Tode mußten totgeschlagen werden.

Nach Münsterberg also!

„Die Schlittenbahn ist gut!" dachte er, während er dem Wind entgegen durch die sinkende Dämmerung flog.

Auch hatte er sicherlich noch andre Geschäfte in Münsterberg. Er wußte nur nicht, welche ... Der Dreschmaschinentrommel neue Stifte einsetzen lassen? Der Teufel hole die Dreschmaschine ... Oder Schulden bezahlen? Die Flickschulden wenigstens, denn die großen mußten bleiben ... Der Referendar Danziger fiel ihm ein mit fünfzehn Mark, dem Rest einer mißglückten Blauveilchenpartie ... Fritz, der Oberkellner in der „Preußischen Krone", der die letzte Abendzeche noch zu verlangen hatte ... Ebenso die blonde Ida! ... Die blonde Ida hatte jüngst drei bittere Schnäpse auf sein Wohl getrunken und war im Trubel der allgemeinen Atzung ohne Geld geblieben.

„Die blonde Ida ist ein gutes Viehchen," dachte er, „sie darf bei meinem Tode keinen Schaden haben."

Rechts vom Wege tauchte Lubowen auf, wo die Familie Neuhaus sich abrackerte, um dem Sequester zu entgehen — links eine Strecke weiter Althof, wo der dicke Hans sich

langsam zum schlechten Ehemann ausbildete, bloß weil es ihm zu gut ging.

Mit der verbissenen Ueberlegenheit des Ausgestoßenen pfiff Leo vor sich hin ... Es war ja alles Narretei — und auf das Leben zu pfeifen, wie er es that, die einzige Weisheit ... Narretei war alles, selbst Ulrichs ...

Still von Ulrich!

Ulrich bekam den Todesstoß, das war klar. Einen Verrat wie diesen überstand keiner ...

Still von Ulrich!

Alles, was man thun konnte, war: ihm die Schmach mit ein paar hinterlassenen Zeilen zu überzuckern, die nur von alter Schuld und nicht von neuer Liebe sprachen. — Damit mußte er sich abfinden für den Rest dessen, was er sein Leben nannte. — Warum hatte er auch die Dummheit begangen, sich an ein Weib zu wagen, dem nur ein Halunke wie er selbst gewachsen war?! ...

Still von Ulrich! Still von Ulrich!

Putzig hatte sie ausgesehen in ihrem Trauerstaat ... Wie eine verliebte junge Klosterfrau, die in Romanen manchmal beschrieben steht ... Und mit welch scheuer List sie sich an Ulrichs Namen vorbeigeschlichen hatte! ... Als gäb's so etwas wie Ulrich gar nirgends auf der Welt ... Still von Ulrich! —

Auch über den armen, kleinen Burschen hatte sie kein Wort und keine Thräne mehr verloren.

Tot und vergessen war er schon in seinem frischen Grabe!

Tot und vergessen, wie bald Leo Sellenthin!

Nun — das sollte ihm egal sein, wenn nur die blonde Ida das Geld für den Absinth bekam! —

In der „Preußischen Krone“ fand er den Referendar, welchen er suchte, und ein paar andre von der Bande, den dicken Hans natürlich mitten drunter. Sie waren eifrig beschäftigt, um ein paar Gläser abgestandenen Bieres ein fades Würfelspiel in die Länge zu recken. Den „nackten Sperling“

spielten sie, und „die höchste Hausnummer mit allen Schikanen“ und „die feuchte Sechse“.

Er wurde mit Hallo begrüßt und gefragt, ob er mithalten wolle.

„Kinder,“ sagte er in einem Anfall wüsten Narrentums, „ich werde mich morgen totschießen — und da bin ich mir nicht klar, ob sich so was heute noch für mich schickt.“

Mit hohem Ernst beschloß man abzustimmen. Die Majorität entschied sich dafür — fügte jedoch die Einschränkung hinzu, daß nur solche Spiele erlaubt sein sollten, welche der Schwere der Situation Rechnung trügen ... Darum wählte man fortan „das fidele Begräbnis“ und „den Leichenstein im Walde“ und, weil man nichts Traurigeres mehr wußte, auch „das Loch im Kanapee“.

Leo that seine Würfe und riß schlechte Witze dazu, doch derweilen schrie fortwährend eine Stimme triumphierend ihm ins Ohr: „Sterben, alter Junge — sterben — sterben!“

Als er das Spiel verloren und seine Schulden bezahlt hatte, erklärte er, er müsse zur blonden Ida. Da es inzwischen dunkel geworden war, so hatte man nichts dagegen, ihn zu begleiten.

Leo übernahm die Führung.

Als er die Thür des Engelmannschen Lokals öffnete, fand er den Haupttisch der heißen, raucherfüllten Gaststube mit einem Häuflein zechender Inspektoren dicht besetzt.

Die blonde Ida hängte sich mit einem Freudenschrei an seinen Hals.

Da sah er an der Spitze der Trinker, lächelnd und geschniegelt — den Kandidaten Brenckenberg.

Ein wohliges Erschrecken rann ihm warm an den Armen hinunter.

Unsanft schüttelte er die blonde Ida von sich ab.

„Hab' ich dich, Bursche!“ rief es in ihm ... Er wäre wahrhaftig ins Jenseits übergesiedelt, ohne den Schimpf, den seine Familie erlitten, nach Gebühr gerächt zu haben.

Die Inspektoren, denen bei diesem Ueberfall um ihre Stellen bange werden mochte, sprangen devot in die Höhe. — Der Kandidat, der sichtlich erblaßt war, gab sich den Anschein, nichts und niemanden bemerkt zu haben.

Leo trat auf ihn zu.

„Ich habe mit Ihnen zu sprechen, Herr Kurt Brenckenberg.“

„Sie wissen, wo ich zu finden bin, Herr Leo von Sellenthin,“ erwiderte der Kandidat, ohne sich von seinem Platze zu rühren.

„Na, Gott sei Dank! Ich hab' Sie ja gefunden,“ erwiderte Leo.

Der Kandidat bemühte sich, die süffisanteste Miene aufzusetzen, deren er fähig war.

„Erlauben Sie, Herr von Sellenthin,“ sagte er, indem er mit zitternden Fingern an seinem Bierzipfel tändelte, „ich bin Corpsstudent und glaube zu wissen, was sich schickt ... Sie haben sich bereits einmal in uncommentmäßigster Weise gegen mich benommen ... Ich bitte, mich in Ruhe zu lassen. Ich habe jetzt keine Zeit für Sie!“

In Leo erwachte eine Art von grausamem Mitleid. Lächelnd sah er auf das dürftige Bürschchen nieder, das da unten in kampfbereiter Arroganz sich blähte ... Zu andern Zeiten hätte er ihn vor seine Pistole gefordert, hätte ihn vielleicht auch niedergeschossen — doch jetzt, da das Todesurteil über ihn selbst gesprochen war, sank das alles als nichtig und jämmerlich in jene arme, dunkle Welt zurück, mit der er nur locker noch zusammenhing.

Doch einen Denkzettel beschloß er ihm ins Leben mitzugeben, damit die leichtsinnige kleine Schwester vor seinen unreifen Schuftereien sicher war.

„Auf!“ schrie er, ihn am Arme packend, um ihn in die Höhe zu reißen.

Der Kandidat schnellte empor und erhob die Faust, ihm ins Gesicht zu schlagen.

Doch schon hielt Leos Linke seine beiden Handgelenke wie mit einem Schraubstock eingespannt.

Die blonde Ida schrie hell auf und lief davon ... Die Inspektoren wichen bestürzt zur Seite ... Leos Begleiter wurden durch Hans Sembritzky rasch verständigt und in Schach gehalten.

Für ein paar Augenblicke herrschte lautlose Stille in dem menschengefüllten Raum, den eine räuchernde Deckenlampe dürftig erhellte.

Der Kandidat, der seine Hände zu lösen versuchte, sprang umher wie ein Tanzender.

„Du verdammter Bengel!“ sagte Leo. „Anstatt auf deiner Schulbank zu sitzen, treibst du dich rum und renommierst und stänkerst. Und wenn dein alter Vater dir das Leder nicht vollhaut, so werd' ich es thun.“

Er sah sich nach irgend einem Instrumente um, das für diesen Zweck geeignet schien, und entdeckte an der Wand hängend ein kräftiges Lineal, wie es der Wirt für seine Rechnungen gebrauchen mochte.

Mit raschem Griffe riß er es vom Nagel.

Dann stützte er sich halb sitzend gegen den nächsten Stuhl und streckte den Kandidaten über sein linkes Knie.

Und dieweil er dessen verzweifelt sich wehrende Füße mit dem rechten Beine zu Boden drückte, zog er ihm liebevoll die Hosen stramm und vollzog eine Exekution an ihm, wie einer, der bei den Normannen zweiter und bei den Westfalen dritter Chargierter gewesen ist — oder auch umgekehrt — sie für gewöhnlich sich nicht träumen läßt.

„So, mein Sohn,“ sagte Leo, als er fertig war, „jetzt hat deine liebe Seele, was sie braucht ... Geh deiner Wege ... und deinem alten Vater sag, ich lass' ihn grüßen.“

Kreideweiß, mit stierenden Augen taumelte der Kandidat auf einen Sitz.

Leo hing das Lineal fein säuberlich auf seinen Nagel.

Dann machte er den Anwesenden, die wie versteinert rings im Kreise standen, einen tiefen Diener.

„Ich wünsche Ihnen wohl zu leben, meine Herren," sagte er, reichte dem dicken Hans die Hand und schritt mit einem Gelächter zur Thür hinaus.

Erst als er im Schlitten saß, fiel ihm ein, daß er vergessen hatte, der blonden Ida ihre drei bittern Schnäpse zu bezahlen ...

XXXVII.

Es war um die Abendbrotszeit, als Leo auf Halewitz eintraf.

Unbemerkt trat er ins Haus ... Der Korridor lag dunkel da, doch hatte Christian, der soeben mit einem Tellerstapel zur Küche gegangen war, die Thür des Speisezimmers um eine Handbreit offen gelassen, so daß ein Streifen des Lampenlichts hinausdringend die Finsternis durchquerte.

Kein Lachen, kein Scherzwort ließ sich hören ... Es gab traurige Mahlzeiten jetzt auf Halewitz.

„Soll ich mich zu ihnen setzen?" fragte er sich, aber er fürchtete die Abschiedsgedanken, die ihm den Kopf heiß machen würden ... Nur einen verstohlenen Blick wollte er sich gönnen — dann still auf sein Zimmer gehen.

Auf Zehenspitzen schlich er näher.

Da saßen sie alle drei, und die Hängelampe goß ihr Goldlicht über sie aus.

Auf der linken Seite Mama — „mein Gott, wie ist sie alt geworden," dachte er, und das Herz krampfte sich ihm zusammen ... drüben in der Mitte Elly — von der Lampenglocke halb verdeckt, doch um so heller leuchtend in ihrer frisch reparierten Unschuld ... und die dort auf der rechten Seite — — —

Er kannte sie und kannte sie doch nicht. — Die beherrschende Ruhe der Haltung, die wachende Sorge im Blick, die Leidensschatten auf den bräunlichen Wangen, das streng

geschlossene, feste Lippenpaar — das alles erschien ihm neu an ihr.

Er fühlte es wohl: gereift und gewachsen war sie mit seiner Not, wie er selbst verrottet und eingeschrumpft.

Wie lange schon war er blind neben ihr hergegangen! Erst der nahende Tod hatte ihm wieder das Auge geöffnet.

Für sie — und für alles, was ihn umgab.

Seine Blicke verschlangen alle die Einzelheiten des lange gemiedenen Raumes, als hätte es einen Sinn, sie noch dem Geiste einzuprägen. Sein Ohr lauschte den spärlich hingeworfenen Worten, als wären sie Offenbarungen. Seine Hand strich in gedankenloser Liebkosung an dem brüchigen Thürpfosten entlang, dessen Astpfropfen wie Wölbungen hervortraten, — so abgenutzt war das alte Holz.

Christian kehrte zurück. — Da machte er der Quälerei ein Ende und schritt, ehe er bemerkt worden, leise auf sein Zimmer ...

Er wollte arbeiten — die Bücher durchsehen — Ordnung schaffen, soweit das möglich war. Wie ein lotteriger Bankerottierer durfte er sich nicht aus der Welt schleichen.

Er zündete die Lampe an und begann zu rechnen.

Das Jahr war kein schlechtes gewesen. Alte Scharten hatten sich auswetzen lassen, neue Hoffnungen guckten überall zwischen den Zahlenreihen hervor.

Ueberraschend gute Resultate hatte der Rübenbau ergeben. Wenn er, ohne der Fruchtfolge Gewalt anzuthun, die hierfür verwendete Morgenzahl mit Maß vergrößerte, so ließen sich schon in den nächsten Jahren dem Boden wahre Schätze abgewinnen ... Und eben wollte er an der Hand der Karte den Aenderungsplan entwerfen, als ihm einfiel, daß er ja übermorgen tot sein würde.

Er klappte das Buch zu und sprang in die Höhe. Unerträglich war das alles — und Wahnsinn sein Leben wie sein Tod ...

Er riß an der Klingel, denn ihn hungerte. Er hatte seit dem Morgen kaum einen Bissen zu sich genommen.

Christian taumelte in freudigem Erschrecken, den Herrn so unverhofft daheim zu finden, gegen den Thürrahmen zurück.

„Na, na, mein Alter," sagte Leo, von einer dummen Zärtlichkeit erfüllt, „wollen die alten Beine denn schon gar nicht mehr?"

Und da Christian in seiner Bestürzung wirres Zeug herstammelte, schenkte er ihm ein Zehnmarkstück und meinte: „Du hast dir in letzter Zeit 'n bißchen oft die Nacht um die Ohren geschlagen ... von nun an wirst du Ruhe haben, Alterchen."

Christian weinte Freudenthränen über die unverhoffte Milde seines Herrn und schlotterte eilends von dannen, ihm ein Abendessen zu besorgen. Was er in der Küche — und wohl auch in der Herrschaftsstube — rasch berichtet hatte, schien ein wenig nach der Rückkehr des verlorenen Sohnes zu schmecken, denn fortan herrschte im Hause eine leise, doch um so freudigere Bewegung.

Thüren wurden mit Vorsicht auf- und zugeklinkt, flüsternde Stimmen ertönten im Korridor, und von Zeit zu Zeit machte ein Paar huschender Füße vor seinem Zimmer verstohlen Halt.

Er hörte das alles und biß die Zähne zusammen.

„Sterben, alter Junge!" schrie es ihm in die Ohren, „sterben — sterben!"

Christian brachte eine Platte mit allerhand guten Sachen, bei deren Auswahl offenbar die Mutterhand gewaltet hatte.

Mit Gier fiel er darüber her. — Da war auch jene Mischung von Bratkartoffeln, zerstückeltem Setzei und gebackenen Schinkenschnitten, die schon in der Kindheit sein Lieblingsabendbrot gewesen war.

„Die gute Alte!" dachte er, „es ist, als will sie mich bitten: ‚Bleib bei uns'." — Er lachte, aber das Wasser stand ihm in den Augen.

Christian wollte wissen, was er zu trinken befehle.

„Frag nicht viel, du Schaf,“ sagte er, „und bring das Beste, was uns der sel'ge Herr hinterlassen hat — bring gleich drei Flaschen.“

Bestürzt bat Christian sich den Kellerschlüssel aus, denn die Schätze des Hauses lagen jetzt unter besonderem Verschluß ...

Der Wein kam. Vaters Stolz und Vaters Wonne.

„Warum soll ich den edlen Tropfen von irgend einem fremden Kerl austrinken lassen? ...“ dachte Leo und goß in langen Zügen die erste Flasche leer.

Aber der Trunk schmeckte ihm nicht. Er fühlte, wie er heiße Backen bekam, und wie seine Stimmung sich verfinsterte.

Er hätte gern mit trotzigem Humor der Welt Valet gesagt, statt dessen begann das alte Elend von neuem in ihm zu schwären, wie eine Eiterbeule, die nie und nimmer verheilen will.

Er rannte im Zimmer umher, riß die Fensterflügel auf und rannte von neuem in die Runde.

Das sollte das Ende sein — dieser Wahnsinn, diese Niedertracht?

Ihm fehlte ein Kumpan. Er brauchte eine Menschenstimme — eine Menschenhand. Einen Narren brauchte er und einen Gott!

Und sein Wunsch, nach seiner Weisheit der letzte, den dieses Leben ihm aufnötigte, ging in Erfüllung.

Es war kurz nach zehn Uhr, als die Hausglocke heftig geläutet wurde.

Leos Hand fuhr zuckend nach der Wand hin, wo die Waffen hingen. „Jetzt kommen sie mich holen,“ dachte er in einem plötzlichen Anfall von Verfolgungsangst.

Hochaufgerichtet sah er dem Nahenden entgegen.

Christian meldete, der Pfarrer Brenckenberg wäre da und bäte um eine sofortige Unterredung.

„Hurra!“ schrie Leo, „der fehlt mir — der soll kommen.“

All der Ingrimm, der in ihm brütete, loderte jäh empor. — Der Pfarrer war in seine Hand gegeben. Mit ihm wollte er Abschied feiern. Er sollte ihm büßen in dieser Stunde.

Mit dröhnendem Willkomm empfing er den späten Gast, der, mit den Hacken den Schnee von den Stiefeln stoßend, in verdächtiger Hast das Zimmer betrat. Er trug einen abgeschabten Eskimorock auf dem Leibe und hatte einen dicken, braunen Wollenshawl vielfach um den Hals gewickelt.

Sein feistes Gesicht erglänzte blaurot vom Winterwinde oder von Erregung, der Schweiß rann ihm an den Hängebacken herunter, und in den finstern Bulldoggenäuglein, die sich vergebens bemühten, voll ruhiger Milde dreinzuschaun, saß eine gierige Angst lauernd im Hinterhalt.

„Na, Alterchen,“ rief Leo, „dich hat wahrhaftig der liebe Gott an deiner Nase hierher geführt ... Denn hier gibt's heute was Extras! ... Einen feinen Abschiedstrunk gibt's, Alterchen.“

Und dann befahl er Christian, einen Arm voller frischer Flaschen heraufzuschaffen und das nötige Eis dazu.

Der alte Pfarrer war an der Thür stehen geblieben und zerrte an dem Wollenshawl, der ihn in der Hitze des Zimmers fast erstickte.

„Leg ab, leg ab, mein Alter,“ mahnte Leo.

Er that, wie ihm geheißen, strich sich die geölten Haarsträhnen in den Nacken zurück und atmete gurgelnd, mit offenem Munde, wie ein Tier, das sich verschnaufen will.

„Du bist ja — Gott sei Dank — recht vergnügt, mein Sohn,“ sagte er dann, „gerade wie einer, der eine große Heldenthat hinter sich hat.“

„Natürlich,“ erwiderte Leo, „bei mir jagt immer eine Heldenthat die andre.“

Er schenkte ihm ein. „Prost, Alterchen.“

Der Pfarrer sandte einen scheuen Blick nach dem funkelnden Glase hin. „Weißt du, warum ich bei nachtschlafender Zeit zu dir gekommen bin?“ fragte er, verbissen gegen die Thür gedrückt.

„Prost, hab' ich gesagt!“ schrie Leo ihn an.

Da schwankte er zum Tische hin wie ein Trunkener und hob mit zwei zitternden Händen das Glas empor. Aber er ließ es wieder sinken.

„Ich kann nicht,“ stöhnte er und schob, schluckend vor Ekel, den Unterkiefer vor.

„Wa—as?“ schalt Leo, „meinen besten Wein verschmähst du? Was sind das für Witze?“

„Nicht ... nicht ... nicht ...“ stieß der Alte hervor und rückte das Glas angstvoll von sich fort und auf die andre Seite des Tisches hinüber. „Ich bin in einer Stimmung, daß ich meinen Leib entweihe und diesen Wein entweihe, wenn ich ihn trinke.“

„Stimmung?“ höhnte Leo. „Ja, du bist ein Feiner! ... Was weißt du denn, in welcher Stimmung *ich* bin? ... Hast du mal ein Stück Schwarzwild in den Sumpf gehetzt und zugesehen, wie es das Brachwasser leckte, als es die Hunde schon beinahe zerfleischten? ... Siehst du, in so 'ner Stimmung trink' *ich* hier! ... Aber ich trink' immer noch eins ... Prost Alterchen!“

Der Pfarrer maß ihn mit verdutzten Augen, dann hob er schweigend das Glas, trank es leer und schüttelte sich.

„Siehst du, wie schön es geht?“ lachte Leo. „Wir sitzen hier beide ganz harmlos und fidel wie die Reblaus und die Trichine ... Wir wollen uns lieb haben und das schöne Lied singen: ‚Hehr und heilig — ist die Stunde — Brüder, die uns heut vereint!‘“ ... Und er sang ... „Oder vielleicht hast du irgend einen saftigen Choral in petto? — Ich bin zu allen Schandthaten bereit!“

Er stürzte von neuem ein paar Gläser kalten Weins hinunter, fühlend, wie sein Denken Sprünge zu machen be-

gann ... Allerhand Bilder tauchten vor seinem Auge auf und waren verschwunden, wenn er sie festhalten wollte.

Der Alte, der — das Kinn auf der Brust — stieren Auges vor sich hingebrütet hatte, richtete sich an der Tischkante langsam empor, dehnte sich und würgte an ungesprochenen Worten.

„Weißt du, warum ich gekommen bin?" fragte er dann zum zweitenmal.

„Ich kann's mir so ungefähr denken," lachte Leo, „ich hab' deinem Jungen den Hintern versohlt — und du willst dich bedanken. — Na, auf deinen Jungen! — Daß es ihm wohlgehe und er lange lebe auf Erden!"

„Sieh mal, Fritzchen!" sagte der Pfarrer, „höhnen thust du einen alten Mann, den die Aengste in die Nacht rausgetrieben haben ... Das ist niederträchtig von dir, Fritzchen ... So was lag früher nicht in deinem Charakter ... Aber ich will dir sagen, wie's bei mir zu Hause aussieht ... Vielleicht, daß dir dann ein menschliches Rühren kommt ... Wir saßen beim Abendbrot — meine Frau — und die Kinder — und ich ... da ist der Junge hereingestürzt — ganz kreideweiß ... und die Lippen hängen ihm runter und sind blutrünstig gebissen. Ich sag': ‚Jung, um Jesu willen, was ist dir?' ... Da fällt er vor mir auf die Erde und kratzt mir die Kniee und schreit: ‚Vater, schlag mich tot! schlag mich tot! ... Ich bin ehrlos ... Wie ein räudiger Hund bin ich ... Jeder honorige Kerl wird mich mit dem Fuß von sich wegstoßen!' ... Da hab' ich ihn in mein Zimmer geschleppt und hab' gesagt: ‚Jung, red!' ... Und da hab' ich's erfahren ... Fritzchen, warum hast du mein Fleisch und Blut geschändet? ... Was hab' ich an dir verbrochen, daß du mir das thatst?"

„Na, verbrochen hast du an mir genug," erwiderte Leo, „aber davon später! Was deinen Jungen belangt, so hat er sich als Lumpenhund benommen gegen meine Schwester und gegen mein Haus und gegen mich selbst ... und Strafe muß sein, Alterchen — das ist ja dein eignes Prinzip."

„Warum hast du ihn dann nicht gefordert,“ fragte der Alte, „wie es einmal Sitte ist bei uns?“

Leo lachte ihn aus. „Nicht wahr? — Fordern und immer fordern! Als ob ich Zeit habe, mich mit jedem dummen Jungen herumzuknallen, der mit beiden Händen in Vaters Tasche liegt? ... Wer sich nicht sein Brot verdient, der verdient auch nicht, daß ihn ein Mann vor seine Pistole stellt! ... Wenn der sich unanständig benimmt, so ist die Rute gut genug für ihn — oder das Lineal meinetwegen, wie's mir gerade zur Hand war.“

Der Pfarrer nickte in stumpfem Jammer vor sich hin, und Leo maß ihn mit einem harten, racheverlangenden Blicke.

„Na, munter, munter,“ stocherte er ihn auf, „um den Mund zu halten und trocken zu sitzen, bist du doch nicht hergekommen.“

„Sieh mal, Fritzchen,“ begann der Alte endlich, „du magst ja in allem recht haben, und daß er ein Schlingel ist, das geb' ich zu ... Aber nun hab' ich doch mal nichts Besseres ... Denn bis der Nächste Mensch wird, dauert's noch an die zehn Jahr ... Und nun sollst du, den ich immer geliebt habe, als wärst du auch einer von dem Haufen, du sollst kommen und sollst ihn mir ruinieren fürs ganze Leben? ... Das geht doch nicht, Fritzchen, das siehst du doch ein.“

„Pah!“ machte Leo.

„Jawohl, das hast du, Fritzchen! Er hätte sich immer noch aufrappeln können, aber jetzt ist es alle mit ihm. Er muß aus dem Lande gehen wie ein Verbrecher, denn wo er sich blicken läßt unter seinesgleichen, wird man auch forschen, was für ein Makel an ihm klebt ... Sieh, Fritzchen, ich bin selbst ein alter Corpsstudent und habe mich gehauen mit Tod und Teufel ... Ich weiß, was es heißt, geschlagen werden und sich nicht wehren dürfen.“

„Nehmt an, ich wär' ein Strauchdieb oder ein Verrückter! — die Haue von so einem kann niemanden beleidigen.“

„Das bist du aber nicht, Fritzchen. Du bist der Herr von Sellenthin, und jeder kennt dich! Und wenn du jemandem die Satisfaktion verweigerst, so hast du auch deine Gründe dazu, wird die Welt sagen, und wird wie ein Mann auf deiner Seite stehn."

„Abwarten!" knirschte Leo, der Schmach gewärtig, welche die nächste Nacht über ihm und seinem Namen aufhäufen würde. Und dann fragte er: „Was willst du also? Was soll ich thun? Soll ich ihn etwa demütigst um Verzeihung bitten und ihm versprechen, ich werd's nicht wieder thun?"

„Nein, Fritzchen — aber wenn morgen seine Kartellträger kommen, sollst du sie nicht zurückweisen, sondern ihm eine Honorigkeitserklärung geben und die Forderung annehmen, die sie dir überbringen werden."

„Und dann?"

„Ja dann, Fritzchen, das ist dann eure Sache!"

„Du!" rief Leo drohend, „du weißt, ich spaße nicht! Meine Kugel geht immer den Weg, den ich will ... Einen hab' ich schon weggeschossen. — Ich rate dir, nimm dich in acht!"

Da stand der Alte langsam auf, und mit einer feierlichen Bewegung die Arme ausbreitend, sagte er: „Ich bin ein alter Mann und nichts mehr nütze. Er ist mein Aeltester und mein Trost und meine Hoffnung. Aber lieber will ich ihn dir überantworten, daß du mit ihm thust wie mit jenem, als daß er als ein Geschändeter in der Welt herumläuft."

Leo erschrak, doch schon im nächsten Augenblick empfand er eine Art von wilder Genugthuung, die ihm die Seele weitete.

Er selbst ein Mörder und Sterbender zugleich, der das Todesgrauen im Hohne ersticken will — und ihm gegenüber ein alter Vater, der um den Tod seines Sohnes bitten kommt.

Zwischen ihnen zwei funkelnde Gläser.

Wahrlich, sie waren eine feine Kumpanei! Kein Teufel hätte sie passender zusammenspannen können.

„Prost, Alterchen!“ wollte er rufen, aber das Wort erstarb ihm in der Kehle.

Und der Alte, der sich kaum noch auf den Beinen hielt, schleppte den massigen Kadaver mühsam um den Tisch herum. Er legte seine beiden Hände schwer auf Leos Schultern und sprach von hinten her zu ihm hernieder:

„Sieh mal, mein Sohn, ich habe dich in Zucht gehalten manches Jahr ... Ich habe dich gelehrt für Recht und Ehre kämpfen bis zum letzten Blutstropfen ... Du bist ein wilder Junker gewesen, und Gewalt war dir lieber als Recht ... Aber mein Stock hing immer über dir ... Du hast müssen, ob du dich sträubtest oder nicht ... Und dafür fordre ich heute meinen Dank von dir.“

„Dank dir ergebenst,“ höhnte Leo, „und wenn du ein Zeugnis brauchst ... Ja wohl, du warst ein strammer Zuchtmeister.“

„Nein, Fritzchen, das war ich nicht .., Denn ich hatte dich lieb und du mich auch ... Besinnst du dich auf jenen Septemberabend, als wir beide in die Wiesen rausgegangen waren? Wie wir auf einen Grummethaufen kletterten und dann still dalagen und die Wolken über den Himmel ziehn sahen? ... Es ist da weiter nichts passiert, aber mit einemmal bist du zu mir rangekrochen und hast den Kopf still in meinen Arm gelegt und hast geschluchzt ... Ich denke, das weißt du noch, denn an jenem Abend bin ich dein Freund geworden ... Und als wir zum erstenmal in der Stadt gewesen sind und den Wilhelm Tell gesehn haben? Wie du da nachts aufstandst und dich zu mir auf den Bettrand setztest und mir den feierlichen Schwur ablegtest: du wolltest auch für das Vaterland sterben und für die Freiheit?“

„Mein Gott!“ stöhnte Leo, das Gesicht mit beiden Händen bedeckend.

„Sieh mal, Fritzchen,“ fuhr der Alte fort, „ich mag ja damals auch ein Taugenichts gewesen sein und verbummelt, ganz wie heute mein Sohn ... Aber deine junge Seele hab'

ich richtig geführt, das mußt du mir lassen ... Und wie ich deine Freundschaft pflegte zu Ulrich, weißt du das nicht mehr? Wie ich nichts weiter sein wollte, als der Dritte im Bunde, da, wo ihr Johanna nicht brauchen konntet? ... Und dann weiter, mein Sohn, als dein Herz zum erstenmal für ein andres Herz zu schlagen anfing. Weißt du das auch nicht mehr? ... Die Aelteste vom Förster aus Knutzendorf war's, die brachte jeden Sonnabend den Wochenbericht aufs Schloß ... Du warst elf und sie war dreizehn Jahre alt ... Ich glaubte, sie könnte nicht bis drei zählen ... Aber nachher ist sie ein Satan geworden. Doch abgesehn davon. Weißt du noch, wie du heimlich zu mir kamst und mir gestandst, du hättest sie im Walde überfallen und geküßt, und sie hätte sich ganz ruhig küssen lassen, und nun wärst du so glücklich, Fritzchen, so heidenmäßig glücklich! ..."

Mit einem Wehgeheul stieß Leo die Ellenbogen auseinander, um die lastenden Hände des Alten von seinem Leibe abzuschütteln.

Das war der Anfang gewesen der langen Kette, jetzt war das Ende da.

Er sprang in die Höhe: „Mensch, was willst du," schrie er, „daß du mich so zu Schanden quälst?"

Der Alte neigte beinahe demütig den mächtigen Kopf: „Ich hab' dich nur daran erinnern wollen, daß du mir Dank schuldig bist," sagte er, „und daß du mir an meinem Sohn vergelten mußt, was ich an dir gethan habe. Hier steh' ich — Gott wird mir verzeihn — hier steh' ich und hier bettle ich: Schieß dich mit ihm, und wenn du nicht anders kannst, schieß ihn tot!"

Ein Schweigen entstand.

Die alte Uhr in der Ecke schlug halb zwölf.

„Morgen um diese Zeit," dachte Leo, „rüst' ich mich zum letzten Gange."

Und mit diesem Gedanken verschwand alles, was gerade begonnen hatte, seine Seele in ein Netz rührsamen Er-

innerns einzuspinnen ... Den ganzen Brodem von Empfindungen, der in ihm gärte, hätte er in Fluch und Unflat ausspeien mögen über dem Haupte dieses alten Mannes, der gekommen war, für seines Sohnes Ehre einen verzweifelten Kampf zu kämpfen.

Breitbeinig stellte er sich vor ihn hin, stemmte die Hände in die Seiten und lachte.

„Sieh mich an!“ schrie er.

„Ich seh' dich an!“ erwiderte der Pfarrer.

„Du bist ja heute so milde, Alterchen! ... Du hast ja dein Flötenregister aufgezogen ... Also was siehst du an mir?“

„Hohn und Spott seh' ich,“ erwiderte der Pfarrer, „gegen mich und den Herrgott da oben. Weiter seh' ich nichts.“

„Na, da siehst du eben nicht viel! ... Wenn du eine Ahnung hättest, wer hier vor dir steht, du würdest machen, daß du fortkommst, so rasch dein Pfaffenbauch es dir erlaubt! ... Mit Schießaffairen kommst du mir? ... Mir, der ich nur noch als lebendige Leiche in der Welt rumlaufe? ... Du willst, ich soll deinem Jungen irgend einen bequemen Streifschuß auf den Pelz brennen, damit er übermorgen oder in vierzehn Tagen frisch losrenommieren kann! ... Denn darauf läuft dein ganzes zuckersüßes Flehen doch hinaus ... Nee, mein Alter, mit solchen Läppereien komm mir nicht ... In meinem Herzen sitzt der Mord! ... Vor meinen Augen hängt's wie eine Wolke von Blut ... Auch dich seh' ich bloß so verschwommen da durch — und die Lampe und alles ist rot und trüb von lauter Blut! ... Siehst du, das bin ich! ... Und was ich noch mehr bin, das will ich dir sagen: Ein Wortbrüchiger bin ich, ein feiger Hund, der sich um seiner Geilheit und seiner Verzweiflung willen aus der Welt rausstehlen muß ... Das Haus meines besten Freundes hab' ich besudelt mit meiner Brunst ... Und weil ich nicht ganz zum Schuft an ihm werden will,

so werd' ich's auch mit Blut besudeln ... Skandal auf Skandal werd' ich häufen, so daß du dich schämen wirst, mein Alter, mich je im Leben gekannt zu haben. Und der schöne Wein, den du in meinem Hause getrunken hast, wird dir in der Erinnerung faul und bitter schmecken ... Drum sauf noch einmal eins! ... Prost, Alter — prost!"

Und er trank, trank die ganze Flasche leer und schleuderte sie dann in einen Winkel.

Der Pfarrer stand wie versteinert ... Er wollte reden, aber die Worte versagten ihm.

„Ich komm' dir wohl recht dumm vor, daß ich das alles auskrame," fuhr Leo fort, „aber ich werd' dir auch gleich sagen, warum ich das thue ... Es hat mich zu sehr gekitzelt, einmal mit dir Abrechnung zu halten ... Weißt du, wer schuld ist an dem ganzen Krempel? — Du! — Ja, vor allem du! Du und Johanna! Ihr habt mich reingehetzt in den Sumpf, wo ich jetzt elend verrecken muß ... Und du gabst den Anstoß! ... Ich hab' dir schon einmal im Herbste meine Meinung gesagt, aber damals war ich noch ein Lämmlein Gottes gegen das, was ich heute bin, und konnte das Ende nicht absehn ... Bereuen hab' ich sollen — bereuen — bereuen — bereuen! ... Ich hab' mich gewehrt und hab' euch angefleht mit aufgehobenen Händen: Laßt mich in Ruh' — laßt mich mein Leben führen, wie ich will ... Aber ihr habt kein Erbarmen gehabt — du nicht — und sie nicht — und jene auch nicht, mit der es jetzt gerad' so zu Ende geht, wie mit mir ... Aber die Weiber scheren uns hier den Teufel — du, Freundchen, auf dich kommt's an — und weil du damals kein Erbarmen mit mir gehabt hast, so hab' ich heute auch kein Erbarmen mit dir! ... Lass' der Junge seinen zerhauenen Podex heilen, wie er will ... Leg ihm Wegblatt auf die Striemen — oder Arnika, ganz wie's dir beliebt ... Und tröst ihm die zerhauene Ehre mit Gottes Wort ... Aber jetzt mach, daß du rauskommst ... Ich hab' nichts mehr mit dir zu thun, wie du nichts mehr mit mir ... Christian!"

Er öffnete die Thür.

„Christian, hilf dem Herrn Pfarrer den Ueberzieher anziehn! Gute Nacht.“

Damit warf er sich der Länge nach aufs Sofa und trommelte mit den Stiefelabsätzen gegen die Lehne. Um das, was im Zimmer vorging, kümmerte er sich nicht mehr.

Der Pfarrer taumelte hinaus, ohne recht zu wissen, was ihm geschah.

Die kalte Nachtluft brachte ihn wieder zur Besinnung.

Vor dem Hofthor machte er Halt und überlegte lange. Dann schritt er, anstatt nach Wengern heimzukehren, um das Parkgitter herum durch den tiefen Schnee zum Witwenhause hin. Dort polterte er mit dröhnenden Schlägen ein Dienstmädchen aus dem Schlafe und begehrte auf der Stelle die Frau Gräfin zu sprechen.

* * *

Am nächsten Morgen um acht Uhr wurde in Münsterberg vom Pfarrer Brenckenberg ein Telegramm zur Post gegeben, welches folgenden Inhalt hatte:

Baron Kletzingk

Königsberg

Hotel Deutsches Haus.

Kehre sofort heim. Deinem Hause steht Unheil bevor. Johanna.

XXXVIII.

Felicitas war von der letzten Unterredung mit Leo glühend vor Todestrunkenheit zurückgekehrt.

Sterben — an seinem Halse sterben — in seine Lippen hinein den letzten Atemzug hauchen — welch ein Ausklang, welch ein Schlußaccord!

Ein Bild kam ihr in den Sinn, das sie einmal in Königsberg gesehn hatte und das hernach in der ganzen Welt berühmt geworden war ... Es nannte sich „Die Lebensmüden“ und stellte einen Herrn und eine Dame dar, die sich mit Stricken aneinander gebunden haben und im Begriffe sind, sich von einem vorgebauten Stege hinab in den See zu stürzen ... Neidvolle Schauer hatten sie damals überflutet.

Und jetzt mit einemmal sollte der alte, thörichte Traum an Leos Seite sich erfüllen!

Auch in andrer Hinsicht war es das beste, wenn sie von hinnen ging ... Ulrich wurde immer kränker und dachte immer weniger daran, ihr das Leben lebenswert zu machen. Von der großen Welt, vom Hofe und der Gesellschaft, bekam sie nichts zu sehn ... die Frauen hier verfolgten sie mit ihrem Hasse — die Männer quälten sie mit ihrer Liebe — und eines war so dumm und öde wie das andre ... Keine Zukunft blühte ihr, als zwischen Roggenpreisen und Remontefüllen — zwischen Kompotten und Meiereiprodukten — unverstanden und in ihrem Werte ungeahnt — langsam dahinzuwelken.

Darum tausendmal lieber sterben!

„Ja, lebte mein Paulchen noch," dachte sie weiter, „dann hätt' ich wenigstens noch einen Lebenszweck." — Und heiße Thränen eines plötzlichen Mutterschmerzes flossen ihr über die Wangen.

Doch mitten in dem süßen Mitleid mit sich und ihrem toten Knaben überfiel sie ein eisiger Schreck bei dem Gedanken, daß sie in wenigen Tagen gleich ihm in das dunkle Grab hinabgesenkt werden würde!

Wie war das möglich? ... Wie konnte das sein?

Uebers Jahr meinetwegen — in zehn Jahren noch besser — zu irgend einer fernen, unbestimmten Frist, wenn man sich satt geliebt hatte aneinander — — aber jetzt schon, da das neue heiße Glück noch ungenossen vor ihnen lag?

Was hatte das für einen Sinn?

Von neuem fielen die „Lebensmüden" ihr ein und trösteten sie ein wenig.

Der Herr glich Leo durchaus nicht ... Ihrer Erinnerung nach trug er einen Sammetrock, war also Künstler oder dergleichen ... Ja, die Künstler, die großen, genialen Naturen, die verstehn's, Frauenherzen in den Tod zu reißen ... Vielleicht war es auch kein Sammetrock ... Aber des Atlaskleides, das die Dame anhatte, erinnerte sie sich ganz genau ... In glänzender Straffheit hatte die Taille auf dem Busen gesessen ... das war jetzt freilich nicht mehr modern, aber was kümmert man sich um Moden, wenn man sterben will? Nur schön muß man aussehn im Tode.

Dann überlegte sie, was sie selber anziehen würde. —

Unter den Schlafröcken, die sie besaß, gab es einen von zartestem Crêpe de Chine, der in griechischem Faltenwurf am Leibe hinunterfloß und dicht unter dem Busen von einem goldenen Gürtel zusammengehalten wurde.

Sie hatte ihn sich vor ihrer zweiten Heirat nach einem Pariser Modelle anfertigen lassen und für irgend eine große Gelegenheit aufgespart.

Diese Gelegenheit wäre jetzt dagewesen, wenn Leo nicht den dummen Gedanken gehabt hätte, sich irgendwohin mit ihr in Nacht und Nebel zu verkriechen.

Für alle Fälle wollte sie nicht unterlassen, das malerische Stück anzuprobieren. — Sie schloß die Thüren ab, umschirmte die Lichter des Toilettenzimmers mit roten Gazeschleiern, damit sie zum Tone der Ampel stimmten, und kleidete sich um.

Als sie sich, von dem purpurnen Dämmerschein verführerisch umflossen, im griechischen Kleide vor den Spiegeln wiederfand, übermannte sie ein Rausch naiver Selbstbewunderung.

So müßte er sie sehn — so — eine einzige Sekunde lang, und die dummen Todesgedanken würden ihm schon vergehn. —

Ein Glück war's, daß sie ihm das Versprechen abgenommen hatte, vor dem letzten Wege zu ihr heraufzukommen. — Wenn sie ihm so entgegentrat — was blieb ihm anders übrig, als sie in seine Arme zu reißen und, statt schrullenhaft mit ihr zu sterben, den Weg der jauchzenden Sünde, den Rhadens Eifersucht so häßlich unterbrochen hatte, als ihr großer, lieber, dummer Junge an ihrer Seite weiterzuwandern?

Aber die Nacht, die diesen Stunden seligen Vorgenießens folgte, war keine ruhige.

„Diesmal wird nicht gespaßt," hatte er gesagt, „Zahntropfen trinken wir keine!" Und ein Gesicht hatte er dabei gemacht! ... Aber angenommen selbst, daß er zur Vernunft zurückkam, stand nicht im Hintergrunde wie ein Gespenst Johanna, bereit, den Frieden des jungen Liebeslebens zu vernichten? ...

Gab es keinen Weg zur Rettung?

Sie sann und sann — der Angstschweiß stand ihr auf der Stirn — mit flehenden Augen starrte sie ins Dunkel — und was sie schließlich fand, glich auf ein Haar dem Mittel, das Leo als unwürdig verworfen hatte.

Schon in ihrem morgigen Briefe wollte sie beginnen, Ulrich auf Johannas steigende Gestörtheit aufmerksam zu machen — wollte Geschichtchen ersinnen aller Art — wollte die Unglückliche bedauern und verteidigen und auf eine drohende Katastrophe hinweisen, so daß er, wenn es mit dem Verrate Ernst wurde, genügend darauf vorbereitet war, es mit einer Wahnsinnigen zu thun zu haben.

So ging's. — Und beruhigt schlief sie ein.

Den folgenden Tag über war sie in glückseliger Stimmung. Eine Art von Brautfieber durchrieselte mit sanftem Prickeln ihre Adern. Nur ab und zu überkam sie ein leises Uebelbefinden, wenn sie der Todesdrohungen Leos gedachte.

Doch um sie ernstlich zu fürchten, vertraute sie zu sehr der siegenden Macht ihrer Schönheit und der Allgewalt, welche die entfesselte Glut ihrer Liebe in früheren Zeiten auf seine Sinne ausgeübt hatte.

Träumerisch zurückgelehnt saß sie am Fenster, starrte über den Strom nach Halewitz hin und zählte die Stunden.

Die alte Minna, die sie schon gestern in Leos nächtliches Kommen eingeweiht hatte, half dabei, wenn sie ab und zu diskret durchs Zimmer huschte. „Jetzt sind's bloß noch achte, gnädiges Frauchen." Und bald darauf: „Jetzt sind's bloß noch siebeneinhalb."

Und so wurde die Frist immer kürzer.

Mit der sinkenden Dämmerung fand ein leichtes Schneegeriesel sich ein, welches das fahle Grau der Ebenen mit neuem weißem Licht bekleidete und die dunklen Wege rasch verschwinden ließ.

Selig lächelnd sang sie ein altes Lied gegen die Fensterscheiben von dem Liebsten, der durch Sturm und Regen, auf wankenden Wegen und schwindelndem Pfad ihr liebend genaht.

Dann weinte sie wieder ein wenig, des toten Kindes gedenkend, und sagte mit gefalteten Händen: „Sei froh,

mein Jungchen, daß du schon so bald den ewigen Frieden gefunden hast."

Dadurch wurde auch sie wieder froh. Und so vergingen die Stunden höchst angenehm in weichen Träumereien und ohne die eigentliche Qual der Erwartung.

Um fünf Uhr kam die Lampe.

Gegen acht Uhr wurde das Abendbrot aufgetragen.

Und um halb neun stürzte eines der Stubenmädchen in heller Erregung herein und meldete, der gnädige Herr sei soeben vorgefahren.

„Welcher gnädige Herr?" fragte Felicitas.

So ruhig war ihr Gemüt, daß sie nicht im mindesten verstand, um was es sich handelte. Die Magd mußte ihr die Kunde wiederholen, ehe sie sie faßte. — Alsdann hatte sie die Empfindung eines schweren ihr angethanen Unrechts. — Sie hätte sich am liebsten bei ihrem Gatten beklagen und ihn bitten mögen, rasch wieder umzukehren.

Erst allmählich kam sie zum Bewußtsein der Gefahr, in welcher sie schwebte.

In halber Erstarrung blieb sie vor dem Abendbrotstische sitzen und rollte ihre Serviette ein.

„Den Streich hat mir sicherlich Johanna gespielt," dachte sie, denn so sehr haßte sie ihre alte Freundin, daß sie instinktmäßig jedes Unheil, welches ihr widerfuhr, auf deren Machenschaft zurückführte.

Doch schon im nächsten Augenblick hatte sie sich von der Grundlosigkeit dieses Verdachtes überzeugt. Es gab eben keine Möglichkeit, daß Johanna von dem, was gerade für heute nacht sich vorbereitete, Mitwisserin geworden sein sollte.

Das Wiederbegegnen mit Ulrich bestärkte sie in ihrer Sicherheit.

Wohl hatte sie im ersten Momente die sorgende Unruhe erschreckt, mit der sein Auge auf ihr haftete, aber diese Unruhe verschwand, als er sie, von dem heitern Frieden un-

schuldsvollen Strohwitwentums umflossen, einsam bei den Resten ihrer Abendmahlzeit vorfand.

So weit hatte der Einfluß der alarmierenden Depesche wohl gereicht, daß er unangemeldet auf gemietetem Schlitten in Uhlenfelde eingetroffen war; wenn er aber jetzt auf Lizzies Frage hin den wahren Grund seines überraschenden Heimkommens verschwieg, so geschah es nicht mehr aus Mißtrauen, sondern einfach, weil er seiner Frau unnütze Angst ersparen wollte.

Johanna war ihm als Schwarzseherin von alters her bekannt, auch konnte ihre gut gemeinte Warnung auf irgend eine Wirtschaftssorge Bezug genommen haben.

Er beschloß, in nächster Morgenfrühe nach Halewitz zu fahren und heute nur Haus, Hof und Personal genauerer Musterung zu unterwerfen, als es in der Stunde seiner Heimkunft sonst Sitte gewesen war.

Er fühlte sich schlaff und herabgestimmt. Die zuthunliche Geschwätzigkeit seiner Frau that ihm weh. Und sobald er konnte, stand er vom Abendbrotstische auf, um seinen Inspektionsgang anzutreten.

Kaum war er zur Thür hinaus, als die alte Minna händeringend ankam.

„Ach, gnädiges Frauchen, gnädiges Frauchen," flüsterte sie, „nu werd' ich doch rasch nach Halewitz müssen. Sonst kann's ja ein furchtbares Unglück geben."

Felicitas überlegte.

Wenn Leo Ulrichs Heimkehr erfuhr, so lag die Möglichkeit nahe, daß er, schon um dem drohenden Begegnen auszuweichen, seinen Fluchtplan schleunigst wieder aufnehmen würde. Dann konnte sie als Witwe und als Braut zugleich hinter ihm her trauern bis an ihr Lebensende ... Andrerseits gab es, wenn sein Kommen mit der nötigen Vorsicht ins Werk gesetzt wurde, nicht einen Schatten von Gefahr. In Fichtkampen hatte ihn Minna oft unter tausendfach schwierigeren Verhältnissen zu ihr hereingeführt.

Ja, genauer betrachtet, brachte Ulrichs Hiersein noch einen unschätzbaren Vorteil mit sich ... Wenn der gute Leo von seinen bösen Mordgedanken durchaus nicht lassen wollte, so hatte sie nur nötig, ihm leise zu erzählen, wer heute angekommen war und dort jenseits des Toilettenzimmers im Bette lag, um ihn ganz fügsam und friedlich zu stimmen.

Dies gab den Ausschlag.

„Bleib nur hier, Minnachen,“ sagte sie. „Du kennst ja das Haus ganz genau, und wenn alles gut geht, schenk' ich dir wieder ein altes seidenes Kleid.“ — — —

Gegen zehn Uhr kehrte Ulrich von seinem Gange zurück.

Er erklärte, daß er reisemüde sei und auf sein Zimmer gehn wolle.

„Leg dich nur gleich zur Ruhe!“ ermahnte Felicitas. Er nickte und küßte ihr seiner Gewohnheit gemäß zum Gutenachtgruß Stirne und Hand.

„Du hast ja so heiße Backen,“ sagte er.

„Ich freu' mich, daß du da bist,“ erwiderte sie, zu Boden schauend.

Und sie log nicht.

„Diesmal wird nicht gespaßt,“ hatte Er gesagt, „Zahntropfen trinken wir keine.“

Sie leuchtete ihrem Manne die Treppe empor, schloß die Läden seines Zimmers und sah nach dem Thermometer, damit er's für die Nacht weder zu warm noch zu kalt habe. — Dann verabschiedete sie sich und ging noch einmal hinunter, Minna die letzten Weisungen zu geben.

Als sie eine halbe Stunde später ihr Schlafzimmer betrat, hörte sie Ulrich noch immer auf und nieder schreiten.

Das war fatal. Beim augenblicklichen Stande ihres Verhältnisses blieb zwar eine Ueberraschung aus ehelichen Gründen ausgeschlossen, aber wenn er sie vor den Spiegeln herumhantieren hörte, so konnte er leicht mit irgend einer Frage die Thüre öffnen und sie in dem seltsamen Aufzuge überraschen.

Darum begnügte sie sich vorläufig damit, das Haar griechisch zu knoten und einen leisen Pudernebel über das Antlitz gleiten zu lassen. Das Kleid legte sie im Toilettenzimmer bereit.

Die Uhr schlug elf. — Noch eine Stunde!

Was thun, um sie zu töten?

Sie setzte sich vor den Schreibtisch und begann mit zitternden Händen alte Papiere hervorzukramen.

Da kam ihr ein glücklicher Gedanke:

Mit dieser Stunde sollte ein neues Dasein für sie beginnen, ein Dasein voll blühender Freuden und nie verwelkender Jugend, ein Frühlingsrausch, ein Sommernachtstraum und ein heimlich-seliges Lachen. — Darum mußte alles ausgelöscht und weggebrannt werden, was sie an die beschämenden Jahre des qualvollen Darbens erinnerte. — Nichts sollte mehr sein, nichts außer ihm, den sie sich endlich — und Gott wußte, mit welchen Opfern! — zurückerobert hatte.

Einen Brief nach dem andern zerriß sie in kleine Fetzen. Da waren verkappte Liebeserklärungen aller Art von dem sentimentalen Gefasel des jungen Neuhaus bis zu den lüsternen Scherzen des alten Stolt.

Sie lachte leichtsinnig, als sie das las.

„Aber wär' er nicht heimgekommen," dachte sie, „einen oder den andern hätt' ich schließlich doch wohl erhören müssen."

Dann fiel ihr das Päckchen mit den Briefen ihres toten Knaben in die Hand.

Ein Frösteln überlief sie.

Aber sie wollte nicht traurig sein. Sie wollte nicht. Es hatte ja seinen Frieden jetzt, das liebe Paulchen!

Als sie sich anschickte, auch diese Briefe zu vernichten, stockte ihre Hand. Aber es mußte ja sein. Dies war nötiger als alles andre.

Sie küßte das Päckchen und zerriß langsam den ersten, dann den zweiten Bogen —

Da schlug die Uhr halb zwölf.

Sie sprang in die Höhe und lauschte schwer atmend in den dunkeln Ankleideraum hinein.

Noch immer hallte von drüben Ulrichs müder Gang. — Tapp — tapp ... tapp — tapp ... Immer auf und nieder — auf und nieder.

Die Minuten flogen ... Dort lag, ihrer harrend, noch immer das griechische Kleid.

Ob sie jetzt wagen durfte, es anzulegen?

Sie lauerte ... sie lauschte ...

Für eine Umkehr war's zu spät.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Und so geschah's, daß um die Mitternachtsstunde Leo Sellenthin das Schlafzimmer von Ulrich Kletzingks Gattin betrat, sie zu gemeinsamem Sterben abzuholen.

Als hinter ihrem Rücken die Thür sich in den Haspen drehte, sprang sie, zusammenfahrend, von ihrem Posten zurück und schob mit leisem Ruck den Riegel vor. —

Dann erst wagte sie, sich umzuwenden.

Ihre erste Empfindung, als sie ihn an der Thüre stehen sah, war ein nagender Schmerz darüber, daß sie sich ihm in der erhofften Liebesstunde schwarz wie eine Nachteule präsentieren mußte. — Und dieser Schmerz der wunden Eitelkeit ließ selbst den Gedanken an den drohenden Tod nicht in ihr aufkommen.

Er trug einen langen Reitermantel, der seine Arme ganz bedeckte, und war über und über mit Schnee bestäubt.

„Hu!" sagte sie, „schneit es denn draußen noch?" Dann wischte sie ihm mit dem schwarzgeränderten Taschentuch den Schnauzbart, in welchem dicke Tropfen klebten, und nannte ihn „armer Liebling", weil er so naß war.

Er rührte sich nicht, selbst die Pelzmütze nahm er nicht vom Kopfe.

„Du stehst ja wie ein Stock," sagte sie, „warum legst du nicht ab?"

Und da er in seiner Erstarrung verharrte, hakte sie ihm den Kragen los und ließ den Mantel über seine Schultern hinab zur Erde gleiten.

Dabei war es ihr, als hörte sie, wie aus den Falten heraus irgend etwas hart gegen die Wandleiste schlug.

„Was war das?“ fragte sie erschrocken.

„Nichts,“ brummte er und stieß wie in einem Ansatz zum Lachen die Luft durch die Zähne.

Ihr lief ein Kältegefühl über den Leib.

„Wie gut, daß Ulrich da ist,“ dachte sie.

Wäre sie mit ihm allein gewesen, so hätte sie jetzt Angst bekommen.

Dann umschlang sie mit beiden Armen seinen Leib und drückte ihren Kopf fest gegen seine Brust.

So stand sie eine Weile. „Jetzt hab' ich dich, jetzt hab' ich dich!“ flüsterte sie.

„Du mußt aber ganz leise reden,“ fuhr sie warnend fort, „denn daneben schläft jetzt jemand.“

Er nickte.

„Bist du auch gut raufgekommen?“ fragte sie.

Er nickte wieder.

„Und hast du mich lieb?“

Sie sah, wie sein Blick erlosch, sie fühlte, wie ein Zittern durch seinen Körper ging ... Hochaufatmend preßte sie seine Hände gegen ihr Herz.

„Jetzt ist es Zeit,“ dachte sie.

Ob jener drüben schlief oder nicht — gleichviel!

Sie nahm eine Streichholzschachtel vom Nachttisch und sagte lächelnd: „Wart ein wenig, Liebster, ich habe noch zu thun.“

Damit verschwand sie, den Drücker hinter sich leise ins Schloß ziehend.

Leo stand noch immer an der Thür.

„Da wär' ich also an meinem Ziele!“ dachte er.

Dann ließ er einen Blick voll dumpfer Neugier durch das Zimmer irren.

An der Decke brannte die Ampel, von seidenen Pompons locker umgeben.

In Fichtkampen war sie blau gewesen. Hier war sie rot.

Diese Thatsache stellte er fest. — Mehr zu denken war er nicht im stande ...

„Wäre sie nur erst wieder hier!“ dachte er, „damit ich nicht so stumpf und elend dazustehen brauchte.“

Dann erinnerte er sich des verheißungsvollen Lächelns, mit dem sie vorhin von ihm Abschied genommen hatte. — Ein heißes Angstgefühl beschlich ihn, gemischt mit einer seltsam zagen, schlaff machenden Hoffnung, der er einen Namen nicht zu geben wagte. Ihm war, als zerbräche sie ihm die Glieder, als söge sie ihm das Mark aus dem Leibe.

„Was will ich hier eigentlich?“ stammelte er, mit wirren Augen um sich schauend, „was hab' ich hier zu suchen?“

Fünf — zehn Minuten vergingen — und sie kam nicht wieder.

Er starrte die Thür an, hinter der sie verschwunden war.

Irgend etwas plante sie, das war sicher.

Was es auch sein mochte, sie hatte leichtes Spiel mit ihm.

Müde war er. — —

Er schleppte sich zu dem Stuhle hin, auf dem sie vorhin gesessen hatte, stützte den Kopf in beide Hände und brütete auf die Papiere nieder, welche, wirr durcheinander geworfen, die Platte des Schreibtisches bedeckten. — — —

„Meine gelibte Mama!

Die meisten Jungs reisen bald zu hause. Der Erich Froben bleibt hier weil der keine Mama hat und der Fritz Lawsky hat bloß einen vor Mund und der If der ist aus west Indien und ist gelb wie ein schweizer Käse. Die andern Jungs reisen alle zu Hause. — Warum darf ich nicht zu hause reisen? Einige haben noch weiter und reisen doch zu Hause. Ach, ich möchte gern zu hause reisen. Ich weine jeden Morgen und jeden Abend daß ich nicht zu hause reisen darf.“

So weit hatte er gelesen, gedankenlos, wie er irgend eine Zeitungsannonce verfolgt haben würde, weil sie gerade dalag, da kam ihm plötzlich zum Bewußtsein, was er las.

Er packte das Blatt mit beiden Händen und drehte es um und um. — Ein leiser Laut, der wie ein Winseln klang, kam aus seiner Kehle. Und mit stieren Augen las er weiter:

Von der Bescheerung unter dem Tannenbaum . . . und der Schulglocke, die geläutet wird, wenn die große Stunde geschlagen hat . . . und was Jf, der Westindier, für sich erhoffte.

Keinen der kindlichen Wünsche überlas er, von den Zinnsoldaten bis zu dem heimlichen Taschentintenfaß und dem Konfekte.

Es gab ihm ein Wonnegefühl, sich mit jedem ein neues Schwert in die Brust zu bohren.

Jhm war, als hörte er aus Nacht und Ferne eine Kinderstimme klagen: „Onkel Leo! Onkel Leo!"

Er sprang auf.

Sein Entschluß war gefaßt.

Er hob seinen Mantel vom Boden, warf ihn über die Schultern und tastete prüfend nach dem Doppellaufe, der, kommender Dinge still gewärtig, in seiner Brusttasche ruhte.

Er wartete — seinem Glauben nach gewappnet und gefeit.

Und endlich begann die Thür sich lautlos zu regen.

Jn der dunklen Oeffnung, von dem Lichte der Ampel mit glutroter Dämmerung übergossen, stand leuchtend eine halbnackte Gestalt. Die weichgerundeten Arme, die sich sehnsüchtig über dem Haupte verschränkten, hoben und strafften die überreichen Brüste. Von den vollreifen Schultern herab floß das weiße Gewand in großen, ungebrochenen Linien auf die rosigen Füße nieder.

Wie eine Liebesgöttin stand sie da, nur in dem runden, niedlichen Gesichte mit dem feinen Näschen und dem lüsternen Munde war nichts Göttliches zu finden.

Er sah sie an. — Da hatte er sie, die lächelnde, schmeichelnde, nichts Böses wollende Sünde, sie, der er verfallen gewesen von Anbeginn, und die über Leichen hinweg harmlos und wehmütig ihre vergnüglichen Wege ging.

Angst und Grauen schüttelten ihn.

Darum also — darum!

Sie ihrerseits hatte erwartet, er würde mit einem Aufschrei des Entzückens auf sie losstürzen, und da Ulrich noch immer nicht schlief, so machte sie warnend: „Pscht!"

Dann ließ sie mit erfahrener Vorsicht die Thür geräuschlos ins Schloß zurückfallen.

Er rührte sich noch immer nicht, und da sie seine Erstarrung mißverstand und seinem Mute aufhelfen wollte, glitt sie lächelnd auf ihn zu und flüsterte, sich an ihn schmiegend, halb schelmisch und halb demütig:

„Da — da hast du dein Eigentum."

Ihre nackten Arme umschlangen ihn.

Doch mit scheuer Kraft schob er sie von sich.

„Hör zu, Felicitas!" sagte er, nach Atem ringend, „ich hab' eben den Brief deines Jungen gelesen. Nach Liebe ist mir nicht zu Mut ... Und mitnehmen kann ich dich auch nicht. Das wär' mir jetzt wie ein Mord ... Stirb, wo und wie du willst! Und verzeih mir ... Ich ... muß jetzt gehn."

Wohl war sie bei Nennung des Briefes betroffen zusammengefahren, doch von neuem lächelnd drängte sie sich an ihn.

„Aber Liebster," flüsterte sie, „laß doch die dummen Gedanken."

„Welche dummen Gedanken?"

„Nun, an Tod und an Sterben!"

„Wa—as?"

„Sieh mal," flüsterte sie, seine Wangen streichelnd in leuchtender Siegeszuversicht, „warum sollten wir nun noch sterben wollen? ... Das wäre doch der reine Unsinn! ...

Jetzt, da wir uns wiederhaben! ... Jetzt, denk' ich, wollen wir erst zu leben anfangen."

Er starrte ihr in die Augen.

So ganz und gar sah er zwei Sterbende in sich und ihr, daß er die Entwürdigung nicht faßte, die ihm soeben von ihren Lippen zugemutet worden.

Und als er begriffen hatte, erfaßte ihn jählings eine blinde, blutige Wut ... Vor seine Augen legte sich der rote Dunst ... „Mach ein Ende!" schrie es in ihm.

„Du bist doch ein miserables Frauenzimmer," sagte er und griff in die Brusttasche hinein.

Sie sah seine Bewegung, sie sah die blauen Läufe sich entgegenblinken — und schrie in Todesangst hell auf:

„Hilfe!"

Noch ehe er einen der Hähne zu spannen vermocht hatte, war sie in das Ankleidezimmer geflüchtet.

Von dort her kam gellend ihr Schreien:

„Hilfe — Mörder — Hilfe!"

„Bestie!" murmelte er und ließ die Waffe auf die Tischplatte sinken.

Für einen Augenblick unschlüssig, ob er fliehen oder sich ergreifen lassen sollte, stand er da.

Er erhob das Auge.

In der dunklen Thür, langgereckt wie ein Gespenst, stand — Ulrich. Zu seinen Füßen wand sich das Weib.

Leo fühlte keinen Schreck, kaum ein Erstaunen. „Jetzt weiß er's," dachte er. Und eine Art von kalter Neugier faßte ihn, wie er es aufnehmen würde.

„Rede!" sagte Ulrich mit einer Stimme, die ihm fremd war, „wie kommst du hierher?"

Er schien zu wachsen und zu wachsen.

„Rede doch!" sprach die fremde Stimme zum zweitenmal.

„Er hat mich morden wollen," schluchzte Felicitas, die in ihrer Nacktheit zusammengekauert vor ihm kniete. „Weil —

ich — ihm nicht — zu Willen gewesen bin — darum hat er mich — morden wollen!"

In Leos Fäusten zuckte es. Er machte einen Schritt vorwärts — ihm war, als müßte er sie erwürgen, ehe sie weiter sprach. Aber Ulrichs Auge lähmte ihn.

„Hör nicht auf sie!" stammelte er. „Hier bin ich! ... Schieß mich doch nieder!"

Die Gestalt drüben kam ins Wanken ... Eine lange, knochige Hand streckte sich aus und griff klammernd am Thürpfosten entlang.

„Ob er es übersteht?" fragte sich Leo, sprungbereit, um ihn im Fallen aufzufangen.

Aber Ulrich raffte sich wieder zusammen.

„Nicht hier!" sagte er, „wir werden uns treffen, sobald es Tag ist."

„Gut ... Wo?"

„Auf der Freundschaftsinsel, Leo."

„Gut ... auf der Freundschaftsinsel."

Er wandte sich zur Thür.

Draußen im Dunkel wartete die alte Minna.

„Kommen Sie man rasch!" hörte er sie sagen, „unten wachen ja schon die Leute."

XXXIX.

Ein mattes Schneelicht brach durch die Fenster.

Leo sprang vom Bett empor, auf dem er in Kleidern vier Stunden lang wie ein Toter geschlafen hatte.

Er löschte die Lampe, die auf dem Tische räuchernd noch brannte. — Nun war es fast wieder Nacht geworden.

Die Uhr zeigte ein Viertel nach sieben.

„Um acht wird's Tag sein," dachte er, „wenn ich dann geh', so komm' ich früh genug."

Langsam, wie man beim Erwachen wilde Träume sich zurückruft, besann er sich auf die Vorgänge dieser Nacht ... Warum hatte sie ihn an der Gartenpforte nicht zurückgehen heißen, wenn Ulrich wieder im Hause war? — Für einen Augenblick kam ihm der tolle Argwohn, er sei von ihr in eine Falle gelockt worden, doch verwarf er ihn wieder.

Noch war er nicht ganz zu klarem Bewußtsein gekommen. — Seine Stirn schmerzte — seine Augen brannten — ein wirres Zeug von Bildern und Gedanken schoß ihm durch den Kopf — da plötzlich tauchte wie ein erlösendes Licht die Erkenntnis wieder in ihm auf:

„Jetzt weiß er's!"

Jetzt weiß er's ... Jetzt weiß er's ... Das Lügen und Heucheln und Bemänteln — die schielende Angst, das entnervende Verlangen, — der ganze Verwesungsprozeß seines inneren Menschen, jetzt hatte er ein Ende erreicht.

Noch einmal durfte die erstickende Brust einen tiefen, gesunden Atemzug thun.

Er stieß das Fenster auf und sog inbrünstig die kühle, lungenfüllende Schneeluft ein, die einen Duft von Frischgewaschenheit erquickend mit sich trug.

So ruhig und so reinlich war ihm zu Mute, als hätte er sich Leib und Seele in diesem weißen Schnee entsündigt und geweiht.

In dichten Strähnen steuerten die Flocken zur Erde nieder. Es war ein Hasten und ein Kämpfen unter ihnen, als müßte jede vor der andern den Boden erreichen.

Sie hüllten den Hof in undurchsichtige Wolken — nur hie und da schaute dunkel ein Giebel oder ein Stallfenster in die lautlose Flockenschlacht hinein.

Schon einmal hatte er Abschied genommen von seinem Eigen, hatte in Wut und Hohn das, was ihm von den Vätern überkommen war, dem Untergange preisgegeben.

Heute sah er in ruhiger Entsagung dahinschwinden, woran sein Herz so lange gehangen hatte.

Eine große Gleichgültigkeit war über ihn gekommen gegen alles, was geschehen war und noch geschehen würde.

Selbst das Leid, das er Ulrich angethan hatte, berührte ihn jetzt kaum.

Er wird sich von ihm totschießen lassen — damit basta.

Aber wenn er fehlte? Wenn die Hand ihm zitterte? Sie wird nicht, sie darf nicht — ein Ueberleben dieses Tages war undenkbar.

Schweigend wird er die sühnende Kugel empfangen, schweigend und dankbar dafür, eines ehrlichen Todes sterben zu dürfen.

Er holte den Kasten mit den beiden Duellpistolen hervor, prüfte die Oelung der Schlösser und äugte in die Mündungen hinein. Auf dem Kolben der einen fand sich, mit einer Messerspitze eingeritzt, ein kleines Kreuz. Das war ein altes Merkzeichen, vor Jahren gemacht, um die Pistole,

mit der er Rhaden getötet hatte, von der andern zu unterscheiden.

Dann füllte er neues Pulver in das Horn und schüttete sich den Kugelvorrat in die hohle Hand.

„Welche ist für mich?" fragte er und strich liebkosend mit der Rechten über die bleiernen Körner.

Langsam wich die Dämmerung.

Noch eines stand bevor, was schwerer werden mußte, als es gestern gewesen war: der stumme Abschied von den Seinen. — Gestern hatte er sich zum Hause hinausgestohlen, wie ein entkommener Dieb, heute wurde er das Verlangen nicht los, die Mutter möchte ihm noch einmal vor dem Scheiden einen Kuß auf die Stirne drücken.

Doch sie schlief noch. Als er an ihrer Thür vorüberschritt, strich er leise mit der Hand über die Klinke. Das war nun das ganze Lebewohl.

Hertha blieb die einzige, die ihm noch begegnete.

Als er ins Speisezimmer ging, um einen Schluck Warmes zu sich zu nehmen, fand er sie am Kaffeetische stehen. Sie trug eine weiße Latzenschürze über dem dunklen Hauskleide, und das Lampenlicht, das mit dem Tage kämpfte, glänzte auf ihrem glattgekämmten Scheitel.

Bei seinem Morgengruße schrak sie zusammen, denn es hatte sich schon lange nicht mehr ereignet, daß er zum Frühstück gekommen war.

„Schon auf, Hertha?" fragte er.

„Ja gewiß," stotterte sie, „ich geh' ja jetzt wieder zum Melken."

Und dann — als hätte sie zu viel gesagt — drückte sie ängstlich die Ellenbogen an den Leib und warf suchende Blicke von einer Tischecke zur andern.

„Sieh mal, das ist brav," sagte er; „schenkst du mir auch eine Tasse Kaffee?"

„Das Wasser wird gleich kochen," gab sie zur Antwort und machte sich an der Spiritusflamme zu schaffen.

Er setzte sich ihr gegenüber und sah sie an.

„Da sitzt meine Hausfrau!“ dachte er und hielt ein stilles Begräbnis.

Seine Jugend, sein Hoffen, seine Glücksträume und heimlichen Wünsche nach Weib und Kind und engumgrenztem Behagen, alles, was gut und weich in ihm gewesen war, trug er zu Grabe in diesem Augenblick — da er merkte, daß es in seiner Brust noch lebte.

Sie brühte den Kaffee auf, und der porzellanene Filter zitterte in ihrer Hand. Dann reichte sie ihm die dampfende Tasse hin.

Er trank, und sie wollte hinausgehen.

„Bleib hier, mein Kind,“ rief er, begierig, die spärlichen Minuten auszukosten, „bleib bei mir!“

Erschrocken hielt sie an, stand einen Augenblick unschlüssig da und setzte sich dann schweigend auf ihren Platz zurück.

Er redete nicht mehr zu ihr, und sie, um irgend etwas zu thun zu haben, strich Butterbrote.

Da schlug die Glocke acht Uhr.

Er sprang in die Höhe. „Vorwärts — alter Junge — vorwärts!“

An der Thür machte er Halt und sah sich um.

Sie saß ihm abgewandt, hielt den Kopf lauschend zur Seite geneigt und ließ die fleißigen Hände langsam sinken.

Da übermannte ihn die Abschiedsstimmung.

Er kehrte um, legte von hinten her die Hand auf ihre Stirn und bog ihr den Kopf mit einem sanften Druck nach hinten über.

Er sah ihre Wangen sich verfärben, sah zwei leuchtende Reihen Zähne unter den weiß gewordenen Lippen hervorschauen und sah in das angstvoll fragende Augenpaar.

„Mein liebes Kind!“ sagte er, „mein liebes, liebes Kind!“

Ihre Augen umflorten sich, aus der Tiefe ihrer Brust kam ein kurzes, keuchendes Schlucken.

„Sieh mal Kind!“ fuhr er fort, „du hast mir viel Liebes angethan ... und noch mehr hast du mir anthun wollen ... und zum Dank bin ich schlecht und roh zu dir gewesen ... Verzeih es mir! Ich möcht's gerne gut machen ... aber was nicht geht, geht nicht ... Und bleib bei der Mutter! ... Du bist ja die einzige, die den Kopf oben behält.“

Dann drückte er den Mund leise auf ihre erstarrenden Lippen und rannte hinaus. — — —

Auf dem Felde sanken die Flocken in weißen, dichten Schleiern senkrecht zur Erde. — Kein Lüftchen regte sich, kein Laut kam aus der Weite.

Die Bäume verschwammen schon auf wenige Fuß hin in dem schweigsamen Geriesel. Es war, als steckten sie in weißen Säcken, so ganz umhüllte sie der flockige Schaum.

Auf dem Boden lag der neue Schnee, wühlte sich bei jedem Schritte an seinen Stiefeln empor und stäubte in lockeren Wölkchen vor ihm her.

Weg und Steg waren verschwunden. Nur mühsam konnten die Füße sich weiter tasten.

Ihm wurde warm unter dem dicken Mantel, auch der Waffenkasten belästigte ihn. Er machte den Mund auf und schlürfte die fliegenden Krystalle, soweit er sie erreichen konnte, in sich hinein, denn seine Kehle brannte.

Dann nahm er die Mütze ab, um seinen Kopf den kühlenden Flocken preiszugeben. — Das that wohl.

„Ob er schon da sein wird?“ fragte er sich und erschrak dabei, denn wohl hatte er ans Sterben, doch an das Wiedersehen noch nicht gedacht.

Heiß überlief es ihn.

„Mein Gott, wie wird das bloß werden?“ stammelte er.

Sie mußten doch reden mit einander — lauernd aus dem Hinterhalte wie zwei Indianer konnten sie unmöglich über einander herfallen.

Und plötzlich wie ein Blitzschlag kam ihm der Gedanke:

„Wie, wenn du ihm zu schlecht bist? Wenn er sich gar nicht mit dir schießt?“

Ratlos hielt er inne ... die Scham lähmte ihn fast.

Doch dann gab er sich einen Ruck und rannte, so rasch er konnte, durch das knickende Röhricht und über das dröhnende Eis der Stätte zu, wo alles zu seinem Ende kommen sollte.

In der kleinen Buchtung, von wo allein das Eiland zu betreten war, fand er Fußspuren, die noch ganz frisch sein mußten, obwohl der Schnee sie zur Hälfte schon wieder gefüllt hatte.

Das erste Lebenszeichen des wartenden Freundes trieb ihm den Herzschlag zur Kehle empor. —

Er stürmte weiter bergan, den Fußstapfen nach, die sich unfern der Lichtung im dichter werdenden Gestöber verloren.

Die Angst vor dem nächsten Augenblicke machte ihn schwindelig. Der Tod war ein Kinderspiel gegen die Minuten, die jetzt kommen mußten ... Tief atmend lehnte er sich gegen einen Stamm ... Ihm war, als sänke statt der Flocken ein Regen von roten und blauen Flammen rings um ihn her zur Erde.

Und dann schüttelte er zum letztenmal die Feigheit von sich und trat auf den freien Platz hinaus, dem Freunde die Stirn zu bieten.

Doch der war nirgends zu entdecken.

Ein weißes, lautloses Geriesel überall ... die dunkle Innenwand des Tempels der einzige Schatten in dem alles bleichenden, milchigen Licht ... von einer Menschengestalt im weiten Umkreis keine Spur.

Er schritt die Lichtung ab, strich mit einem Seitenblick rasch an den Dioskuren vorüber, spähte in das Dickicht hinein und warf einen Blick die Hinterseite des Tempels entlang. —

Und endlich fand er ihn.

Zuerst stieß sein Fuß gegen einen Kasten, der dem seinigen ähnelte. Alsdann entdeckte er, dicht vor dem Opfersteine

ausgestreckt, die Umrisse einer Menschengestalt — von einer Schneedecke schon überzogen.

Mit einem Aufschrei stürzte er drauf los — riß den Oberkörper in die Höhe und schüttelte den Schnee vom Gesichte.

Das glich dem eines Toten. Die Augen waren geschlossen, die Lippen ohne Farbe — und eine Leichenkälte strömte von der Haut in Leos wischende, streichelnde Hände hinüber.

Halb von Sinnen vor Angst, drückte er sein Ohr lauschend gegen die reglose Brust. Ein leises, unregelmäßiges Zucken verkündete ihm, daß in dem Körper noch Leben saß.

Und als so der erste Schrecken überwunden war, kam mit der Gewalt eines Sturmes eine allmächtige, allerlösende Zärtlichkeit über ihn, welche Sünde und Groll und Selbstverachtung und Todesverlangen aus den Wurzeln hob und mit sich fortwirbelte, als wären sie nie gewesen. Das ganze Glück des alten Vollbesitzes brach in diesem Augenblicke siegend wieder hervor . . . Sorgen — dienen — leben für des Freundes Leben, — lachen, damit er wieder lachen lerne, — zu seinen Füßen liegen, wie ein Hund, das war es, was er wollte, was mit neuer Kraft seine Glieder spannte und mit neuer Hoffnung seine Seele weitete.

Jetzt wenigstens, solang er sich nicht wehren konnte, solang er leblos in seinen Armen hing, jetzt wenigstens hatte er ihn, durfte ihn wärmen und pflegen und ihm den Kopf rubbeln wie in alter Zeit.

Auf seinen Armen trug er den Körper zum Freundschaftstempel, breitete seinen Mantel als Lager für ihn aus und schlug ihm die Zipfel als Decke über der Brust zusammen. Und da er sah, daß der Mantel nicht ausreichte, um den langen Körper einzuhüllen, riß er sich auch den Rock vom Leibe und wickelte die Füße darein.

Dann setzte er sich auf den Tempelstufen nieder, und

als er den Kopf in seinem Schoße gebettet hatte, begann er mit den Fingerspitzen Stirn und Schädel sacht zu reiben, wie er es seit der Kindheit an ihm geübt hatte, und wie es auf der Welt nur er verstand.

Aber die Ohnmacht dauerte fort. — Von Zeit zu Zeit lief durch den Körper ein Schütteln, das wie ein Frostschauer aussah ...

„Wenn er warm sein wird, wird er auch zur Besinnung kommen," dachte Leo und wickelte ihm den Mantel fester über Leib und Beinen zusammen.

Die Flocken sanken in eintöniger Hast lückenlos und ohne Pause zur Erde nieder ... Kein Plätzchen verschonten sie. Auch das schmale Tempeldach schützte nicht vor ihnen ... Sie kühlten nicht mehr und thaten nicht wohl, sie stachen und brannten auf der Haut ... Und immer neue kamen ... Auf den dünnen Hemdärmeln saßen sie dicht in zerschmelzenden Sternchen und bildeten kleine, dunkle Wasserlachen um sich herum.

Ihn begann zu frieren. Aber er achtete dessen nicht.

Seine Seele gehörte dem Wiedererwachen, das auf Ulrichs Angesicht ein Zeichen nach dem andern voraufschickte.

Und endlich schlug er die Augen auf.

Zuerst ging sein Blick leer in die Weite, dann irrte er an den weißen Aermeln entlang, die sich dicht neben ihm bauschten und blieb endlich auf dem Gesichte haften, das sich in Angst tief zu ihm niederneigte.

Seine Züge spannten sich in tödlichem Entsetzen. Durch seinen Körper ging ein Ruck. Er machte einen krampfhaften Versuch, sich auf die Beine zu heben, aber zusammenknickend sank er wieder zusammen. Nur seine Brust arbeitete, und seine Hände suchten tastend nach einer Stütze.

Leo fühlte seinen Atem stocken. Der große Augenblick war gekommen.

„Erbarm dich," stammelte er, ohne daß er es wagte, ihm zu wehren. „Ich thu' dir ja nichts ... Bleib bloß

liegen ... Ich will dir alles sagen ... Aber bleib liegen ... Nachher, wenn du wieder Kraft hast, kannst du mich niederschießen ... Aber solang es dir schlecht geht, hab Erbarmen ... Bleib liegen ..."

Die Bewegungen Ulrichs beruhigten sich. — Ein Schweigen entstand. — —

„Leo!"

Gierig fing Leo den Namen auf, der wie ein Hauch aus seinem Munde kam.

„Was, mein Alter, was?"

„Leo, warum hast du deinen Rock nicht an?"

„Ach, frag nicht nach meinem Rock!"

„Leo, wenn du mir jetzt ... Leo, warum hast du —?"

„Frag nicht, Menschenkind, frag jetzt nichts! Ich werd' dir ja alles sagen, aber jetzt nicht. Jetzt mußt du erst still liegen, bis ich Hilfe herbring'."

„Nein, nein ... für alle Fälle ... es wird besser sein, — du sagst mir ... gleich ... was du zu sagen hast."

„Fühlst du denn, daß du bei Sinnen bist?"

„Ja, ich glaub', ich bin ganz bei Sinnen."

„Und wirst alles verstehen, was ich dir sag'?"

„Ich denk' — ich werd' alles verstehen!"

„Ich hab' ja nicht reden wollen, Ulrich ... Weil ich's doch für umsonst hielt ... Weil ich gedacht hab', du wirst ihr glauben und nicht mir ... Und weil ich — weil ich — sie auch hab' ... schonen wollen ... Aber glaub mir, oder glaub mir nicht ... mag sie zu Grunde gehen oder nicht ... jetzt werd' ich reden ... Und weißbrennen werd' ich mich nicht ... da sei du sicher."

Und dann beichtete er alles, von jener großen Lüge an, welche die Wurzel alles Unheils geworden war ... Nichts verschwieg er, nichts beschönigte er in den kurzen Worten, die die Not des Augenblicks ihm gönnte ... Ihm war, als ob seine Brust sich öffnete, als ob seine Seele sich auskehrte und Blut und Geifer in Strömen von sich gab.

Regungslos und schweigend, die Augen zur Tempeldecke emporgewandt, hörte Ulrich ihm zu.

Dann schienen seine Sinne sich wieder zu verwirren. Er sprach allerhand halbe Worte vor sich hin, die Augen wollten ihm zufallen. — Doch den Beschluß des gemeinsamen Todes verstand er noch.

Und verstand auch dessen tiefsten Sinn. Denn mit einem matten, wehen Lächeln murmelte er:

„Armer Junge!“

Von nun an schwieg er. Mit fieberigen Backen und trockenem Munde lag er da und ließ die leeren Blicke unter herabgezogenen Lidern auf der Brust umherirren.

Kein Zeichen der Verzeihung war Leo zu teil geworden, als jene zwei Worte: „Armer Junge!“

Daran klammerte er sich — jetzt und später noch in mancher angstvollen Stunde, bis er Gewißheit hatte, welches Schicksal ihm beschieden war ......

Immer noch sanken die Flocken ruhig und unbarmherzig auf ihn und die Erde herab.

Es war ein grausamer Friede in diesem endlos müden Niederfall — ein ewiges Zur-Ruhe-gehen — ein schweigendes Begräbnis zahlloser Geschlechter.

Ihn fror ... Sein Hemd war durchnäßt ... Ein taubes Gefühl kroch in den erstarrenden Armen empor. —

Wohin mit dem Kranken?

Zwar Uhlenfelde war nahe, doch mit Grauen wies er den Gedanken zurück, ihn den Händen des Weibes auszuliefern.

Er hatte ihn — und er behielt ihn ... ihr und ihm und aller Welt zum Trotze.

Ein heißer Quellstrom neuer Energie flutete durch seine Glieder. — Er lehnte den Kopf des Bewußtlosen sacht gegen den Sockel und sprang auf seine Füße.

Und als er sich umsah in dem gestaltlosen All voll

weißen, tropfenden, stäubenden Lichtes, kam jählings die Erkenntnis über ihn:

„Du lebst . . . du darfst leben.“

Er faßte mit beiden Händen nach der Stirne und taumelte um den Liegenden herum und wollte nicht glauben.

Das Glück schmerzte.

Und dann rannte er auf und davon, aus Halewitz Hilfe zu holen. —

XL.

Es folgten schwere Zeiten.

Ein typhöses Fieber, dessen Keime Ulrich wahrscheinlich schon vom Krankenbette seines Stiefsohnes her mit sich herumgeschleppt hatte, war in den Erregungen jener Nacht zum Durchbruch gekommen.

In Leos Arbeitszimmer lag er nun zwischen Leben und Tod.

In den ersten Stunden nach der Ueberführung hatte Leo gefürchtet, daß Felicitas dreist genug sein würde, ihm seinen Kranken streitig zu machen.

Er war entschlossen gewesen, bis über die Grenzen der Gesetzlichkeit hinaus mit ihr zu kämpfen.

Doch seine Sorge erwies sich als überflüssig.

Der Bote, den er nach Uhlenfelde geschickt hatte, brachte die Nachricht zurück, daß die gnädige Frau in der Morgenfrühe mit zwei Koffern zur Bahn gefahren sei. Eine Adresse habe sie nicht hinterlassen.

Im Gefühl des Erlöstseins kniete er vor dem Krankenbette nieder, um in des Freundes magere, heiße Hand hinein die tausend Schwüre abzulegen, die er nicht mit Namen nennen konnte und die alle nur den einen Sinn hatten: „Sieh, ich bin wieder der Alte — und will es bleiben.“

Leben für ihn — sterben mit ihm, das war fortan sein einziger Zukunftsplan.

Er wich nicht mehr von Ulrichs Bette.

Seine Nachtruhe hielt er auf der Erde zu dessen Füßen und half mit Cognac und Champagner nach, wenn seine schlafbedürftige Natur sich den Strapazen der Pflege nicht länger fügen wollte.

So sehr entmutigt und verängstigt war er durch die Erlebnisse der letzten Monate, so ganz hatte die kaum erwachte Glückszuversicht ihn wieder verlassen, daß ihm die Genesung noch als ein Märchen erschien, als Senftleben sie schon in nahe Aussicht stellte.

Neues Unheil fand sich ein.

Eines Abends erschien Johanna vor der Thür des Krankenzimmers und erklärte, die Zeit sei gekommen, sie müsse zu Ulrich, — Gott habe ihr befohlen, mit ihm zu reden, ehe er stürbe.

Umsonst waren Leos Versicherungen, daß der Kranke sie nicht hören könne; und als er, zum Aeußersten getrieben, sie mit Gewalt aus dem Korridor entfernen wollte, fing sie zu toben an.

Am nächsten Morgen verlangte sie selbst, in eine Anstalt geschafft zu werden. Und so geschah's. —

In dieser Prüfungszeit, in der selbst die alte Großmama ihre Spannkraft ganz verloren hatte und weinend von einer Thür zur andern lief, erwies sich Hertha als eine nimmermüde Helferin und Gehilfin. Sie sorgte dafür, daß alles in der Wirtschaft die gewohnten Wege ging, sie vermittelte die Befehle des Herrn an seine Beamten, selbst nach dem verwaisten Uhlenfelde hin erstreckte sich ihre emsige Hand.

Zwischen ihr und Leo hatte ein stillschweigendes Verstehen sich herausgebildet, das von jedermann als eine natürliche Zusammengehörigkeit empfunden wurde. Wenn er ihren klugen Blick fragend an sich hängen sah, dachte er oft: „Die hat mitgelitten — drum wird sie auch vergeben können."

Erst die Genesung! Das übrige mußte sich finden.

* *
*

Und die Genesung kam.

Um die Mitte des Februar erwachte Ulrich zu neuer Besinnung. Doch blieb er noch wochenlang zu schwach, um eine geordnete Gedankenreihe festhalten zu können. Er hatte einen Teil seines Gedächtnisses verloren und ließ sich willenlos und dankbar hätscheln wie ein Kind.

Mit der wiederkehrenden Geisteskraft fand eine gewisse Unruhe sich ein, die erst einen rein physischen Charakter trug, sich aber alsbald auf seelische Zerklüftungen zurückführen ließ. Er schien fragen, forschen zu wollen, wagte es aber nicht, und versank dann in ein mutloses, stummes, fahriges Grübeln.

Mit wachsender Besorgnis sah Leo seinem Treiben zu. Von einer Aussprache konnte keine Rede sein, und doch wurde sie dringender von Tag zu Tag.

Um die Mitte des März erklärte der Arzt nach einer Unterredung, die der Genesende unter vier Augen mit ihm gehabt hatte, es sei dringend notwendig, daß er auf sechs bis acht Wochen nach dem Süden ginge, und zwar, was die Hauptsache wäre, ohne vorerst nach Uhlenfelde zurückgekehrt zu sein.

Begleitung? ... Etwa er, der Herr von Sellenthin? ... Kein Gedanke ... So ein armer, schwacher Kopf müsse seine Ruhe haben ... Fremde Menschen thäten not ... Freunde wären Gift ...

Leo schwieg betroffen.

Am folgenden Tage schon kam aus Königsberg ein junger, praxisloser Doktor, der Geleit und Pflege auf sich genommen hatte, um, wie er freimütig erklärte, seinen leidenden Finanzen aufzuhelfen.

Der Abschied der Freunde war weich und scheinbar ohne inneren Vorbehalt. Es zitterten darin stumme Bitten: „Vergib mir" und stumme Beteuerungen: „Ich habe dir vergeben." —

Eine Woche nach der andern ging dahin. Leo arbeitete

mit übermenschlicher Kraft, denn auch die Aufsicht über Uhlenfelde ruhte auf seinen Schultern.

Seiner einstigen Geliebten gedachte er ohne Groll und ohne Selbstvorwurf, nur was aus ihr geworden sein mochte, bereitete ihm Sorge.

Eines Tages erreichte ihn unerwartet, auf Umwegen, eine spärliche Nachricht.

Er war zu Brenckenberg gegangen, dem er die Schuld jener Nachtstunde abzubitten gedachte. Da erzählte der Alte, der seinen Groll allmählich fahren ließ, daß sein Junge, der Schlingel, der Baronin Kletzingk in Berlin begegnet sei; sie hätte ausgesehen wie immer, wäre nicht im mindesten verlegen gewesen und hätte ihn mit Fragen überschüttet.

„Uebrigens — an dem Jungen," fuhr er fort, „hast du wahrhaftig ein gutes Werk gethan ... Zwar aus dem Corps ist er raus. Da war nichts zu machen ... Aber dafür ist er wie umgewandelt seit der Haue, die du ihm verabfolgt hast ... Er ludert nicht mehr und macht keine Schulden — er verdient sich ordentlich sein tägliches Brot und büffelt auch noch zum Examen ... Verzeih mir, Fritzchen ... ich bin wieder mal ein alter Esel gewesen. Und hab schönen Dank!"

Leo drückte ihm lachend die Hand und dachte: Hoffentlich abenteuert sie nicht! — — — — — — — — — — —

Von Ulrich kam in jeder Woche ein kurzer Bericht. Anfangs schrieb der junge Arzt, dann auch er selber. Wenige flüchtige Zeilen, die als Hoffnung und als Halt genügen mußten.

Langsam verlor sich die nagende, auf Ahnungen horchende, nach Merkzeichen schielende Angst aus Leos Seele, seine Zuversicht spannte sich wieder, der cynisch-gesunde, lärmsüchtige Frohmut, der unsern ostelbischen Recken so wohlsteht, spukte anfallsweise bereits durch sein gesundendes Gemüt. —

Es war an einem grauen Morgen in der zweiten Woche des Mai. Leo, von seinem Frühritt ausgehungert, kam zum

Kaffee in das Familienzimmer, dessen weitgeöffnete Glasthür die weiche Regenluft in Strömen einziehn ließ.

Da war es ihm, als sähe er die Augen der Seinen mit einem seltsam gespannten und verfänglichen Blicke sich entgegenleuchten.

„Was macht ihr heut für putzige Gesichter?" fragte er.

Mama wandte sich ab und lächelte. Elly sah in den Schoß und lächelte. Herthas Auge blieb an ihm hängen und verklärte sich vollends.

Um sich schauend bemerkte er ein Couvert auf seiner Kaffeetasse liegen, das Ulrichs Handschrift, doch — keinen Poststempel trug.

Das Herz stand ihm still.

Er las:

„Lieber Junge! Ich bin gestern abend angekommen und erwarte Dich. Grüße die Deinen. — Ulrich."

Da er seine Bewegung nicht verraten wollte, blieb er schweigend hinter dem Stuhle stehen und zerknitterte das Papier in seiner Hand. Leise kam eine nach der andern und brachte ihren Glückwunsch.

„Kinder," sagte er, „sein Haus ist nun ganz leer. Er hat niemanden außer uns. Wollt ihr mir helfen, daß er sich hergewöhnt? . . . daß er uns hier als seine Heimat betrachtet? Wollt ihr mir helfen — alle drei?"

„Das versteht sich ja von selbst, mein Jung'," sagte die Mutter und streichelte leise seinen Oberarm.

„Versteht sich das auch bei dir, Hertha?" fragte er.

Sie sah ihn mit großen, ruhigen Augen an und nickte. Er drückte ihr stumm die Hand. — Dann aß er und trank und zählte die Sekunden. —

Auf regendurchweichten Wegen ging's dem Strome zu. Ringsum auf Rain und Feldern ein weites Gären und Keimen und Knospen.

In ihm jauchzte es: „Jetzt gehört er mir ganz! Jetzt gehört er mir ganz!"

Doch als er auf der Dammhöhe stand und das Uhlenfelder Schlößchen in seiner koketten Pracht still vor sich liegen sah, kroch ein erstes Bangen über sein Herz.

Für sie war es gebaut worden. Sie trieb sich heimatlos und vielleicht schon halb verdorben in der weiten Welt umher, er aber sollte straflos auf der Stätte aus und ein gehen dürfen, die er ihr geholfen hatte zu entweihen?

„Ach was!“ lachte er und reckte seine stählernen Glieder. „Kraft muß man haben und Glück muß man haben. Auf einen Schuß Unrecht kommt's dabei nicht an.“

Dann ließ er die Ruder ausgreifen.

In ihrem lichtgrünen, gelbgetüpfelten Maienkleide stand rechter Hand die Freundschaftsinsel da und beguckte sich in den spiegelnden Wassern.

„Die hat uns gerettet,“ dachte er und spähte nach dem Tempel aus, den das dünne Blattwerk noch nicht zu decken vermochte.

Als das Boot den Uhlenfelder Sand hinanschrammte, kam ihm ein neues Bangen. Und als er den Hof betrat, atmete er hastig und schwer wie ein Engbrüstiger. Ob vor Angst oder Glück, wußte er nicht.

Und dann gab er sich einen Ruck und biß die Zähne zusammen.

Vorwärts!

Vorn in der Halle stand Ulrich, der ihn hatte kommen sehen und ihm selbst die Thür öffnete. — Das mattweiße Wolkenlicht fiel auf ein ernstes, starres Angesicht, das sich in der Sonne des südlichen Frühlings zu einem leichten Gelbbraun abgetönt hatte.

Leo fühlte, wie er zitterte. Er hatte eine jähe Empfindung, als müßte er ihn in seinen Armen begraben, aber er wagte es nicht — das starre Gesicht hielt ihn im Banne. So streckte er ihm nur die beiden Hände entgegen und murmelte ein zages: „Geht's gut?“

Ueber Ulrichs Züge flog ein Schimmer schwermütiger Zärtlichkeit.

„Mein Junge!“ sagte er und biß die Lippen ein, „mein alter Junge!“

Und dann führte er ihn in das Gartenzimmer, in dem auf einer Tischdecke einsam eine Kaffeetasse stand.

Leo warf einen scheuen Blick nach links, wo vordem Lizzies Allerheiligstes gewesen war. Die Thür war verschlossen. Kein Schlüssel steckte darin.

Noch hatte kein Dienstbote sich sehen lassen. So öde, so ausgestorben schien das ganze Haus, als gäb' es neben dem Herrn kein menschliches Wesen darin.

In der einen Fensterecke stand eine Chaiselongue mit einem Rauchtischchen und einem Sessel davor. Das war der Platz, auf welchem Felicitas in einem Verzweiflungsanfall zusammengesunken war, als sie an jenem Herbstnachmittag zum erstenmal in alten Erinnerungen zu wühlen begonnen hatten.

Leo dachte daran und empfand ein leises Widerstreben, als Ulrich ihn bat, dort Platz zu nehmen.

Das ganze Haus bis hinauf zum Giebel schien vollgefüllt mit den schamvollen Bildern dessen, was gewesen war.

„Die Winterung steht gut,“ begann Ulrich.

Leo stutzte. Sogar in der selbstverständlichen Bemerkung des heimkehrenden Landmannes fand er die Spuren geheimen Ausweichens.

„Ja, sie steht gut,“ meinte er gedehnt.

„Und Uhlenfeldes hast du dich auch angenommen,“ fuhr Ulrich fort. „Hab schönen Dank, lieber Junge!“

„Nicht der Rede wert,“ erwiderte Leo, die ausgestreckte Hand abwehrend, „deine Leute sind ja ans Alleinwirtschaften gewöhnt.“

„Das sind sie freilich,“ sagte Ulrich, „aber es ist trotzdem gut, wenn jeder seinen Herrn fühlt.“

„Wie mag er das meinen?“ dachte Leo in stets zitterndem Argwohn.

Und drüben das reglose, feierliche Gesicht!

Die Freundschaft, die alte dreiste, fröhliche Freundschaft — wo war sie geblieben?

In Leo erwachte ein dumpfes Verlangen, irgend etwas Widersinniges zu thun, wenn es nur diesem Zwang ein Ende machte. Er wollte juchzen, tanzen oder ihm zu Füßen stürzen und seine Hände küssen. „Verzeih, verzeih!“ wollte er schreien, aber es war ja alles verziehen.

In dem ruhigen gesammelten Blicke drüben lag kein Schatten eines Vorwurfs mehr. Eher ein liebevolles Mitleid lag darin.

„Und du selbst, Ulrich?“ fragte er stotternd, „bist du zufrieden mit dir? Fühlst du dich gut?“

„Hm,“ machte Ulrich, „ja — ich fühl' mich ganz gut.“

Eine Pause entstand.

Draußen tropfte der Regen in feuchtwarmen Schauern auf das trinkende Erdreich herab ... An den junggrünen Ruten hingen graue Perlenreihen ... Die halbentrollten Blättchen dehnten sich und leuchteten in dem stärkenden Bade.

Jugend und Segen überall! — Doch die beiden Menschen, die einander liebten wie nichts sonst auf der Welt, umwehte etwas wie ein Hauch von Herbst und Sterben.

Und Ulrich begann: „Du weißt, wir haben miteinander zu reden, lieber Junge ... Was aus uns beiden — ich meine aus unsrer alten Freundschaft — nun werden soll, muß klargestellt werden.“

Das Gesicht drüben war wie eine Maske in seiner eisernen, ruhevollen Entschlossenheit. — Jeder Kampf schien ausgekämpft in dieser kranken, gemißhandelten Seele.

Leo nickte, fühlend, wie er selber ruhig wurde. Was auch geschehen mochte, es geschah nach ihrer beider Wesen innerster Notwendigkeit, — das wußte er.

„Es ist gut, daß so viel Zeit verflossen ist — seit jener Nacht,“ fuhr Ulrich fort. „Ich habe über manches nachdenken können ... und glaube den rechten Weg klar vor uns

zu sehn ... Deine Leidensgeschichte, wie du sie mir damals erzählt hast, ist mir jetzt Zug für Zug auch von Felicitas bestätigt worden."

Leo fuhr in die Höhe.

„Du hast sie gesprochen?" stammelte er.

Ulrich bejahte ernst.

„Sie hatte an mich geschrieben ... wegen der — wegen der — Scheidung. Das kannst du dir doch denken. Und da hab' ich sie aufgesucht ... Ich durfte doch das arme Geschöpf nicht sich selber überlassen — auf die Gefahr hin, daß sie zu Grunde geht?"

Leo fühlte eine Art von dumpfer Eifersucht in sich erwachen. Von ihr sprach er so weich. Was würde er zu seinen Gunsten zu sagen wissen?

„Als ich sie jetzt wiedersah — rosig und lustig und wie von einem Alp befreit —"

„Also so fandst du sie?" fragte Leo gedehnt.

Ulrich nickte, während für einen Augenblick ein mild ironisches Schmunzeln um seine Mundwinkel flog.

„Da ist mir so recht klar geworden, wie viel ich an ihr gesündigt hab' ... Einer wie ich, ein gebrechliches, kaputes Subjekt — gerade gut genug, sich allein durchs Leben zu schleppen — ich durfte meine Hand nach keinem vollgesunden, jungen Wesen ausstrecken, in dem jeder Nerv nach Liebe zuckt. Mag sie glücklich werden! ... Ich bin innerlich fertig mit ihr ... Ich war es eigentlich schon seit dem Tage ... na, lassen wir den Jungen ruhen. Aber einen Stein soll mir keiner auf sie werfen."

Leo atmete auf ... Er bangte sich also nicht nach ihr, er nahm sie vielleicht kaum noch ernst ...

Dann stand auch dieser Schatten nicht mehr zwischen ihnen!

Ulrich lehnte sich in einem Anfall seelischen Ermüdens gegen die Rückwand seines Sitzes.

„Nun zu uns beiden," sagte er.

Seine Züge verloren die mühsam festgehaltene Strenge. Sein Mund öffnete sich — zwei Schmerzlinien gruben sich rechts und links in die plötzlich einsinkenden Wangen.

„Noch böse fünf Minuten,“ dachte Leo, dessen Hoffnung nunmehr auf festem Boden stand, „dann ist zwischen uns alles beim alten.“

„Erinnerst du dich, lieber Junge,“ fuhr Ulrich fort, während sein Auge sich weit zu gramvoller Starrheit öffnete, „an die Stunde nach deiner Rückkehr, als wir in der ‚Preußischen Krone‘ saßen und tranken? Damals sagtest du zu mir: ‚Deine Heirat hat unsre Freundschaft zum Opfer gefordert!‘ ... Ich hab' dir nicht glauben wollen ... Aber jetzt weiß ich, daß du tausendmal recht hattest.“

„Wie meinst du das?“ stammelte Leo, dem ein Angstgefühl kalt über den Leib lief.

„Mach mir keinen Vorwurf, lieber Junge. Und laß es mich nicht entgelten ... Ich strafe mich ja selber mehr, als ich dich strafe ... Ich hab' dich so lieb, wie ich dich je gehabt habe ... Ich möchte mein Herzblut für dich hingeben ... Aber verkehren kann ich nicht mehr mit dir.“

„Ulrich!“ schrie Leo auf, „du hast mir also nicht verziehen, Ulrich?“

Ulrich lächelte schmerzlich. „Was heißt verzeihen?“ sagte er. „Das einzige Weib auf der Welt, das ich nicht berühren durfte, wollte ich dein Freund sein, das hab' ich zu meiner Frau gemacht ... Ich denke, unser Conto steht gleich ... Wenn's damals zum Schießen zwischen uns gekommen wäre, und du hättest es mit mir gemacht, wie mit ihrem ersten Mann, lieber Junge, ich hätte dir noch im Sterben die Hand gestreichelt ... Und da red'st du mir von Verzeihen!“

Leo war in die Höhe getaumelt. Er streckte die Hände nach dem Freunde aus, als wollte er ihn greifen und festhalten, ehe seine Seele ihm für immer entwischte.

„Aber dann ist es ja Wahnsinn,“ rief er, „was du da thust!“

„Nein lieber Junge ... Ich möchte dir das gern erklären, siehst du. Ich hab' mir eine lange Rede ausgedacht für mich ... Aber halten kann ich sie nicht ... Ich hatte — weiß Gott! — den festen Willen, alles begraben sein zu lassen ... Aber ich kann mich doch nicht anders machen, als ich bin ... Wie ich alles schwer nehm' und nicht übers Herz bringe, was nicht bis aufs Tüpfelchen mit mir zusammenstimmt, das weißt du ja ... doch denk mal gar nicht an mich ... Du greifst doch das Leben wie irgend einer dreist und unverfroren an ... Aber wie willst du's übers Herz bringen, hier — zwischen diesen Wänden — aus und ein zu gehen? Vorhin, bei deinem Eintritt, da sah ich, wie du nach der Thür dort hinschieltest ... Dir war, als müßte sie dir wieder entgegenkommen ... Ich hab' mit ihr abgeschlossen und du hoffentlich auch ... Aber ihr Geist geht hier herum, das fühlst du so gut wie ich."

„Es wird sich verlieren mit der Zeit," murmelte Leo, immer mutloser werdend.

„Glaub das nicht," entgegnete Ulrich. „Wir müßten anders erzogen sein, als wir sind ... Wir müßten andre Eltern gehabt haben ... und uns müßte andres Blut eingepumpt werden. Aber wie wir nun einmal sind, würden wir unsrer Würde und unsrer Männlichkeit geradeswegs ins Gesicht schlagen ... Wir würden schlapper werden von Tag zu Tag und uns schließlich gegenseitig zum Vorwurf machen, was wir an Selbstachtung eingebüßt haben? ... Nein — das soll nicht sein, dafür ist unsre alte Freundschaft zu schade ... Und denk mal an unsre beiden Väter. Die hatten sich — weiß Gott — auch lieb! Aber wäre ihnen passiert, was uns beiden passiert ist, so hätten sie sich gegenseitig die Hälse gebrochen ... Und zwar ohne erst viel zu fragen: ‚Wer ist der Schuldige und wer nicht?' ... Sag selbst, hab' ich nicht recht?"

Leo schwieg. „Also hat er mich doch verworfen," dachte er.

Ihm war, als sänke alles zusammen, was er an Hoffnung und Kraft, an Weichheit und Treue frisch in sich auferbaut hatte.

Vor ihm lag das Nichts.

„Da ist's wohl das beste," sagte er, „ich schnür' mein Bündel und mach', daß ich wieder rüberkomm'".

Ulrich trat neben ihn und legte die Hand auf seine Schulter. „Das wirst du nicht, lieber Junge," sagte er. „Sieh hinaus übern Strom! ... Dort drüben liegen deine Felder ... Der Roggen steht gut ... Die Rüben sollen umgesetzt werden ... Der Sommerweizen ist auch schon aufgegangen ... Dazu ist als beste Gottesgabe Regen gekommen ... Das grünt alles und drängt sich in die Höhe. Und will blühen und Frucht tragen. Und du, dem das alles gehört, der du verantwortlich bist für jedes Pflänzchen, du sollst wie ein verflogenes Korn verkommen und verfaulen — ohne Nutzen und ohne Aussaat für die Zukunft?"

„Wenn du mich im Stich läßt," sagte Leo verbissen, „hat das alles keinen Zweck."

„Ich lass' dich aber nicht im Stich. Ich werde still zusehen von weitem und mich an allem freuen, was dich freut. — Ich werde in meinen Gedanken die Halme zählen auf deinen Aeckern. Und deine Kinder werd' ich in meinem Herzen hegen, als wären sie meine."

„Meine Kinder!" stammelte Leo.

Ulrich lächelte. „Glaubst du, ich hab' die Augen nicht aufgemacht?" fragte er. „Ich weiß ja nicht, ob du schon bald im reinen sein wirst mit dem Gewesenen ... Aber laß das liebe Mädel nicht zu lange warten ... Und beklag dich nicht! ... Denn du hast's gut ... Bei dir ist's Frühling draußen und drinnen."

Leo fühlte, wie ihm das Wasser in die Augen schoß ... Er wandte sich ab und drückte die Fäuste vors Gesicht.

„Und du selbst, Ulrich?" fragte er, sich fassend.

Ein Schimmer ruhiger Hoffnungslosigkeit flog wie eine Ahnung von Todesfrieden über das müde, gelbe Gesicht.

„Ach, ich!" sagte er, „bei mir ist nicht viel mehr zu wollen. Um mich mach dir keine Sorgen. Ich habe mir mein Leben geschaffen, so gut ich konnte ... ich nehm' als Geschenk, was mir davon noch übrig bleibt ... Und nun gib mir die Hand ... Hab Dank für alles ... Und leb wohl!"

Sie lagen sich in den Armen.

„Wollen tapfer sein, mein Alter," mahnte Ulrich. „Schließlich sind wir ja nur da wieder angelangt, wo wir an dem Tage waren, als du heimkamst." — — —

„Vergib mir meine Schuld," bat Leo leise, als schäme er sich dieser Bitte.

Dann stürzte er zur Thür.

Der Regen hatte von neuem zu sprühen begonnen ... Ein warmer Wind jagte funkelnde Schauer vor sich her ... Zwischen den Wolkenballen hindurch blinzelte hie und da ein mattes Silberlicht ... Das Erdreich duftete ... Vom Teiche her kam das Schmatzen des wohlig im Schlamme watenden Geflügels ... In den Aesten der blühenden Schlehen jagten sich singend die Finken.

Das ganze Weltall schien aufs Scherzen abgestimmt.

Wie von einem frischen Grabe in das fremd gewordene Leben zurück, ging Leo dahin. Das Herz war ihm weit und weh.

In seinem Geiste dämmerte etwas wie von einer ewigen Zweck- und Sinnlosigkeit, unter deren Banne nun auch sein Dasein in Nichts verrollen sollte.

Sein armer Schädel vermochte nicht den Gedanken zu klären und weiterzuspinnen, aber angst ward ihm dabei. Und dann begann etwas in ihm sich zu empören gegen das Schicksal, das er sich hatte aufzwingen lassen ohne Trotz und Gegenwehr — aus dem lähmenden Gefühl der weiterwirkenden Schuld heraus.

In dem demütigen, widerspruchslosen Entbehren, zu dem er verurteilt war, mußte sie nun für immer an ihm hängen bleiben.

Dort stand das Boot, zum letztenmal zu Gast auf dem weißen Uhlenfelder Sande. Zum letzten Male schob er es mit diesen seinen Armen in den Strom hinaus.

Zum letzten Male!

Die Kiesel knirschten unter dem schrammenden Kiel ... Das Vorderteil wühlte sich tief in das aufspritzende Wasser.

Zum letzten Male stand sein Fuß auf Uhlenfelder Boden ... Zögernd sprang er in das Boot. Verdrossen wog er die Ruderstiele in der hohlen Hand.

Es war ein Widersinn, was hier geschah, ein Verbrechen an ihm wie an jenem!

Da — als er in die Strömung hinauslenkte, den Blick zum Abschiede fest auf Uhlenfelde geheftet, sah er an dem Fenster des Turmzimmers Ulrichs Gesicht auftauchen. Er erkannte es genau mit seinem hellen, runden Faserbart und den großen, dunkeln Augenhöhlen.

Sein Herz machte einen Sprung.

Augenscheinlich war Ulrich zum Turm hinaufgestiegen, um ihm zurückzuwinken.

„Ich komm' — ich komm'!" jubelte es in ihm. Schon holte er aus, um mit einem Ruck das Boot herumzureißen.

Doch nein — er winkte nicht. Er trat sogar zur Seite, um nicht bemerkt zu werden.

Enttäuscht fuhr Leo weiter, aber er freute sich doch.

Und wie er den Freund in seiner großen, stillen, scheuen Liebe, von dem Vorhang halb verborgen hinter sich herschauen sah, da kam ihm plötzlich aus all der wiedergeborenen Kraft und Tüchtigkeit, die er von neuem in Leib und Seele quirlen fühlte, die alte, strahlende, breitbrüstige, unwiderstehliche Siegeszuversicht zurück, die über seinem Leben gewaltet hatte von Anbeginn, und um die er von jenem Weibe schmählich betrogen worden war.

Er warf die Ruder hin, reckte sich hoch empor, und die geballten Fäuste nach Ulrich hin ausstreckend, schrie er lachend übers Wasser:

„Dich hol' ich mir noch zurück! ... Da paß mal auf!"

Der Schimmer drüben verschwand.

Er aber setzte sich wieder auf seinen Platz und trieb das Boot still auf den Halewitzer Strand — hohen Feiertag im Herzen.

ed by Google

BOUND IN LIBRARY
APR 27 1916
UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 06453 4475

Digitized by Google